Biogr. 429 gm
(3

Digitized by Google

<36602050320016

<36602050320016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Vierzig Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines französisch-preußischen Offiziers.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Tübingen.
Osiander'sche Buchhandlung.

1849.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite

I.

Ankunft der jungen Kaiserin. — Civil- und religiöse Vermählungs-Feierlichkeiten Napoleons und Marie Luisens. — Großes Volks-Fest. — Montmorency und Rousseaus Eremitage. — Demoiselle Mars. — Pauline. — Die Mitglieder der Familie Bonaparte. — Versailles und seine Herrlichkeiten. — Die Maitressen der XIVten und XVten Ludwige. — Feste dem kaiserlichen Ehepaar zu Ehren. — Unglückliches Fest von dem österreichischen Gesandten gegeben. — Lannes Leichenfeier. — Die Errichtung der Siegessäule auf dem Platz Vendome. — Excesse der holländischen Garden zu Paris. — Gerüchte über Marie Louisens Schwangerschaft. — Ich werde zu Mürats Garde zu Pferd versetzt. — Abreise nach Neapel. . . 1 — 49

II.

Reise von Paris nach Neapel. — Orleans. — Turin. — Ankunft zu Neapel. — Mürats Garden und Hofstaat. — Fehlgeschlagene Expedition gegen Sicilien. — Grausame Maßregeln zur endlichen Vertilgung der Briganden in Calabrien. — Entstehung der Carbonari. — Mürat. — Die Königin Caroline. — Der Carneval zu Neapel. — Ein italiänisches Liebhabertheater. — Die Festini in San Carlo. — Die Marchesa im Schilderhaus. — Fastenzeit und Osterfeier. — Ein Pistolenduell. — Don Juan zum Erstenmal in Neapel aufgeführt. — Ein Schiff mit englischen Nachtgeschirren von der Douane weggenommen. —

Digitized by Google

Seite

Ein Abenteuer in den Gärten zu Caserta. — Ein Souper suspendü. — Das Fest in der Kirche der Madonna di Piedi-Grotta. — Ein silbernes Ei. — Ein dreifacher Mord. — Weihnachtsfeier. — Verbrennung der englischen Waaren. — Ich falle in die allerhöchste Ungnade, und werde nach Tarent beordert. . . . . 50—91

III.

Marsch von Neapel nach Tarent. — Eine Zusammenkunft zu Caserta. — Die caudinischen Engpässe. — Avelino. — Dentecane. — Ariano. — Barletta. — Bari. — Tarent. — Einschiffung nach Corfu. — Seegefecht auf der Höhe von Tunis. — Ankunft zu Corfu. — Beschreibung der jonischen Inseln. — Ueberblick der Geschichte von Corfu. — Der heilige Spiridion und seine Feste. — Die griechischen Dorffeste. — Das Theater und Liebhabertheater. — Seltsame Zusammensetzung der Garnison. — Pallea Castrizza. — Ein Exorcismus. — Erdbeben. — Türkische Tabacksbeutel. — Ein giftiger Schlangenbiß. — Capo d'Istria. — Die Entführung einer Braut. — Ein Seeturnier. — Paxo. — Parga. — Prevesa. — Thiaki. — Santa Maura. — Der leukadische Felsen. — Fano. . . . . 92—155

IV.

Eine Mission nach Albanien. — Janina. — Ali Pascha; seine furchtbaren Grausamkeiten. — Ein lebendig Begrabener. — Govino. — Die Entführung einer jungen Griechin. — Rocca Timono. — Diverst. — Ein Soldat erschießt einen Fregattencapitain. — Ein Rattenmahl. — Die Prima Ballerina Giuseppina Panzieri. — Großer Theaterscandal. — Ludwig der Springer. — Die Feuerprobe. — Ein Duell. — Ein Banditenanfall. — Ein Schiffbruch. — Die Gärten des Alcinous. — Eine verwünschte Prinzessin. — Auffindung der Ruinen von Chrysopolis bei der Anlegung eines verschanzten Lagers. — Ein großer Brand. — Die Räuber in Corfu. — Parga geht an die Engländer über. — Schlimme Neuigkeiten. — Mürats Abfall. — Napoleons Abdankung. — Rück-

Digitized by Google

Seite

kehr der Bourbons. — Ankunft der englischen und französischen Flotten. — Uebergabe Corfu's an die Engländer. — Unanständiges Benehmen englischer Offiziere. — Einschiffung der französischen Garnison. . . . 156—214

V.

Ueberfahrt von Corfu nach Marseille. — Das Schiffsleben. — Die Meerenge von Messina. — Die Fata Morgana. — Haifische. — Napoleon auf der Insel Elba. — Das Pestlazareth und die Quarantaine zu Marseille. — Marseille. — Stimmung der Einwohner. — Abmarsch nach Avignon. — Meuterei in Aix. — Die Familie Giraud und ihr Beichtvater. — Die rasenden Weiber in Avignon attaquiren uns. — Ankunft Ludwig Philipps zu Avignon. — Lyon. — Einzug des Grafen Artois (Carl X.). — Fontainebleau. — Paris. — Preußische Vergeltung. — Die zurückgekehrten Emigranten. — Ich lasse mich auf halben Sold setzen. — Abreise über Rheims nach Straßburg. — Die heilige Oelflasche. — Straßburg. — Der Herzog von Berry. — Abreise nach Frankfurt. — Ankunft daselbst. . . . . 214—238

VI.

Feier des 18. Octobers zu Frankfurt am Main. — Verfassungswehen dieser Stadt. — Franzosenhaß daselbst. — Diverst. — Ein Fest auf dem Sandhof. — Napoleons Rückkehr von der Insel Elba. — Ich entschließe mich in preußische Dienste zu treten. — Abreise nach Berlin. . 238—252

VII.

Reise von Frankfurt nach Berlin. — Gelnhausen. — Die Schlachtfelder bei Lützen. — Leipzig. — Die Messe. — Ein Paar Harfenmädchen. — Eine Parthie nach Giebichenstein. — Wittenberg. — Treuenbriezen. — Berlin. — Prinzessin Wilhelm. — Die Theater. — Iffland und Devrient. — Potsdam und seine Schlösser. — Graf Lusi und Friedrich der Große. — Sanssouci. — Das neue Schloß. — Eine alberne Klatscherei. — Ein bübischer Studentenstreich. — Urania. — Meine Anstellung. — Die Familie Pokwisch. — Anekdoten vom Kronprinz. —

Digitized by Google

Seite

Ich soupire mit sechs Damen. — Eine Künstlerhaushaltung. — Das Institut Bernhard. — Die Tabagien. — Eindruck der Schlacht bei Waterloo. — Das Opernhaus. — Das Zeughaus. — Das Schloß. — Frankfurt an der Oder. — Dresden. — Die Elbbrücke. — Das grüne Gewölbe. — Das Brühl'sche Palais. — Das große Opernhaus. — Rückkehr nach Berlin. — Abreise nach Colberg. 252—288

VIII.

Reise von Berlin nach Colberg. — Eine Amazone. — Ankunft in Colberg. — Die neuen Dienstverhältnisse. — Colberg und seine Umgebungen. — Einfachheit und Wohlhabenheit der Einwohner. — Die Marienkirche. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Nettelbeck. — Die letzte Belagerung. — Feier des Geburtstags des Königs. — Madame G... und ihre Cousine. — Das Versteckenspiel im Bullenwinkel. — Eine Reise nach Cöslin. — Eine Lustfahrt auf einen pommerschen Edelhof. — Die Colberger Freuden. — Ich gehe auf Urlaub nach Berlin. — Ein polnischer Reiseschatz. — Die verrätherischen Austernschaalen. — Fürst Blücher. — Die Berliner Weihnachtsfreuden. — Die Redouten und Porcellanfuhren. — Die schöne Louise. — Spandau. — Eine glänzende Schlittenfahrt. — Rückreise nach Colberg. . . . . 289—330

IX.

Frau von Schätzel. — Madame Schröder, der Colberger Crösus. — Ihre Feste und Landparthien. — Eine Schlittenfahrt mit Folgen. — Ein Duell. — Eine gefährliche Fensterpassage. — Ich belausche wider Willen eine Kaffeegesellschaft. — Ein Kaffeebad. — Ich führe einen Transport zu dem Occupationsheer nach Frankreich. — Stettin. — Ein Concert rettet aus Noth und Tod. — Ich werde vom Dienst suspendirt. — Rombergs Schauspieler-Gesellschaft zu Colberg. — Sechsmonatlicher Festungsarrest in Weichselmünde. — Neufahrwasser. — Danzig und seine Vergnügungen. — Abreise nach Marienburg. . . 331—358

X.

Marienburg. — Elbing. — Königsberg. — Pillau. — Marienwerder. — Graudenz. — Culm. — Bromberg. —

Digitized by Google

Seite

Gnesen. — Posen. — Neustettin. — Rückkehr nach Colberg. — Eine furchtbare Mordgeschichte. — Eine Vexirreise. — Ein Nicolausabend. — Diverse Campagnen unter Amors Fahnen. — Der Esel von Osten. — Noch ein Damensouper. — Arge Scandalosa. — Eine pommersche Hochzeit. — Ich mache ein Gespenst. — Abermaliger Festungsarrest. — Meine Entlassung. . . 359—384

XI.

Ein Polterabend. — Ich gebe ein Paar Gastrollen. — Reise von Cöslin nach Berlin. — Eine Reise nach Paris ohne Paris zu sehen. — Der Schabernack. — Schicksale meiner Cousinen. — Abreise nach Magdeburg. — Brandenburg. — Carnot. — Er fordert mich auf ein Geschichtswerk herauszugeben. — Magdeburg; seine Geschichte und furchtbare Zerstörung. — Der Dom und seine Reliquien. — Eine Schauergeschichte. — Avantüren. — Ich gerathe in große Feuersgefahr. — Abreise nach Bremen. — Angenehme Reisegesellschaft. — Braunschweig. — Vetter K... und Cousine Henriette. — Der Rathskeller, die Rose und die 12 Apostel. — Der Bleikeller. — Ein Hausfreund. — Gesinchen. — Die Giftmischerin Gottfried. — Signora Catalani in Bremen. — Abreise nach Frankfurt. — Hannover. — Hildesheim. — Goßlar. — Eine Parthie auf den Blocksberg. — Cassel. — Wilhelmshöhe. — Zopfwuth des Churfürsten. — Ankunft zu Frankfurt. . 384—429

XII.

Frankfurter Zustände. — Schwierigkeiten bei einer Verheirathung. — Ich soll mich um eine Anstellung in Frankfurt bewerben, gebe es aber schnell wieder auf. — Senatorenstreiche. — Ich beabsichtige eine Zeitschrift herauszugeben. — Die Gräfin Sürvillier und ihre Töchter. — Napoleons beabsichtigte Befreiung. — Hausen. — Frau von Busch. — Homburg. — Ich schwinge etwas derb die Geißel der Satyre in meiner Zeitschrift; diverse Histörchen und Widerwärtigkeiten. — Signora Catalani in Frankfurt. — Napoleons Tod. — Fürst Y....s trauriges Ende. — Müller-Broli. — Der Jude Dobrusky. — Ein Besuch von sieben Schauspielern. — Ich verwende

Digitized by Google

Seite

mich für die griechische Befreiungssache. — Die Sängerin Canzi. — Verbot meiner Zeitschrift. — Eine lustig-romantische Rheinreise. — Die Schlangenmädchen. — Pittschaft-Diogenes. — Thereſe Peche. — Ich bilde ſie für das Theater. . . . . 429—495

XIII.

Die Schlangenmädchen zuerſt bei der Mainzer, dann bei der Cölner Bühne engagirt. — Der Bruder von ungefähr. — Aufenthalt in Aachen. — Ich ſpiele den Don Juan in der Wirklichkeit ſtatt auf der Bühne. — Ringelhards Geſellſchaft. — Aufenthalt in Cöln. — Polizeidirektor Struenſee. — Trennung von Peches. — Der Schauſpieler Wolthers wird im Duell erſchoſſen. — Die Familie F.....ch. — Entführung einer Schauſpielerin. — Agnes F.....ch. — Ein Fehlſprung. — Noch ein Rouſſeau. — Der Cölner Carneval. — Ich werde demagogiſcher Umtriebe verdächtig gemacht. — Ich gehe nach Mainz. — Aufenthalt daſelbſt. — Ich redigire eine Mannheimer Zeitſchrift. — Die ſchwarze Commiſſion. — Ich werde aus Mainz verbannt, und gehe nach Mannheim. — Eine Reiſe nach Stuttgart. — Die ſchöne Unbekannte auf der Inſel. — Eine Saiſon in Baden-Baden. — Ich nehme meinen Aufenthalt in Stuttgart. — Buchhändler Frankh. — Das Theater. — Eine ſehr geheime Intrigue. — Die Stadtpoſt und ihr Redakteur. — Ich gebe mein erſtes hiſtoriſches Werk heraus. — Ich werde Spießbürger in Frankfurt am Main. . . 496—540

Digitized by Google

I.

Ankunft der jungen Kaiserin. — Civil- und religiöse Vermählungs-Feierlichkeiten Napoleons und Marie Luisens. — Großes Volks-Fest. — Montmorency und Rousseaus Eremitage. — Demoiselle Mars. — Pauline. — Die Mitglieder der Familie Bonaparte. — Versailles und seine Herrlichkeiten. — Die Maitressen der XIVten und XVten Ludwige. — Feste dem kaiserlichen Ehepaar zu Ehren. — Unglückliches Fest von dem österreichischen Gesandten gegeben. — Lannes Leichenfeier. — Die Errichtung der Siegessäule auf dem Platz Vendome. — Excesse der holländischen Garden zu Paris. — Gerüchte über Marie Louisens Schwangerschaft. — Ich werde zu Murats Garde zu Pferd versetzt. — Abreise nach Neapel.

Die immer näher heranrückende Zeit der Vermählung Napoleons mit Marie Louise, zu der man alle möglichen Vorbereitungen machte, ließ schnell die Geschichte unsers Todtenmahles, so wie alle andere Dinge ins Meer der Vergessenheit sinken; die erwartete neue Kaiserin nahm wenigstens auf einige Zeit alle Aufmerksamkeit der guten Pariser in Anspruch. Man hörte an allen öffentlichen Orten, so wie in den Familien nur noch von dieser reden, und erzählte sich die seltsamsten Dinge und Mährchen, ihre Person, ihre Erziehung, ihre Talente, ihren Geist ꝛc. betreffend, und es gibt fast keine Abgeschmacktheit, die man nicht zu Gunsten der jungen Erzherzogin erfunden und in Umlauf gebracht hätte. Bald sollte sie keine drei zählen, bald für Sechse essen können, sich nur in Milch baden, nur Mehlspeise und Gebackenes zu sich nehmen; auch wollte man durchaus nicht gestatten, daß Kaiser Franz ihr wirklicher Vater sey, und war so freigebig, ihr wenigstens ein halbes Hundert verschiedener Väter anzudichten: der eine machte einen Baron Braun, der andere gar einen Daun! dazu. Auch über ihre Gestalt, ihren Wuchs, ihre Züge, ihren Anzug, ihre

Toilette, ihre Haltung, ſetzte man die lächerlichſten Dinge in Umlauf, erfand Hunderte von Anekdoten, die ſich an Unwahrſcheinlichkeit und Abſurditäten überboten, und ſtellte Vergleiche zwiſchen ihr und Joſephinen an, die natürlich immer zum Vortheil der letztern ausfielen. Endlich kamen die, bei all dem von den Pariſern herbeigewünſchten Tage, an welchen die neue Kaiſerin durch ihr Erſcheinen die Neugierde des ungeduldigen Volkes befriedigen ſollte. Napoleon war ihr in Mürats Begleitung, der ſich auch ſchon eingefunden hatte, bis Compiègne entgegengegangen. Nach dem bekannt gemachten Programm ſollte die erſte Zuſammenkunft in dem mittelſten der drei Zelte, die zu dieſem Zweck auf dem Weg nach Compiègne aufgeſchlagen waren, ſtattfinden. Das Programm ſchrieb vor, daß beide Majeſtäten zu gleicher Zeit von zwei entgegengeſetzten Seiten in das mittlere Zelt treten, Marie Louiſe aber vor ihrem Gatten niederknien, der ſie jedoch ſogleich aufheben und umarmen würde, worauf ſich beide niederſetzen ſollten. Aber Napoleons Ungeduld machte alle, von ihm ſelbſt vorgeſchriebene Ceremonien und Etiquette überflüſſig, indem er ganz incognito in ſeinem grauen Ueberrock das Schloß von Compiègne durch eine kleine Pforte verließ, ſich in eine unanſehnliche Caleſche warf, und in dem Augenblick zu Courcelles ankam, als die Courriere der jungen Kaiſerin die Pferde beſtellten. Hier ſtellte er ſich, da es heftig regnete, unter die Halle einer Kirche, und als die Wagen der Erſehnten ankamen und man die Pferde wechſelte, lief er an den Schlag der Kutſche, in der Marie Louiſe ſaß, öffnete denſelben, ſtieg ſchnell ein, fiel ſeiner jungen, höchſt erſtaunten Gattin um den Hals, und fuhr mit ihr zuſammen nach Compiègne zurück, wo er, wie man allgemein verſicherte, die Nacht als Ehemann mit ihr zubrachte. Am andern Tag ließ er um Mittag das Frühſtück vor dem Bett der ſehr müden Kaiſerin ſerviren. Als dies zu Paris bekannt wurde, fand man es ſehr genial. Viele Perſonen waren dem hohen Paar entgegen gefahren, auch ich war bis an die Grenze des Departements der Seine geritten, wo daſſelbe von dem Präfekt und den Autoritäten des Departements empfangen und bekomplimentirt wurde. Den Fürſten Y. hatte das Podagra wieder an das Bett gefeſſelt.

Den 1ſten April fand die Civilvermählung des kaiſerlichen Paars zu St. Cloud ſtatt, der über zwanzig Könige, Königinnen und fürſtliche Perſonen beiwohnten. Ich hatte mich ebenfalls dahin begeben, aber mit Tauſend andern der feierlichen Handlung

nicht beiwohnen können. Der ganze Hof, alle Minister, Gesandte, Cardinäle, Großoffiziere, Senatoren ꝛc. hatten sich in größter Galla in den Gallerien von St. Cloud versammelt, wo die Armsessel für beide kaiserliche Majestäten auf einer Erhöhung unter einem prachtvollen Thronhimmel angebracht waren. Das Gefolge des kaiserlichen Paares bestand aus Königen und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Großwürdenträgern der Kronen Frankreichs und Italiens, Pallastdamen ꝛc. Man hat berechnet, daß die Hofdamen beider Kronen, unter denen auch eine Visconti, eine Montecuculi, eine Mocenigo, eine Pallavicini ꝛc. waren, mehr als für 20 Millionen Schmuck an sich hatten. Der Fürst Erzkanzler des Reichs sprach die Vermählung nach den von dem **Code Napoleon** vorgeschriebenen Gesetzen aus. Nachdem die Ceremonie vorüber war und sich das ganze Cortege entfernt hatte, gelang es mir in die Gallerie zu kommen, wo die Vermählung stattgefunden hatte, und ich noch die getroffenen Vorrichtungen sehen konnte. Am Abend war der Park von St. Cloud auf das prächtigste erleuchtet, was besonders bei den Cascaden, die in Brillantstrahlen herabfielen, eine unbeschreibliche Wirkung machte. Vor allem war es die große Cascade, die sich feenhaft ausnahm, man wähnte sich in einem der Zaubergärten der orientalischen Märchen der 1001 Nacht. Der illuminirte Park, in dem mancherlei Spiele stattfanden, war so mit Menschen überfüllt, daß es schien, als sey ganz Paris nach St. Cloud gewandert.

Den folgenden Tag, 2ten April, hielt das kaiserliche Ehepaar seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, zur religiösen Trauung. Mit Tagesanbruch wimmelte der dick mit Sand bestreute Weg, auf dem sich der Zug bewegen sollte, mit Menschen jeden Alters und Standes, auf beiden Seiten waren Spaliere von Truppen aufgestellt. Das Wetter war sehr trübe, es hatte einen großen Theil der Nacht und besonders gegen Morgen viel geregnet, man fürchtete sogar, daß die Feier wegen dem schlechten Weg verschoben werden müsse; als aber gegen Mittag die Sonnenstrahlen begannen sich Bahn durch die Wolken zu brechen, da fingen die Kanonen zu donnern an, die die Abfahrt des kaiserlichen Ehepaars und seines Gefolges verkündeten. Die Behörden der Stadt Paris verfügten sich eilig unter den großen Triumphbogen, den die Stadt zu Ehren der Neuvermählten im Stern der elysäischen Felder hatte errichten lassen. Dieser Triumphbogen, der später in

Marmor aufgeführt werden sollte, war in aller Eile zusammengezimmert und mit grober, bunt bemalter Leinwand, wie eine Theaterdekoration, ausgeschlagen worden. Seine vier Façaden waren mit acht ebenso vergänglichen Trophäen geschmückt, sein Durchgang war ungefähr 50 Fuß und das Ganze 140′ breit. Die Symbole der Kraft und der Klugheit waren an demselben angebracht, auf dem Kranz oben las man die Worte: „**A Napoleon et a Marie Louise, la ville de Paris.**“ Außerdem waren unter der Wölbung und sonst noch verschiedene Basreliefs, Allegorien und Medaillen angebracht. So las man z. B. unter Napoleons Portrait: „**le bonheur du monde est dans ses mains;**“ man muß gestehen, daß es sich in keinen schlechtern Händen befinden konnte. Unter einem, frische Zweige treibenden Lorbeer stand: „**il a fait notre gloire, il la rendra eternelle**“, unter einem brittischen Leoparden: „**il riait de notre discorde il pleur de notre union**“ etc. Auf den vier Façaden waren die Gesetzgebung, die National-Industrie, die Verschönerungen von Paris, die Ankunft der Marie Louise ꝛc. und viele ekelerregende Schmeicheleien gepinselt. Dieser eben so fragile Triumphbogen hatte gleiches Schicksal mit dem zu jener Zeit decretirten Riesenelephanten, von dem auch nur das Model verfertigt wurde, ersterer wurde bald in Stücke zerschlagen und verbrannt, der andere, ein kolossaler Springbrunnen — der Elephant hatte wenigstens zehnmal die Größe eines natürlichen — welcher auf dem Bastillenplatz errichtet werden sollte, ward der behagliche Aufenthalt von Millionen — Ratten. Der fortwährende Kanonendonner verkündigte die Annäherung des K. K. Hochzeitszuges, der sich nur sehr langsam durch die unermeßlichen Menschenmassen, die den ganzen Weg von St. Cloud bis Paris besetzt hatten und aus 50 und mehr Lieues in der Runde herbeigeströmt waren, fortbewegte. Das Volk von Paris hatte sich von den Tuilerien über den Concordienplatz nach den elysäischen Feldern in Bewegung gesetzt. Alle Fenster bis unter die Dächer der Häuser, an denen der Zug vorüber kommen sollte, waren mit eleganten Damen besetzt, und auf den Dächern und Bäumen wimmelte es von alten und jungen Knaben; wo es nur möglich war, hatte man Gerüste zum Schauen angebracht, wo man horrende Preise für die Plätze bezahlte. Für die von dem Präfekten von Paris eingeladenen Personen waren amphitheatralische Sitze zu beiden

Seiten des hölzernen Triumphbogens errichtet. Hier hatte auch ich durch Clarkes Verwendung einen Platz erhalten, Fürst Y. war in der Gallerie des Louvres. Gegen Mittag war der ungeheure Raum von den Tuilerien bis vor die Porte Maillot auf beiden Seiten hinter den Spalieren der Truppen bis zum Erdrücken angefüllt, und trotz dem, daß ſich die Bevölkerung der Hauptſtadt für dieſen Tag wenigſtens um die Hälfte vermehrt hatte, hörte man doch nichts von einem Unfall. Die polizeilichen Anſtalten waren vortrefflich. In dem Garten der Tuilerien waren die napoleoniſchen Garden aufgeſtellt und auf den andern Plätzen Linieninfanterie. In einer gewiſſen Entfernung ſtanden immer wieder Cavallerie- und Infanterie-Piquets, bereit, ſich augenblicklich an jeden Ort zu begeben, wo eine Störung entſtehen würde. Gegen 1 Uhr wurde das Gedränge, der Lärm und endlich das Vivatgeſchrei immer lauter, die Kanonen donnerten fort und fort, Tauſende von Trommeln wirbelten, die an verſchiedenen Orten aufgeſtellten Orcheſter, wohl ein Paar Dutzend, ſpielten, und das **Vive l'Empereur** artete in raſendes Geſchrei und Toben aus. Jetzt erblickte man von dem Triumphbogen den ſich gravitätiſch nähernden Zug, den die neuerrichteten Lanciers der Garde eröffneten, deren glänzende Uniform, Bewaffnung und ſchöne Haltung zuerſt aller Augen auf ſich zogen. Ihnen folgten die Gardedragoner und Chaſſeurs, an deren Spitze Muſikchöre ritten; dann kamen die Wappenherolde zu Pferd, dieſen folgten die Hofwagen, einige dreißig an der Zahl, alle reich vergoldet, von gleicher Form und jeder mit 6 Pferden beſpannt. In den erſten ſaßen die Großoffiziere des kaiſerlichen Hauſes und die Großwürdenträger des Reichs, hinter ihnen kamen die Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzeſſinnen vom kaiſerlich napoleoniſchen Geblüt, dann Marie Louiſens Oheim, der Großherzog von Würzburg, ſodann der Wagen der Kaiſerin mit 8 Pferden beſpannt, endlich der ebenfalls mit 8 Pferden beſpannte Krönungswagen Napoleons, in welchem die Neuvermählten, Marie Louiſe zur Linken ihres Gatten ſaßen. Dieſer Wagen war mit ſchönen Malereien und andern koſtbaren und künſtlichen Verzierungen überladen. Auf beiden Wagen ſtanden hinten und vorn reich gekleidete Pagen, um ſie herum ritten die Marſchälle des Reichs, die Chefs der Garden, die Oberſtallmeiſter ꝛc. im Prachtkoſtüme, die Pferde mit Gold behangen. Ihnen folgten die Wagen, in denen das kaiſer-

liche Gefolge saß, den Zug schlossen endlich die Gardegrenadiere zu Pferde und die Gensdarmerie d'Elite. Ueberall boten junge weißgekleidete Mädchen der Kaiserin Körbe mit Blumen dar. Als der Krönungswagen in die Nähe des Triumphbogens kam, war es heller Sonnenschein, und während er durch denselben zog, spielte die treffliche Musik des Conservatoriums Cantaten, Fanfaren und andere analoge Musikstücke und Lieder. Als aber die allgemeinen Kanonensalven aus hundert Feuerschlünden, das Geläute aller Glocken der ungeheuern Stadt, das in wildes Toben ausgeartete Geschrei des Volks, die Ankunft des kaiserlichen Paars unter dem Triumphbogen verkündete, wo angehalten wurde, da ward es plötzlich stille, und der Seine-Präfekt, an der Spitze der Municipalität von Paris, beglückwünschte Napoleon und seine Gattin im Namen der Hauptstadt. Seine Rede war ein Galimathias der übertriebensten, ja lächerlichsten Schmeicheleien, und am Ende derselben richtete er auch einige Worte an Marie Louise, die sehr geistreich antwortete: „daß sie die Stadt Paris liebe, weil sie wisse, daß diese auch den Kaiser liebe!“ Als dieser Act der brillanten Comödie vorüber war, setzte sich der Zug unter dem erneuerten Vivatgebrüll, Kanonaden, Geläute, Trommeln, Trompeten ꝛc. wieder in Bewegung. Am Eingang des Tuileriengartens war wieder ein kleiner Triumphbogen errichtet, dessen Material nicht dauerhafter, als das des großen war. Auf diesem sah man die Namenszüge Napoleons und Franzens, und die Wappen von Frankreich und Oestreich schimmern, so wie die allegorischen Figuren des Friedens und Ueberflusses, beides war aber nicht vorhanden. Auf einem dritten Triumphbogen, vor dem Eingang des Pallastes der Tuilerien, war eine Tribüne in Form eines Zeltes angebracht, an dessen beiden Seiten wieder zwei Orchester placirt waren. Bald nach seinem Eintritt in den Pallast zeigte sich das hohe Paar abermals dem guten pariser Volk auf einem Balkon, nahm nochmals dessen Jubelgeschrei in Empfang und zog sich dann in die innern Gemächer zurück, um sich mit dem schweren Kaisermantel behängen zu lassen, worauf es sich mit dem ganzen Zug in der Ordnung, in der man gekommen war, in die Kapelle des Louvres begab, die zu dieser religiösen Feierlichkeit besonders hergerichtet worden war. Der Weg ging durch die lange Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, und in der die besten Meisterstücke der größten Maler, die je gelebt, aufgestellt

waren. Ein kostbarer Teppich, über eine halbe Million an Werth, deckte den Fußboden des über eine halbe Viertelstunde langen Ganges. Zu beiden Seiten bildeten über 4000 elegante und reichgeschmückte, zum Theil sehr schöne Damen, in prächtigen Toiletten, das Spalier, hinter ihnen standen eben so viele Herrn en grand costume, unter denen ich mir auch vermittelst einer Eintrittskarte ein Plätzchen verschafft, aber nur mit großer Mühe von dem Triumphbogen aus hierher hatte gelangen können. Das Kleid der Kaiserin war mit Diamanten übersäet, und ihr Diadem, aus den größten Diamanten bestehend, blendete alle Augen. Die Damen vom höchsten Rang trugen die Schleppe ihres Mantels, und die Schleppen der Mäntel dieser wurden wieder von hochgestellten Beamten getragen. Es war eine wahre Schleppenträgerei, über die einige graziöse Pariserinnen, hinter denen ich Posto gefaßt hatte, sich moquirten. Während dieses Zugs spielte die Musik von Paer, dem Direktor der kaiserlichen Kapelle, eigends dazu componirte Melodien, auch wurden während des langen Harrens Erfrischungen präsentirt. Der Anblick dieser, mit so schön geputzten Damen und Gemälden geschmückten unabsehbaren Gallerie war unbeschreiblich und außerordentlich prächtig. Drei Uhr war es schon, als sich die Pforten an der Seite der Tuilerien aufthaten, und die Wappenherolde den nahenden Hochzeitszug eröffneten. Alle Zuschauer standen auf und unbeweglich auf ihren Plätzen bis er vorüber war, er bewegte sich langsam und feierlich unter dem Spielen der Musik und dem Vivatgeschrei in die prächtig dekorirte Kapelle. Der Hochaltar derselben war gerade der Gallerie gegenüber errichtet, über demselben hing ein Thronhimmel, und auf demselben standen viele große Leuchter von Vermeuil, in der Mitte ein großes goldnes Crucifix. Ein Basrelief von vergoldetem Silber stellte die Anbetung der Hirten vor, es war von dem berühmten Sarazin unter Ludwig XIV. verfertigt worden und an der Vorderseite des Altars angebracht. Ein Teppich von carmoisinrothem Thronsammet bedeckte den Fußboden, zwei Reihen Sitze von gleichem Stoff umgaben den Raum, in dessen Mitte die beiden Armstühle und Betaltäre standen, die für das kaiserliche Ehepaar bestimmt und mit goldnen Bienen auf Purpur übersäet waren. In der Kapelle selbst waren zwei Reihen Tribünen ringsherum errichtet, mit scharlachrothem Atlas und himmelblauen Wolken drapirt und mit goldnen Fransen und Galons versehen. Die Wände waren mit herr-

lichen Gobelin-Tapeten behangen und wo es sich nur thun ließ, waren die Namenszüge Napoleons und Marie Louisens, mit Kränzen umgeben, angebracht. Dem Altar gegenüber war das Orchester der Kirchenmusik. Die Könige, Prinzen und Prinzessinnen nahmen auf den Sitzen um denselben Platz, die Großoffiziere, Minister, Gesandten, Pallastdamen ꝛc. auf den Tribünen. Der Cardinal Fesch, Napoleons Oheim, verrichtete in seiner Eigenschaft als Großalmosenier die Trauung, wobei noch andere Cardinäle und Bischöfe hilfreiche Hand leisteten; er las eine Messe und dann wurde das Tedeum von der Hofkapelle gesungen. Die ganze Ceremonie währte ungefähr eine gute halbe Stunde. Nach ihrer Beendigung trat der Zug wieder in derselben Ordnung den Rückweg an, und die jetzt auch kirchlich Vermählten zeigten sich nochmals dem Volk, worauf alle Garden und sämmtliche Truppen unter fortwährendem Vivatrufen unter ihren Augen vorüber defilirten. Hierauf wurde ein Banquet in den Tuilerien gehalten, wo Kaiser und Kaiserin mitten unter Königen und Königinnen, kaiserlichen und königlichen Prinzen und Prinzessinnen saßen, und um sie herum die Prinzen, Großwürdenträger, Reichsmarschälle, Pallastdamen ꝛc. standen. Nach beendigtem Banquet zeigten sich die K. K. Majestäten noch einmal der noch immer vor dem Schloß stehenden unzählbaren Volksmenge von dem Balkon des Marschallsaals. Nun begann ein Monstre-Concert, in dem lauter, auf die Feier des Tages anspielende Musikstücke vorgetragen wurden, unter denen das Chor aus Glucks Iphigenia: „Que d'attraits, que de majesté!“ besonders hervorgehoben und beklatscht wurde. Alle Theater der Hauptstadt und in ganz Frankreich waren zwei Tage gratis dem Publikum geöffnet und in jedem gab man auf diese Feier bezügliche Vorstellungen. Nach dem Concert gab ein losgelassener Feuerdrache das Signal zum Beginnen der Feuerwerke, und in einem Nu schien das ganze unermeßliche Paris in Flammen zu stehen. Dies war wirklich ein grandioses Schauspiel, wie ich noch kein ähnliches gesehen. Wohl an 50,000 Raketen stiegen jetzt zugleich in verschiedenen Stadttheilen empor, und „taghell war die Nacht gelichtet“; dies war aber nur das Vorspiel des feurigen Schauspiels, das die wunderbarsten Gegenstände, Zauberpaläste, Tempel ꝛc. in der Luft erscheinen ließ; fast eben so schnell waren jetzt alle Paläste, Gebäude und Häuser der ungeheuern Stadt illuminirt, und prangten mitunter mit recht sinnigen Trans-

parenten. Die Feuermaſſen auf den höchſten Thürmen, Kuppeln, Kirchendächern und Glockenthürmen ſchienen in der Luft zu ſchweben, die Illumination in dem großen Tuileriengarten, auf dem Concordienplatz, in den elyſäiſchen Feldern, wo jeder Baum feurige Früchte trug, am Corps legislativ, dem Pallaſt der legion d'honneur, dem Invaliden-Hôtel, dem Senatspallaſt, dem Pantheon, der Bank von Frankreich, der Hôtels der Miniſter und Geſandten, der Thürme von Notre-Dame, der Samariterin auf dem Pont neuf ꝛc. boten einen Glanz und eine ſo flammende Mannichfaltigkeit, daß ſie augenblendend und ſinneverwirrend war. Eine beſonders gute Wirkung hatten die ſich in der Seine ſpiegelnden Feuer. Man hat berechnet, daß mehr denn Tauſend Millionen Lampen an dieſem Abend in Paris brannten, und Millionen Franken gingen in Dampf und Rauch auf. Sehr brillant war die Concordienbrücke erleuchtet. Am Muſeum des histoire naturelle ſah man illuminirte coloſſale Elephanten, Löwen, Rhinoceroſſe, Kameele u. ſ. w. Eine großartigere Comödie, wie dieſe faſt 24 Stunden währende, habe ich nie geſehen, — und was war nur fünf Jahre ſpäter aus all dieſen Herrlichkeiten und Majeſtäten geworden?! —

Für das Volk waren überall, namentlich in den elyſäiſchen Feldern, Spiele, Beluſtigungen und Unterhaltungen gratis angeſtellt. Da gab es unzählige mats de cocague, mit allen möglichen zu erkletternden Koſtbarkeiten beladen, Seiltänzer und Springer, ein Paar hundert Schaubuden, zu denen der Eingang gratis war. Franconi mußte mit all ſeinen Roßkünſtlern ſeine Tours de force produciren, wobei er über 500 Menſchen, über hundert Pferde, Hirſche ꝛc. verwendete. Tanzböden waren alle Paar hundert Schritte aufgeſchlagen, ebenſo Carouſſels, Schaukeln, Saltimbanci, kleine Theater, Marionettenbuden, Polichinels und Harlequins, Taſchenſpieler und Optiker, illuminirte Luftballons, Lotterien, wozu man die Looſe unentgeldlich erhielt, und alle Arten Lebensmittel, vom beſcheidenen Stück Ochſenfleiſch bis zum gebratenen Kapaunen, und Paſteten gewann; dies alles erhielt das gute Volk gratis, das Gouvernement und die Stadt zahlten Alles, und bis zum anbrechenden Tag währte der allgemeine Taumel.

So endete ohne beſondere Unfälle die Feier des 2. April. Außerdem waren alle rückſtändigen Steuern erlaſſen worden, die Polizei hatte alle wegen Vergehungen Inhaftirte frei gelaſſen und

ihre Kerker geöffnet, alle Arreste beim Militär der ganzen Armee waren aufgehoben worden, und 6000 Mädchen wurden mit ebensoviel Soldaten verheirathet und auf kaiserliche Unkosten ausgesteuert.

Den 3. April empfing das kaiserliche Ehepaar die Glückwünsche und Huldigungen des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Staatsraths, der Gesandten u. s. w., worauf es sich dann, von den vielen Strapatzen und Solennitäten etwas ermüdet und abgespannt, auszuruhen geruhte, um zu den noch bevorstehenden großen Festivitäten, die ihm zu Ehren die Stadt Paris, die Garden, Gesandtschaften u. s. w., veranstalten wollten, neue Kräfte zu sammeln. In der **Academie imperiale** hatte man eine große Prachtoper: der Triumph Trajans betitelt, bei dieser Gelegenheit in Scene gesetzt und häufig wiederholt; an der Musik war aber nicht viel. Gegen Ende April trat Napoleon mit seiner jungen Frau eine Reise in die Norddepartements an. Während seiner Abwesenheit wurden mit großem Eifer die Vorbereitungen zu den großen Festen betrieben, die ihm bei seiner Zurückkunft gegeben werden sollten, und wozu man die Anstalten auf dem Marsfeld, in dem Stadthaus, in den elysäischen Feldern ꝛc. machte.

Einstweilen lebte ich so recht sorgenlos und in **dolce giubilo** in Paris in den Tag hinein, frequentirte die Theater und ihre liebenswürdigsten Prinzessinnen, hie und da die Spielsäle, den Tisch des Fürsten Y., wenn es mir gerade gelegen war, und machte mit dem Beginnen der schönen Jahreszeit häufig Excursionen in die Umgegend von Paris, besuchte das boulogner Wäldchen, Vincennes, St. Denis, Auteuil, St. Germain, St. Cloud, Sevres ꝛc. meistens in lustiger Gesellschaft. Einigemal machte ich auch einsame Landparthien mit Angelika, aber die unterhaltendsten waren die mit der Mars vom französischen Theater nach Montmorency, Versailles, Fontainebleau, Chantilly und Compiègne. Montmorency hatte besonders viel Anziehendes für uns beide, und wir besuchten es öfters. Dieser reizende Ort liegt auf einer Anhöhe, die man zwischen Weinbergen und Wiesen besteigt; man behauptet, daß es das alte Morantiacum sey, aus welchem schon römische Kaiser Gesetze erließen; seine Barone hatten die Lächerlichkeit, sich die ersten Barone der Christenheit zu nennen, und ihre Ahnen hatten von Gott schon bei der Sündfluth begehrt, daß er ihr Haus in Schutz nehmen solle. Die Lage dieses Städtchens ist außerordentlich schön, wohl mit die reizendste um Paris, es liegt höchst

maleriſch auf einem Hügel, das romantiſche Thal zwiſchen Paris und Pontoiſe beherrſchend, und in der Nähe, über ihm, liegt eine ſchattige Waldung. In einer äußerſt beſcheidenen Wohnung des Thales von Montmorency hat Rouſſeau ſeine „**Nouvelle Héloise**“ geſchrieben, ſo wie ſeine philoſophiſchen Briefe an Herrn von Malesherbes. Hier ſtanden noch ſein armſeliges Bett, ſeine Schränke, Stühle, ein Bücherbrett und der kleine Tiſch, auf dem er die unnachahmbare Heloiſe dichtete.

In dieſem ſchönen Thal am Eingang des Waldes hatte ein Eremit, den man **Le Roi** oder auch den heiligen Mann nannte, 1659 eine kleine Kapelle und eine Einſiedelei daneben erbaut, er wurde bald darauf mit einem Eigenthümer, deſſen Beſitzungen an ſeine Eremitage grenzten, in einen Proceß verwickelt und mußte eine Entſchädigung wegen dem Zuſammenfallen einer Mauer zahlen. Nach dem Tod dieſes heiligen Mannes wurde ein kleines Gebäude an der Stelle, wo die Einſiedelei lag, aufgeführt, dieſes war es, welches ſpäter Jean Jaques Rouſſeau bewohnte, und das mit einigen Aenderungen noch ſteht. Daſſelbe kam durch mehrere Hände in die der Madam d'Epinay, die es für Rouſſeau einrichten ließ. Den 9. April 1756 nahm dieſer Beſitz von der ihm eingeräumten Wohnung. Während der Revolution ward ſie auf kurze Zeit das Eigenthum des Blutmenſchen Robespierre, der in der Nacht des 6. Thermidors hier ſeine Proſcriptionsliſten ſchrieb, mit denen er den 7ten nach Paris eilte, aber der 9. Thermidor machte ſeiner Tyrannei ein Ende, die er den 10. auf dem Schaffot büßte. Einige Jahre ſpäter wurde die berühmte Eremitage das Eigenthum des trefflichen Componiſten Gretry.

Als Rouſſeau die Eremitage nach etwa 18 Monaten wieder verließ, bezog er ein kleines Haus in dem Dorf Mont-Louis, das an dem Ende von Montmorency, hinter der Höhe, die man: butte **Jouvelle** nennt, äußerſt pittoresk liegt. Hier beendigte Rouſſeau ſeine „Neue Heloiſe,“ die er in der Eremitage angefangen hatte, ſo wie ſeinen Emil und den **Contrat social**; hier findet man noch intereſſante, ſich auf ihn beziehende Inſchriften. Auf der Gartenterraſſe iſt ein ſteinerner Tiſch, an dem er öfters geſchrieben, nebſt vier Lindenbäumen, die er ſelbſt gepflanzt; auf dem Stein lieſt man folgende Verſe eingegraben:

„C'est ici qu'un grand homme a passé ses beaux jours,
Vingt chefs d'oeuvre divers en ont marqué le cours:
C'est ici que sont nés et Saint Preux et Julie;
Et cette simple pierre est l'autel du génie.

Auch über der Hausthüre befindet ſich eine auf Rouſſeau bezügliche längere Inſchrift.

In dieſem anmuthigen Thal war es, wo ich mit der höchſt liebenswürdigen Mars manchen ſeligen Tag verlebte, und wir zuſammen die **nouvelle Héloise** laſen, die freilich mehrmals ein verzehrendes Feuer in uns entzündete, das wir jedoch zu löſchen hier hinlängliche Gelegenheit fanden. Die Mars war zwar um zehn Jahre älter als ich, aber ihrem Anſehen nach ſchien ſie faſt noch jünger zu ſeyn. Unter allen Schauſpielerinnen, die ich gekannt, habe ich keine gefunden, die in einem ſo hohen Grad geiſtige mit körperlicher Liebenswürdigkeit verbunden hätte, und auch ohne ihr eminentes, nicht wieder erreichtes dramatiſches Talent, war ſie ein Weib von der größten Auszeichnung, ſowohl hinſichtlich des Verſtandes als der Anmuth ihres ganzen Weſens; der Wohllaut ihres Organs, das Graziöſe jeder ihrer Bewegungen, ihre Sprache, und die Art wie ſie ſich auszudrücken wußte, dies Alles vereint hätte auch den indolenteſten Phlegmatikus noch in Feuer verſetzen können, auch war ſie die allgemein Angebetete. Wer ſie nur einmal im Luſtſpiel geſehen, weiß, wie unvergleichlich, wie unerreichbar ihre Leiſtungen als Künſtlerin waren, welchen Ausdruck ihr Mienenſpiel hatte, wie ſie durch ihre graziöſe Koketterie und Schalkhaftigkeit alles hinzureißen, alles zu bezaubern wußte. Ihre vorzüglichſten Rollen waren: die Suſanne in Figaros Hochzeit, Hortenſe in der Schule der Alten, Elmire, Celimene, Henriette in den **femmes savantes etc.**; aber ſie excellirte ja in allen Rollen auf wie außerhalb der Bühne, was Wunder, daß auch ich, der ſie ſo nahe kennen gelernt, ſo lange ich in Paris, enchantirt vor ihr war. Die Düchenois war in ihrem Fach, dem hochtragiſchen, wohl eine eben ſo große Künſtlerin, aber außerdem daß ſie nichts weniger als ſchön war, verfiel ſie in den Fehler, der, den einzigen Talma ausgenommen, allen franzöſiſchen tragiſchen Bühnendarſtellern gemein iſt, in das unnatürliche, widerliche Heulen, Toben und Schreien, was die franzöſiſche Tragödie zur ekelhaften Fratze und Carrikatur verzerrt, während es auf der Welt nichts Anmuthigeres, Unterhaltenderes giebt, als die

französischen Lustspiele von guten Künstlern aufgeführt, und hier sind die französischen Schauspieler Meister und von denen keiner andern Nation noch erreicht worden.

Auch Compiègne besuchte ich in Gesellschaft der Demoiselle Mars, deren vollständiger Name: **Anne Françoise Hippolyte Boutel** war, und durchstreifte mit ihr die Gallerien und Gemächer des merkwürdigen Schlosses, dessen weitläufige Gärten und schönen Wald. Compiègne war öfters der Aufenthalt Karl des Kahlen, der hier ein Schloß und eine Abtei, die Carlopolis genannt wurden, erbaute, in welcher mehrere Könige von Frankreich der ältern Dynastien Hof hielten. Bei dieser Stadt war es, wo die unglückliche Johanna d'Arc 1430 von Picard gefangen wurde, der sie an Luxenburg verkaufte, welcher sie wieder für 10,000 Livres, nebst einer lebenslänglichen Pension von 500 Livres an die Engländer verschacherte, wodurch sie dem Feuertod anheim fiel. Das prächtige Schloß zu Fontainebleau mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten, das rundum von herrlichen Wäldern umgeben ist, wo die Königin Christine von Schweden ihren untreuen Liebhaber Monaldeschi in einer Gallerie des Pallastes ermorden ließ, besuchte ich gleichfalls in Gesellschaft der herrlichen Künstlerin, und hatte so immer zwiefachen Genuß.

Von Rom erhielt ich unterdessen häufig Briefe von Miollis, dessen Geduld zu ermüden begann, da seine Sache nicht voran gehen wollte und ich bis jetzt noch wenig in derselben hatte thun können, indem die Festivitäten und andere wichtige Dinge alle hochgestellten Personen, bei denen ich operiren sollte, zu sehr in Anspruch nahmen. Ich schrieb ihm, daß die Verzögerung nicht meine Schuld sey, ich würde, sobald der rechte Zeitpunkt gekommen, alle Thätigkeit anwenden und keine Bemühungen scheuen. Erst gegen die Mitte des Monats Mai gelang es mir, in dem Hôtel der Prinzessin Pauline Borghese Eingang zu erhalten und dieser schönen Schwester Napoleons vorgestellt und empfohlen zu werden. Sie war gerade im Begriff ihren Aufenthalt zu Paris mit dem im nahen Neuilly zu vertauschen, wohin sie mich beschied und verbindlichst einlud, sie dort zu besuchen. Dies meldete ich Miollis nach Rom, hinzusetzend: daß ich hierauf große Hoffnungen für seine Angelegenheit baue. In Neuilly ließ ich nicht lange auf mich warten, sondern fand mich bald in diesem anmuthigen, eine kleine Stunde von Paris entfernten Ort ein. Hier besaß Prinzessin

Pauline eine sehr schönes Landhaus, mit äußerst geschmackvoll angelegten Gärten. Ich ließ mich gegen Mittag anmelden, wurde sogleich vorgelassen, und fand die schöne Frau in einem eleganten Morgenanzug in der reizendsten Attitüde, nur eine einzige ihrer Damen, Madame Farigliano war in ihrer Gesellschaft. Nachdem sie mich mit großer Naivität über manche Dinge, mich selbst betreffend, befragt hatte, brachte ich ihr Miollis Anliegen etwas verblümt bei, so wie daß er ganz besonders auf ihren mächtigen Schutz zähle und sich demselben gehorsamst empfehle. Die Fürstin platzte jedoch gleich ohne Schminke heraus, und sprach: aber mein Gott, Miollis muß doch wissen, wie wenig Einfluß ich in diesen Dingen auf meinen eigensinnigen Bruder, den Kaiser habe, dabei fixirte sie mich stark und fuhr nach einer Pause fort: Doch ich will überlegen wie sich die Sache etwa machen ließe und durch welchen Canal wir operiren können. — Ich wollte mich nun wieder empfehlen, aber sie geruhte noch verschiedene Fragen an mich zu thun, meistens Rom und Italien betreffend, und endigte mit der: ob ich ihre Gärten schon gesehen hätte; da ich dies mit Nein beantwortete, forderte sie mich dazu auf, und ich machte dankbar von dieser Erlaubniß Gebrauch. Als ich im Begriff war den Garten zu verlassen, begegnete ich der Prinzessin mit ihrer vorigen Gesellschafterin in einer Allee desselben, wo sie mich nochmals anredete und mir befahl, sie einige Gänge zu begleiten; sie fragte mich nun nach meinem Vaterland, nach meinem Alter u.s.w. und nachdem ich genügende Antwort gegeben, sagte sie: „**mais vous êtez encore bien jeune.**“ Hierauf wandte sie sich zu ihrer Begleiterin und flüsterte dieser zu: „**mais pour un Allemand il a trés bonne tournure, qu'en ditez vous? — Altesse c'est ce que je trouve aussi**, erwiederte diese. Hierauf fuhr sie, sich wieder an mich wendend, fort, und sagte: wenn Ihnen mein Garten gefällt, so steht es Ihnen frei denselben so oft zu besuchen, als es Ihnen Vergnügen macht. Wie lange werden Sie in Paris bleiben? — Hoheit, vermuthlich so lange bis ich irgend ein Resultat zu Gunsten des General Miollis erlangt habe. — Mein Gott, ich wollte Ihnen sehr gerne behülflich seyn, aber seitdem der Kaiser diese Oestreicherin geheirathet hat, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Sie setzte sich nun wieder in Bewegung, und gebot mir ihr zu folgen. Durch ihre naive Leutseligkeit ermuntert, ließ ich es sie nun auch merken, daß mein

höchſter Wunſch wäre, zu der Garde verſetzt zu werden. — Ah la Garde, ſagte ſie lachend, dieſe eblouirt Euch Herrn alle, nun ich werde ſehen, was ſich ſpäter thun läßt, wenn mein Bruder von der Reiſe zurück und der Taumel der Honigmonate (Flitterwochen) vorüber ſeyn wird. Haben Sie meinen Bruder ſchon einmal geſprochen? — Vor ungefähr einem Jahr zu Schönbrunn, als ich ihm die Depeſchen von Rom überbrachte. — Nun, und was ſagte er Ihnen? — Er entließ mich mit einem: „nous verrons.“ Die Prinzeſſin lachte und wiederholte: „nous verrons;“ doch ſagen Sie mir, wie gefällt Ihnen die neue Kaiſerin? — Hoheit, ich erlaube mir kein Urtheil über eine ſo erhabene Perſon. — O, bei mir brauchen Sie ſich nicht zu geniren, ſagen Sie ohne Façon, was Sie von ihr halten. — Ich ſah Ihre Majeſtät nur erſt einigemal im Vorübergehen am Vermählungstag. — Aber was ſpricht man von ihr zu Paris, was ſagen die Leute von ihr, nicht wahr, ſie hat gar nicht gefallen? — Ich brachte nur ein mais von einer zweideutigen Bewegung begleitet hervor. — Ja, wen könnte auch dieſes froſtige, ausdrucksloſe Marmorgeſicht anſprechen? Niemand kann meinen Bruder begreifen, auch nicht ein Menſch, der dieſe Oeſtreicherin liebenswürdig fände. — Pauline ſprach wahr, die Perſönlichkeit Marie Louiſens vermochte das vorgefaßte Vorurtheil gegen ſie nicht zu verwiſchen. Weder ihr Aeußeres noch ihr Benehmen war im mindeſten geeignet, ihr die Herzen zu gewinnen. Sie war damals ungefähr 19 Jahre alt, ſchien aber einige zwanzig zu haben, hatte blondes Haar und mattblaue Augen, die ihr ein fades Ausſehen verliehen, ihr Geſicht hatte zwar jugendliche Friſche, aber war ohne allen Ausdruck. In ihrem Benehmen bewies ſie gegen Jedermann eine hochmüthige Zurückhaltung, was vielleicht mehr von einer Art Schüchternheit und Furcht, als übelangebrachtem Stolz herrühren mochte, vielleicht hielt ſie dies auch für eine unentbehrliches Requiſit der Majeſtät; im Uebrigen hatte ſie keinen andern Willen als den Napoleons. Bei jedem Vergleich mit Joſephine mußte ſie unendlich verlieren, ſtatt der Anmuth, Lieblichkeit und Milde, wodurch jene bezauberte, entzauberte dieſe durch ihre froſtige zurückſtoßende Kälte, war höchſt einſylbig, geſchmacklos ſelbſt in ihrer Toilette, und würde ſich ohne den beſſern Geſchmack ihrer Kammerfrauen, oft wunderlich gekleidet haben. Ihre deutſchen Umgebungen hatte ſie ſämmtlich, als ſie den franzöſiſchen Boden betrat, entlaſſen müſſen,

und schien gegen ihre französischen einen unüberwindlichen Widerwillen zu hegen, indem sie nie einen freundlichen Blick, ein ermunterndes Lächeln, ein wohlwollendes Wort an diese richtete. Ebenso war sie gegen die Hof- und Pallastdamen, die sie bald unausstehlich fanden, so wie Napoleons Schwestern und Anverwandte, welche glaubten, die junge Kaiserin verachte sie wegen ihrer niedern Herkunft, als Parvenües; sie machten sich deßhalb hinter ihrem Rücken über sie lustig, verschrieen sie als unbeholfen, ja stupid, und das Benehmen und die nichtssagende Physiognomie Marie Louisens unterstützte diese Aussagen nur zu sehr. So sprach denn auch Pauline ohne allen Rückhalt mit mir von ihrer kaiserlichen Schwägerin, und verbarg nicht im mindesten ihre Abneigung gegen dieselbe, ob sie mich gleich zum Erstenmal sah und sprach. — Doch von was Anderm, fiel sie endlich plötzlich ein: werden Sie heute in Neuilly zubringen? — Nein Hoheit, ich gehe nach Paris zurück, denn ich wüßte nicht wie ich meine Zeit herumbringen sollte. — Gut, kommen Sie morgen um diese Stunde wieder, vielleicht kann ich Ihnen durch Madame Farigliano, sie warf einen Blick auf diese, schon etwas Näheres wissen lassen. Finden Sie sich wieder an dieser Stelle ein, hören Sie? — wir standen gerade vor einem ziemlich hohen gewölbten Felsen, ich versprach dem Befehl genau Folge zu leisten, und empfahl mich mit drei ehrerbietigen Verbeugungen. Ich wußte in welchem Ruf Pauline stand, und war nicht Neuling genug, um nicht bemerkt zu haben, daß ihre Blicke mehrmals mit Lüsternheit auf mir geruht hatten. Wohlan, dachte ich bei mir selbst, mußt du auf diesem Weg zum Ziel gelangen, so ist es noch nicht der schlimmste. Ich fuhr nach Paris zurück und dachte über die gehabte Unterredung, und was die Folgen wohl seyn könnten, nach, indem ich mir allerlei prächtige Luftschlösser baute und ausmalte. Es ist hier wohl am rechten Ort, mit einigen Worten die damals lebenden Mitglieder der bonapartischen Familie zu schildern, die ich größtentheils persönlich gekannt, oder doch öfters gesehen hatte und mit ihren Umgebungen oft verkehrte; manches davon habe ich durch Pauline und einige andere Glieder der Familie erfahren.

Zur Zeit als die Familie Bonaparte aus Corsica vertrieben sich zu Marseille aufhielt, lebte sie in äußerst dürftigen Umständen und fast nur von den Unterstützungen, welche ihr mitleidige oder theilnehmende Menschen, oft auch nicht ohne Interesse

zukommen ließen, denn die Mädchen waren sehr hübsch, ja wohl Schönheiten, namentlich Caroline und Pauline. Beide hatten damals viele Anbeter, von denen es jedoch keiner ernstlich meinte, auch waren es meistens arme Offiziere, die selbst nicht viel übrig hatten. Die Mädchen gingen selbst auf den Markt, die nöthigen Einkäufe möglichst billig zu machen, und wurden häufig zu den Reunionen des Platzkommandanten Lingard eingeladen, bei denen sie in sehr einfachen weißen Kleidern, ohne allen Schmuck erschienen, aber dennoch von den Tänzern am meisten gesucht und vorgezogen waren. Der Platzkommandant und mehrere Stabsoffiziere und Capitaine machten zu jener Zeit bisweilen kleine Collecten unter sich, zu Gunsten der Frau Lätitia und ihrer Kinder, doch nicht ohne alles Interesse, und von Pauline wurde behauptet, daß sie ein Oberst förmlich unterhalte, was sie aber nicht gestand, sondern sagte, daß sie nur eine gewöhnliche Intrigue mit ihm gehabt. Nachdem es Joseph Bonaparte gelungen war, die Tochter des reichen Kaufmanns Clary zu heirathen, hatten seine Mutter und Schwestern eine Stütze an ihm, und er unterstützte sogar seinen Bruder Napoleon, der sich damals ebenfalls ganz mittellos zu Paris befand, wo ihm gute Freunde und Bekannte, unter denen auch Talma, öfters ein Mittagsessen bezahlten, er seine silberne Uhr in der größten Noth hatte verkaufen müssen, und ein Paar Handschuhe für einen sehr überflüssigen Luxusartikel erklärte, von Zeit zu Zeit mit kleinen Geldsummen. Als Madame Bonaparte den Wunsch äußerte, noch einen ihrer Söhne an eine Clary zu verheirathen, antwortete deren Vater: O ich habe genug an einem Bonaparte in meiner Familie. Von Joseph habe ich schon geredet, es war ein Mensch von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, der wenig Verstand und desto mehr Geistes- und andere Schwächen besaß, einen Engel zur Frau hatte, den er nicht verdiente und nicht nach Verdienst zu schätzen wußte; es ist unbegreiflich, wie ihn sein Bruder mit so großen Bürden, als die Kronen von Neapel und Spanien waren, belasten mochte, und später, als Generallieutenant des Kaiserreichs, das Schicksal von Paris, seiner Gemahlin und seines Sohns gewissermaßen in dessen Hände legen konnte; auch verdarb sein Kleinmuth, seine Unentschlossenheit Alles. — Der zweite Bruder war der Kaiser Napoleon, über diesen hier viel zu sagen wäre überflüssig. Als Feldherr ausgezeichnet, doch noch lange kein Cäsar oder Friederich, als Politiker ein erbärm-

licher Stümper, als Mensch ein herz- und gemüthloser Egoist, hätte auch er seine gewaltigen Schwächen, die zum Theil nichts weniger als einen großen, sondern oft einen sehr kleinlichen Geist bewiesen, der von Leidenschaft und Rachsucht verleitet, besonders wenn sich seine kleine Eitelkeit gekränkt fühlte, in die unsinnigste und abgeschmackteste Tyrannei verfiel; arme aber ihm an Geist überlegene Frauen, wie eine Staël, Chevreuse, Smith-Spencer, Recamier ꝛc. auf das empörendste verfolgte, des niederträchtigen Benehmens gegen die treffliche Königin Louise von Preußen gar nicht zu gedenken; einen Enghien, einen Palm, die Offiziere des Schillschen Corps und hundert andere so niederträchtig als feige ermorden, die armen Soldaten und Unteroffiziere dieses Corps, die nur den Befehlen ihrer Vorgesetzten folgten, auf die Galeeren unter Mörder, Räuber und Diebsgesindel schmieden ließ, alle Zungen und Pressen zu fesseln vermeinte, seine Umgebungen oft auf das abscheulichste und gemeinste mißhandelte, wenn ihm ein englischer Zeitungsartikel oder sonst ein Querstrich in üble Laune versetzt oder gar in Convulsionen gebracht, in Egypten und Rußland Reißaus nahm, und die ihm anvertrauten Heere im Stich ließ, sobald es schief ging, um nur seine werthe Person in Sicherheit zu bringen ꝛc., dies nannte er Staatsklugheit und waren seine Heldenthaten! Selbst in der sinnlichen Liebe wußte er nur den Despoten zu spielen, aber nie die Gunst des ersehnten Gegenstandes durch Liebenswürdigkeit oder gefälliges Betragen, oder auch nur durch Geschenke zu erringen. Ein Befehl an seinen Kammerdiener oder seine privilegirten Kuppler mußte den gewünschten Gegenstand seiner Sinnenlust herbeischaffen, und zwar mit Gewalt, wo es von nöthen und der kaiserliche Name allein nicht ausreichte, die Schöne zu vermögen, sich dem Tagesgötzen Preis zu geben; dergleichen Gelüste wandelten Se. Majestät oft an. — Der dritte Bruder, Lucian, war ohne Widerrede der tüchtigste und fähigste Kopf der ganzen Familie, dabei ein Mann von starkem und festem Charakter, der es vorzog, lieber unabhängig von den Launen seines kaiserlichen Bruders zu leben, als sich durch ihn gekrönt, von ihm als Schuhputzer behandeln zu lassen, so hatte er, dessen Ungnade trotzend, die Wittwe eines Wechselmäklers geheirathet, nachdem er schon als Minister des Innern dessen Zorn auf sich geladen, es verweigernd zu unsinnigen Maßregeln seinen Namen herzugeben, und es ist an dem, daß er seinem

Bruder, als ihn dieſer, um ihn wieder zu gewinnen, fragen ließ: welche Krone er zu beſitzen wünſche? geantwortet: nun ſo möge er ihn doch zum König von England machen! — Dieſer Hohn war zu beißend, einen Napoleon nicht tief zu verwunden, auch ſchiffte ſich Lucian, um ferner jede Berührung mit ſeinem Bruder zu vermeiden, noch in dieſem Jahr (1810) nach den Vereinigten Staaten ein, wurde aber von den Engländern gefangen und bis 1814 feſtgehalten. Was wäre den 18. Brümaire ohne Lucian aus Napoleon geworden, der, als er die Dolche im Rath der 500 blinken ſah, bleich, wankend und zitternd, einer Ohnmacht nahe war, als ihn ſeine Grenadiere aus dem Saal zerrten! Hier hatte, das Leben ſeines Bruders zu retten, Lucian allerdings ſchlecht gegen das Vaterland gehandelt. — Eliſa, die älteſte der Schweſtern Napoleons, war nicht die ſchönſte, doch die geiſtreichſte der Damen Bonaparte, aber unglücklicher Weiſe wollte auch ſie die Gelehrte ſpielen, ſuchte deßhalb beſonders die Unterhaltung ausgezeichneter Schriftſteller, gab ſich aber, wie dies bei den meiſten gelehrten Frauen der Fall iſt, manche arge Blöße. Sie hatte den Prinzen Bacciochi geheirathet, den Napoleon zum Fürſten von Piombino und Lucca decretirte, der aber eigentlich eine Null in ſeinem Staat war, denn Eliſa handhabte nicht nur den Pantoffel, ſondern auch den Scepter, und war die eigentliche Regentin. 1809 ernannte ſie Napoleon zur Großherzogin von Toscana. Auf ſie folgte Ludwig, damals noch König von Holland, unſtreitig der beſte und redlichſte dieſer Korſen, ein gutmüthiger Menſch, der den Willen hatte, das von ſeinem Bruder ihm zugetheilte Land glücklich zu machen, und da dies nicht die Meinung und der Wille ſeines Bruders war, deſſen Eigenſinn und Tyrannei er nur Sanftmuth entgegenzuſetzen hatte, ſo legte er nach mehreren ſehr heftigen Scenen, die er wegen der Continentalſperre, bei deren ſtrengen Beobachtung Holland zu Grunde gehen mußte, gehabt, noch im Juli dieſes Jahres die Krone nieder. Auch mit ſeiner ehrgeizigen und herrſchſüchtigen Gattin, Napoleons Stieftochter und zeitweiliger Geliebten, die ihm derſelbe ganz gegen ſeinen Willen, und wie es den Anſchein, als ſie ſich in andern Umſtänden befand, aufgehängt hatte, lebte er ſehr unglücklich. Ihm folgte die ſchöne Pauline oder Paulette, wie ſie ihr Bruder der Kaiſer und noch andere nannten. Als fünfzehnjähriges Mädchen und noch ſpäter ſoll ſie die vollendetſte Schönheit geweſen ſeyn, die man ſich denken

kann, aber auch jetzt war sie, wenn gleich beinahe dreißig Jahre alt, noch immer eine Schönheit zu nennen. Mit ihren Zügen hatte Canova die Statüe der Venus des Praxiteles nachgeahmt. Schon mit dem zwölften Jahre hatte sie Liebhaber gehabt und die böse Welt behauptete, wie es scheint nicht ganz mit Unrecht, daß Napoleon selbst einer derselben gewesen sey. Nach dem Tod ihres ersten Mannes, dem General Leclerc, hatte sie den Fürsten Camillo Borghese geheirathet, eine Art Hampelmann, von dem sie sehr bald getrennt lebte; ihr Buder hatte ihr das Fürstenthum Guastalla gegeben, sie aber wohnte meistens zu Neuilly, wo sie eine Art Hof hielt. Von ihren galanten Abentheuern wußte man sich viel zu erzählen; während der kurzen Zeit als sie Wittwe und in Trauer war, ließ sie Napoleon wohl bewachen, fürchtend daß sie tolle Streiche machen möchte, aber wieder verheirathet, ließ sie rücksichtslos ihren Leidenschaften die Zügel schießen. Bekannt sind die Abentheuer, die sie unter dem Namen Amélie mit einem jungen Manne hatte, dem sie häufig Rendez-Vous in dem Haus einer Lingère in der Straße du bac Nr. 188 gab, wohin sie ihn beschied. Dieser war eines Tages über alle Maßen erstaunt, als er seine Amélie mit Brillanten bedeckt in einer kaiserlichen Hofloge erblickt und erfährt, daß es die Fürstin Borghese, Napoleons Schwester sey; auch die Prinzessin, die schon einige Zeit die Liaison mit ihm abgebrochen, hatte ihn bemerkt. Am andern Morgen wurde er in das Ministerium des Innern beschieden, wo ihm eine sehr einträgliche Stelle, fünfzig Lieues von Paris entfernt, ertheilt wurde, mit dem strengen Befehl, sich in den nächsten 48 Stunden auf seinen Posten zu begeben. Jedermann kennt ihre Amouretten mit den Schauspielern Lafont, Forbin, dem Oberst Canouville ꝛc., dessen Pferd sammt seinen Reiter Napolen bei einer Musterung viel zu wild und ungezähmt gefunden, und Herr und Roß deßhalb hundert Meilen weit von Paris entfernt hatte, damit beide besser dressirt würden. Aber bei weitem blieb die große Zahl der Abentheuer Paulinens und ihrer Schwestern dem kaiserlichen Bruder unbekannt, da ihm Niemand gerne die Augen deßhalb öffnen mochte, und selbst der General-Spion und Polizeiminister Fouché wagte es nicht, seinen Herrn, oft sein Instrument, dadurch in üble Laune zu versetzen, und so trieben es die Damen ungestört fort bis der Sturz des kaiserlichen Thrones auch sie mitriß und das Alter diese Vergnü-

gungen ohnehin verbot. Nur einigemal, wenn es so toll wurde, daß er selbst etwas merkte, oder ihm durch eine seiner passageren Maitressen etwas gesteckt wurde, machte er seiner Mutter, der Madame **Mère** Vorwürfe, und meinte, seine Schwestern sollten ehrbar mit den Offizieren seiner Garde tanzen, die, wenn auch nicht gerade schöne, doch sehr brave Männer seyen, mit denen ihr Ruf nicht so gefährdet würde, als mit solchen Müscadins. Die jüngste Schwester, die Königin Caroline von Neapel, war nicht weniger schön und hatte weit mehr Verstand als Pauline, die in dieser Hinsicht von der Vorsehung etwas stiefmütterlich behandelt worden war, nur hatte sie einen kurzen Hals, so daß ihr Kopf zu sehr zwischen den Schultern saß. Wir werden bei meinem letzten Aufenthalt in Neapel sie sammt ihrem Gatten, dem König Mürat noch näher kennen lernen. Der jüngste der Brüder, Jérome (Hieronymus), war auch der unbedeutendste unter allen, eigentlich eine physische, geistige und moralische Jämmerlichkeit. Seine ganz unansehnliche Gestalt hatte den Kopf noch weit mehr als Caroline zwischen den hohen Schultern stecken, und sein Gesicht hatte sogar etwas widerlich Unangenehmes, dennoch hatte er als König von Westphalen unzählige Amouretten zu Cassel, wo ihm der Königstitel gefällige Damen in großer Zahl verschaffte; seine Aerzte waren nur damit beschäftigt, die vergeudeten Kräfte, an denen Hieronymus eben keinen Ueberfluß hatte, möglichst zu ersetzen und ließen ihn täglich unter andern die stärksten Weinbäder nehmen; der so gebrauchte Wein wurde nachher in Flaschen gefüllt und das Hofgesinde verkaufte ihn unter der Hand an Wirthe und andere Einwohner in Kassel!! Dabei hatte dieser affenartige Sardanapal sehr unnatürliche, oft neronische Gelüste, selbst bei den Frauen, die ihn zum Ekel widerlich machen mußten, sein ganzes Aussehen hatte so wenig königliches, daß er eher einem erzliederlichen Schneidergesellen ähnlich sah. Eine Jammergestalt in optima forma, die aber dem armen Land, das so glücklich war sie auf eine kurze Zeit zu besitzen, unzählige Thränen und das Mark seiner ausgesogenen Bürger kostete. Dieser Prinz von der traurigen Gestalt hatte dennoch in Amerika das Glück gehabt, die Tochter eines reichen Banquiers von Baltimore, eine Miß Patterson, ein hübsches Mädchen zur Frau zu bekommen, die, als sie ihm hochschwanger nach Europa gefolgt war, auf dem ganzen festen Land, auf Befehl ihres Schwagers Napoleon keinen Hafen fand, in dem

man ihr zu landen vergönnte. In Frankreich, Holland, Belgien, Italien, Spanien und Portugal war sie zurückgewiesen worden; die arme, verlassene, treffliche Frau mußte nun allein über England wieder nach Amerika zurückkehren, denn dem früher in seiner hülflosen Lage oft von Schauspielern gefütterten Napoleon war die Familie Patterson jetzt nicht mehr gut genug, um sich verwandt mit ihr zu wissen, schon hatte er die Marotte, aus allen seinen Brüdern Könige stempeln zu wollen, die er theuer genug büßen mußte, denn als Könige waren sie ihm alle zum größten Verderb. Madame Mère, Frau Lätitia, war als kaiserliche Mutter eine sehr fromme Dame geworden und bewährte so das bekannte Sprichwort: aus jungen ..... werden alte Betschwestern. Ich habe Personen gekannt, die sehr vertraut mit ihren frühern Verhältnissen in Corsika gewesen und mich versicherten, daß, etwa Joseph ausgenommen, sie von keinem andern ihrer Kinder mit Gewißheit den Vater zu nennen wüßte. Uebrigens war sie eine sehr mitleidige Seele, die den Armen und Andern viel Gutes erwies, als sie die Mittel dazu erhielt; doch war sie auch sehr capriciös und ihr Eigensinn artete bisweilen in Starrsinn aus; sie soll sehr schön gewesen seyn. Von den übrigen Mitgliedern der Familie Bonaparte will ich nur Napoleons Stiefsohn, des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien erwähnen, ein in jeder Hinsicht vortrefflicher und edler Charakter, dessen größter Fehler der war, seinem Stiefvater zu sehr nachgegeben zu haben, und zu gehorsam gewesen zu seyn. Er hatte sich 1806 mit der schönsten deutschen Prinzessin, mit der ältesten Tochter des Königs Maximilian von Baiern, Auguste Amalia, vermählt. Seine Schwester Hortensia war so ziemlich das Gegentheil des Bruders und Herrschsucht die Triebfeder fast all ihrer Handlungen, der sie kein Opfer zu bringen scheute. Ich hätte diese Scizzen der napoleonischen Charaktere weit mehr und mit den besten Grundfarben ausmalen, sowie die noch vieler anderer Personnagen des napoleonischen Hofes und Reiches, wie der listigen Füchse und Ränkeschmiede Talleyrand und Fouché, des Oheims des Kaisers, des geistlichen Comödianten Fesch, vieler Marschälle, Minister ꝛc. mittheilen können, dies gehört aber nicht hieher und würde ein ausgedehntes Buch für sich füllen, auch sind viele derselben längst, wenn auch oft mit falschen Zügen und Farben, geschildert.

Als ich den andern Morgen nach der Unterredung, die ich

mit Paulinen gehabt, erwachte, kam mir die ganze Sache faſt traumartig vor, indeſſen machte ich mich zur feſtgeſetzten Stunde wieder auf den Weg nach Neuilly, begab mich an die mir angegebene Stelle des Gartens, und erwartete unter einem Säulengang vor dem gewölbten Felſen die Dinge die da kommen würden. Ich wartete nicht lange, als eine Dame, eine andere als die welche ich den Tag vorher in Paulinens Geſellſchaft geſehen, erſchien, mich freundlich willkommen hieß und mich durch eine Seitenthüre in das Innere des Felſens führte, in dem ſich mehrere Gemächer und Gallerien, unter andern auch ein ſehr ſchönes Bad in einem prächtigen Salon, befanden. Das Abenteuer kam mir ſehr romantiſch, beinahe mährchenhaft vor, und ich dachte eben über den Ausgang, den es wohl haben könnte, nach, als eine in den feinſten Battiſt gehüllte Frauengeſtalt durch eine Seitenthüre in den Badſaal, in dem man mich warten geheißen, trat, auf mich zuging und mich lächelnd fragte, wie es mir hier gefalle. Ich erkannte ſogleich Napoleons ſchöne Schweſter, deren üppige und vollkommen plaſtiſche Formen ſich bei jeder Bewegung durch die Falten ihres Gewandes ausdrückten. Sie reichte mir die Hand zum Kuſſe dar, hieß mich hier willkommen und auf einem ſchwellenden Ruhebett neben ſich niederlaſſen. Hier war ich ſicher nicht der Verführer, ſondern der Verführte, denn Pauline ließ alle ihre, durch das Chiaro-scuro noch erhöhten Reize ſpielen, mein Blut in Wallung und meine Sinne in Aufregung zu bringen, was ihr denn auch vollkommen gelang, und bald waren die ſammtnen Polſter Zeugen, wie wir unſere gegenſeitige Gluth in namenloſen Ergießungen löſchten, wobei ſie ſich als eine ſehr erfahrene Lehrerin zeigte, denn ſie wußte mehr als ich. Nachdem wir das Feuer hinlänglich gekühlt, zog Pauline eine Glocke und befahl ihren eintretenden Frauen, ein Bad zu bereiten, zu dem ſie mich ebenfalls einlud; in Badmäntel von den feinſten Linnen gehüllt, blieben wir beinahe ein Stunde in dem cryſtallhellen bläulichen Waſſer, worauf ſie ein köſtlich erquickendes und reſtaurirendes Mahl in einem Seitengemach ſerviren ließ, bei dem wir bis zur Abenddämmerung noch mit einander zubrachten. Beim Abſchied mußte ich das baldige Wiederkommen verſprechen, und verlebte nun manchen Nachmittag auf ähnliche Weiſe in Neuilly. Indeſſen hatte ich eben nicht Urſache ſehr ſtolz auf dieſe Eroberung zu ſeyn, denn viele Andere hatte ſie ſchon vor mir beglückt, und noch manchen Andern ſchenkte ſie nach mir ihre

höchste Gunst, auch war mir die Dame fast zu routinirt, und es dauerte nicht lange, so empfand ich trotz all ihrer Schönheit Widerwillen statt Genuß in ihrem Umgang, da auch an eine nur einigermaßen geistreiche Unterhaltung mit Paulinen nicht zu denken war, und wenn einmal der Sinnentaumel vorüber, die tödtlichste Langeweile und Gähnen dessen Stelle vertrat, dabei artete sie oft ins Gemeine aus; wie anders war es mit einer Mars, deren Persönlichkeit immer neue Reize zu entfalten wußte, selbst Madame Bonnier war trotz ihrer Klostererziehung weit unterhaltender. Hiezu kam noch, daß ich zu jener Zeit die Bekanntschaft zweier andern sehr liebenswürdigen jungen Damen, die eine die Frau eines Generals, die andere die eines Rittmeisters, deren Männer sich beide bei der Armee in Spanien befanden, machte, und die ich bei einer Vorstellung der Iphigenia in Tauris aux français, wo Talma den Orestes in der höchsten Vollendung gegeben, kennen lernte, da ich mich in derselben Loge mit ihnen befand. Auf die Iphigenia waren die **Plaideurs** gefolgt, und gaben mir die beste Gelegenheit bei den Damen zu plaidiren, deren Ehrencavalier ich jetzt auf eine Zeitlang wurde. Sie waren sehr muntere und liebenswürdige Geschöpfe, die Generalin zählte 23, die andere erst 19 Jahre, beide kaum zwei Jahre verheirathet und Schwestern. — Noch hatte ich Versailles erst im Flug gesehen, an einem Nachmittag hatte ich mit Paulinen in dem großen Park daselbst zugebracht, von einem Gebüsch in das andere wandernd. Schloß und Gärten, an welche der üppige Ludwig **XIV.** nicht Millionen sondern über eine Milliarde verschwendet hatte, waren damals im traurigsten Zustand, und ganze Tage lang konnte man in dem öden unermeßlichen Park umherirren, ohne nur auf eine menschliche Seele zu stoßen, man glaubte sich an unheimlichen verwünschten Orten, keine andere Spur mehr, als traurige endlose Alleen und Mauern, von den früher hier feenhaften Festlichkeiten und Herrlichkeiten. In kaum 25 Jahren war aus einem kleinen elenden Weiler eine ansehnliche Stadt, aus dem unbedeutenden Jagdhaus, das Ludwig **XIII.**, nachdem er lange genug auf seinen großen Jagden in elenden Kneipen, oder in einer Windmühle übernachtet, hatte erbauen lassen, ein unermeßliches Schloß, das prächtigste Europas geworden, so wie aus öden Wüsteneien ein unabsehbarer herrlicher Park. Alle Künste hatten beitragen müssen, dieses Wunderwerk zu schaffen, das hauptsächlich durch drei Män-

ner bewirkt wurde, nämlich den Baumeister Mansard, den Maler Lebrün, und Le-Nôtre, der die Gärten anlegte. Alles was Kunst, Fleiß, Thätigkeit und Pracht hervorbringen können, war hier vereint; jetzt war es, als habe ein böser Zauberer all diese Herrlichkeiten, die auf einen Erlöser zu harren schienen, verwünscht, aber gerade diese Oede und Grabesstille in den endlosen, im altfranzösischen Geschmack angelegten Gärten, Wandalleen und Baumgruppen verliehen dem Ganzen einen eigenen romantischen Reiz, besonders wenn man an der Hand eines geliebten Gegenstandes diese Einsamkeiten durchstöberte. Hier war der Schau- und Tummelplatz der verschwenderischen Prachtfeste, die Ludwig **XIV.** angeblich der Königin, aber eigentlich seiner Maitresse La Valliere gab, bei denen ein Aufwand, Eleganz und Luxus herrschte, der bis dahin am französischen Hof unbekannt gewesen war. Zehn Tage lang wurden weit über 1000 Personen daselbst auf königliche Kosten luculliſch bewirthet. Jeder Tag hatte eine andere festliche Bestimmung. Einmal war Alcinens Schloß und die Vergnügungen der bezauberten Insel der Schauplatz und das Süjet, ein andermal war es der Olymp selbst u. s. w.; den ersten Tag fand ein Carousſel statt, bei dem der prunkende König mit Diamanten bedeckt den Ruggiero vorstellte, von Wappenherolden, Stallmeistern, Pagen und Rittern begleitet, ritt er zuerst in die Schranken. Im glänzendsten Schmuck, mit Brillanten übersäet, saßen die Damen unter einem Triumphbogen und überschütteten den königlichen Ritter bei seinem Erscheinen mit lautem Beifall. Den Reitern folgte ein colossaler Wagen, eine Sonne vorstellend, die von dem goldnen, silbernen, ehernen und eisernen Zeitaltern, den 4 Jahreszeiten, den Stunden ꝛc. umgeben war. Viermal ließ man Ludwig bei dem Rennen den Preis davon tragen. Als die Nacht herangekommen war, wälzte sich gleichsam von selbst, ein ganzer Berg daher, auf dem sich Diana und Pan befanden, welche die köstlichsten und ausgesuchtesten Leckerbissen auf Tische vertheilten, die bereits die Umgebungen des Sonnenwagens herbeigeschafft hatten. Ein Theater hatte sich gleichfalls wie durch Zauberei gebildet, von dem herab sich während der Mahlzeit eine rauschende Musik hören ließ, und jeder Tag brachte neue ähnliche Wunder hervor. Molieres treffliche Comödien trugen nicht wenig zur Unterhaltung dieser Tage bei, die drei ersten Acte seines Tartüffe wurden bei dieser Gelegenheit zum Erstenmal und auf Verlangen

des Königs aufgeführt. Beſcheiden und lieblich wie ein ſtill und verſteckt blühendes Veilchen, verbarg ſich die Göttin, der zu Liebe dieſe Feſte veranſtaltet worden waren, einfach und anſpruchslos ſah ihnen die La-Valliere, unter der Menge der Damen verloren, zu; wie bald mußte ſie, durch die Montespan verdrängt, kaum 30 Jahre alt, in dem Kloſter der Carmeliterinnen noch 36 Jahre in religiöſer Einſamkeit es büßen, eine kurze Zeit die Geliebte des prächtigen Königs geweſen zu ſeyn, und wie bald wurde auch die Montespan durch andere Maitreſſen verdrängt, bis endlich die Erzieherin ihrer Kinder, Scarrons arme Wittwe, die Ludwig **XIV.** anfänglich ſogar mit Widerwillen anſah, den alternden König dahin zu bringen wußte, daß er ſeine Sünden bereuend ſie ehelichte und ihr Betbruder wurde, er würde ihr ſelbſt den Titel einer Königin verliehen haben, hätten es Louvois und der Erzbiſchof von Paris nicht zu verhindern gewußt, auch war die Ehe ein öffentliches Geheimniß.

Unter dem Regenten Philipp von Orleans, der im Palais-Royal den Sitz ſeiner Ausſchweifungen und Orgien aufgeſchlagen hatte, war Verſailles wieder verlaſſen, ſo daß die Häuſer daſelbſt auf einen Viertheil ihres Werthes herabſanken, bis Ludwig **XV.** das Prachtſchloß wieder zu ſeiner Reſidenz machte und die Gärten noch vergrößerte. Dieſer König, der anfänglich ſehr keuſch und ſittlich lebte, wurde endlich durch eine junge Hofdame von hohem Rang verführt, die ihn faſt mit Gewalt zwang, ihren Willen zu erfüllen, und hierauf triumphirend die Spuren des gelungenen Unternehmens denjenigen zeigte, welche ſie aufgefordert hatten, das Wageſtück zu verſuchen. Dieſes freche Weib wurde ſpäter eine Fromme und lief in alle Kirchen ihre Sünden zu büßen. Einſt hatte ſie in der St. Rochuskirche durch ihr Kommen mehrere Perſonen derangirt, worauf eine derſelben ganz laut ſagte: „das iſt auch der Mühe werth um ſo einer H... willen,“ aber ſie erwiederte ganz gelaſſen: „da Sie ſie kennen, ſo beten Sie für ſie.“ Nach ihr folgten nacheinander ihre drei Schweſtern in der Gunſt des Königs, deſſen Maitreſſen ſie wurden, deſſen Ausſchweifungen nun bald keine Grenzen mehr kannten und deſſen Beiſpiel den ganzen Hof zu einem Bordel umſchuf. Die berüchtigten **petits soupers** in den **petits appartements** wurden in allen königlichen Palläſten eingeführt, und ein ſardanapaliſches Leben war an der Tagesordnung, wie die Geſchichte nicht leicht ein zweites aufzu-

weiſen hat. Madam Normand d'Eſtiole hatte es, von der eigenen Mutter angeführt, darauf angelegt, des Königs Concubine zu werden. Auf einem Masken-Ball in dem Stadthaus zu Paris gelang es ihr endlich, die Neugierde Ludwig XV. rege zu machen. Als ſie ſich demaskirte, ließ ſie ihr Schnupftuch vor dem König hinfallen und entſchlüpfte unter der Menge. Ludwig hob ſogleich das Tuch auf und wollte die Dame am Arm faſſen, da ſie ihm aber entwiſchte, ſo warf er ihr das Tuch ſehr artig nach, und ſogleich hörte man allenthalben ziſcheln: „Er hat ihr das Schnupftuch zugeworfen.“ Der Herzog von Richelieu und der erſte Kämmerer führten ihrem Gebieter die neue Sultanin zu, die jedoch nicht ohne Mühe und mit Hülfe der höchſten Hofchargen die erklärte Maitreſſe und Marquiſe Pompadour wurde, aber dann den Monarchen und ganz Frankreich allmächtig beherrſchte. Eine ihrer erſten Handlungen war die Verbannung des ihr jetzt läſtig gewordenen Ehemannes. Als der König endlich ihres fleiſchlichen Umganges überdrüſſig war, da wußte ſie ſich demſelben durch die Zuführung anderer Frauen und Mädchen und ſelbſt von Kindern von 11 Jahren unentbehrlich zu machen, und veranſtaltete die furchtbar wollüſtigen Vergnügungen des Hirſchparks. Zuneigung war es nicht, was die Maitreſſe an Ludwig XV. feſſelte, ſondern einzig die Liebe zur Herrſchſucht und die Begierde, unermeßliche Reichthümer zuſammenzuſcharren, ſie ließ deßhalb kein Mittel unbenützt, ſich zu behaupten. Als ſie endlich 1764 ſtarb, ſah der König zufrieden lächelnd ihrem Leichenzug nach. Das Vermögen, welches ſie hinterließ, überſtieg alle Berechnung, die man gemacht, es war weit über 100 Millionen! Die Verſteigerung ihres Mobiliars und anderer Effecten währte über ein Jahr, und wurde der Seltenheit der dabei vorkommenden Sachen wegen aus Neugierde beſucht, denn man bekam Raritäten zu ſehen, die noch Niemand gekannt hatte. Ludwig XV. fuhr fort, ſein Serail im Hirſchpark und die Meſſen, Predigten und Kirchen zu beſuchen, wähnend, dadurch den Himmel mit ſeinen Sünden auszuſöhnen, während ſich die Zügel der Regierung in den ſchlimmſten Händen befanden, und Hofdamen und Bauernmädchen, feile Weiber und Kinder, Alles was ihm die Phantaſie des Augenblickes eingab, mußte dazu dienen, ſeine Gelüſte zu befriedigen, bis endlich die berüchtigte Dü Barry Maitreſſe en titre wurde', die unſinnigſte Verſchwendung mit den Geldern des Staats trieb und ſo

redlich das ihrige zu dem Sturz des längst untergrabenen Thrones und zur Beschleunigung einer furchtbaren Revolution beitrug, die auch ihr Haupt der Hand des Henkers überlieferte.

Unter dem unglücklichen Ludwig **XVI.**, dem Sündenbock seiner Vorfahren, wurden die Generalstaaten nach Versailles berufen, um über die Mittel, das Reich vom Untergang zu retten, zu berathen; aber der Schaden saß zu tief, das Vorurtheil war zu blind, statt die Wunde zu heilen wurde sie falsch behandelt, unheilbar gemacht und die Revolution machte Riesenschritte. Man wollte den Versammlungsort der Nationalversammlung schließen, diese flüchtete sich ins Ballhaus, und schwur den bekannten Eid. Den 1. October 1789 fand das famöse Fest im Opernsaal zu Versailles statt und den 5. desselben Monats zog das wüthende Weiberheer dahin, und nur durch ein halbes Wunder entging Maria Antoinette der ihr zugedachten Ermordung, sich mit Tagesanbruch in die Gemächer des Königs flüchtend, man trug die Köpfe der gemordeten Gardisten, die ihre Fürstin vertheidigen wollten, auf Piken herum, und die ganze königliche Familie war gezwungen, dem schrecklichen Zug nach Paris zu folgen.

Alle die Orte, wo diese Greuelscenen vorgefallen waren, ließ ich mir genau zeigen, und hier erwachte zuerst der Wunsch in mir, einmal eine ausführliche Geschichte der französischen Revolution schreiben zu können.

Mehrmals besuchte ich noch Versailles in Gesellschaft meiner neuen Bekanntschaft, der beiden Offiziersdamen, namentlich auch die beiden Trianons, wovon das kleine nebst seinen Gärten Zeugen der stillen Freuden Maria Antoinettens in ihren glücklichern Zeiten war, sie hatte es zu einem bezaubernden Aufenthalt umgeschaffen. Ludwig **XVI.** hatte es ihr beim Antritt seiner Regierung geschenkt. Auch wir genossen der stillen und heimlichen Freuden im Park von Versailles gar mancherlei, und besuchten das Labyrinth, das Venusbosquet und andere abgelegene Orte vorzüglich gerne. Die junge Emilie hatte ich Alcine und die ältere, Marguerite, Armide getauft. Eine ganze Woche brachte ich einmal mit den beiden Damen in Versailles zu, während welcher wir jeden Tag vom Morgen bis in die späte Nacht in den unermeßlichen Räumen dieser Gärten umherirrten, deren Besitzer wir uns dünkten und für diese Zeit auch waren, denn Niemand machte sie uns streitig, und alles stand uns offen. Wir spielten und tändelten

bald an dem Baſſin des Neptuns, bald in dem romantiſchen Bosquet der Cascaden, bald im Sternenſalon, an den drei Fontainen oder Apollosbädern. Die 8 Tage vergingen wie 8 Stunden, wir hatten anfangs nur 24 Stunden bleiben wollen. Es war noch im Mai, das friſche Grün, der herrliche Blumen- und Blüthenduft, der Geſang der Vögel, das Schlagen der zahlreichen Philomelen, dies Alles gab unſern nächtlichen Promenaden im Mondſchein einen ganz beſondern Reiz, und frei von Vorurtheilen, die das ohnehin ſo monotone Erdenleben noch langweiliger und unerträglicher machen, leerten wir den Becher der Luſt und der Freude in vollen Zügen bis auf den Grund, und ich lehrte die Damen die Worte des unſterblichen Dichters:

„Was Du von der Minute ausgeſchlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück!"

befolgen. Wir waren einverſtanden, daß eine blos geiſtige oder platoniſche Liebe eine eben ſo große Chimaire ſey, als wenn man das Glück in einer feilen ſuche. Wir kehrten endlich etwas geſättigt nach Paris zurück, wo uns jedoch neue Freuden und Vergnügungen erwarteten. Hier fand ich mehrere Billete von Madame Farigliano vor, die mich nach Neuilly citirten, wo ich mich mit gehabter Unpäßlichkeit wegen meinem Ausbleiben entſchuldigte, was auch mein etwas angegriffenes Ausſehen beſtätigte, und ich deßhalb bemitleidet ward. Das was noch einiges Intereſſe für mich bei Paulinens Umgang hatte, war, daß ich über verſchiedene Dinge, ihre Familie betreffend, um die ich ſie öfters fragte, Auskunft von ihr erhielt. Sie ſagte mir unter andern einmal, als ich ſie gefragt, wie es komme, daß der Kaiſer noch nicht Rom geſehen, da dieſe merkwürdigſte aller Städte doch ein ganz beſonderes Intereſſe für ihn haben müſſe: „o mein Bruder meidet Rom weil ihm einmal prophezeiht wurde, daß er in dieſer Stadt ſeinen Tod finden werde; und da eine ähnliche Weiſſagung, die man Alexander dem Großen hinſichtlich Babylons machte, eintraf, ſo will er einem ſolchen Schickſal entgehen. — Sie ſehen, große Männer haben auch ihre Schwächen, wer weiß wo er noch ſtirbt, wenn er ſich gleich unſterblich glaubt, fuhr ſie lächelnd fort: und es auch iſt, fiel ich ihr ins Wort. — Aber dem Tod entgeht er dennoch nicht, verſetzte ſie, und iſt ihm beſtimmt in Rom zu ſterben, ſo wird es geſchehen, er mag ſich ſtellen wie er will. — Wir

kamen nun nach und nach auf andere, aber immer Napoleon betreffende Dinge zu sprechen, und Pauline meinte, ihr großer Bruder habe nicht nur sehr große Schwachheiten, sondern beginge auch ganz unverzeihliche Thorheiten, die ihn noch ins Verderben stürzen würden, und von denen eine der größten seine Mariage mit der Oestreicherin sey. Hundertmal besser, fuhr sie fort, wäre es gewesen, er hätte die Hortensia geheirathet, statt sie an seinen Bruder Louis zu verkuppeln, sein Verhältniß mit ihr war ja doch kein Geheimniß mehr, so wie daß sie von ihm in der Hoffnung war, als er diese Heirath stiftete. Daß Düroc diese Parthie ausgeschlagen, ist nicht an dem, es war nie Napoleons Plan, diesem ihre Hand zu geben. Wäre Hortensias erstes Kind, für dessen Vater der Kaiser allgemein gehalten wurde, für welches er eine große Zärtlichkeit bewies und das er aus der Taufe gehoben, am Leben geblieben, so würde er es gewiß adoptirt und wahrscheinlich zu seinem Nachfolger ernannt haben; wir hätten dann keine zweite Vermählung erlebt. Was die Liebe zu den Frauen anbelangt, so ist mein Bruder so wunderlich und veränderlich wie nur einer, und wo er nur immer war, in Paris und Madrid, Wien und Berlin, Mailand und Venedig ꝛc., allenthalben mußten ihm seine Vertrauten behülflich zur Befriedigung seiner augenblicklichen Capricen seyn, und was er auch von ehelicher Treue, häuslichem Glück, Moralität schwätzen mag, wir wissen was wir davon zu halten haben, es ist ihm nur um den äußern Schein, er hat sich einmal in den Kopf gesetzt, der Welt diese Schwachheiten verbergen zu wollen, und doch spricht man in allen Salons davon, und Josephine kennt sie wohl, hat ihm aber nichts vorzuwerfen, beide haben sich einander gehörig gehörnt; dabei handelt mein Bruder immer nur nach der augenblicklichen Eingebung seiner Laune, bald ist er freigebig bis zur Verschwendung, bald wieder filzig geizig, freundlich oder mürrisch, anscheinend theilnehmend oder kalt abstoßend. — Noch einige Zeit fuhr Pauline mit der Schilderung Napoleons fort, ging dann auch auf mehrere ihrer Geschwister über, und pflichtete dem Kaiser bei: „daß Joseph ein Weib unter seinen Brüdern und Caroline ein Mann unter seinen Schwestern sey;“ denn, fuhr sie lachend fort, mein Bruder Joseph wäre eine gute sanfte Hausfrau und meine Schwester Caroline ein tüchtiger Dragoner geworden; Lucian ist aber ein eigensinniger Starrkopf, Ludwig zu gut für die Welt, Jerome ein Manequin,

Eliſe aber iſt zur Fürſtin geboren, und Bacciochi eine Null; daß man mich die Etourdie nennt, weiß ich recht gut, aber es iſt nicht meine Schuld, was wollen Sie, mein Temperament iſt einmal ſo und dann hat uns die Mutter alle verzogen. Als einmal die Rede auf die unglückliche Maria Antoinette kam, erzählte ſie mir, daß das plötzliche Grauwerden der Königin, von dem man ſo viel geſprochen, eine Fabel ſey, indem ſie ſchon längſt graue Haare gehabt, die täglich mit ſchwarz färbender Pommade eingerieben worden ſeyen, die ſie ſich aber, einmal in der Conciergerie, nicht mehr verſchaffen konnte, worauf natürlich ſogleich die Haare ihre natürliche graue Farbe angenommen; dies Geheimniß habe eine ihrer Kammerfrauen ausgeplaudert. — Ich wurde endlich in Gnaden und mit dem Wunſch einer guten Beſſerung und baldigen Wiederherſtellung entlaſſen.

Unterdeſſen waren die Vorbereitungen zu verſchiedenen großen Feſten, die dem kaiſerlichen Ehepaar nach ſeiner Zurückkunft, die man erwartete, gegeben werden ſollten, ziemlich vorangeſchritten. Den erſten Juni traf das hohe Paar wohlbehalten wieder in St. Cloud ein und den 10. dieſes Monats gab die Stadt Paris ein Feſt, zu dem über 4000 Perſonen eingeladen wurden, und ich ebenfalls eine Karte erhalten hatte. Um die Feier noch zu erhöhen, hatte man einen Sonntag dazu gewählt. Die öffentlichen Beluſtigungen waren ſo ziemlich eine Wiederholung des Feſtes vom 2. April, Spiele, Tänze, Theater ꝛc., die elyſäiſchen Felder der Haupttummelplatz derſelben. Auf einer ungeheuren Schaubühne wurde von der Truppe des jeux gymnastiques ein großes Ballet, Mars und Flora betitelt, aufgeführt. Mit der Nacht war wieder allenthalben Erleuchtung, und um 9 Uhr kündigte ein Ballon, der ſich in der Luft ſeines Feuerwerkes entlud, die nahe Ankunft des Kaiſers und ſeiner Gemahlin an, welche mit Fackelſchein, unter Begleitung einer unermeßlichen Menge, ſich über den Concordienplatz nach dem Stadthaus begaben, daſelbſt von der Municipalität und zwölf erwählten Damen gebührend empfangen und in den ſogenannten Thronſaal geleitet wurden, in welchem ſich ſchon die Könige, Prinzen ꝛc. befanden. Von hier begaben ſie ſich durch den Saal des Fastes in die Gallerie, die auf dem Platz vor dem Hôtel de ville errichtet war, um von da aus das Feuerwerk bequemer ſehen zu können. Napoleon und Marie Louiſe gaben ſelbſt durch das Anzünden zweier Dragons

das Zeichen zum Abbrennen deſſelben. Das Feuerwerk war in drei Abtheilungen geordnet. Die erſte ſtellte einen Angriff auf zwei Forts dar, wobei Tirailleurs feurige Sterne warfen, unter dem Schall einer kriegeriſchen Muſik warfen die Forts unſchädliche Bomben und Feuerkugeln aus, die ſich in allerlei Feuerwerk verwandelten, und endlich gingen die beiden Veſten ſelbſt in Feuer auf. Die zweite Abtheilung ſtellte den Tempel des Friedens vor, und die dritte den Hymens, das Ganze war mit viel Geſchmack und Kunſt arrangirt, allgemeine Bewunderung erregten die vielen bunten Feuer von jeder Farbe, aus denen ſich zuletzt Hymens Tempel bildete. Hierauf fand ein großes Concert ſtatt, in welchem Feſtcantaten zu Ehren der hohen Gäſte geſungen wurden, worauf der Ball mit zwei Quadrillen eröffnet wurde, bei denen die junge Kaiſerin ſelbſt nebſt dem König Hieronymus, die Königin Caroline von Neapel, die Prinzeſſin Pauline, der Vicekönig Eugen u. ſ. w. figurirten, nach deren Beendigung wurden andere Contretänze aufgeführt. Zuerſt ſah Napoleon von dem ihm errichteten Thron dem Tanz zu, geruhete aber bald darauf von demſelben herabzuſteigen und ſich unter die Gäſte zu miſchen, hie und da einen derſelben anredend. Gegen Mitternacht entfernten ſich die allerhöchſten Majeſtäten, der Ball hatte aber ſeinen ungeſtörten Fortgang, bis um 2 Uhr die Tafel für die Damen, an 2000 Gedecke, ſervirt wurde, worauf auch die Herrn abgeſpeiſt wurden. Erſt um 5 Uhr Morgens, am hellen Tag, endete das Feſt.

Auch Pauline hatte ſich vorgenommen, ihre kaiſerliche Schwägerin in ihrer Villa zu Neuilly zu bewirthen, und gab ihr in vier Tagen, den 14. und 17. Juni, zwei Feſte daſelbſt, die mit viel Geſchmack und ſinnreich angeordnet waren. Eine komiſche Oper, das Concert betitelt, durch die Künſtler des Theater Feydeau aufgeführt, eröffnete die Feier. In dem Garten ſelbſt waren mehrere Gebäude und Monumente aus der Umgegend Wiens ziemlich täuſchend nachgeahmt, namentlich auch Laxenburg. Allegoriſche Bildſäulen wurden plötzlich lebendig, ſtreuten Blumen auf die Wege, welche Marie Louiſe mit ihrem Gatten wandelte, und führten beide zu den Tempeln des Ruhms, der Liebe und der Hoffnung. Auf einmal fiel zwiſchen Bäumen ein Vorhang nieder, und man erblickte das Schloß Schönbrunn mit ſeinem Park. — Als Napoleon zu dem prächtig erleuchteten Tempel des Ruhms kam, wurde er von der Göttin Gloria ſelbſt gekrönt, und von da

führten ihn und seine Gattin tanzende Genien zum Tempel der Venus; hierauf wurde ein allegorisches Hochzeitsfest aufgeführt. Der ganze Garten war auf das prächtigste illuminirt und das Feuerwerk stellte wieder einen Tempel Hymens vor, in dem die Majestäten sinnbildlich gekrönt wurden. Ueber 1000 Personen waren eingeladen und köstlich bewirthet worden; auf dem Ball, mit dem sich das Fest endigte, ließ mich Pauline zweimal zum Tanz mit ihr auffordern.

Als sich Napoleon nach seiner Reise zum Erstenmal wieder in der großen Oper mit seiner Gemahlin sehen ließ, wurde das neue prächtige Ballet: Perseus und Andromeda gegeben. Das Schmettern der Trompeten, das Toben der Pauken und Fanfaren, das Geschrei: **Vive l'Empereur** und **vive l'Imperatrice**, letzteres aber sparsamer, wollte gar kein Ende nehmen. Im **Theatre français** hatte aber bald darauf das kaiserliche Ehepaar an zwei Stunden auf sich warten lassen, und das Publikum deßhalb seine Unzufriedenheit ziemlich laut zu erkennen gegeben. Den andern Tag enthielt das Journal **de l'Empire** einen Verweis für die Schauspieler, weil sie nicht zur gehörigen Zeit angefangen hatten, hätten sie es aber gethan, würde ihnen ein ganz anderes Donnerwetter über den Kopf gekommen seyn. Um diese Zeit fuhr Napoleon mit Marie Louise zum Erstenmal nach Versailles, wo er ihr das Schloß, den Park, die beiden Trianons zeigte und äußerte, er wolle dies Alles in seiner frühern Pracht und Herrlichkeit wiederherstellen lassen, und noch neue Anlagen hinzufügen. — Es blieb bei der Aeußerung.

Der Kriegsminister gab den Neuvermählten ein großes Fest in seinem Hôtel in der Straße Lille, wobei auch ein Gelegenheitsstück und ein Ball gegeben wurden. Eines der merkwürdigsten Feste war jedoch das, welches die Garden ihrem Herrn und Gebieter gaben, zu dem jeder Gardist 6, ein Caporal 12, jeder Sergeant 24, jeder Sergeant-Major 60, ein Lieutenant 600, ein Capitain 1500 und die Stabsoffiziere 3—6000 Franken beitrugen. Der Marschall Bessières war, als Commandant der Gardecavallerie, Anordner, das ungeheure Marsfeld der Hauptschauplatz desselben, und zu diesem Behuf besonders hergerichtet worden. Was für Schauspiele wurden nicht seit dem Beginn der Revolution schon auf diesem einzigen Platz aufgeführt, und wer waren die Hauptacteurs? — Auch dieses Fest begann an einem Sonntag, den 24sten

Juni. Wenigstens drei Viertheile der Bevölkerung von Paris wohnten demselben bei, Monate hatte man an den Zurichtungen gearbeitet. Um Mittag wurde die ganze übrige Garnison der Stadt Paris, nahe an 30,000 Mann, von den Garden unter Zelten bewirthet, und jetzt schien das Marsfeld ein endloses fröhliches Lager. Um 3 Uhr verschwand das Lager und nun begannen Spiele und Tänze aller Art. In den Alleen, welche den Platz umgaben, waren Zelte mit Büffets, die alle mögliche Erfrischungen enthielten, Marionettenbuden u. s. w. aufgeschlagen. Nach 7 Uhr, nachdem bereits der Kaiser mit seiner Gemahlin eingetroffen war und nebst ihrem höchsten und hohen Gefolge in einem zu diesem Zweck errichteten Pavillon Platz genommen hatten, begannen die Wettrennen der Pferde und Wagen, welche dreimal die innere Bahn des Marsfeldes, in Gegenwart von nahe an 400,000 Zuschauern zurücklegten, mehrere Wagen vollendeten in weniger als 7 Minuten ihren Kreislauf, die Pferde in noch kürzerer Frist, und die Sieger erhielten schöne Preise. Auch Franconis Gesellschaft legte bei dieser Gelegenheit Beweise ihrer erstaunenswürdigen Geschicklichkeit ab. Einer der Masten-Erkletterer zeigte so große Fertigkeit im Klettern, daß er dadurch 800 Franken erbeutete. Madame Blanchard verherrlichte das Fest, indem sie sich in einem Ballon a perte de vue erhob, nachdem sie noch vorher einen Blumenregen auf das kaiserliche Paar aus den Lüften hatte fallen lassen. Ohne irgend einen Unfall ließ sie sich bei Meudon herab. — Als es Nacht wurde, zündete Marie Louise den Dragon (ein zur Entzündung des Feuerwerks bestimmter Drachen) vermittelst einer Feuerlanze an, und augenblicklich stand ein ungeheurer Wald, den das Feuerwerk in einem weiten Halbkreis vorstellte, in Flammen, in der That ein wunderartiger Anblick. Zwei schöne Seiltänzerinnen, als Genien gekleidet, bestiegen nun ein auf hohen Masten gespanntes Seil und schienen so zwischen Feuer, Rauch und Wolken in den Lüften zu schweben, während Tausende von Raketen und Leuchtkugeln sie umgaben, was eine höchst magische Wirkung hervorbrachte. An einem Feuerpallast las man die Worte: „**A Napoleon et Marie Louise.**“ Eine große Girandole (Bouquet) von der Artillerie der Garde, die überhaupt das ganze Feuerwerk besorgt hatte, ausgeführt, beendigte das feurige Zauberspiel, und nun begann der Ball. Zwei unermeßliche Säle hatte die Garde zu diesem Zweck in den zwei

Höfen der Militairschule aufbauen lassen; der auf der linken Seite war zum Tanz und der auf der rechten zum Bankett bestimmt, beide auf das zierlichste ausgeschmückt. In dem Tanzsaal war ein Thron für die kaiserlichen Majestäten errichtet, die königlichen mußten sich mit Fauteuils begnügen. Ringsherum waren amphitheatralische Sitze für nicht weniger als 4000 Damen auf 7 Stufen angebracht, hoch hinter diesen war wieder eine Gallerie für Herrn. Sechsunddreißig reich drapirte, mit Festons von Lorbeern und Myrthen umwundene faisceaux (Fasces), die sich in schimmernden Stahlhelmen mit weißen Federn endigten, und jede ein Wappenschild hatte, trugen des Saales Decke. Die Draperien waren von weißem Mousselin mit goldnen Bienen; an der Decke sah man die 12 Himmelszeichen und andere allegorische Figuren. Sechs große Gemälde stellten Napoleons Vermählung, dessen Triumph, die Triumphe Trajans, Augusts, Cäsars und Alexanders Einzug in Babylon vor, die vier letzten contrastirten seltsam mit den beiden ersten, und gaben zu manchen noch seltsameren Bemerkungen Anlaß, schon der Costümes wegen choquirte diese Zusammenstellung, sie waren sämmtlich vom Dekorationsmaler der großen Oper gemalt. Zwei hundert crystallene Kronleuchter an Blumenguirlanden hängend, an einem jeden über fünfzig Kerzen brennend, dienten zu Beleuchtung dieses Lokals, und die 10,000 Lichter spiegelten sich Millionenmal in zahllosen Spiegeln wieder.

Der zum Bankett bestimmte Saal war von gleicher Größe und stellte eine ungeheure Laube vor, die von dicken corinthischen Pilastern getragen wurde, Guirlanden, Goldstickereien und alle Attribute des Bacchus und der Ceres waren verschwenderisch angebracht. Dieser Saal hatte eine ganz eigene, von dem des Tanzsaales ganz verschiedene Wirkung; Millionen in Kränze und Guirlanden gewundene Blumen führten von einem Lüster zum andern, und 1500 Personen wurden jedesmal zugleich an einem Tisch servirt. Beide Säle waren durch eine illuminirte Orangenallee, die über den mit Teppichen belegten Hof ging, mit einander verbunden. Diesmal wurde der Ball durch ein Divertissement, das die ersten Tänzer der großen Oper aufführten, und Gardel componirt hatte, eröffnet. Es bestand aus Quadrillen, fast alle Nationen Europas repräsentirend und deren Nationaltänze aufführend, die mit einer allgemeinen Farandola endigten. Hierauf begannen die Gäste und Gastgeber zu tanzen und stellten sich in

mehr als einem halben hundert Contretänze an. Die kaiserlichen Majestäten stiegen vom Thron herab, bewegten sich durch den Saal und geruhten sich um Mitternacht zur Ruhe zu begeben, nachdem sie auch noch den in einen Orangengarten verwandelten Hof und den Speisesaal in Augenschein genommen hatten. Um 2 Uhr begann das Bankett in der Riesenlaube, deren Gitterwerk ganz vergoldet war. Der Restaurateur Very hatte es übernommen die Gäste zu speisen. Das Fest kostete nahe an anderthalb Millionen.

Unter den Festen, die Napoleon selbst in St. Cloud oder den Tuilerien gab, bei denen prächtige Quadrillen aufgeführt wurden, und seine Schwestern eine Hauptrolle spielten, war besonders eines durch das Costüme berühmt, welches Pauline, Italien repräsentirend, trug, und wobei sie einen leichten goldenen Helm mit schneeweißen Straußfedern, mit Agraffen von Diamanten, an deren Kiele die kostbarsten Perlen gereiht waren, auf dem Haupt hatte, dabei deckte ein kleiner Panzer von Goldschuppen mit einem brillantenen Gürtelschloß ihren Busen, eine weiße goldgestreifte Tunika von indischem Mousseline fiel über die Knie herab, purpurne goldgestickte Halbstiefelchen deckten die Füße, und die Arme waren blos. Man wußte nicht, sollte man eine Minerva, eine Venus, oder eine Johanna d'Arc aus ihr machen, auf jeden Fall war es aber eine idealisch-schöne Erscheinung, besonders für die, welche sie nicht genauer kannten.

Die Reihe dieser Feste beschloß das höchst tragische, welches der östreichische Gesandte, Fürst Schwarzenberg den 1. Juli der Tochter seines Souverains und deren Gatten gab. Auch zu diesem hatte ich mir durch hohe Protektion eine Einladung verschafft, und Fürst Y., den das Zipperlein von den meisten Feierlichkeiten zurückgehalten hatte, wollte durchaus dieser letzten beiwohnen. Den ganzen Tag fesselten ihn jedoch unausstehliche Schmerzen an sein Ruhebett und nichts wollten weder Einreibungen noch sonstige Mittel helfen, die fortwährend angewandt wurden, um ihn wenigstens für diesen Abend noch gangfähig zu machen; einigemal versuchte er es aufzustehen und zu gehen, aber die Schmerzen ließen es nicht zu, erst Abends nach 8 Uhr gab er alle Hoffnung auf, das Fest durch seine Gegenwart verherrlichen zu können; es thats halt nicht, und mit Wimmern und Fluchen kroch er, nachdem er den letzten Versuch gewagt, wieder zu seinem Lager. Ich war bis zum letzten Augenblick vor dem Beginn

des Festes noch bei ihm, versprach ihm einen getreuen Bericht von demselben abzustatten, und suchte ihn zu trösten. — „Sie haben gut reden, versetzte er, Sie lassen kein Vergnügen ungenossen vorüber gehen, während ich hier Jammer und Trübsal blasen muß und es vor Schmerzen kaum auszuhalten vermag.“ — Aber was ist dabei zu machen, Durchlaucht? Sie können, sobald Sie wieder besser sind, alles nachholen und selbst die schönsten Feste geben, zu deren Verherrlichung ich nach Kräften beitragen will. — Ich war froh als ich endlich zur Thüre hinaus war und fuhr in die Straße Montblanc (**Chausée d'Antin**), in welcher Fürst Schwarzenberg das alte Hôtel Montesson bewohnte, ein geräumiges Gebäude mit einem großen Garten und Hof. Da sich aber in demselben kein Saal befand, der die zahlreichen Gäste alle hätte aufnehmen können, so hatte der Fürst einen großen Ballsaal nebst einer Gallerie von Holz eigends zu diesem Fest erbauen lassen; der Saal war sehr reich mit Stoffen, Blumen und andern Verzierungen dekorirt und drapirt. Alle in Paris anwesende königliche und fürstliche Personen, so wie die übrigen Gäste, weit über 1000, unter denen namentlich viele Oestreicher in zwar sehr reichen aber ziemlich geschmacklosen Costümen, was nicht verhinderte, daß sie sich bewundert glaubten, während sie und ihre Costümes im Gegentheil oft die Zielscheibe spöttischer und witziger Sticheleien von Seiten der Franzosen abgaben, waren bereits versammelt, als die Gardegrenadiere, die für diesen Abend hier eine starke Wache lieferten, unter das Gewehr traten, **aux champs** schlugen und dadurch die Ankunft des kaiserlichen Paares verkündeten, das von Schwarzenberg und Metternich am Eingang empfangen wurde. Man führte sie in den schön erleuchteten Garten, wo Gesänge und östreichische Nationaltänze unter Begleitung rauschender Musik von den Künstlern der großen Oper aufgeführt wurden, auch sah man wieder eine Nachahmung des Schlosses Larenburg, und das Feuerwerk spielte auch hier eine Hauptrolle, zündete aber, gleichsam als wollte es ein Vorspiel zu dem furchtbaren Drama, das bald darauf folgen sollte, geben, schon ein Gerüst an, das bald anfing in Flammen aufzulodern, die jedoch mit Hülfe der Pompiers schnell wieder gelöscht wurden. Nun begaben sich sämmtliche Gäste in den Ballsaal zurück, über dessen Eingang eine Aufschrift in deutscher Sprache angebracht war, über deren Inhalt sich die Franzosen die Köpfe zerbrachen und ihre Glossen machten, selbst Napo-

leon ſchien das Deutſche nicht zu behagen, und er zuckte bei dem Anblick der ihm unverſtändlichen Worte die Achſeln.

Der Ball wurde mit Contretänzen, welche der Vicekönig von Italien, König Hieronymus, Fürſt Eſterhazy, die Königin von Neapel, die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg u. ſ. w. aufführten, eröffnet, worauf eine Ecoſſaiſe folgte, während welcher das kaiſerliche Paar in dem Saal herumſpazierte. Ich ſtand ſo ziemlich in der Mitte der Colonne, mit einer Hofdame der Königin von Neapel tanzend, als plötzlich eine Flamme an einer Draperie aufloderte, und kaum ſah man ſich darnach um, ſo brannte auch ſchon ein Theil der Decke, noch wurden einige Pas gemacht als die Muſikanten bereits die Flucht ergriffen, und ehe man ſich es verſah, brannte es hier, da und dort, vor und hinter Einem, links und rechts und in allen Ecken, überall ſchlugen die Flammen hoch empor, und es entſtand eine Verwirrung, ein Tumult, ein Geſchrei, ein Drängen und Drücken, das unbeſchreiblich war. Viele Offiziere umgaben ſchnell Napoleon und zogen ihre Degen, indem ſie fürchteten, daß dies das Signal zum Ausbruch einer großen Verſchwörung ſey, wie es das Anſehen hatte, und was man auch ſagen mag, ſo habe ich die Ueberzeugung, daß dieſes Feuer gefliſſentlich angezündet wurde, denn nur zu deutlich nahm ich wahr, daß die Flammen an drei bis vier Orten zugleich emporſchlugen, und zwar an ganz entgegengeſetzten Winkeln, und es war ſehr leicht, die Draperien an einer oder der andern Stelle unbemerkt anzuzünden, während Jedermann ſeine Augen auf die zuerſt auflodernde Flamme gerichtet hatte. Eine Verſchwörung war es nicht, aber ich habe die moraliſche Ueberzeugung, und wollte darauf ſchwören, daß der Vorfall dem Haß gegen Marie Louiſe und gegen dieſe Heirath ſeinen Urſprung zu verdanken hatte. Dieſe Meinung, welche viele mit mir theilten, ließ man natürlich nicht aufkommen, ſondern von Seiten der Regierung wurde alles aufgewandt, einen ſolchen Verdacht zu unterdrücken, ſo wie überhaupt die Meinung, daß das Feuer abſichtlich angezündet worden, was bei den Feſſeln, in denen damals die Preſſe und die freie Rede lag, leicht war; weßhalb auch keine andere Unterſuchung als die gegen die armen Spritzenleute veranſtaltet werden durfte, die denn doch gethan was nur immer in menſchlichen Kräften ſtand. Marie Louiſe hatte ihren Sitz ſchon wieder eingenommen, als der Brand ausbrach, Napoleon war ſchnell zu ihr

geeilt und führte ſie durch die Gartenthüre fort. Kaum hatte er den Saal verlaſſen, ſo ſtieg die Unordnung auf das höchſte, alle und jede Rückſichten verſchwanden, Jedermann war nur noch auf ſeine Rettung bedacht, und Könige und Königinnen mußten Rippenſtöße hinnehmen, wurden zurückgedrängt oder auf die Seite geſchoben, und ehe noch die Hälfte der Anweſenden den Saal verlaſſen hatte, ſtand dieſer ſchon in hellen Flammen, die Kronleuchter ſtürzten einer nach dem andern herab, denen ſchnell Diehlen und Balken folgten. Zwar wurden große Waſſermaſſen auf den Brand gegoſſen, dieſe lösten ſich aber augenblicklich in Dampf und Dunſt auf und es war an keine Rettung des Baues mehr zu denken. Auch ich hatte mich rückſichtslos hinaus und in den Garten gedrängt, von wo aus ſich das gräßliche Feuerwerk furchtbar ſchön ausnahm, hier aber waren Verwirrung und Tumult wo möglich noch größer als im Saal ſelbſt, aus dem brennende Damen flüchteten oder herausgeſchleift und dann mit kothigem Waſſer begoſſen wurden. Alles lief und rannte durcheinander, ſeine Angehörigen ſuchend, ſie nicht findend, und von Niemand eine tröſtliche Antwort erhaltend; dabei drängten ſich die Hilfe leiſtenden Diener und Pompiers, alles was ihnen in den Weg kam, weder Krone noch Sterne achtend, rückſichtslos auf die Seite ſtoßend, durch die wehklagenden Maſſen, und die Damen rannten mit ihren Flittern, Flor- und Blondenkleidern, viele mit Brandflecken oder halbverbrannter Kleidung umher, ihre Männer oder Väter ſuchend. Das Flammen- und Rauchmeer wüthete fort, und in kaum einer kleinen halben Stunde war die ganze, prächtig zuſammengezimmerte und ausgeſchmückte Herrlichkeit ein Raub des Feuers, das trotz aller Hülfe der Spritzen ſchon das Hôtel des Geſandten ſelbſt ergriffen hatte. Napoleon war unterdeſſen, nachdem er ſeine junge Gattin in Sicherheit gebracht, auf den Schauplatz des Unglücks zurückgekehrt, und nur der äußerſten Anſtrengung der Spritzenleute und der jetzt auf zwei Bataillone verſtärkten Garden gelang es, das Hôtel von der gänzlichen Zerſtörung zu retten. Er leitete nun ſelbſt die Löſchanſtalten, befahl die Entfernung aller müßigen Zuſchauer und ging mit dem vor Todesangſt ſchwitzenden Polizeipräfekten, dem Grafen Dübois, eben nicht zum glimpflichſten um. Der durch den Mordkriegsrath, den er präſidirte, und der den Herzog von Enghien erſchießen ließ, bekannte General Hülin mißhandelte in Gegenwart Napoleons, wahrſcheinlich um deſſen

Zorn von ſich abzuleiten, den armen Spritzenmeiſter, der ein Gott hätte ſeyn müſſen, wenn er die Flammen nach des grimmigen Kaiſers Willen hätte bezwingen können, thätlich auf das empörendſte und nichtswürdigſte, ſo daß mir, der nur in geringer Entfernung davon ſtand, das Blut in den Adern kochte. Noch im Kerker mußte der Unglückliche der Ableiter der kaiſerlichen Zornausbrüche ſeyn. Das Schrecklichſte aber waren die verbrannten, zum Theil tödtlich verwundeten Perſonen, die hier verunglückt waren. Die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg hatte, wahrſcheinlich ihre Tochter ſuchend, in den Flammen den Feuertod gefunden, und wurde lange vergeblich von ihrem troſtloſen Gatten und den Dienern geſucht, die Königin von Neapel hätte um ein Haar ein gleiches Schickſal gehabt, der Großherzog von Würzburg war ihr Retter; die ſchöne Vicekönigin von Italien, Prinzeſſin Auguſte von Baiern, rettete ſich auch glücklich mit ihrem Gemahl durch eine kleine Thüre, als ſchon die halbe Decke des brennenden Saales eingeſtürzt war. Die Fürſtin von der Laien und die Generalin Touſſaint ſtarben kurze Zeit nach dem Unglück unter den fürchterlichſten Schmerzen an ihren Brandwunden, ein gleiches Schickſal hatte die Gemahlin eines ruſſiſchen Conſuls, und der ruſſiſche Geſandte ſelbſt, Fürſt Kurakin dankte ſeine Rettung nur dem damals ſchon durch ſeine außerordentlichen Kuren berühmten Doctor Koreff, der ihn auch völlig wieder herſtellte, denn er war ſo beſchädigt, daß man lange an ſeinem Aufkommen zweifelte. In Allem waren mehr denn 60 Perſonen, beſonders Damen, mehr oder minder ſchwer verwundet und verbrannt. Dieſes gräßliche Trauerſpiel endigte ſich würdig mit einer entſetzlichen Naturerſcheinung, nämlich mit einem ſo furchtbaren Gewitter, wie ich mich nicht entſinne ein ähnliches erlebt zu haben; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgten ſo allgewaltig, daß der unaufhörlich rollende Donner die Welt zu erſchüttern ſchien, endlich entlud ſich daſſelbe in einem Wolkenbruch ähnlichen Platzregen, der nach und nach den Reſt der Feuergluth löſchte, als bereits der Tag anbrach. Napoleon war, ſobald dem Feuer Einhalt gethan und die weitere Gefahr beſeitigt war, zu ſeiner beſorgten Gattin nach St. Cloud zurückgekehrt, wo er äußerſt niedergeſchlagen angekommen und ausgerufen haben ſoll: „quel terrible fête!“ Die Garden hatten unterdeſſen auf der Brandſtätte ihr Bivouak aufgeſchlagen und verzehrten mit gutem Appetit die köſtlichen Speiſen und Schüſſeln,

die den Gästen zugedacht gewesen, und die sie ohne dies Unglück nimmer gekostet haben würden. Den andern Morgen fand man unter den Brandtrümmern eine Menge Schmuck, Degen, Armbänder, Halsgeschmeide, Diademe, Brillantschnallen und Knöpfe ꝛc., aber der gräßlichste Fund war die ganz verbrannte, halbverkohlte Leiche der Fürstin Schwarzenberg, die der Dr. Gall in des Platzkommandanten Gegenwart auffand, und die man nur an einem Halsband erkannte, das die Namen ihrer Kinder trug.

Welches Aufsehen diese schreckliche Begebenheit in Paris machte, ist unbeschreiblich. Da haben wir's, hieß es, dies sind die ersten Folgen der Verbindung mit Oestreich, es wird noch besser kommen, und Jedermann glaubte an eine tiefangelegte Verschwörung, welche dieses Fest hätte benutzen wollen, um die ganze buonapartische Familie auf einen Schlag zu vernichten; dies war nicht der Fall, wohl aber war das Feuer böswillig angezündet worden, es sey nun von Anhängern der Bourbonen, von der republikanischen Partei, oder auch nur aus Haß gegen Oestreich. In Paris und ganz Frankreich zweifelte Niemand daran als die Regierung, in deren politischen Kram es taugte, eine solche Meinung durchaus nicht aufkommen zu lassen. Ich war bis zum hellen Tag auf der Brandstätte geblieben, hatte löschen helfen und ermüdet Theil an dem Bivouak der Garden genommen. Welch ein Fest! Der Aberglaube sah es wenigstens als eine sehr schlimme Vorbedeutung an und das große Unglück, das bei den Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig XVI. und Maria Antoinette statt gefunden, kam Jedermann ins Gedächtniß. Die feierlichen Begräbnisse der Verunglückten, beinahe ein Paar Dutzend, diejenigen inbegriffen, die noch später unter unsäglichen Schmerzen an ihren Brandwunden starben, erfüllten die Gemüther aufs neue mit Trauer. Napoleon selbst war durch diese Begebenheit sehr angegriffen und gab sich düstern Ahnungen hin. Als ich den andern Tag zu dem Fürsten Y. kam, empfing er mich mit den Worten: Nun und Sie sind unversehrt davon gekommen? — Unkraut vergeht nicht!

— Ew. Durchlaucht können von Glück sagen und sich bei dem Podagra bedanken, denn Sie wären wahrhaftig bei lebendigem Leibe verbrannt.

— Hu, mich schaudert, wenn ich daran denke.

— Was Sie gestern noch als Tücke des Schicksals verfluchten, zeigt sich heute als wohlwollendes Geschick des Himmels.

So ist's in diesem sublunarischen Leben, was wir oft für das größte Unheil halten, ist nicht selten der Anker unsers Heils.

Ich mußte dem Fürsten alle Details der schauerlichen Begebenheit ausmalen; gewiß ist es, daß er, der kaum mit Hilfe einer Krücke in der Stube herumhinken konnte, unfehlbar verbrannt wäre, wenn er dem Fest beigewohnt hätte. Fürst Kurakin hatte seine Rettung hauptsächlich seinem goldnen Rock mit Diamantknöpfen zu danken, der ihn wie ein Harnisch gegen Flammen und Kohlen schützte, und es wurde so dem Dr. Koreff mit noch anderer Hilfe möglich, ihn aus der Masse zu schleifen, nachdem er schon gestürzt und mit Füßen getreten worden war.

Dies war das Ende der Vermählungsfeste, man hatte genug daran. Außer dem Fest, was die Stadt Paris dem Kaiser gegeben, hatte sie ihm auch noch sehr kostbare Hochzeitsgeschenke gemacht, nämlich ein Tafelservice von Vermeuil von ungeheurem Werth, das später Ludwig XVIII. als dem Kronschatz zugehörig erklärte. Marie Louise erhielt eine Toilette aus demselben Metall von erstaunenswerther kunstreicher Arbeit.

Kurze Zeit nach der unglücklichen Begebenheit verbreitete sich plötzlich das Gerücht zu Paris von der Abdankung des Königs Ludwig von Holland, das eben nicht geeignet war, die etwas getrübte Stimmung der Franzosen zu erheitern, denn dieser Bruder Napoleons war auch in Frankreich geachtet und geliebt. Nach und nach gewann aber der Pariser Leichtsinn wieder die Oberhand, man vergaß die traurigen Begebenheiten und unterhielt sich mit Anekdoten und Erzählungen von der neuen Kaiserin, zum Theil Erfindungen müßiger Salonsköpfe, die von Mund zu Mund die Runde durch ganz Frankreich machten. Sie war übrigens fast nur das Echo ihres Gatten, dem sie, so sehr es sich thun ließ, in allen Stücken nachahmte. So fragte sie, dessen Beispiel befolgend, die Personen, die ihr vorgestellt wurden, jedesmal: Sind Sie verheirathet? Haben Sie Kinder? Diese Fragen hatte sie sich so angewöhnt, daß sie den nämlichen Personen, so oft diese Audienz bei ihr hatten, dieselben wiederholte. Ein Gesandter äußerte deßhalb einmal: „Die Kaiserin sollte doch endlich wissen, daß ich nicht verheirathet bin und keine Kinder habe, denn sie hat mich heute zum Zehntenmal darnach gefragt.“ Marie Louise hatte eine sehr frische, fast hochrothe Gesichtsfarbe und die Fähigkeit, ihre Ohren nach Gefallen bewegen zu können, beides gab zu mancherlei Spöttereien Anlaß, wozu

auch die Unerfahrenheit und Unbekanntſchaft der jungen Kaiſerin mit den franzöſiſchen Sitten manchen Stoff liefern mußte. Von ihren franzöſiſchen Umgebungen wurde Marie Louiſe nicht geliebt, ſie war ihnen zu wenig mittheilend, zu kalt, froſtig und ceremoniel, unterhielt ſich nie vertraulich mit ihren Damen, weßhalb man ſie für ſteif, unbeholfen und ſelbſt ſtupid verſchrie. Ihre Hauptbeſchäftigungen waren: etwas Clavierſpielen, weibliche Tapiſſerie-Arbeiten, Reiten wenn es das Wetter geſtattete, faſt immer im Galopp, dabei ſagte man ihr nach, daß ſie ſechs Mahlzeiten des Tags zu ſich nehme, namentlich ſehr viel Creme eſſe, überhaupt einen Appetit für drei franzöſiſche Grenadiere habe, und nicht im Stande ſey, eine nur einigermaßen geiſtreiche oder wiſſenſchaftliche Unterhaltung zu führen, oder ihr nur zu folgen, ſondern ſtatt zu antworten mit dem Kopf nicke, und höchſtens von den unbedeutendſten Vorgängen im Pallaſt ſpreche. Hiebei mag nun viel übertrieben geweſen ſeyn, auch war ihr das Franzöſiſche nicht ſo ganz geläufig, ſo viel iſt aber gewiß, daß das Aeußere der jungen Kaiſerin, ſo wie ihr Benehmen, beſonders für Franzoſen viel Abſchreckendes hatte. Ich habe ſie nur geſehen, aber faſt nie ſprechen gehört, freilich kam ich nie auch nur in die entfernteſte Berührung mit ihr.

Unterdeſſen hatte ich noch einige neue Intriguen mit mehrern anmuthigen Pariſerinnen angeknüpft, wie man ſie bei einiger Gewandtheit und savoir faire zu Dutzenden daſelbſt mit verheiratheten Frauen haben kann, nicht ſo mit Mädchen aus den höhern Ständen, die hier ſelbſt ſtrenger wie in Italien gehütet werden und gehütet werden müſſen, dafür revangiren ſie ſich auf das reichlichſte einmal unter der Haube und laſſen ihren Leidenſchaften und Capricen freien Lauf. Einer dieſer Damen konnte ich nur durch das Kamin meine Aufwartung machen, da ſie ihr Mann, ſo oft er ſie allein laſſen mußte, einſchloß; ein Grund mehr, Alles daran zu ſetzen, ihn zu hintergehen. Glücklicherweiſe war das Kamin ſehr geräumig, und eine Oeffnung in einem obern Stock in daſſelbe angebracht, durch die ich mich hinabließ; da es im Sommer war, ſo wurde ich auch nicht vom Rauch incommodirt, doch gab ich dieſe Kaminbeſuche bald wieder auf. — Noch immer bombardirte mich Miollis mit Briefen, und wollte endlich durchaus wiſſen, woran er ſey; auf ſeine Veranlaſſung und Briefe hatte ich noch eine ziemlich lange Unterredung mit dem Herzog von Feltre, den ich endlich

fragte, ob er nicht glaube, daß durch die Prinzessin Borghese, mit der ich bekannt sey, der Kaiser für das Gesuch des Gouverneurs von Rom zu stimmen sey. Clarke erwiederte mir lächelnd: ich und alle Minister haben strenge Befehle, kein Gesuch seiner schönen Schwester zu berücksichtigen; und was Ihren persönlicher Wunsch, zu den Garden versetzt zu werden, anbelangt, so würden Sie, wenn ich es durchsetzte, dennoch einen sehr schwierigen Stand haben, Sie müßten sich mindestens durch das ganze Corps der Lieutenants des Regiments, dem sie zugetheilt würden, schlagen, und würden, so gut sie auch den Degen führen mögen, endlich doch ihren Mann finden, und noch andere Unannehmlichkeiten treffen, ich rathe Ihnen deßhalb als Freund, von diesem Gesuch abzustehen. Bei der ersten Gelegenheit theilte ich Paulinen mit, was mir der Minister hinsichtlich ihrer gesagt hatte. Lachend erwiederte sie: „aber das wußte ich schon längst; müssen es denn gerade die Garden des Kaisers seyn, fuhr sie fort, suchen Sie doch lieber zu denen meines Schwagers Mürat zu kommen, die sind ja weit schöner und prächtiger und die Offiziere meistens Franzosen; wenn Sie dies wollen, das kostet mich nur ein Paar Worte an Mürat, und die Sache ist im Reinen.“ — Anfänglich wollte mir zwar dieser Tausch nicht sehr zusagen, bald betrachtete ich aber die Sache in einem andern Licht. Schön war die Garde des Königs von Neapel, und der Aufenthalt daselbst in mancher Hinsicht dem zu Paris vorzuziehen. Ich bequemte mich, die französischen Dienste zu verlassen und bat die Prinzessin, die nöthigen Demarchen zu machen, wozu sie sich sogleich bereitwillig fand. Sie selbst war indessen wegen einer kleinen Unart, die sie sich gegen Marie Louise erlaubt hatte, bei ihrem kaiserlichen Bruder in Ungnade gefallen, so daß sie noch weit weniger für mich bei ihm hätte wirken können. Sie hatte nämlich eines Tages der Kaiserin hinter ihrem Rücken allerlei Grimassen gemacht, und unter andern zwei Finger ihrer rechten Hand, den Zeigefinger und den kleinen, hörnerartig in die Höhe gestreckt, um so anzudeuten, daß sie Hörner tragen werde. Marie Louise hatte dies in einem großen Spiegel, sowie auch ihr Gatte, bemerkt, der nun voll Zorn seiner Schwester das Erscheinen in den kaiserlichen Gemächern untersagte.

In der Erwartung meiner baldigen Versetzung besuchte ich die noch nicht gesehenen Umgebungen von Paris, Bondy,

St. Denis, wo ich die Ueberreste der in der Revolution verwüsteten königlichen Gräber in der Abtei daselbst heimsuchte, u. s. w.

Eines Abends bemerkte ich in der Oper in einer benachbarten Loge ein recht freundliches Frauengesicht, das mir sehr bekannt vorkam, ich wußte aber nicht gleich wo ich es schon gesehen hatte. Ich lorgnettirte die Dame, wurde endlich auch von ihr bemerkt, und sie nickte mir lächelnd zu. Ich begab mich nun während einem Zwischenact in jene Loge und fand — Madame Viriot, dieselbe die ihr Gemahl vor ungefähr 5 Jahren in Nancy entführt hatte. Schnell war die alte Bekanntschaft erneuert; ihr Gatte war wieder in den Militairstand getreten, stand jetzt als Capitaine bei der Armee in Spanien und sie lebte bei einer reichen Tante zu Paris, und hatte ein niedliches vierjähriges Mädchen. Ich begleitete sie noch denselben Abend nach Haus, wurde auf den andern Tag zum Besuch eingeladen, wobei sie mich der Tante als einen alten Freund ihres Mannes vorstellte, ich suchte mich bei der alten Dame durch Artigkeiten zu insinuiren, und war bald im Haus gerne gesehen und Hahn im Korb, so lange ich noch zu Paris verweilte.

Ende Juli hatte Napoleon für gut befunden, den Parisern zur Abwechslung auf seine Vermählungsfeierlichkeiten ein höchst pomphaftes und prunkendes Trauerfest zu geben, nämlich die Leichenfeier des bei Eßlingen gebliebenen Marschall Lannes, dessen irdische Reste im Pantheon beigesetzt wurden. Das Gepränge dieser Ceremonie war außerordentlich. Mehrere Tage wehte eine schwarze, weiß eingefaßte Fahne von der Kuppel des Pantheons, in dem Tempel selbst war eine Catafalk in Form einer hohen Pyramide errichtet, an deren vier Ecken die Bildsäulen der Mäßigkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit und der Stärke angebracht waren, ihre Spitze krönte eine Urne mit einer eisernen Krone. Medaillen, die ausgezeichnetsten Thaten des Marschalls darstellend, wurden von Genien gehalten, unter der Pyramide stand der Sarcophag, bereit die Leiche des Verblichenen aufzunehmen. Auf den Stufen ringsherum brannten unzählige Kerzen auf silbernen Candelabern. An den beiden Seiten des Altars sah man die Bildsäulen des heiligen Ludwig und des heiligen Napoleon, die ganze Kirche war mit schwarzen Teppichen belegt und behängt, auf der schwarz drapirten Kanzel saß ein kolossaler Adler, für den Erzkanzler hatte man einen Sitz von Ebenholz mit silbernen Sternen

und Franſen verziert, errichtet. Alle Sitze der Cardinäle, Biſchöfe, der Behörden ꝛc. waren auf ähnliche Weiſe geſchmückt; auch alle Fenſter waren ſchwarz behangen, mit weißem Saum. Von dem endloſen Zug aller Civil- und Militairbehörden gefolgt, wurde die Leiche des Marſchalls vom Hôtel der Invaliden in das Pantheon mit großer Feierlichkeit und mit imponirender Trauermuſik gebracht; auf dem Sarg lag der Marſchallsſtab, das Wappen und Lorbeerkronen. Achtzehn ſilberne Grabeslampen hingen an gleichen Ketten an dem Feinde abgenommenen Lanzen herab; überall waren Trophäen von eroberten Waffen und Fahnen angebracht. Die Waffen des Todten nebſt Siegespalmen hielten zwei über dem Altar ſchwebende Renomeen in der Hand. Ueber ihnen las man die Worte: **Napoleon à la memoire du Duc de Montebello, mort glorieusement aux champs d'Essling, le 22. Mai 1809.**“

Das Conſervatorium führte eine großartige Trauermuſik auf, die von Zeit zu Zeit durch die Töne der ſchwarz verhüllten Orgel unterbrochen wurde; hiezu hatte man die herrlichſten Compoſitionen Mozarts gewählt. Der Trauerwagen, auf dem die Leiche gebracht wurde, war mit vier Fasces aus Fahnen beſtehend, welche das von Lannes befehligte Armeecorps erobert hatte, geſchmückt. Der ganze Zug beſtand aus vier Abtheilungen, einer geiſtlichen, einer militairiſchen, einem Trauerzug und einem Ehrenzug. Bei dem militairiſchen waren die Truppen aller Waffengattungen, Kanonen und Pulverkarren, die Tambours, Trompeter und Muſikchöre der ganzen Garniſon, die Lüfte mit lugubern Klagetönen erfüllend. Der ganze Generalſtab mit den Fürſten von Neufchatel und Wagram, denen die Generalität, alle Stabsoffiziere und andere Offiziere folgten, waren an der Spitze des militairiſchen Zuges. Bei dem religiöſen Zug, der ſich vor dem militairiſchen bewegte, befand ſich die ganze hohe und niedere Geiſtlichkeit von Notre-Dame und aller Kirchſprengel von Paris, mit unzähligen Kirchenfahnen, Kreuzen u. ſ. w., auch viele Greiſe und Kinder aus mildthätigen Anſtalten und Pflegehäuſern. Vier Marſchälle, unter denen Moncey und Davouſt, hielten die Zipfel des Bahrtuchs, auf beiden Seiten des Wagens trugen Lannes Adjutanten Standarten. Der Ehrenzug beſtand aus des Marſchalls leerem Wagen, zu deſſen beiden Seiten wieder zwei ſeiner Adjutanten ritten, dieſem folgten vier Trauerwagen für die Familie des Verblichenen, dieſen

die Wagen der Prinzen, Großwürdenträger, Marschälle, General-Obersten, Minister und höchsten Behörden. Sämmtliche Züge schloß eine starke Abtheilung der Gardecavallerie, mit Trauermusik zu Pferde. So lange die Ceremonie währte, läuteten alle Glocken von Paris, und in kleinen Zwischenräumen fielen jedesmal 13 Kanonenschüsse. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, gab sämmtliches Militair Gewehrsalven und die Legionaire übergaben ihre Ehrenkreuze dem Großalmosenier, der sie durch den Erzpriester mit hinabsenken ließ. Davoust hielt eine kurze Rede, in welcher er die tiefe Trauer des Heeres über diesen Verlust aussprach, und nachdem der Erzkanzler eine zum Andenken an diese Todtenfeier geschlagene Medaille dem Sarge folgen ließ, war sie beendigt, und die Truppen zogen mit lustig klingendem Spiel wieder ab. In ganz Frankreich, Italien und wo französische Truppen standen, wiederholte sich diese Todtenfeier, durch welche Napoleon der Welt beweisen wollte, wie sehr er seine Helfershelfer zu ehren wisse, hauptsächlich um dadurch auf das Militair zu wirken.

Wenige Tage später gab die am Napoleonsfest, den 15ten August 1810, erfolgte Vollendung der Siegessäule auf dem Platz Vendome, die man zum Ruhm der französischen Armee im Jahr 1806 begonnen hatte, und die eine Nachahmung der Trajansäule zu Rom ist, den Parisern abermals Stoff zur Unterhaltung und zu Festivitäten. Die 220 Fuß hohe Säule wurde aus 1200, den Oestreichern und Russen 1805 abgenommenen Kanonen errichtet, und stellte, nach Art der römischen, die hauptsächlichsten Thaten der Franzosen aus dem Feldzug von 1805 dar; sie steht auf der Stelle, wo die während der Revolution zertrümmerte Bildsäule Ludwig **XIV.** stand. An 2 Millionen Pfund Erz sind zu dieser Säule verwendet worden. Auf einer in ihrem Innern angebrachten Schneckentreppe gelangt man zu ihrer Spitze, auf der Napoleons 10 Fuß hohe Statüe gestellt wurde.

Am 25sten August, denselben Tag an dem man früher das Fest des heiligen Ludwigs feierte, fand jetzt das der Marie Louise statt und wurde zum Erstenmal mit außerordentlicher Pracht und großer Ostentation begangen. Einige Tage darauf hielt Napoleon im Bois de Boulogne Musterung über die holländischen Garden, die er nach Paris beordert hatte, und die hierauf in dem Gehölz so gut bewirthet und namentlich mit Wein so reichlich versehen wurden, als sie nur Lust zu trinken hatten, was für die Pariser

abermals ein neues Schauspiel war, das aber wieder ein sehr schmutziges Ende nahm. Die holländischen Plerums betranken sich en canaille, fingen dann zuerst Stänkereien und Streit unter sich selbst und dann mit den Zuschauern an, und als ein Gewitter und starker Regen die letztern schnell verscheuchte, hielten die Soldaten alle Frauen und Mädchen an, während sie die sie begleitenden Männer mißhandelten und zum Zeitvertreib die Bäume des Gehölzes umhieben, wodurch sich einige hundert kleine Gefechte, die zum Theil blutig ausfielen, entspannen. Einige der Zuschauer hatten sich nach St. Cloud geflüchtet und daselbst die fatale Mähr hinterbracht. Napoleon gerieth in Zorn über die Brutalität der Holländer und gab Ordre, sogleich viele und starke Patrouillen abzusenden, welche die Betrunkenen zur Raison bringen sollten, deren Anführern er selbst Verhaltungsbefehle gab, um die Ruhe wieder herzustellen. Ich hatte mich ebenfalls zu Pferd in das Boulogner Wäldchen begeben, die holländischen Garden tafeln zu sehen, und es gelang mir, einige Mädchen aus den Klauen dieser Trunkenbolde zu befreien. Diese Burschen waren nur Bier und Schnaps gewöhnt, der Wein war ihnen eine gar zu verführerische Neuigkeit. Als die Patrouillen ankamen, war es schon fast Nacht, und sie würden vielleicht wenig ausgerichtet haben, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht unter den Soldaten verbreitet hätte, Napoleon selbst sey so eben angekommen, was die Burschen etwas nüchterner und gelassener machte, dieser hatte jedoch St. Cloud nicht verlassen. Die unmittelbaren Folgen dieses Gerüchts waren aber, daß sich die Holländer über Hals und Kopf aus dem Staub machten und eiligst in ihre Caserne zu kommen suchten, indessen wurden einige 50 verhaftet, und mehrere, die man en flagrant delit ertappt hatte, wurden streng bestraft.

Um diese Zeit, oder bald darauf verbreitete sich auch das Gerücht von der Schwangerschaft Marie Louisens, und da schon beinahe 6 Monate verflossen waren, ehe man etwas davon hörte, so glaubte man allgemein den Hauptzweck von Napoleons Ehescheidung und Wiedervermählung verfehlt, und war um so mehr über diese Trennung und Ehe ungehalten. Ein Theil des Publikums hielt Napoleon für impotent, während der andere seiner Gattin Unfruchtbarkeit zur Last legte; ja viele Personen wollten durchaus nicht an diese Schwangerschaft glauben, oder hielten sie für fingirt, und supponirten, daß der Kaiser damit umginge, ein

fremdes Kind unterzuſchieben und zu ſeinem Thronerben zu machen; ſelbſt nach der Geburt des Königs von Rom gab es noch viele Perſonen, die denſelben für untergeſchoben halten wollten und dieſe Meinung unter dem Volk zu verbreiten ſuchten. Die Urſache, warum Marie Louiſe nicht früher guter Hoffnung geworden, ſoll der zu häufige Gebrauch von Bädern geweſen ſeyn, die ihr nun unterſagt wurden.

Es war Anfangs September als ich meine Entlaſſung aus den franzöſiſchen Dienſten und mein Patent als Capitain bei der neapolitaniſchen Garde zu Pferd, Cavalli leggieri, erhielt. Ich hatte beſonders darum gebeten, bei der Reiterei angeſtellt zu werden, mich deßhalb während der letzten Zeit meines Aufenthaltes zu Paris noch mehr mit den Manöuvres dieſer Waffengattung vertraut gemacht, und allen Cavallerie-Uebungen zu Pferde beigewohnt. Da jetzt mein Schickſal entſchieden war, ſo eilte ich nun Paris zu verlaſſen, wo es zwar alle Tage etwas Neues, aber auch manche eben nicht angenehme Neuigkeiten gab. Ich machte meine Abſchiedsviſiten, empfahl mich beſonders dem noch immer leidenden Fürſten Y., durch den ich doch manche vergnügte Stunde gehabt, und ging meiner neuen Beſtimmung entgegen, den Weg über Orleans einſchlagend, das ich noch nicht geſehen und doch gerne beſuchen wollte. An Miollis hatte ich ſchon geſchrieben, ihm die Aeußerung des Kriegsminiſters hinſichtlich der Prinzeſſin Pauline gemeldet, und daß durch dieſen Canal nichts zu machen ſey. Von Madame Bonnier nahm ich ebenfalls Abſchied und Briefe an ihre Verwandten zu Peſaro mit, die ich perſönlich zu übergeben verſprach; ſo wie zu verſuchen, daß ſie die Dame bis zur Zurückkunft ihres Mannes in ihrem Schooß aufnehmen möchten, da ſie ſich ſo iſolirt in dem gefährlichen Paris befinde. Dem Fürſten Y. that meine Abreiſe wirklich leid, auch er fand ſich verlaſſen in der großen Stadt und hatte ſich an meinen Umgang gewöhnt.

II.

Reiſe von Paris nach Neapel. — Orleans. — Turin. — Ankunft zu Neapel. — Mürats Garden und Hofſtaat. — Fehlgeſchlagene Expedition gegen Sicilien. — Grauſame Maßregeln zur endlichen Vertilgung der Briganden in Calabrien. — Entſtehung der Carbonari. — Mürat. — Die Königin Caroline. — Der Carneval zu Neapel. — Ein italiäniſches Liebhabertheater. — Die Feſtini in San Carlo. — Die Marcheſa im Schilderhaus. — Faſtenzeit und Oſterfeier. — Ein Piſtolenduell. — Don Juan zum Erſtenmal in Neapel aufgeführt. — Ein Schiff mit engliſchen Nachtgeſchirren von der Douane weggenommen. — Ein Abentheuer in den Gärten zu Caſerta. — Ein Souper ſuspendü. — Das Feſt in der Kirche der Madonna di Piedi-Grotta. — Ein ſilbernes Ei. — Ein dreifacher Mord. — Weihnachtsfeier. — Verbrennung der engliſchen Waaren. — Ich falle in die allerhöchſte Ungnade, und werde nach Tarent beordert.

Ein wenig ſonderbar war es mir doch zu Muth, als ich Frankreichs Hauptſtadt, in der ich ſo manches Abentheuer beſtanden, ſo manches Vergnügen genoſſen, verließ und im Rücken hatte. In Orleans angekommen, hielt ich mich daſelbſt einen halben Tag auf, beſuchte die Cathedrale, eines der ſchönſten und prächtigſten gothiſchen Monumente Frankreichs, mit ſehr zierlichen Thürmen. Auf der ſchönen Brücke, die hier über die Loire führt und die Stadt mit der Vorſtadt Olivet verbindet, ſtand ehedem ein Monument aus Erz, welches die Mutter Gottes darſtellte, die Chriſtus auf den Knien hielt, bereit ihn in das Grab zu legen, zu ihrer Linken kniete Johanna d'Arc, zu ihrer Rechten Carl VII., beide bewaffnet und das Ganze in Lebensgröße; 1771 wurde dieſes der Jungfrau von Orleans zu Ehren errichtete Denkmal reſtaurirt und an die Ecke der ſchönen Straße royale und der der Vieille Poterie placirt, 1793 aber vom Pöbel zertrümmert. Seitdem wurde Johanna d'Arc ein anderes Monument errichtet. Orleans iſt groß und weitläufig gebaut, und hat über 40,000 Einwohner. Aurelian gab ihr ſeinen Namen, aus dem nach und

nach Orleans entstand. Sie ist jetzt die Hauptstadt des Departements Loiret, und war vor der Revolution die des Herzogthums und Gouvernements Orleans. Nachdem Attila Cöln, Trier, Metz, Rheims, Besançon ꝛc. verwüstet und verbrannt hatte, kam er mit seinem Räuberheer vor Orleans, und hatte bereits einen Theil desselben erstürmt, als die Stadt noch zur rechten Zeit Entsatz erhielt und Attila mit Verlust abziehen mußte. Auf seinem Rückzug erlitt er durch den römischen Feldherrn Artius eine furchtbare Niederlage, wobei 160,000 Hunnen geblieben seyn sollen. 570 wurde sie vom Sachsenherzog Odoaker belagert, aber Childerich kam ihr zu Hilfe und zwang seinen Gegner, die Belagerung aufzuheben, verleibte aber die Stadt seinem Reich ein. 1429 von den Engländern belagert, wurde sie in der größten Noth, auf dem Punkt sich zu ergeben, durch Johanna d'Arc befreit. 1572 wurden in ihrer Hauptkirche St. Croix auf Befehl Carl IX. scheußlichen Andenkens, mehrere Tausend Calviniſten ermordet, 200 andere die sich an einem nicht gut anzugreifenden Platz tapfer vertheidigten, fanden ihren Tod in den Flammen, die man rings um sie angezündet hatte. Unter den Reliquien, die man bis zur Revolution, wo sie abhanden kamen, in St. Croix aufbewahrte, war unter andern ein Tropfen vom kostbaren Blut Christi und ein anderer Tropfen von der jungfräulichen Milch seiner Mutter!! auch das Kännchen, welches die drei Weisen aus Morgenland Jesus an der Krippe verehrten, wurde nebst ähnlichen Dingen den Gläubigen gezeigt.

Von Orleans setzte ich nun ohne Rast meine Reise über Lyon ꝛc. bis Turin fort, das in einer herrlichen, vom Po bewässerten Ebene an dem Fuß der Alpen liegt. Ich kam mit Sonnenaufgang vor der schönen Stadt an, die von den Strahlen der Morgensonne recht freundlich beschienen wurde, was mich freudig stimmte. Hier beschloß ich Rasttag zu halten, um meinen etwas zusammengerüttelten und steif gewordenen Knochen einige Ruhe zu gönnen. Ich fuhr durch die schnurgeraden Straßen in ein Albergho, wo ich mich sogleich niederlegte, und erst erwachte als Mittag längst vorüber war. Ich machte meine Toilette und schickte mich an, die Sehens:würdigkeiten der schönen Stadt zu besuchen. Plinius behauptet, Turin sey die älteste Stadt Liguriens gewesen; gewiß ist, daß sich ihr Ursprung in die fabelhaften Zeiten des graueſten Alterthums verliert. Sie hat an zwei Stunden im Umfang, an

100,000 Einwohner und mehr als 100 Kirchen. Die Neuſtadt iſt vielleicht die ſchönſte Stadt Europas, von allen Städten die ich kenne, kann ſich nur ein Theil von Berlin und Nancy mit ihr meſſen. Mannheim und Carlsruhe haben zwar auch gerade und breite Straßen, aber die Häuſer ſind wahre Barakken im Vergleich mit den Palläſten von Turin. Zur Nachtzeit werden Schleußen losgelaſſen, welche die Straßen reinigen, die dann wie abgewaſchen ſind. Die Cathedrale, dem San Giovanni Battiſta geweiht, iſt kein ſehr ausgezeichnetes Gebäude, zu ihren ſchönſten Zierden gehören zwei treffliche Bildſäulen der heiligen Chriſtina und der heiligen Thereſia. Unter den andern Kirchen verdienen hauptſächlich noch die des heiligen Geiſtes, des St. Laurentius, des St. Borromäus und vorzüglich die des **Corpus Domini** geſehen zu werden. Der Marmor von Suſa, der dem Verte antiqua ſehr ähnlich iſt, und ein blauer piemonteſiſcher Marmor ſind allenthalben mit großer Verſchwendung angebracht. Der große Pallaſt, vom Herzog Carl Emanuel **II.** erbaut, liegt auf der Piazza Caſtello, und hat die Ausſicht auf die vier Hauptthore der Stadt; in demſelben befinden ſich viele Prachtgemächer und vortreffliche Gemälde großer Meiſter, eine bedeutende Bibliothek ꝛc., auch hat er einen großen Garten. Der Palazzo **del Castello** iſt einer der älteſten zu Turin und wurde vormals von den Herzogen von Savoyen bewohnt, ſeine ſchöne Façade erhielt er aber erſt 1620 durch die Herzogin Maria Jeanne von Nemours. Turin hat mehrere Theater, unter denen das große Opernhaus eines der ſchönſten Italiens iſt, auch das 1787 abgebrannte und ſchöner wieder hergeſtellte Theater Carignan iſt ein anſehnliches Gebäude. Das Arſenal der Stadt hat eine Kanonengießerei. An dem Ufer des Po liegt das kleine Schloß, welches Catharina von Frankreich 1660 erbauen ließ. Als ich mich zu Turin befand, war die neue, über dieſen Fluß erbaute prächtige Brücke ihrer Vollendung nahe. Die Feſtungswerke Turins ſind bedeutend, die Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck, iſt eine der ſtärkſten Veſten die es gibt; auch ſchöne Promenaden ſind in der Nähe der Stadt. Uebergroße Müdigkeit und Bedürfniß nach Ruhe machte, daß ich Turins Herrlichkeiten nur ſehr oberflächlich ſah, und die meiſte Zeit in meinem Zimmer auf einem Ruhebett zubrachte. Den dritten Tag nach meiner Ankunft ſetzte ich meine Reiſe fort. In Peſaro ſuchte ich die Eltern der Madame Bonnier auf, denen ich die Briefe, welche

mir ihre Tochter an sie mitgegeben, überlieferte. Sie wollten anfänglich wenig von ihr wissen, und sagten, die Sünde ihrer Tochter, das Kloster verlassen und geheirathet zu haben, sey ein ewiger Schimpf für die ganze Familie, eine unvertilgbare Schande, denn so etwas sey noch nicht erhört worden, so lange es Christen gebe. Ich suchte die Leute deßhalb zu beruhigen und eines Bessern zu belehren, aber meine Bemühungen halfen wenig, obgleich ich ihnen sagte, daß ich, als Helfershelfer bei der Geschichte, gerne die ganze Sünde auf mich nehmen wolle. Indessen brachte ich es endlich doch dahin, daß mir der Vater versprach, wenn sich eine passende Gelegenheit fände, er in Gottesnamen sein ungerathenes Kind kommen lassen wolle. Dies war freilich wenig Zuverläßiges und ich erwiederte, daß es gewiß besser sey, wenn Jemand von der Familie nach Paris reise, die Dame abzuholen, worauf mir aber ganz trocken geantwortet wurde: daß dies die Umstände nicht gestatteten. Ich empfahl mich nun ziemlich frostig, schrieb sogleich an Angelika das Resultat meiner Bemühungen und gab ihr den Rath, nicht weiter zu ihren Anverwandten zu verlangen, da dies herzlose Menschen seyen, die ihr das Leben zur Hölle machen würden. Sie befolgte diesen Rath, wurde bald darauf Wittwe, ihr Gatte, den sie nicht wieder gesehen, blieb in der Schlacht bei Salamanka; 1814 fand ich sie in Lyon als die Geliebte des Generals Albert, der früher als Augereaus Adjutant eine Anverwandte der Familie d'Orville, eine Mademoiselle Fuchs in Offenbach geheirathet hatte.

In Rom angekommen, stattete ich dem General Miollis mündlich Bericht über alle in seinen Interessen gethanen Schritte ab, und setzte ihm die Unmöglichkeit auseinander, durch die mir eröffneten Canäle und Instructionen die gewünschte Absicht zu erreichen. Andere Demarchen, die er zu demselben Zweck durch einen Bataillonschef in Paris machen ließ, hatten noch schlimmern Erfolg, denn vom Generalstatthalter in Rom wurde er nun erster Lieutenant des Gouverneur **general de Rome**. Ich fuhr ohne mich weiter in Rom umzusehen nach Neapel ab, wo ich gegen Ende September glücklich ankam.

Mein Erstes war, mich bei dem Baron Cäsar Dery, Generallieutenant und Commandant der Garde-Cavallerie, zu melden und dann bei dem Baron Livron, Oberst des Regiments. Bei beiden wurde ich wohl aufgenommen, worauf ich bei alten Bekannten

meine Privatvisiten machte. Helena befand sich mit ihrem Mann jetzt auf der Insel Capri, wo ich sie einigemal besuchte, auch kam sie fast jede Woche nach Neapel zu einer Freundin, wo wir dann intime Zusammenkünfte hatten. Bei dem Regiment waren die meisten Offiziere Franzosen, namentlich in den höhern Graden, nur wenige Neapolitaner waren in demselben so wie bei der Garde überhaupt angestellt. Diese, die **Casa militare del Re** genannt, bestand damals aus dem Stab, einem Generalcommandanten der Infanterie, einem der Reiterei, einem Gardegrenadierregimenten, einem Regiment Veliten zu Fuß, einem Bataillon Voltigeurs, der Ehrengarde (**Guardia d'onore**), den Veliten zu Pferd, den **Cavalli leggieri**, bei denen ich stand; der **Gensdarmeria scelta**, der reitenden Garde-Artillerie, dem Train d'**Artillerie**, dem Genie und der Garde Marine, auch waren noch Garde-Veteranen und Hellebarden vorhanden. Der Dienst dieser Truppen war im Ganzen angenehm und nicht sehr beschwerlich, die Garden selbst standen in gutem Ansehen, da sie meistens aus Fremden, hauptsächlich Franzosen zusammengesetzt waren, auch sehr reiche und kostspielige Uniformen, drei verschiedene Costüme hatten. Die Equipirung kostete viel Geld, und denjenigen Offizieren, die nicht hinlängliche Mittel hatten, half Mürats Großmuth, er machte ihnen reiche Geschenke an Pferden und Geld. Auch der Hofstaat des Königs von Neapel war jetzt überaus prächtig und glänzend eingerichtet, er bestand aus einem Großmarschall des Pallastes mit vier Pallastpräfekten, unter denen der Herzog von Circella war, einem Gouverneur der königlichen Palläste, Pallastadjutanten, **Marescalli degli alloggi**; Großkammerherr war der Fürst Colonna mit einem halben hundert Kammerherrn, meistens Principi, Herzoge, Marquis, Grafen und Barone; ein Großstallmeister mit 20 Unterstallmeistern, gleichfalls Principi ꝛc. Ein Pagengouverneur mit einem Untergouverneur, ein Dutzend Professoren, unter denen sogar ein Lehrer der deutschen Sprache, ein gewisser Moser war, einige 30 Pagen, ein Groß-Jägermeister mit einem halben Dutzend Oberjägermeistern, ein Großceremonienmeister nebst Zugehör, ein Cardinal-Großalmosenier, ein Bischof von Nola, Oberalmosenier, 30 Almoseniere und Capelläne, aber noch bei weitem nicht genug, um all die vielen und großen Sünden des Hofes zu absolviren. Die Königin Caroline hatte außerdem ihren eigenen Almosenier, den Erzbischof von Tarent;

ihr Ehrencavalier war Fürst d'Angri, eine besondere Ehrendame eine Dame d'Atour und ein Viertelhundert Pallastdamen, unter denen die berühmtesten Namen Italiens, wie die Doria, Colonna, Imperiali, Spinelli, Carignani ꝛc. figurirten, die wunderschöne Herzogin von Atri (Giuglietta Colonna) und die nicht minder schöne Marchesa Cavalcanti, auch eine Catharina von Medicis waren. Die königlichen Kinder hatten ihre Gouverneure, Gouvernanten ꝛc., und in diesem Verhältniß war das zahlreiche Unterpersonale des Hofes organisirt. Zu den größern Hoffesten und Bällen wurde außerdem der zahlreiche neapolitanische Adel, die angesehensten Bürger der ganzen Stadt, alle Garde- und andere anwesende Offiziere gezogen. Außerdem hatte Mürat einige dreißig Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere, unter den letzteren viele Italiäner. Das Hofleben war in hohem Grad rauschend, üppig, pompös, und die Toiletten der Damen zeigten eine orientalische Pracht und Verschwendung, wobei die Königin den Ton angab und in mehr als einer Hinsicht das Muster war, nach dem sich ihre Damen und die vornehmen Frauen der Residenz richteten.

Meine Equipirung kostete mich nahe an 10,000 Franken, drei Pferde inbegriffen, glücklicherweise hatte ich einen ziemlich vollen Beutel mit von Paris gebracht, und wenn es fehlte, half Vetter Moritz aus, übrigens war der Gehalt ansehnlich.

Mürat selbst war, als ich in Neapel ankam, noch mit einem Theil der Garde in Calabrien; er hatte geraume Zeit vor mir Paris verlassen, projectirte eine Landung in Sicilien, und hatte deßhalb bedeutende Streitkräfte in der Sohle des italiänischen Stiefels und der Gegend von Reggio versammelt. Drei französische Divisionen, eine neapolitanische, ein großer Theil der Garden, in allem einige zwanzig Tausend Mann waren bestimmt, das Wagstück zu unternehmen. Lamarque und Partonnaux, welche unter dem König commandirten, waren mit ihren Divisionen zur Einschiffung bereit, nachdem vorher einige theils glückliche, theils unglückliche Gefechte zur See mit den Engländern statt gefunden hatten. Am Phar von Calabrien lagen eine große Anzahl Transportschiffe und mehrere Kanonierschaluppen vor Anker. Das Heer campirte an der Küste der Meerenge von Messina, die Garden und die Reservedivision im Centrum, Partonnaux befehligte rechts und Lamarque links von Scilla. Eine bedeutende englische Seemacht von 5 Linienschiffen, 6 Fregatten, mehreren Briggs und Ka-

nonierschaluppen, hatte sich zwischen dem Phar und Messina aufgestellt, verursachte der neapolitanischen Marine großen Schaden und hatte schon manches Convoie derselben weggenommen oder versprengt, auch in Amalthea viel Unheil angerichtet. Endlich nachdem es den Engländern zum Trotz gelungen war, eine hinlängliche Anzahl Schiffe in der Nähe des Lagers zu vereinigen, und die Aequinoctialstürme den Feind genöthigt hatten sich in die Häfen von Sicilien zurückzuziehen, bestimmte Mürat die Nacht vom 17. auf den 18. September zur Landung in Sicilien. Drei Regimenter leichter Infanterie, ein Regiment neapolitanischer Jäger nebst einem Bataillon Corsen wurden gegen Mitternacht eingeschifft und landeten gegen zwei Uhr Morgens zu San Stefano in Sicilien. General Cavaignac, der diese Division befehligte, glaubte, daß ihm der Rest der Armee unmittelbar folgen würde, griff sogleich alle ihm im Wege stehenden Posten an, von denen viele aus Engländern bestanden, die mehrere Regimenter in Sicilien hatten, und marschirte dann mit seiner Colonne bis Ducheſſa vor; allein während er sich mit dem Feind herumschlug, war eine gänzliche Windstille eingetreten, wodurch, so wie durch die Strömungen im Canal die übrigen Truppen am Abfahren verhindert wurden. Mürat selbst hatte sich eingeschifft und blieb bis zum Tag in seiner Chaluppe, vergeblich auf günstigen Wind hoffend, ließ er endlich den schon übergesetzten Truppen das Zeichen geben, wieder zurückzukehren. Als der englische General Stuart, der diese Landung für einen fingirten Angriff hielt, überzeugt war, daß die andern Truppen unmöglich nachkommen konnten, ging er auf San Stefano los, um die ausgeschiffte Division abzuschneiden. Diese Truppen wurden nun handgemein, und Cavaignac mußte sich vor der großen Uebermacht über Hals und Kopf an das Ufer des Meeres zurückziehen, wo man sich in der größten Unordnung unter dem feindlichen Feuer einschiffte. Zum Unglück war ein großer Theil der Transportschiffe schon wieder an die Küsten von Calabrien zurückgekehrt, und ein Theil der Division, von Oberst Ambrosia befehligt, mußte die Waffen strecken und sich gefangen geben. Mit einem Verlust von wenigstens 1500 Mann und vielen Verwundeten kamen die Uebrigen wieder auf dem festen Land an. Dieser schlimme Ausgang des ersten Landungsversuchs auf Sicilien entmuthigte Mürat und die Truppen. Kurz darauf machte ein Tagesbefehl dem Heer bekannt, daß Napoleons Ver-

langen bereits ein Genüge geſchehen, indem deſſen Abſicht nur geweſen ſey, die Streitkräfte der Engländer auf dieſen Punkt zu ziehen, um die nöthigen Verſtärkungen unangefochten nach der Inſel Corfu ſchicken zu können, und daß vorerſt die Expedition nach Sicilien verſchoben werde. Wenige Tage darauf wurde das Lager abgebrochen, die Schiffe und die Garden kehrten nach Neapel zurück, wo auch Mürat etwas verſtimmt und ungehalten ankam. Ueber die Urſache der ſo ſchnellen Aufgabe dieſes Unternehmens wurden mancherlei Vermuthungen ausgeſprochen, Viele wollten ſie einem geheimen Befehl Napoleons zuſchreiben, der nicht gerne ſehe, daß ſein Schwager allzumächtig würde, und den er ſchon mit mißtrauiſchen und neidiſchen Augen betrachte. Soviel iſt ſicher, daß ſeit jener Zeit ein Mißverſtändniß zwiſchen den beiden Schwägern beſtand, das immer mehr Wurzel faßte.

Um dem noch immer in Calabrien, wenigſtens theilweis beſtehenden Brigandenunfug zu ſteuern und endlich auszurotten, nahm die Regierung Mürats ein Syſtem an, welches hauptſächlich darin beſtand, daß man die Einwohner Calabriens ſelbſt für die in dem Gebiet ihrer Cantone von den Briganden begangenen Unthaten verantwortlich machte. Die regulairen Truppen wurden jetzt nur noch dazu verwendet, die Einwohner zu zwingen, die Inſurgenten ſelbſt zu bekämpfen, zu fangen und auszuliefern, widrigenfalls man ſie als deren Helfershelfer anſehen und beſtrafen würde. Dieſe Maßregeln in Ausführung zu bringen, wurden 10—12,000 Mann in alle Theile Calabriens verlegt. Das Decret, welches deßhalb erſchien, war ſehr ſtreng und grauſam, und ließ auch Spielraum zu ungeſtrafter Befriedigung der Privatrache. Es wurden Liſten mit Namen von Familien als des Einverſtändniſſes mit den Briganden verdächtig, angefertigt, und ein jeder der ein ſolches Individuum tödtete oder gefangen ablieferte, erhielt eine Belohnung von 20—25 Ducati, war es aber ein Brigandenchef, ſo empfing er 500 Ducati. Wer den Inſurgenten oder ihren Helfershelfern irgend etwas, es ſey an Nahrung, Kleidung, Munition, Geld ꝛc. zukommen oder ſie entwiſchen ließ, wurde augenblicklich erſchoſſen. Der General Manches, ein ſehr harter und heftiger Mann, wurde mit der Vollziehung dieſes Decrets beauftragt und vollzog es ohne alle Schonung. Die Folgen waren, daß viele Tauſende der Einwohner, ſich nicht mehr ſicher wähnend oder Privatfeinde habend, nach Sicilien entflohen. Aber dieſe

harte Maßregel hatte so ziemlich den erwünschten Erfolg, das Brigandenwesen hörte bald fast gänzlich auf und man konnte endlich ziemlich sicher in ganz Calabrien umherreisen. Freilich waren zahlreiche Familien das Opfer für ein einziges ihrer Mitglieder geworden, das sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen; denn Eltern, Geschwister und andere Anverwandte mußten das Vergehen des Einen büßen. Aber das Land war doch endlich nach 5 Jahren ziemlich beruhigt, so lange hatte der grausame Brigandenkrieg gewährt, eine sich ewig erneuernde Hyder, die unaufhörlich von Sicilien aus alimentirt wurde.

Eines der gefährlichsten Brigandenhäupter war zuletzt der sogenannte Brigandenfürst, Baron Bittiglioni gewesen, der mit großer Verwegenheit in Salerno sein Wesen trieb, ohne daß Jemand geahnt hatte, daß er einer der Haupturheber der Brigandenstreiche war. Endlich kam man diesem schlauen Fuchs, der alle Gestalten annahm, doch auf die Spur, er wurde nebst mehreren seiner Offiziere aufgehoben und sammt seinem ganzen Anhang zum Tode verurtheilt, viele Individuen aus den ersten Familien zu Neapel waren mit in diese Geschichte verwickelt und ihre Häupter traf dasselbe Urtheil. Mürat verwandelte jedoch die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß oder Kettenschleifen, zehnmal schrecklicher als der Tod. Mit der Rückkehr des alten Königshauses (1815) wurden aber die noch Lebenden wieder frei und sogar belohnt.

Ungefähr zu dieser Zeit war es, daß sich in Calabrien die berüchtigte Secte der Carbonari bildete, hauptsächlich durch die erwähnten strengen Maßregeln, so wie durch die abscheulichen Grausamkeiten des General Manches hervorgerufen, welche die Einwohner zwangen, sich so geheim als möglich zu verbinden, um dieser Tyrannei das Gleichgewicht zu halten und ihr wo möglich die Spitze zu bieten. Bald hatte sich dieser geheime Bund im ganzen südlichen Italien verbreitet, und wurde sogar von dem Polizeiminister Maghella, einem gebornen Genueser, der früher an der Spitze der Polizei der liguriſchen Republik gestanden, unter der Hand wenn nicht gerade begünstigt, doch geduldet, wenigstens wollte er durchaus das Bestehen des Bundes ignoriren oder die Sache mindestens als eine unbedeutende Kinderei dargestellt wissen. Irrig ist es aber, daß er der Stifter des Carbonarismus gewesen, wie mehrfach behauptet wurde; ein sicilianischer Edelmann aus

Palermo Namens Caravante war, wenn vielleicht auch nicht der erste Gründer, doch zuverläßig der Stifter und Verbreiter der Secte in Calabrien. Noch immer gab es viele zersprengte Reste der frühern Brigandenbanden, die sich in die unzugänglichsten Wald- und Bergschluchten, von denen sie allein eine genaue Kenntniß besaßen, geflüchtet hatten, diese wurden nun förmliche Raubmörder und die Plage der Gegenden, in deren Nähe sie sich aufhielten. Die schon bestehenden Carbonari, deren Zweck jetzt war, das Land von der fremden Herrschaft zu befreien und ihm eine möglichst democratische Verfassung zu geben, wurden von Seiten der Engländer in Sicilien und der dortigen Regierung möglichst unterstützt und ihnen an die Hand gegeben, sich der noch in den Wildnissen vorhandenen Briganden zu ihren Zwecken zu bedienen. Den Namen Carbonari (Kohlenbrenner) erhielten sie weil sich die ersten Männer dieser Secte als solche verkleidet in Wäldern verbargen und ihrer Sicherheit wegen und dem Anschein nach dieses Gewerbe trieben; deßhalb hatten sie auch ihre Embleme, Benennungen und geheimen Erkennungszeichen von dem Gewerbe der Kohlenbrennerei entnommen, nannten ihre Versammlungsorte **Baracca vendita** ꝛc., theilten sich nach Art der Freimaurer in verschiedene Grade, anfangs nur in 2 später in 4 ein, und machten den heiligen Theo zu ihrem Schutzpatron. Dies war das erste Entstehen des Carbonarismus, von dem man soviel gefabelt und soviel Albernheiten erzählt hat, und dessen Ursprung man bald in den Hochgebirgen Schottlands vor Jahrhunderten finden, bald von deutschen Köhlern, vielleicht gar von denen, welche den sächsischen Prinzenraub verhinderten, und ähnlichen Dingen ableiten wollte.

Eine Verordnung, welche Mürat zu jener Zeit erließ, um sich durch dieselbe unabhängiger von Napoleon und selbstständiger zu machen, besagte, daß in Zukunft alle Ausländer, die in neapolitanische Dienste treten oder in diesen bleiben wollten, das neapolitanische Bürgerrecht erwerben müßten. Als dies der Kaiser der Franzosen erfuhr, wurde er wüthend, und decretirte sogleich: daß allen Franzosen, als Mürats Landsleuten, dieses Bürgerrecht von selbst zustände und sie es nicht erst zu erwerben hätten, um Civil- und militairische Anstellungen im Königreich Neapel bekleiden zu können.

Da ich während meinem nun beinahe zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Neapel Mürat und seinen Hof sehr genau

kennen zu lernen Gelegenheit hatte, so will ich hier in Kürze das Wichtigste und Interessanteste, den König, seine Gattin und die Hofhaltung betreffend, mittheilen.

Mürat wurde im Jahr 1767 zu La Bastide Frontonnière bei Cahors geboren, ein Dorf im ehemaligen Perigord und dem jetzigen Departement du Lot, wo sein Vater Gastwirth war und in einigen Geschäftsverbindungen mit der Familie Talleyrand stand. Kaum konnte der Knabe laufen, so saß er auch schon auf den wildesten Bauernpferden ohne Sattel und setzte bald mit diesen über Stock und Stein, Gräben und Hecken. Sein Vater hatte ihn erst zum geistlichen Stand bestimmt und durch Talleyrands Fürsprache eine Stelle im Colleg zu Cahors für ihn erlangt. Hier machte er aber schon sehr tolle Streiche, und als er von dort nach Toulouse kam, um daselbst den Priesterrock zu erhalten, verliebte er sich, kaum 19 Jahre alt, in ein hübsches Mädchen, schlug sich, obgleich er schon ein Abbé-Mäntelchen hatte, um und für seine Schöne, entführte und versteckte sie und sagte hierauf dem geistlichen Stand Valet. Hierauf half er seinem Vater eine kurze Zeit in der Wirthschaft, wo er dessen und die Pferde fremder Fuhrleute in die Schwemme ritt, viel spielte und zwar so unglücklich, daß er bald genöthigt war La Bastide zu verlassen. Er nahm nun als gemeiner Reiter Dienst in dem 12ten Chasseurregiment. Der Ex-Abbé war einer der schmucksten Cavalleristen im Regiment und wußte sein Roß so trefflich zu tummeln, daß er bald zum **Maréchal de Logis** (Sergeant) avancirte. Wegen einer Insubordination gegen einen im ganzen Corps verhaßten Offizier, ein Kamaschen- und Zopfheld der alten Zeit, wurde er aber cassirt und mußte das Corps verlassen, brachte wieder eine Zeitlang bei seinen Eltern zu, deren Gäste bedienend, eilte aber, nachdem die Revolution ausgebrochen war, nach Paris, wo er Dienste in der constitutionellen Garde des Königs nahm, die Parthei der Revolutionairen mit allem Feuer ergriff und jeden Tag Händel und Raufereien deßhalb hatte. Kurz vor der Auflösung dieses Corps wurde er als Unterlieutenant zu dem 13ten Chasseur-Regiment versetzt und zeichnete sich bei demselben fortwährend höchst exaltirt für die neue Freiheit aus, so daß man ihm den Namen Marat beilegte, den er einige Zeit führte. Während der Schreckenszeit avancirte er bis zum Rittmeister und 1794 wurde er Oberstlieutenant. Gleich Bonaparte nach dem 9ten Thermidor ab-

geſetzt, wurde er mit dieſem bekannt mit ihm wieder angeſtellt unterſtützte er ihn den 13ten Vendemiaire in der Vertheidigung des Convents. Als Bonaparte Obergeneral der Armee in Italien wurde, nahm er Mürat als ſeinen Adjutanten mit. Durch ihn überſchickte er dem Directorium einige zwanzig den Oeſtreichern abgenommene Fahnen, und da er ſich in verſchiedenen Gefechten durch ſeine perſönliche Tapferkeit ſehr ausgezeichnet hatte, ſo ward er nun zum Brigadegeneral ernannt und auch bei diplomatiſchen Verhandlungen, wie am Hof zu Turin wegen dem Frieden, zu Genua, wo er es bei dem Dogen durchſetzte, daß dieſer den öſtreichiſchen Geſandten auswies u. ſ. w., verwendet. Noch that er ſich durch verſchiedene glänzende Waffenthaten an der Spitze der Reiterei hervor, war mit Bonaparte auf dem Raſtadter Congreß, wollte durchaus den dort von den öſtreichiſchen Huſaren auf höhere Anſtiftung an den franzöſiſchen Geſandten ſchändlich begangenen Meuchelmord auf das blutigſte gerächt wiſſen, und ging dann nach dem Kirchenſtaat ab, dort ausgebrochene Empörungen zu dämpfen. Bald darauf begleitete er Bonaparte nach Egypten, wo er ſich abermals ſehr auszeichnete, namentlich bei der Verfolgung der Mameluken. Bei dem Sturm von St. Jean d'Acre verlor er ſeinen prächtigen Federbuſch, den ihm ein Türke abgeſchoſſen hatte, und den er lange nicht verſchmerzen konnte, beſonders da ihn die Türken, in deren Hände er gefallen war, als eine Siegestrophäe betrachteten. Er rächte ſich aber glänzend, indem er Laffel entſetzte, die Schlacht am Tabor mitgewann, und bei den Pyramiden und in der Nähe von Gizeh über 12,000 Türken mit ſeiner Reiterei niedermetzelte, von denen einige Tauſend in das Meer geſprengt wurden, und in deſſen Fluthen ertranken, wobei aber Mürat mehrere Wunden erhielt. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, rettete er dieſen am 18. Brümaire, indem er mit einer Grenadiercompagnie in den Rath der 500 drang und dieſen auseinander jagte. Zur Belohnung all dieſer Dienſte gab ihm 1800 Napoleon ſeine jüngſte Schweſter, die ſchöne Caroline zur Frau, und machte ihn zum Commandanten der Conſulargarden. Nach der Schlacht von Marengo, wo er die Reiterei befehligte und viel zum Gewinn derſelben beitrug, wurde er Gouverneur der cisalpiniſchen Republik, und dann 1804 Gouverneur von Paris, wo er ſein Möglichſtes zur Thronbeſteigung ſeines Schwagers als Kaiſer der Franzoſen beitrug. Nun wurde er Marſchall, kaiſerlicher

Prinz und Großadmiral von Frankreich. Im Krieg mit Oesterreich 1805 befehligte er abermals die sämmtliche Reiterei, schlug 12,000 östreichische Grenadiere und nahm sie bei Werdingen gefangen; den Erzherzog Ferdinand verfolgend, drang er nach Böhmen vor, ließ abermals 12,000 Oestreicher die Waffen strecken, und hatte allein zwischen Ulm und Nürnberg ein Dutzend östreichischer Generale, ein halbes Hundert Kanonen, anderthalb Tausend Wagen und an 20,000 Mann gefangen. Er war es der zuerst in Wien einrückte, und dann sehr thätig bei der Schlacht von Austerlitz war. Nun wurde er (1806) Großherzog von Berg, zeichnete sich abermals im Krieg gegen Preußen (1807) aus, und wurde 1808 zum General en chef über das in Spanien einrückende Heer ernannt, wo wir ihn bereits kennen lernten. Um ihn für die spanische Krone, die Mürat zu erhalten gehofft, zu trösten, machte ihn Napoleon zum König von Neapel und dadurch bald zu seinem erst geheimen, dann offenen Feind. Mürat hatte sich in den Kopf gesetzt, daß Napoleon den zur Expedition gegen Sicilien bestimmten Anführer der französischen Truppen geheimen Befehl gegeben habe, diese zu hintertreiben, und daß deßhalb die andern Truppen dem Oberst Cavaignac nicht gefolgt seyen, weßhalb er die Entfernung der französischen Regimenter aus seinem Reich auf das bestimmteste von dem französischen Kriegsminister begehrte, was ihm aber eben so bestimmt abgeschlagen wurde. Er sah jetzt in den, in französischen Diensten stehenden Generalen und Truppen nur noch Aufpasser, Spione und Vormünder, bestimmt seine Handlungen zu überwachen und eine Art Obervormundschaft auszuüben; sein Mißtrauen deßhalb verleitete ihn oft zu einem kleinlichen Benehmen, das ihm in der öffentlichen Meinung außerordentlich schadete. In diesem Unmuth war es, daß er das Gesetz erließ, daß jeder in seinem Reich Angestellte sich naturalisiren lassen müsse, und worauf sein Schwager mit dem erwähnten Decret geantwortet und noch hinzugesetzt hatte: daß in Betracht, daß das Königreich Neapel einen Theil des großen Reichs ausmache, der Fürst, der daselbst regiere, aus den Reihen der französischen Armee hervorgegangen und durch französisches Blut auf diesen Thron erhoben worden sey; Napoleon decretire, daß alle französischen Bürger von Rechtswegen auch Bürger von Neapel seyen. Der Schlag war geschehen und der Grund zur Feindschaft und zum Haß zwischen den beiden Schwägern gelegt. Mürat legte jetzt sein fran-

zösisches Ehrenkreuz und das große Band desselben ab, und zwischen ihm und seiner Gemahlin, welche leidenschaftlich die Partei ihres Bruders ergriff, gab es häufig sehr heftige und ärgerliche Auftritte; auch wurde sogar das Fest zu Ehren des neugebornen Königs von Rom bis auf weitere Ordre in Neapel vertagt. Die Kluft wurde immer größer. Mürat wußte, daß ihn sein Schwager in seinem Zorn, wegen der oft phantastischen Pracht seines Costüms, einen Theaterkönig genannt hatte, so wie daß man ihm wegen seiner Reiterkünste den Namen des Franconi der Armee beigelegt; selbst zu Neapel hörte man ihn öfters Torniero, der Name eines berühmten Stallmeisters, nennen. Als sich der Hof mit dem Beginnen des Sommers (1811) nach Caserta begab, zog sich Mürat maulend nach Capo di monte zurück, um sich dem Anblick der ihm jetzt verhaßten Franzosen, die er nicht hatte wegbringen können, zu entziehen. Täglich ließ er sich Polizeiberichte über das Treiben der Fremden einreichen, die er sehr sorgfältig prüfte und wodurch sich sein Mißmuth noch steigerte. In der That war er freilich nur ein Vasall oder Präfekt des großen Reichs. Von der Königin glaubte er, daß sie geheime Instructionen von ihrem Bruder habe, nach denen sie handle.

Mürats Kleidung war allerdings phantastisch genug, ja bisweilen karrikaturartig, bald war er als Araber, bald **à la Henri IV.** gekleidet, bald trug er ein reiches polnisches Costüm, bald war sein Anzug aus allen möglichen Ländertrachten, aus den verschiedensten Zeiten zusammengesetzt ꝛc., aber nie durften diamantene Agraffen und die prächtigsten und kostbarsten Federn fehlen, nie hat man Aehnliches auf irgend einem Theater gesehen. Sein Säbel oder Schwert hing in goldenen, mit Brillanten besetzten Ceintüren herab, sein großes stolzes Streitroß hatte meistens einen türkischen Sattel und eine reichgestickte, mit Edelsteinen bedeckte Schabracke von der kostbarsten Arbeit, eben solches Zaumzeug, Gebiß und Steigbügel von Gold. Seine Federn und Federbüsche kosteten oft über 50,000 Franken in einem Jahr. Da er eine schöne Gestalt hatte, vortrefflich ritt und seine persönliche, an Tollkühnheit grenzende große Tapferkeit allgemein bekannt war, so verglichen ihn seine Schmeichler oft mit dem Achilles, ja nicht selten mit dem Kriegsgott Ares selbst, und seine Gegenwart brachte vor dem Feind immer eine ungewöhnliche Wirkung hervor, so auch bei vielen Damen, die ihn wie einen Halbgott verehrten, doch

gab es auch andere, selbst an seinem Hof, die ihn als eine groß-artige Karrikatur betrachteten. Wenn, wie es zur Herbst- und Winterszeit fast täglich der Fall war, in den Nachmittagsstunden die Königin mit ihrem Hofstaat aus den Schloßthoren zur Promenade ausfuhr und diesen Wagen dann Mürat zu Pferde mit einer zahlreichen Suite und einer Abtheilung der Garden zu Pferde folgte, so war es als wenn das wilde Heer den Pallast verließ, denn wie ein Sturmwind jagte der ganze Zug aus den Pforten über den Schloßplatz, sauste meistens durch Toledo oder nach der Villa Reale zu, und selten daß nicht ein oder ein Paar Reiter stürzten, über welche dann die andern hinaussetzten. Um die Stunde in welcher diese höllischen Abfahrten statt fanden, war jedesmal eine große Menge Volk auf dem Platz vor dem Pallast versammelt, das grausig-prächtige Schauspiel anzustaunen. Ein Einzigesmal war auch mir ein Pferd, jedoch nur auf die Kniee gestürzt, erhob sich aber sogleich wieder und ich raste dem wilden Zug nach.

Die Königin Caroline, damals 28 Jahre alt, war noch sehr hübsch, obgleich sie schon vier Kinder gehabt, außerordentlich ehrgeizig, dabei sehr lebenslustig, spann aber eben so gerne politische wie verliebte Intriguen, hatte viel Verstand, aber wenig Kenntnisse, große Charakterstärke und Energie, aber ihre Unwissenheit in wissenschaftlicher Hinsicht war ebenso groß. Ihr Wuchs war nichts weniger als majestätisch; sie hatte etwas hohe Schultern, zu kurze Beine bei zu langem Leibe, auch war sie eben nicht sehr graziös, und spöttelte gerne, wodurch sie sich besonders unter den Hofdamen manche geheime Feindin machte. Bei den ernsten Scenen zwischen ihr und ihrem Gatten ging es eben nicht sehr königlich zu, beide warfen sich dann gegenseitig ihre gehabten Abentheuer vor, Mürat schimpfte auf seinen Schwager Napoleon und Caroline nahm ihren Bruder in Schutz und vertheidigte ihn mit großer Heftigkeit, die nicht selten ins Gemeine ausartete. Dieses Benehmen hatte auf den ganzen Hof, dem es wohl bekannt war, einen verderblichen Einfluß, die meisten Herrn nahmen Partie für die Königin, und die Damen für ihren Gatten, und es gab Anlaß zu Tausend Unannehmlichkeiten und Intriguen. Mürat sagte, daß er nicht unter dem Pantoffel stehen wolle, und Caroline schrie, daß sie, eine Schwester Napoleons, sich nicht mißhandeln und unterdrücken lassen werde. Da viele hohe Staats- und Hofchargen

von Franzoſen bekleidet wurden, welche die Königin an ſich zu ziehen gewußt, ſo hatte dies zur Folge, daß ſie Mürat zu entfernen und durch ihm ganz ergebene Individuen zu erſetzen ſuchte, was aber ſeine Frau, mit ihrem allmächtigen Bruder drohend, ſchlechterdings nicht zugeben wollte; dagegen waren manche der Hof- und Pallaſtdamen der Königin ein Dorn im Auge, namentlich die ſchöne Herzogin von Atri und einige andere, die ſie entfernt wiſſen wollte, was wieder Mürat nicht zugab, dies machte, daß das ganze Hofleben einen fortwährenden ſehr biſſigen Krieg darſtellte, und oft ein wahres Höllenleben wurde. Napoleon charakteriſirte ſeinen Schwager in einem Brief, den er an Caroline ſchrieb, ziemlich treffend, indem er ſagte: „Dein Mann iſt auf dem Schlachtfeld der Tapferſte, aber wenn er den Feind nicht vor Augen hat, ſchwächer als ein Weib oder ein Mönch, er hat durchaus keinen moraliſchen Muth.“

Kurz nachdem Mürat von der verunglückten Expedition gegen Sicilien aus Calabrien zurückgekommen war, bedankte ich mich in einer erhaltenen Audienz bei ihm für die mir gewordene Anſtellung, es fand ſich dabei Gelegenheit, ihm in Erinnerung zu bringen, daß ich ihn ſchon zu Madrid und bei der Einnahme von Capri geſprochen habe, und er entließ mich mit den Worten: „eh bien j'espère que vous ferez votre chemin chez nous.“ Da mir jetzt der Dienſt in der Reſidenz ziemlich viel Muße ließ, ſo widmete ich mich wieder mehr der Muſik und den ſchönen Wiſſenſchaften, las und ſtudierte den Machiavell u. ſ. w.

Es exiſtirte auch wieder ein franzöſiſches Liebhabertheater, bei dem mehrere Herrn vom Hofe und einige Offiziere und Offiziersdamen, auch eine der Pallaſtdamen, eine junge Franzöſin, Mad. d'Arlincourt, mitwirkende Theilnehmer waren und das beſonders von der Königin protegirt und beſucht wurde. Einigemal übernahm ich Liebhaberrollen bei demſelben, und hatte das Glück, auch dem anweſenden Mürat zu gefallen, da aber die Führung, Zuſammenſetzung und Austheilung der Rollen mir nicht zuſagte, zog ich mich wieder zurück und war blos noch Zuſchauer; indeſſen war ich dadurch in einige nähere Berührung mit den Hofleuten und Mad. d'Arlincourt gekommen, was bald mich weiter führen ſollte.

Der Carneval von 1811 war äußerſt belebt und glänzend, das Volk überließ ſich dem Taumel dieſes Vergnügens in vollem

Maß. Toledo wurde von Masken, maskirten Carri (Wagen) und Reitern nicht leer, ebenso die andern Plätze und Hauptstraßen. Es ist Thatsache, daß zu Neapel der Carneval im Ganzen weit lebendiger, tumultuöser und lärmender ist, wie der zu Rom, wenigstens so wie ich beide sah. Auch hier ist das Werfen der Confetti, Pralinen, **mandole tostate** (überzuckerten Mandeln), Chokolade-Bonbons und Gypskügelchen, letztere jedoch nur selten, eines der Hauptvergnügen und eine süße Ernte für die kleinen und erwachsenen Straßenjungen, welche die niederfallenden Bonbons oft mit Lebensgefahr unter den Wagen und Füßen der stampfenden Rosse hervorrissen. Die Balkone der Palläste in Toledo, von denen solche Süßigkeiten in großen Quantitäten herabgeworfen werden, sind alle mit prächtig geschmückten Damen geziert, an denen vorüber die Reiter und die in schönen Wagen sitzende Masken ihre Fensterparaden machen; zwischen ihnen drängen sich Schiffer und Fischer, Pfaffen und Militair, Lazzaroni und Bauern mit lustigem Geschrei durch, und erfüllen die Luft mit Singen, Pfeifen und Jauchzen, Klappern und Schnurren; dabei spielen auch die Blumen eine große Rolle, Hyacinthen, Narcissen, Rosen und Veilchen duften aus allen Wagen und werden von allen Balkonen herabgeworfen, manchmal macht aber auch ein furchtbares Gewitter, wie man deren hier häufig im Januar und Frühjahr erlebt, der ganzen Herrlichkeit ein plötzliches und nasses Ende, wie dies in diesem Jahr an einem der Carnevalstage der Fall war.

Mürat versäumte nichts, der Vergnügungssucht der Neapolitaner zu fröhnen, sämmtliche Theater empfingen während seiner Regierung Unterstützungen und San Carlo wurde ganz besonders gehegt und gepflegt, die besten Sänger und Sängerinnen Italiens für diese **Stagione** mit ungeheurem Gehalt engagirt und Unsummen Geldes auf Costümes, Dekorationen, Maschinerie ꝛc. verwendet, lange hatten die hiesigen Bühnen keine solche Glanzepoche gehabt wie jetzt. — Bei Besuch des französischen Liebhabertheaters hatte ich Gelegenheit gehabt den Hrn. v. Longchamps, der Kammerherr des Königs und Oberintendant sämmtlicher Theater und Schauspieler war, kennen zu lernen, und mich auf einen guten Fuß mit ihm zu stellen, so daß ich allen Proben beiwohnen und auch während den Vorstellungen die Bühnen besuchen durfte; auch machte ich den Vorschlag, einige Ballette in Scene zu setzen, den er mit Dank annahm. Woran mir aber am meisten gelegen,

war endlich Mozarts Meisterwerk, den Don Juan, auf die italiänische Bühne zu bringen. In Florenz hatte man auf meine Veranlassung sich dazu entschlossen, aber nach sechswöchentlichen Proben die Sache als unausführbar wieder aufgegeben, die dortigen Musiker und Sänger hatten übereinstimmend geäußert: „diese Musik sey nicht zum Aufführen geschaffen!“ — als ich dies gehört, schrieb ich dem dortigen Impressario, dem ich die Sache empfohlen hatte: „Ihr seyd Esel, in Deutschland wird der Don Juan schon seit beinahe zwanzig Jahren auf allen bedeutenden Bühnen gegeben.“ Die Herren wollten aber alle nach ihrer löblichen Gewohnheit auch diese Musik ad libitum singen und vortragen, italiänische Schnörkeleien hineinflechten, das Orchester sollte ihnen, wie sie es gewohnt, nachgeben, was bei einer solchen Instrumentation, die mit der größten Präcision ausgeführt werden muß, unmöglich ist, und so erklärte man die Sache für unthunlich und gab sie auf; dieß war mit Ursache, daß ich in Neapel anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um den Don Juan auf die Bühne zu bringen, was endlich nur ein königliches Machtgebot vermochte, wie wir bald sehen werden. Longchamps theilte mir eines Tages mit, daß die Königin gerne eine italänisches Liebhabertheater sich organisiren sähe, da sie eine besondere Vorliebe für diese, eigentlich ihre Muttersprache hege, und ihn beauftragt habe, wo möglich ein solches zu Stande zu bringen. Da ich jetzt das Italiänische schon ganz geläufig und vollkommen gut sprach, so erbot ich mich sogleich, thätigen Antheil an demselben zu nehmen, was dem Kammerherrn und Intendanten willkommen war, da er noch Niemand wußte, mit dem er das Fach der ersten Liebhaberrollen besetzen solle, er überschickte mir ein Paar Tage darauf die Titelrolle in Goldonis Lustspiel: **l'Avventurie**, mit welchem das neue Theater, das die Königin auf ihre Kosten sehr elegant im Pallast hatte einrichten lassen, eröffnet werden sollte. Die Sache fiel ganz zur Zufriedenheit der hohen Beschützerin aus, die sich lobend über unsere Leistungen aussprach und auf deren Wunsch jetzt mehrere von ihren Damen thätigen Antheil an diesen Vorstellungen nahmen, unter andern auch die schöne Herzogin von Atri und die Marchesa Cavalcanti. Die zweite Vorstellung war: „**I falsi galant' uomini**“ von Federici; bei der jedoch nur noch einige Offiziersdamen mitwirkten, und ich die Rolle des Duca di Borgogna übernommen hatte. Diese Vorstellung gefiel Mürat so außerordentlich, daß er sie drei Tage

darauf wiederholen ließ, es war aber das Sujet, das ihn vorzüglich anſprach, und er rief aus: bei erſter Gelegenheit werde ich einmal die Rolle des Herzogs Carlo in der Wirklichkeit in meinem Reich übernehmen, es blieb aber bei dieſer Aeußerung. Wir ſtudierten nun noch mehrere Luſtſpiele von Goldoni und auch einige Dramen ein, wodurch ich mit den mitwirkenden Hofdamen in vielſeitige nähere Berührung kam, und namentlich der Herzogin von Atri, welche die erſte Liebhaberin machte. Eines Tages ſprach Longchamp mit mir von unſerm Repertoir und ließ ſich dabei vernehmen, daß die Königin den Wunſch geäußert habe, einige neue und pikante Sachen, die noch nicht allgemein bekannt ſeyen, aufführen zu ſehen. Ich erbot mich, einige Stücke aus dem Deutſchen zu überſetzen, die ſehr intereſſant und in Italien noch gänzlich unbekannt ſeyen; mein Antrag wurde mit Dank angenommen und ich machte mich ſogleich an Schillers Fiesko, eines meiner Lieblingsſtücke; da ich indeſſen fürchtete, die Feinheiten und Subtilitäten der italiäniſchen Sprache nicht hinlänglich zu kennen, ſo ſuchte ich mir einen Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin, um das Stück noch zu feilen, und fand ſie in der ſchönen Marcheſa Cavalcanti, die aber auch die Rolle der Eleonore ſogleich für ſich in Anſpruch nahm und die der Imperiali der Herzogin von Atri zutheilte, während eine Doria, deren nicht weniger als drei unter den Pallaſt- oder Hofdamen waren, die Bertha machte, die der Cameriere Roſa und Arabella wurden zwei Offiziersdamen zugetheilt; daß ich mir die Titelrolle vorbehielt, war ſehr natürlich, ſo wie daß ich ſie auch ſehr natürlich ſpielte, den beiden ſchönen Damen recht con amore meine Liebe verſichernd. Nichts war unterhaltender als die Proben dieſer Vorſtellungen, deren wir unzählige veranſtalteten bis das Stück endlich vollkommen und zu meiner Zufriedenheit einſtudiert war, und während denen ich alle Muße und Gelegenheit hatte, mich mit meinen Damen zu verſtändigen, wobei ich es ſo zu machen mußte, daß eine jede von der andern glaubte, dieſe ſpiele in Wirklichkeit die Rolle der Imperiali. Endlich waren wir nach einem Monat des Probirens ſo weit, daß das Stück in Scene geſetzt werden konnte. Dies war ein wahrer Feſttag für mich und noch nie hatte ich die Bretter mit einem ſo freudigen Gefühl betreten; die Vorſtellung, der der ganze Hof, die Miniſter, alle Offiziere und höhere Beamte beiwohnten, fiel über alle Erwartung gut aus und war auch hinſichtlich des Ar-

rangements und der Coſtümes auf das prächtigſte ausgeſtattet. Der Beifall war fortwährend faſt ſtürmiſch, aber vor allem wurde die Scene des vierten Aktes donnernd applaudirt, und der Augenblick wo Fiesco, nachdem ihm die Imperiali mit den Worten: „**Fiesco t'adoro**“ (ich bete dich an) geſtanden, wie ſehr ſie ihn liebe, die Draperien wegziehend, ſeine Gemahlin vorführend ſagt: **Mi spiace, signora! Ecco mia moglie una donna celeste!** (Das bedaure ich, Signora, hier iſt meine Gemahlin, ein göttliches Weib!) erſchütterte das ganze hohe Publikum ſo gewaltig, daß es ſeinem Gefühl mit einem anhaltenden und donnernden **bravissimo** Luft machte, was freilich mehr auf Rechnung des unſterblichen Schillers als der Darſteller zu ſetzen war. Auch der Mohr Haſſan, deſſen Rolle ein neapolitaniſcher Offizier machte, erndete großen Beifall. Mürat war ſo entzückt von dem Stück, daß er es dreimal wiederholen ließ, und mich ſelbſt aufforderte, noch mehrere dergleichen zu überſetzen. Ich machte mich nun an den Don Carlos, aber in Proſa, wodurch er natürlich verlieren mußte, dennoch gefiel er ungemein, freilich war die ſchöne Cavalcanti eine unvergleichliche Eliſabeth, ſo wie die Herzogin von Atri eine nichts zu wünſchen übrig laſſende Eboli; den Poſa hatte ich mir vorbehalten. Da auch dieſes Stück gefiel, ſo munterte mich Mürat noch mehr zu ähnlichen Unternehmungen auf, machte mir einen koſtbaren Brillantring zum Geſchenk, und theilte mich proviſoriſch ſeinen Ordonnanz-Offizieren zu, wodurch ich alles andern Dienſtes jetzt enthoben war, und mich ganz der Kunſt widmen konnte. Ich überſetzte nun noch Zſchockes Abällino, Kotzebues Don Ranudo de Colibrados, die Indianer in England, Pagenſtreiche, den Wirwarr, die Kreuzfahrer, die mit Hilfe der Feile meiner Mitarbeiterin alle gefielen und wiederholt werden mußten, und Mürat äußerte einmal: Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß die Deutſchen ſo reich an ſolchen dramatiſchen Produkten ſeyen, die es mit den beſten Werken Racines, Corneilles und Molieres aufnehmen können. Don Ranudo de Colibrados gefiel ihm ganz beſonders, er konnte ſich nicht ſatt daran ſehen. Aber damit nicht zufrieden, ſetzten wir bald auch Opern in die Scene und debütirten auf meine Veranlaſſung mit Figaros Hochzeit von Mozart, in welcher ich den Figaro ſang, und eine ganz allerliebſte Suſanna in einer Doria hatte. Bei den Opern waren jedoch weit größere Schwierigkeiten zu überwinden und ſie kamen daher

nur selten zur Aufführung, dagegen hatte ich mehrere große Ballete geschrieben, und die Musik dazu, meistens deutschen Opernmelodien entnommen, arrangirt. Mürat hatte sich geäußert: daß sobald sich eine passendere Stelle für den Oberintendanten Longchamp finden würde, er im Sinne habe, mir die Direktion der Theater zu übergeben. Auch für die königlichen Kinder, zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen ließ ich nun nach meinen Angaben ein kleines Puppentheater anfertigen, das mit einer bewundernswürdigen, auf Kupferrädern und Stahlfedern laufenden Maschinerie versehen war, die ein vorzüglicher Mechaniker verfertigt hatte, und wodurch ganze Heere kleiner Soldaten und Reiterei sehr natürlich in Bewegung gesetzt wurden, alle mögliche Evolutionen und Schwenkungen machten, auch ein Seesturm mit Schiffbrüchen vortrefflich dargestellt werden konnte. Die Dekorationen waren alle von dem berühmten Gioja gemalt. Dieses Theater, das ein Paar Tausend Dukati kostete, machte den königlichen Kindern unendlich viel Spaß und 1815 und 1816 ließ man es sogar für Geld in Paris sehen.

Ueber alle Beschreibung prächtig waren die großen Maskenbälle (Festini), welche Mürat damals in dem schönen Theater San Carlo gab, und zu welchen er an 4000 Einladungskarten austheilen ließ. Bei diesen Ballfesten durfte man nur in Charaktermasken oder mindestens bunten Dominos, schwarze waren gleich Civilkleidern ganz verpönt, erscheinen. Man denke sich das schönste und herrlichste Theater der Welt, in dem jeder Palcho (Loge) einen kleinen, höchst elegant meublirten Salon, mit Trümeau's, Divans, Armleuchtern, kleinen Lüstern und kostbaren Draperien versehen, bildet, in dem mehr als 4000 Kerzen sind, alle an Armleuchtern vor Spiegeln an den festonirten Pilastern oder Caryatiden welche die Logen trennen, brennend, und diese Lichter durch den tausendfachen Wiederschein der Spiegel Millionenmal vermehrt, dazu die reichen geschmackvollen Vergoldungen und Verzierungen des Saales, die ungeheure Bühne in einen transparenten Feengarten, Tempel oder Saal verwandelt, in sämmtlichen Logen die reichsten, prächtigsten und elegantesten Masken, die Damen mit Diamanten und Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen übersäet, so daß das Blitzen und Flimmern der Agraffen und des Kopfputzes die Augen blendete; Mürat selbst mit seiner imponirenden, phantastisch gekleideten Figur, sowie die Königin mit ihrem zahlreichen Hofgefolge im höchsten Putz und Schmuck, dann

das Wogen eines Federn- und Blumenwaldes der ſich drängenden und tanzenden Masken unten im Saal, alles von einer unaufhörlich rauſchenden, wohl von 200 Inſtrumente ſtarken Muſik begleitet, und man wird es natürlich finden, daß die meiſten Perſonen, die zum Erſtenmal dieſes Schauſpiel ſahen, kaum in einer halben Stunde von ihrer Betäubung und Verblendung wieder zu ſich ſelbſt kommen konnten, denn man war verblendet und betäubt zu gleicher Zeit. Was war dagegen ein Pariſer Ball in der großen Oper und das Haus ſelbſt! — Gleich nach Mitternacht wurde in allen Logen ein ſchwelgeriſches Souper, alles auf königliche Koſten ſervirt, und in den illuminirten Lauben auf der Bühne wurden fortwährend alle möglichen Erfriſchungen und Jedem gereicht was er begehrte. Bei einem dieſer wirklich magiſchen Feſte hatte ich einen Zug und eine Quadrille, Maſettos Hochzeit aus dem Don Juan darſtellend, arrangirt, und dabei, ſo wie wir eintraten, das Champagnerlied von den rauſchenden Orcheſtern ſpielen laſſen, was eine nicht zu beſchreibende Wirkung auf alle Anweſenden hatte und mit daran Schuld war, daß ich bald darauf die Aufführung von Mozarts Meiſterwerk durchſetzte. Ich hatte ein allerliebſtes Zerlinchen, die Marcheſe Cavalcanti am Arm; Don Octavia, Don Elvira, Donna Anna, Don Gußmann und ſelbſt der Geiſt fehlten nicht; Leporello trug mein faſt mannsdickes Regiſter unter dem Arm und mehr als dreißig reich gekleidete Lakayen umgaben uns mit beinahe drei Schuh hohen Champagnergläſern, in deren jedes der Inhalt einer Flaſche ging, andere trugen die zierlichen lakirten Flaſchenkörbe, und unaufhörlich wurde der Champagner, Roſé und Ai den Ballgäſten in dieſen Gläſern kredenzt, bis ſich der Zug in eine Quadrille auflöste. Auf dieſem Ball hatte ich noch ein ganz eigenes Abenteuer zu beſtehen. Ich hatte mein hübſches Zerlinchen, die Marcheſa C., deren Gatte einer der königlichen Stallmeiſter war, beredet, das Feſt auf eine halbe Stunde mit mir zu verlaſſen um in einem nahen Kaffeehaus in einem Cabinet ein Glas Eis tête a tête mit mir zu nehmen. Wir entfernten uns, nachdem wir ein Paar Dominos übergeworfen, heimlich zu Fuß, glaubten uns aber, nachdem wir San Carlo verlaſſen hatten, verfolgt und zwar von einer Maske, die wir für den Marcheſe hielten. Ihr zu entgehen bog ich ſchnell um eine Ecke wo eine einzelne Schildwache ſtand, der ich mich als einen Offizier von der Garde zu erkennen gab und ſie bat, zu geſtatten,

daß ich die bei mir habende Maske nur auf zwei Minuten in das Schilderhaus verbergen dürfe, und ohne des Soldaten Antwort abzuwarten, ließ ich die Dame ins Schilderhaus treten und folgte ihr. Kaum waren wir darin, als die uns verfolgende Maske vorüberrannte. Nachdem wir sie entfernt genug glaubten, wollte ich das Schilderhaus wieder verlassen, aber in demselben Augenblick kam eine Offiziersronde, die, nachdem sie die Schildwache angerufen, erkannt und dann herangekommen war, auf einmal sagte: Kerl, da regt sich ja was im Schilderhaus! — Die Marchese hatte niesen müssen. — Der Soldat versetzte ganz verlegen: Ich glaube Sie irren sich. — Das wollen wir doch sehen, erwiederte der Offizier und trat an das Schilderhaus, aus dem ich aber sogleich heraustrat, den Offizier bei Seite nahm, mich ihm zu erkennen gab, ihm natürlich ohne einen Namen zu nennen, mittheilte, was vorgegangen, worauf er sich lachend entfernte. Wir fanden jedoch für gut auf den Ball zurückzukehren, und uns daselbst recht bemerkbar zu machen, so daß der zurückgekehrte Marchese, denn er war es allerdings gewesen, seine Frau ganz erstaunt anblickte, und ein: „das geht nicht mit rechten Dingen zu," ausstieß. — Ei was denn, **mio caro marito**? fragte ihn die Marchesa. — Nun ich werde schon noch dahinter kommen, erwiederte der Herr Gemahl, und dabei blieb es denn, er kam nicht dahinter, indem wir gewarnt, spätere Zusammenkünfte weit vorsichtiger veranstalteten. Auch die Hoffeste, zu denen ich jetzt immer eingeladen wurde, waren überaus prächtig. Eines Tages, als ich zum Erstenmal zur Tafel gezogen wurde, und in einem offenen Wagen in großer Uniform (wir hatten drei verschiedene Uniformen), weißen Casimir-Beinkleidern und gelben Stiefeln längs den Kais nach dem Pallast fuhr und das Meer sehr aufgeregt und stürmisch war, schlug der Schaum einer Welle in den Wagen und machte mich von oben bis unten naß. Jetzt war guter Rath theuer, ich hatte die Zeit sehr präcis abgemessen, konnte aber doch unmöglich in diesem Zustand im Schloß erscheinen, ließ also auf der Stelle umwenden, fuhr nach Giesu Nuovo, wo mehrere Offiziere von meinem Regiment wohnten, lieh von einem und dem andern was ich bedurfte, kleidete mich über Hals und Kopf um, jagte in vollem Carriere nach dem Pallast, wo ich noch zu rechter Zeit ankam, und konnte nun triumphirend mit einem Hofmarschall Kalb, wenn auch nicht: „und bin noch der erste in der Antichambre," ausrufen, doch:

„und kam gerade noch zur Suppe.“ Ich erzählte meine Avantüre einigen Hofdamen, die mich bedauerten, und Mürat, der sie auch erfuhr, lachte dazu.

Um gerecht zu seyn, muß ich jedoch eingestehen, daß Mürat trotz seiner Vergnügungs- und Prunksucht vieles Gute und selbst Treffliches während seiner kurzen Regierung in Neapel veranlaßte. Er ließ der Universität eine neue und weit bessere Organisation geben, führte das Decimalsystem in Maaß und Gewicht ein, unterstützte den Ackerbau und namentlich den Tabaksbau, hob die Industrie, gründete mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, und brachte in das sonst so träge neapolitanische Volk mehr Leben. Das Heer brachte er bis auf 50,000 Mann unter den Waffen, die gut eingeübt wurden, und obgleich er ein großer Freund der Damen war, so konnte sich doch keine rühmen, eine ausschließliche Herrschaft auf ihn auszuüben oder auch nur politischen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu haben, obgleich er ihnen sonst nicht leicht etwas abschlug, und jede Privatbitte gewährte, wenn es in seiner Macht stand. Indessen fielen doch öfters ziemlich eclatante Scandalosa bei Hof vor, und auch Caroline hatte fortwährend Intriguen, namentlich waren ihr die Stallmeister und Kammerherrn nicht gleichgültig, ihr Hofleben zu Caserta war eben nicht das musterhafteste und hatte großen Einfluß auf das ohnehin schon sehr sittenlose neapolitanische bürgerliche Leben. Die geheimen und galanten Hofgeschichten zu Caserta würden allein dicke Bände füllen. Mürat hatte sehr viel für die Verschönerung dieses herrlichen Schlosses gethan. Auch die Königin liebte sehr den Putz und die Moden, von denen sie die neuesten immer per Courrier aus Paris kommen ließ; ihre Damen mußten immer in der elegantesten Toilette erscheinen, und wenn diese den oft gleich einem **Orlando furioso** in seinen wunderlichen Costümes zu Pferde dahinrasenden König un bel uomo nannten oder gar im Enthusiasmus ausriefen: „**Oh quant' é bello il nostro Re!**“ so flüsterten viele Herrn: „**oh quant' é bellina la nostra Carolina.**“ Der Hofintriguen waren unzählige, auch nicht eine der jüngern Damen, von der ersten Pallastdame bis zur Cameriera, die nicht ihren Liebhaber gehabt hätte. Einigemal hatte ich auch während der Carnevalszeit frühere Bekanntschaften, namentlich Isaura und die hübsche Apothekerin auf Festinis getroffen, doch erneuerte ich sie nicht, und es blieb bei nichtssagenden Höflichkeiten und leeren Artigkeiten.

Die dem Carneval folgende Faſtenzeit war nicht ohne Unterhaltung; bei Hofe gab es Concerte und muſikaliſche Soiréen, in welchen Dilettanten ſich hören ließen, und ich brachte es bald dahin, daß einzelne Morçeaus aus dem Don Juan, der Zauberflöte, dem Titus, und dem Opferfeſt vorgetragen wurden, die ſämmtlich gut einſtudiert waren und daher großen Beifall erhielten. Da meine Stimme einen großen Umfang hatte, ſo konnte ich auch ziemlich hohe Tenorparthien, ohne daß ſie transponirt zu werden brauchten, ſingen, unter andern die Aria des Tamino: dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön ꝛc. Während der Faſtenzeit machte ich täglich Beſuche in den Kirchen Neapels um die Schönen zu bewundern, die nun durch Knieen, Beten und Faſten ihre Carnevalsſünden abzubüßen und Vergebung derſelben zu erhalten hofften, um — aufs neue zu ſündigen. Die Charwoche wird hier beſonders feierlich begangen, faſt alle Crucifixe, Madonnen- und Heiligenbilder werden verhüllt oder mit ſchwarzen Schleiern behangen, täglich fanden Militairmeſſen ſtatt, man hörte nur Klaggeſänge, das Miſerere und Trauermärſche, bis endlich der Kanonendonner der Forts und Caſtelle das Zeichen giebt, daß die Trauer ein Ende hat und die Oſterfeier beginnt, nun bringen ſchön aufgeputzte Landleute und niedlich gekleidete Vilanellen alle mögliche Blumen, Gemüſe, Früchte in die Stadt, und die Fleiſcher- und Wurſtläden ſind mit Schinken, Mortadellen, Bologneſer-Würſten, Speckſeiten, Preßköpfen ꝛc. wieder reich verſehen und mit Lorbeern, Blumen, Pflanzen und Blüthen, die ſich mit den Würſten zu Guirlanden verſchlingen und Pyramiden und Obelisken von Butter, Speck und Fleiſchkäſe umwinden, köſtlich ausgeſchmückt, dabei ſind Gold- und Silberſchaum nicht geſpart, und die ſchönen Landmädchen aus der Umgegend und von den Inſeln bieten Körbe voll bunter Eier, Rahmkäſen, auch Muränen und Ortolanen zum Verkauf aus. Sogar in dicke Kuchen oder Weißbrod ſind hartgeſottene Eier eingebacken. Alle Kirchen ſind wieder mit Laub und bunten Draperien behangen und haben das, mitunter auch ſehr prächtige Grabesanſehen verloren, die Buden, die jetzt um ſie herum aufgeſchlagen werden, geben dem Ganzen das Anſehen eines Jahrmarkts. Nach den Faſten begab ſich der Hof nach Caſerta, aber Mürat, der mit ſeiner Gattin und ſeinem Schwager fortwährend ſchmollte, ging, wie ich ſchon erwähnte, nach Capo di Monte. Zu Caſerta merkte man jedoch wenig von den Mißhelligkeiten des kö-

niglichen Ehepaars. In dem herrlichen Garten dieſes Schloßes hatte ich nun öfters geheime Zuſammenkünfte mit der ſchönen Marcheſa C. Eines Morgens früh traf ich ſie daſelbſt in einer Allee in einem ziemlich lauten Wortwechſel mit einer andern Hofdame, ihrer Vertrauten, begriffen, und hörte ſie noch die Worte ſagen: „nein, dieſe Unverſchämtheit iſt zu groß, ſo etwas würde ſich kein Franzoſe erlaubt haben.“ Als ſie mich erblickte, eilte ſie auf mich zu und empfing mich mit den Worten: „Stellen Sie ſich vor, welche Impertinenz mir ſo eben der Duca di Laviani (ebenfalls ein Stallmeiſter des Königs und Escadronschef) gemacht. Unter dem Vorwand, mir eine wichtige, die Königin betreffende Sache mittheilen zu müſſen, hatte er mich hieher beſchieden, und während ich nun ganz Ohr bin um zu hören was es ſey, das Ihro Majeſtät betrifft, nimmt er mich plötzlich beim Kopf und will mich mit Gewalt küſſen, der unausſtehliche häßliche alte Pavian. Ich ſpringe zurück, vertheidige mich ſo gut ich es vermag und ſchreie um Hülfe, glücklicherweiſe kommen ein Paar Kammerfrauen herbeigeſprungen, die ſich in der Nähe befanden, und der Signor Duca lauft brummend und fluchend davon. — Iſt dies wohl ein Betragen für einen Offizier und Edelmann? — Was ſagen Sie dazu?“ —

— Daß es die empfindlichſte Strafe und Genugthuung fordert, und wenn Sie es mir geſtatten, ſo übernehme ich die Ausführung für beides.

— Ja, Sie ſind ein Franzoſe oder Tedesco, gleichviel, ſagen Sie ihm tüchtig die Meinung, Sie ſind ein galant' uomo ein uomo d'onore. — Mit der Meinung allein, Illuſtriſſima, iſt es nicht genug, ich werde noch ein anderes Wort mit ihm ſprechen. — Während ich mit der Marcheſa redend die Allee hinab gehe, wird dieſe plötzlich ganz bleich, zittert und ruft aus: eccolo! Ich erblickte nun ebenfalls den Laviani am Ende des Baumganges eiligſt um eine Ecke biegend, ſetzte ihm auf der Stelle nach, donnerte ihm ein Halt! zu und brachte ihn ſo zum Stehen. Ich erſuchte ihn nun, mir zur Marcheſa zu folgen, und da er ſich nicht gleich gutwillig dazu verſtehen wollte, ſo zwang ich ihn dazu, indem ich ihm ſagte: wohlan ſo werden Sie mir ſogleich an einen andern Ort folgen. Bei der Dame angekommen, hielt ich ihm in deren Gegenwart ſein Benehmen gegen ſie in ziemlich derben Worten vor und erſuchte ihn, dieſelbe in meiner Gegenwart um Verzeihung zu bitten; da er Ausflüchte ſuchte, ſo erklärte ich ihm in dürren

Worten: er habe nur die Wahl, die Signora um Vergebung zu bitten oder mir Satisfaction zu geben, da ich mich einmal der Sache angenommen, und er ſich zu hüten habe, daß ſie vor den König komme, der, wie er wohl wiſſe, am allerwenigſten Poltronnerie verzeihe. Dies wirkte, Laviani wurde ſehr geſchmeidig und bat die Dame mit den Worten um Verzeihung, die ich ihm vorſagte, worauf er ſich, noch etwas in den Bart brummend, entfernte. Als er weg war, ſagte die Marcheſa zu mir: Seyn Sie jetzt auf Ihrer Hut, Laviani iſt ein eben ſo rachſüchtiger und heimtückiſcher, als feiger Menſch. Wir ſpazierten noch einige Zeit in den Gärten von Caſerta herum und ich empfahl mich endlich mit einem: a rivederci. Einige Tage darauf erfuhr ich durch den Capitain d'Arlincourt, der ebenfalls Ordonnanz-Offizier und Stallmeiſter war, daß Laviani den Vorfall zu Caſerta ganz zu ſeinen Gunſten herumgedreht erzähle und unter die Offiziere und Hofbeamten zu bringen ſuche. Ich ſchrieb ihm nun ſogleich ein Billet, in welchem ich ihn mit einigen derben Epitheten beehrte, und ließ es, bevor ich es abſandte, von einigen Offizieren leſen. D'Arlincourt, der ihm die Herausforderung hinterbrachte, ſagte ihm zugleich, daß er ſich am nächſten Morgen in dem Wald hinter Capo di Monte mit einem Secundanten einzufinden habe, er ſelbſt war der meinige. Um fünf Uhr des Morgens befanden wir uns ſchon an dem unfern vom Jägerhaus liegenden Weiher, dem für das Duell beſtimmten Ort, etwa 20 Minuten ſpäter traf mein Gegner mit dem Capitain Duca della Regina Capece, auch Ordonnanz-Offizier, ein. Wir begaben uns tiefer in den Wald und es wurden 15 Schritte abgemeſſen, da Piſtolen zur Waffe beliebt worden waren, weil Laviani geäußert hatte, daß ich ihm mit der Klinge zu überlegen ſey. Da ich den erſten Schuß hatte, ſo drückte ich ab und ſtreifte, wie es meine Abſicht geweſen, meinem Gegner die linke Schulter, denn ich wollte ihn weder tödten noch hors du combat ſetzen, er zielte nun ziemlich lange, aber, wie ich bemerkte, zitternd, auch war er, als ich meine Piſtole angeſchlagen, leichenblaß geworden, endlich drückte er ab, und die Kugel flog über mich hinaus. Ich ergriff nun eine zweite Piſtole, zielte abſichtlich etwas länger ihm gerade auf die Bruſt, weidete mich ſo einen Augenblick an ſeiner Todesangſt und ſchoß dann in die Luft. Laviani ſtotterte nun, er wolle mir ſeinen Schuß ſchenken, ich aber rief ihm zu: dergleichen Geſchenke acceptire ich nicht, Sie werden

ſchießen. Jetzt legten ſich jedoch die Secundanten ins Mittel, behauptend, es ſey der Ehre genug geſchehen, ich habe volle Satisfaction ꝛc.; ich begnügte mich endlich damit, jedoch mußte Laviani noch vorher das: „ich ſchenke Ihnen den Schuß,“ zurücknehmen und eingeſtehen, daß er die Unwahrheit geſagt. So war die Sache für jetzt beigelegt, eine Einladung zu einem Frühſtück von Laviani ſchlug ich aus und eilte nach Caſerta, wo ich dieſen Morgen aber nicht fand was ich ſuchte, dagegen der ſchönen Herzogin von Atri mit der Marcheſa di Miſuraca in dem Garten begegnete, dieſe Damen um die Erlaubniß bat, ſie auf der Promenade begleiten zu dürfen, was mir freundlichſt zugeſtanden wurde. Die Unterhaltung wurde bald recht animirt, die Herzogin machte mir Complimente über mein Schauſpielertalent, indem ſie mir ſagte, daß ſie mich immer mit großem Vergnügen auf der Bühne ſehe. Eine gute Stunde hatte ich mich angenehm mit den Damen unterhalten, als dieſe fanden daß es Zeit ſey ſich zu entfernen, ſich empfahlen und im Schloß, bis wohin ich ſie begleitet hatte, verſchwanden, mir aber beim Abſchied erlaubten, dieſe Promenaden von Zeit zu Zeit mit ihnen wiederholen zu dürfen, was ich ſchon den nächſten Morgen, aber vergeblich verſuchte, und Niemand in den Alleen begegnete. Einige Tage darauf war ich jedoch glücklicher und traf die Damen wieder. Diesmal war die Unterhaltung ſchon vertraulicher, wir kamen auch auf den Don Juan zu ſprechen, der, wie ich hoffte, jetzt bald in der großen Oper in Scene geſetzt werden ſollte, wobei mir die Herzogin, auf jene Quadrille anſpielend, ſagte: **Ah siete un briccone signor Capitano**; Neapel iſt nicht ſo groß, daß man nicht erführe, was gewiſſe Leute treiben, beſonders bei Hofe . . . dabei drohte ſie mit dem Finger. Ich ſtellte mich jedoch, als verſtünde ich nicht was ſie damit meine, küßte ihr die Hand und wandelte noch eine geraume Zeit an ihrer Seite, als wir die Marcheſa Cavalcanti mit ihrer Vertrauten in einer Allee auf uns zukommen ſahen. „Ah, jetzt kömmt die Rechte, meinte die Herzogin, werden Sie nur nicht roth.“ — Illuſtriſſima ich wüßte nicht..... Schon gut. Wir gingen auf die Damen zu, und als wir in ihrer Nähe waren, ſagte die Atri zur Marcheſa: Hier führe ich Ihnen einen Cavalier zu, der Sie ſchon lange ſucht. — Das bezweifle ich, verſetzte dieſe etwas ironiſch, er war in zu guter Geſellſchaft. — Die Unterhaltung wurde nun allgemein,

bis ſich ſämmtliche Damen wieder in den Pallaſt entfernten, worauf ich nicht ſehr befriedigt nach Neapel zurückritt.

Damals erlangte ich endlich durch Mürat, daß Don Juan in Scene geſetzt werden ſollte, obgleich ſelbſt Longchamp, der anfing mich mit neidiſchen Blicken zu betrachten, heimlich dagegen wirkte. Als die Proben begannen, denen allen ich beiwohnte, ſuchte man gleich bei der erſten dem Unternehmen allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, denen ich jedoch zu begegnen wußte, die man aber mit jeder Probe zu vermehren ſuchte. Es kam endlich ſo weit, daß auch hier mehrere der erſten Sänger die Sache als unausführbar erklärten, ſich auf das berufend, was zu Florenz vorgegangen war. Ich ſah wohl ein, daß hier andere Intriguen im Spiel waren, was mir auch von der niedlichen Sängerin, welche die Partie der Zerline übernommen hatte, an der dieſer viel gelegen war und mit der ich auf einem vertrauten Fuß ſtand, beſtätigt wurde. Ich theilte dies dem König freimüthig und ohne allen Rückhalt mit, da man mit Mürat ganz ungenirt und wie es einem um das Herz war, reden konnte. Dieſer gab mir nun plein pouvoir in dieſer Sache, was er auch dem Intendanten wiſſen ließ, ſo wie daß er darauf beſtehe, Mozarts Don Juan vollſtändig und wie er geſchrieben, hören zu wollen. Als nun die nächſte Probe begann, ſagte ich zu dem Sängerperſonale, daß es der unwiderrufliche Wille Sr. Majeſtät ſey, daß der Don Juan ſo wie ihn der Meiſter componirt, in Scene geſetzt werde, und daß diejenigen Künſtler, welche ſich nicht fähig hielten, die ihnen zugetheilten Parthien, ſo wie ſie ſeyen, zu ſingen, ſofort, als unfähig bei der königlichen Oper mitzuwirken, entlaſſen würden. Dies wirkte, man zeigte ſich nun ſehr geſchmeidig und gab ſich alle Mühe, auch erlaubte ich nicht die geringſte Abänderung, Schnörkelei oder unpaſſende Verzierung, und das Werk des unſterblichen Meiſters wurde jetzt in ſo hoher Vollkommenheit aufgeführt, daß es allgemeinen Beifall erhielt und über hundertmal hintereinander mit immer ſteigendem Wohlgefallen aufgeführt wurde.

Damals trug ſich ein komiſch politiſcher Vorfall zu: die Douaniers an der Küſte von Calabrien hatten eine von Sicilien kommende Barke mit Nachtgeſchirren, lauter engliſche Waare, gekapert, als man nach Mitternacht landete um ſeine verbotene und doppelt gefährliche Waare einzuſchmuggeln. Es waren dies nämlich

keine gewöhnlichen, ſondern bemalte Nachtgeſchirre, in deren Grund Napoleons Portrait mit weitaufgeſperrtem Mund ſich befand, gleichſam zum Empfang deſſen, was in daſſelbe gegoſſen wurde. Dergleichen Geſchirre bedienten ſich ſchon länger in England die eingefleiſchten Feinde des franzöſiſchen Kaiſers und hatten ſie auch nach Spanien und Sicilien verſendet und zum Theil daſelbſt verſchenkt. Als die Sache vor Mürat kam, befahl er, die Geſchirre ſämmtlich zu zerſchlagen und die Trümmer ins Meer zu werfen, die Schiffer aber, die ſie gebracht, ſollten vor ein Kriegsgericht geſtellt und erſchoſſen werden, glücklicherweiſe waren ſie entwiſcht. Bald aber kam die Polizei der Thatſache auf die Spur, daß ſchon mehrere ſolche Geſchirre im Reiche eingeſchmuggelt worden ſeyen, und es ſelbſt in Neapel Perſonen gäbe, die ſich ſolcher bedienten. Das Polizeiminiſterium wollte nun die Sache näher unterſuchen und Hausſuchungen bei Verdächtigen anſtellen, Mürat war aber ſo klug, dies zu unterſagen und die Sache niederzuſchlagen, obgleich behauptet wurde, daß auch dergleichen Geſchirre mit ſeinem Bild vorhanden ſeyen; eines mit dem Napoleons habe ich ſelbſt als eine Curioſität bei Moritz geſehen, auch verſicherte man, daß ſich die alte Königin von Neapel, ſo wie der ganze Hof in Sicilien ihrer bediene. Als aber die Sache auf dem Feſtland ruchbar wurde, fanden die Beſitzer derſelben für gerathen, dieſes gefährliche Eigenthum zu zertrümmern. Hätte Mürat die Sache nicht niedergeſchlagen, ſo hätte es einen großen Scandal gegeben, der hundertmal mehr geſchadet als genützt haben würde.

Ich brachte den Sommer ſo ziemlich in einem dolce far niente, was in dieſer Jahreszeit in Neapel am zuträglichſten iſt, und einen großen Theil meiner Zeit abwechſelnd in Caſerta und Capo di Monte zu. Im erſtern Ort hatte ich nun öfters Gelegenheit, die hübſche Herzogin von Atri zu ſehen und zu ſprechen und kam endlich ſo weit mit ihr, daß ich auch nächtliche Promenaden in den reizenden Gärten Caſertas mit ihr machte, wobei ſie jedoch immer ihre vertraute Freundin, die Marcheſa Miſuraca, begleitete, die oft den Lauerpoſten übernahm. Eines Abends, es war beinahe Mitternacht, als wir eben recht vertraulich in einer Laube ſaßen und die Marcheſa Schildwache ſtand, damit wir vor Ueberraſchung ſicher ſeyen, ſtürzte ſie plötzlich mit den Worten: ecco la regina herein. Ich war mit einem Satz aus und hinter der Laube herum und eilte der entgegengeſetzten Seite zu, von der ich die

Königin kommen wähnte, aber kaum hatte ich einige dreißig Schritte gemacht, ſo befand ich mich derſelben, die von einigen Damen und Cavalieren begleitet war, en face. Ich konnte ihr nicht mehr unbemerkt entwiſchen und ſie ſtellte mich ſogleich mit den Worten: Ei, was machen Sie denn noch ſo ſpät zu Caſerta? zur Rede. — Majeſtät, die herrlichen Nächte haben mich in dieſem entzückenden Aufenthalt zurückgehalten. — Und vielleicht noch etwas anderes, verſetzte die Königin. — Oh nicht doch, Majeſtät, ſagte ich nun ſehr laut, damit es meine beiden Damen hören ſollten, um der Königin entgehen zu können; nur das Paradieſiſche dieſes Ortes, deſſen Zaubergärten ich auch einmal des Nachts durchwandern wollte, haben mich hierher gezogen. — Laſſen Sie das künftig bleiben, ſagte die Königin etwas ſcharf betonend, hören Sie. — Wie Ihre Majeſtät befehlen, erwiederte ich mit einer tiefen Verbeugung und entfernte mich nach erhaltener Erlaubniß. Ich wollte nun meine Damen noch aufſuchen, konnte ſie aber nicht mehr finden, und machte mich nach Neapel auf, überlegend was dieſe Begebenheit wohl für Folgen haben könne. Caroline ſah es nicht gerne, daß man ſich zur Nachtzeit in den Gärten von Caſerta umtrieb, denn dieſe waren auch der Tummelplatz ihrer verliebten Intriguen und galanten Abenteuer, deren ſie nicht wenig hatte, wie hinlänglich bekannt war. Den andern Morgen ſchrieb ich ſogleich ein Billet an die Marcheſa Miſuraca, um dieſer meine kurze Unterredung mit der Königin mitzutheilen, damit ſich die Herzogin Atri und ſie darnach richten konnten. Eben war ich im Begriff, das Billet meinem Reitknecht, einem pfiffigen Burſchen, zu übergeben, als ſich ein Kammermädchen der Miſuraca bei mir einfand, und mir mündlich im Namen ihrer Herrſchaft zu wiſſen that, ich möchte mich dieſen Abend nach Sonnenuntergang in der Villa Reale einfinden, wo man mich zu ſprechen wünſche. Hier traf ich, nachdem ich einigemal auf- und abgegangen war, zwei verſchleierte Damen an, die mir ein Zeichen gaben; es war die Marcheſa mit einer Cameriera, erſtere theilte mir mit, daß die Königin wiſſe, daß ich in jener Nacht mit Damen im Garten zu Caſerta ein Rendez-Vous gehabt, und ſie andere Damen beauftragt habe, ſich alle Mühe zu geben, um zu erforſchen wer jene geweſen ſeyen, dies habe aber nichts zu ſagen, und ich würde dennoch ihre Freundin am ſicherſten und unbemerkteſten in Caſerta ſprechen können, nur müſſe dies nicht mehr in dem Garten ſelbſt, ſondern in dem angrenzenden dichten Ulmen-

und Eichenwald geschehen, und auf diese Weise setzten wir auch unsere Zusammenkünfte den ganzen Sommer ungestört fort. In Caserta fanden ebenfalls öfters französische und italiänische theatralische Dilettanten-Vorstellungen statt, bei denen ich thätig mitwirkte, während ich jetzt factisch eigentlich der Intendant der königlichen Schauspiele, namentlich von San Carlo war, und Longchamps wenig mehr als den Namen hatte. Ich wohnte fortwährend allen Proben bei, und regalirte nicht selten das ganze probirende Personale mit heißem Pollentakuchen, Rosolio ꝛc., wogegen die Cantatrice und Ballerine sich äußerst artig und gefällig gegen mich zeigten, und ich war nun so ganz in meinem Element, namentlich wiegte mich die Musik dieser, in dem chiaro-scuro gehaltenen Morgenproben in süße Träumereien ein, und brachte, wie jede schöne Morgenmusik, ein seltsames wohlthuendes Gefühl in mir hervor, mich in eine nicht zu beschreibende, fast übernatürliche Stimmung versetzend. Auch verlebte ich manche Nacht in der lustigen Gesellschaft dieser oft ausgelassenen aber liebenswürdigen Theaterprinzessinnen. Mürat selbst war ein so großer Theaterfreund, daß er sich öfters Morgens von den besten Schauspielern und Schauspielerinnen des französischen Theaters zu Neapel aus den vorzüglichsten Trauerspielen vordeklamiren ließ, und so laut, daß die Personen, mit denen die Vorzimmer angefüllt waren, glaubten, man habe sich im Cabinet bei den Köpfen oder es sey sonst ein Unglück vorgefallen. Eine, wegen ihrem ausgezeichneten Talent und ihrer großen Galanterie berühmte Actrice, die eines Morgens eine Audienz bei Mürat hatte, glaubte, als sie, bevor sie eingeführt wurde, ein solches Getöse im Cabinet vernahm, man habe den König ermordet, bis sie ein diensthuender Kammerherr eines Bessern belehrte. Einer dieser Vorsäle war gewöhnlich mit den diensthuenden und andern Offizieren angefüllt, welche sämmtlich in sehr reichen, mit Gold- und Silberstickereien bedeckten Uniformen prangten, so daß alle Fremde, welche in diesen Salon kamen, davon geblendet waren, und namentlich die Damen sie nicht genug bewundern konnten. Alle die irgend ein Gesuch bei dem König hatten, verließen ihn, nachdem sie ihn gesprochen, mit sehr heiterm Gesicht, denn der in der Schlacht furchtbar wilde Krieger war der gutmüthigste Mensch im Privatleben, aber nicht zum Regieren geschaffen.

Damals wurde auch unter den Offizieren und überhaupt den

höhern Ständen zu Neapel ganz außerordentlich hoch und viel gespielt, namentlich war das Haus des Prinzen Pignatelli eines der berüchtigtsten Spielhäuser, und ich hatte einen Abend über Tausend Ducati in demselben gewonnen, von denen ich aber bald sagen konnte: wie gewonnen so zerronnen. In manchen dieser Häuser ging es auch eben nicht zum ehrlichsten her, und die neapolitanischen Adeligen rupften die Offiziere und Angestellten nicht übel, sich allerlei Spiel-Kunstgriffe und Kniffe erlaubend. Eines Abends, es war nicht lange vor meinem plötzlichen Abmarsch von Neapel, pointirte ich stark im Pharo, ein gewisser Martin, ein Franzose, hielt die Bank, ich verlor ansehnliche Summen, aber der König, der hinter mir stand, encouragirte mich fortwährend zu dupliren, und als ich schon über 3000 Franken verloren und kein Geld mehr bei mir hatte, sagte er mir: „nur zu, ich repondire für Alles;“ ich verspielte nun noch 6000 Franken auf Parole, Mürat versprach mir, sie an Martin zu bezahlen, was er diesem auch zurief, und dem ich einstweilen einen Schein darüber zustellte. Mürat vergaß es und ich fiel bald darauf in Ungnade, wurde nach Corfu geschickt, und die Schuld blieb hängen. Anfangs Winter dieses Jahres veranstaltete Mürat ein seltsames Fest, zu dem die Gäste Einladungskarten für ein Festino und **Souper suspendu** im Saal von San Carlo erhielten. Jedermann zerbrach sich den Kopf, was dies wohl für ein Souper seyn möge, und die meisten meinten, daß man dabei wohl hungrig nach Hause gehen würde. Dem war aber nicht so. Als um Mitternacht der Tanz suspendirt wurde, lud man sämmtliche Damen ein, sich auf die, den Olymp vorstellende Bühne zu begeben, auf welcher eine große Tafel in Hufeisenform gedeckt war, auf der sich aber auch nicht eine Idee von einer Speise vorfand, man sah sich verwundert einander an, die Damen fragten die hinter ihnen stehenden Herren, was denn dies zu bedeuten habe, als sich plötzlich der Himmel, nehmlich der Theaterhimmel dicht und stark bewölkte, dann aber vertheilten sich die Wolken wieder, und zwischen Himmel und Erde schwebten unzählige silberne Schüsseln, aus denen der Geruch der köstlichsten Speisen dampfte. Die Schüsseln wurden nun bis beinahe vor die Nasen und Mäuler der harrenden Gäste herabgelassen, als aber einige darnach greifen wollten, da entschlüpften sie ihnen schnell, sich wieder in die Höhe erhebend, dann ließen sie sich wieder herab, um abermals den hungrigen

Mäulern durch das Hinauffahren zu entgehen. Dies Manöuvre wurde so lange wiederholt bis es schien als wollten die Gäste endlich die Geduld verlieren. Jetzt wurden alle Speisen, und mit ihnen die köstlichsten Weine, Liqueure und andere Getränke herab und auf die Tafel niedergelassen, wo sie unwandelbar stehen blieben und mit dem heitersten Humor von der Welt verzehrt wurden, worauf man wieder bis gegen Morgen tanzte. Das Stückchen war eigentlich meine Erfindung, ich ließ aber gerne Seiner Majestät die Ehre.

Anfangs September wurde einem alten Herkommen gemäß in der Kirche der Madonna di Piedi-Grotta am Pausilippo ein seltsames und sehr lebendiges Fest gefeiert, welches Carl III. nach dem Sieg bei Velletri, wo er ein Gelübde gethan, dieser Madonna mit seinem ganzen Heer zu danken wenn er siegen würde, stiftete. Weit her aus der Umgegend Neapels, von allen Inseln und selbst aus den Apuglien und Calabrien strömen die schön geputzten Landleute, besonders auch die Frauen in ihren romantischen Nationaltrachten herbei und treffen schon am Abend vor der Feier ein, wo sie die Nacht im Freien auf und unter dem Pausilippo mit Beten, Singen und Tanzen beim Fackelfeuer zubringen, und wo sich dann die zum Theil halb griechischen, mit Gold- oder Silberborden besetzten Trachten der Vilanellen beim Schein der Feuer, so wie die oft sehr hübschen und ausdrucksvollen braunrothen Gesichter recht malerisch ausnehmen. Uebrigens geht es hier ungefähr so zu wie bei manchen deutschen Wallfahrten, mit Ausnahme daß man keine Betrunkene sieht. Alle mögliche Eßwaaren, besonders Maccaroni und Eier werden in kleinen Buden feilgeboten, und ein ganzer Jahrmarkt hat sich um die kleine Kirche gebildet. Mit Sonnenaufgang strömt das Volk von Neapel in großen Massen durch die Villa Reale und längs der Chiaja hin, seinen Antheil an der frommvergnügten Feier zu nehmen, die vornehme Welt und der Hof begeben sich aber erst in den Nachmittagsstunden oder gegen Abend in ihren Prachtkarrossen dahin, um zu beten und den Jubel des Volks zu schauen. Unter der Herrschaft der Bourbonen soll dieses Fest mit außerordentlichem Prunk von der königlichen Familie begangen worden seyn. Es endigte sich ziemlich bachantisch, mit Tanz, Essen, Trinken und Feuerwerk, einige fünfzig Böller verrichteten Kanonendienste und wurden unaufhörlich abgefeuert. Den dritten Tag zogen die Fremden

aus den Provinzen und die Bewohner der Inseln unter Gesängen wieder ab.

Die Theater nahmen nun fast alle meine Zeit in Anspruch, und ich war darauf bedacht, für den Winter und den nächsten Carneval besonders hübsche Ballette in Scene zu setzen. Obgleich ich fortwährend mit Hindernissen und ewigen Intriguen zu kämpfen hatte, bei denen namentlich ein gewisser Montforte, Secretär der Intendanz, eine große Rolle im Trüben spielte, so ließ ich mich durch nichts abschrecken, und setzte, Energie und Beharrlichkeit zeigend, meinen Willen jedesmal durch; freilich hatte ich einen guten Hinterhalt an Sr. Majestät, die ganz Soldat, auch alles militärisch geordnet haben wollte, mit einem: so will ich es, alle Kabalen durchhieb, und mich dadurch in den Stand setzte, auf das wirksamste zu handeln. Für die Stagione des Carnevals hatte ich die beiden Theile der Nymphe der Donau, das bekannte Volksmährchen von Hensler zu einem Ballet bearbeitet, dabei die meiste Musik Kauers beibehalten, und aus noch vielen andern deutschen Opern, wie dem Opferfest, Maria Montalban, dem rothen Käppchen, der Zauberflöte ꝛc., die gefälligsten Melodien entnommen. Die Maschinerien wurden bewundernswerth ausgeführt, namentlich die Donau von wassergrünem Flor, der sich auf Walzen bewegend, die natürlichsten Flußwellen schlug, indem der Flor, auf der einen Seite des Theaters herein, auf der andern hinausströmend, unter der Bühne wieder auf die andere Seite überging und so fortwährend im Kreislauf wiederkehrte; ein einziger Mann setzte den ganzen mächtigen Strom in Bewegung, alle Verwandlungen, wie die des Baumes in eine Windmühle, des Gartenhauses in das Geisterzelt ꝛc. waren, so wie noch andere Verwandlungen, von meiner Erfindung, bewundernswürdig von dem Maschinenmeister ausgeführt; über alle Beschreibung prächtig war aber das sich aus den Fluthen erhebende Crystallschlößchen am Ende des ersten, und der Crystallsaal selbst, am Ende des zweiten Theils, alle Mosaikverzierungen dieser Dekorationen waren von bunt in allen Farben spiegelnden Steinen von Glas, hinter denen Lichter angebracht waren, wodurch das Auge wirklich eine Feerei zu erblicken wähnte. Die Tänzerin, welche die Nymphenkönigin Hulda machte, hatte einen wahren, fast ätherisch schlanken Nymphenwuchs, und die smaragdgrüne Schilfkrone stand ihrem schönen Gesichtchen allerliebst. In ganz Neapel sprach man von der be-

vorſtehenden Aufführung dieſes Wunderballets, für deſſen Ausſtattung keine Koſten geſpart waren, wie von einem Phänomen, und freute ſich darauf. Vier lebendige Schwäne wurden abgerichtet um Huldas Muſchelwagen ſcheinbar zu ziehen, indem man ſie gewöhnte, ſich eine Viertelſtunde lang in einer großen; mit Waſſer angefüllten blechernen Kufe ruhig in derſelben Lage zu halten. Die Tänze der Hochzeitsgäſte waren zum Theil grotesk und charakteriſtiſch, die in Huldas Waſſerpallaſt äußerſt graziös und wollüſtig. Zwar hatte man auch hier meinen meiſten Anordnungen böſen Willen entgegengeſetzt, berief ſich darauf, daß ſeit das Theater ſtünde, man das Waſſer hin- und herzerre, daß tanzende Mehlſäcke nicht erhört ſeyen, Pagoden Niemand kenne, nur Harlequin aus einem Ei kriechen dürfe u. ſ. w.; ich ſchlug aber die Einwendungen meiſtens mit dem vorangeſchobenen Willen Mürats nieder, und wenn man mir wegen der Maſchinerie deren machte, ſo ſagte ich: dann werde ich ein Paar Zimmergeſellen aus Deutſchland kommen laſſen müſſen, die werden mich ſogleich verſtehen und die Sache ausführen, ich ſehe wohl, daß man aus jedem Tiſchler in Deutſchland einen trefflichen Maſchiniſten in Italien machen kann. — Freilich machte ich mir dadurch wieder viele neue Feinde, aber ich konnte nicht anders, wollte ich durchgreifen.

Ende Oktober kehrte der Hof nach Neapel zurück und inſtallirte ſich wieder im Palazzo-Reale. Ich ſetzte mein Verhältniß mit der Marcheſa Cavalcanti und der Herzogin von Atri fort, während ich auch die Liebkoſungen meiner ſchönen italiäniſchen Donaunymphe nicht verſchmähte. Meine Zuſammenkünfte mit der Herzogin waren jetzt ſehr romantiſch, denn ſie fanden meiſtens um Mitternacht auf der, in einen Garten verwandelten Terraſſe eines Hauſes ſtatt, zu der ich nur durch ein anderes, drei Häuſer davon entferntes Gebäude, von dem ich über die dazwiſchen liegenden Terraſſen, alle von gleicher Höhe, nicht gefahrlos kommen konnte, wo wir uns dann in einer zwiſchen duftenden Blumenbeeten ſtehenden Laube trafen. Dieſes Verhältniß mußte aus mehreren Gründen äußerſt geheim gehalten werden, beſonders aber weil ich ſeit Kurzem einen ſehr mächtigen Nebenbuhler hatte, und der kein anderer als Se. Majeſtät ſelbſt war, aber, wie mich die Herzogin feierlichſt verſicherte und beſchwor, von ihr nicht erhört würde; ich zweifelte, denn ich wußte längſt, was es mit dieſen feierlichen Verſicherungen und Schwüren der Damen auf ſich hat.

Sie aber meinte, wir müſſen unſer Einverſtändniß um ſo geheimer halten, weil der König ſonſt leicht auf den Gedanken kommen könnte, ich ſchöpfe die ganze Kraft meines Widerſtandes in den Armen eines andern Geliebten. Eines Abends ſtellte ſie mir ein ziemlich ſchweres Päckchen, in ein Papier gewickelt, zu, mit der Bitte, es zu öffnen. Ich that es, und fand ein ſehr zierlich gearbeitetes ſilbernes Ei von der Größe eines Enteneis an einer venetianiſchen Kette befeſtigt, das ſich durch einen leichten Druck in der Mitte öffnete, wo ſich dann ein goldner Dotter zeigte, auch dieſer öffnete ſich und man erblickte nun ein Herz von Rubinen, das durch eine blitzende Flamme von Diamanten entzündet und von einem Smaragdenband umgürtet war. Das Kleinod war von bewundernswürdiger Arbeit, das Innere des Eis hatte weiße, mit Perlen und Edelſteinen beſetzte Emaille, Blumenbouquete bildend, ebenſo das Innere des Dotters, nur waren ſie noch weit koſtbarer. Mariana, der Taufname der Atri, ſagte mir, ſie habe das prächtige Geſchenk dieſen Morgen auf ihrer Toilette gefunden, ohne den Geber zu kennen, der aber wohl kein anderer als der König ſelbſt ſeyn könne. Ich entdeckte jetzt, daß ſich auch das Rubinenherz noch öffnete, was die Herzogin bisher nicht gewußt, und fand ein mit Roſen verſchlungenes brillantes und gekröntes M. in demſelben. — Was ſoll ich nun damit anfangen? fragte ſie mich; an ein Zurückgeben iſt wohl nicht zu denken, da ich nicht einmal weiß, wer es überbracht und Niemand von meinen Leuten etwas davon wiſſen will; meinem Manne mag ich auch nichts davon ſagen, dies wäre ganz unnütz. — Ich rieth ihr, mit etwas mißtrauiſchen Blicken, es zu behalten bis ſie Gewißheit über den Geber habe. Dies Geſchenk war jedoch Urſache, daß es einiges Schmollen zwiſchen uns ſetzte.

Eine ſehr tragiſche Begebenheit, die um Weihnachten vorfiel, machte damals großes Aufſehen und ſetzte ganz Neapel und beſonders die Geiſtlichkeit in Allarm. Ein Neapolitaner, der ſeine Gattin und deren Beichtvater en flagrant delit ertappte, hatte beide ermordet. Das in große Unruhe verſetzte Heer der Pfaffen wollte, daß der Mann eine exemplariſche Strafe, wenigſtens den Feuertod erhalten oder geviertheilt werden ſollte, das gewöhnliche Hängen, Erſchießen oder Guillotiniren war ihnen viel zu gelinde, denn einem ſolchen Böſewicht, der es wagte, ſeine verruchte Hand an die geheiligte Perſon eines Beichtvaters zu legen, der, wenn

er auch ein sehr menschliches Verbrechen beging, doch immer eine gottgeweihte und geheiligte Person sey, müsse die ärgste Strafe, die zu erdenken, werden. Aber siehe da, nachdem die Sache gehörig untersucht war, begnadigte Mürat den Mörder dahin, daß er ihn mehrere Monate in einen Kerker der Festung Gaëta setzen, dann aber wieder frei ließ. Bald nachher fand man ihn ermordet in seiner Wohnung zu Neapel, ohne daß es möglich war, den Mörder ausfindig zu machen. Bei der Untersuchung hatte sich herausgestellt, daß der Pfaffe schon vor der Verheirathung der Gattin des nun auch Getödteten einen vertrauten Umgang mit derselben gehabt, und der Stifter dieser Ehe, die ein so furchtbares Ende genommen und allen dreien so übel bekam, gewesen war.

Die Proben meines Ballets, bei denen ich das Personal immer mit köstlichen Erfrischungen bewirthete und ein ordentliches Büffet errichtet hatte, hatten ungestört ihren Fortgang, und dasselbe sollte im Monat Januar (1812) zugleich mit einer neuen großen Oper zur Aufführung kommen. Die Weihnachten gingen auch dieses Jahr recht vergnügt für mich vorüber, die Buden der Toledostraße waren auf das eleganteste herausgeputzt und mit künstlichen und natürlichen Kostbarkeiten, die letztern in den ausgesuchtesten Obstsorten, Gemüse, Früchten, gemästetem Federvieh, Raritäten aus dem Reich der Vierfüßler, der Fische und der Vögel bestehend, überladen. Riesenhummern und Ortolanen, Mandaringas und Ananas, Eiertrauben und frische Corinthen ragten einladend zwischen Blumen, Lorbeern und Myrthen hervor; aber weit anständiger wurde die Weihnachtsfeier und besonders die Mitternachtsmesse hier als in Rom begangen, wo die Römer meist einen bacchantischen Tumult in den Kirchen machen und alle mögliche Profanationen begehen. Auch die Neujahrsgratulationen wurden mit der gehörigen Feierlichkeit ausgeführt und dargebracht, und waren besonders bei Hof außerordentlich glänzend, nur bei meinem Vetter Moritz war es diesmal anders, er hatte durch eine unglückliche Baumwollspekulation, und zwar durch die Schuld der französischen Regierung, welche in Livorno Beschlag auf seine Schiffe, als verdächtig mit England commercirt zu haben, gelegt hatte, bedeutend verloren. Der Verdacht erwies sich zwar als völlig unbegründet, aber bis dies ausgemittelt war, worüber mehrere Monate vergingen, war die Baumwolle um 40 Procent gefallen, Moritz verlor über eine halbe Million und hatte nicht die mindeste Vergütung

zu hoffen. Dergleichen unverzeihliche Gewaltstreiche machte sich damals die französische Regierung oder vielmehr der an der Spitze derselben als unumschränkter Tyrann stehende Napoleon schuldig. Einer der tollsten und unsinnigsten der Art war ohne Zweifel die Verbrennung aller englischen Waaren auf dem Continent, eine Maßregel eben so lächerlich als fruchtlos, die alle Gemüther, selbst die der ergebensten Satelliten des Kaisers erboste; auch wurde sie an vielen Orten, namentlich in Neapel, mehr zum Schein als in der Wirklichkeit vollzogen, da man die größten Vorräthe verbarg und die Behörden selbst gerne durch die Finger sahen; doch hatte, was hier wirklich verbrannt wurde, immer noch einen Werth von mehr als 10 Millionen, und in ganz Europa weit über mehrere hundert Millionen. Ueberall knirschte trotz Polizei und Spionen das Volk mit den Zähnen, murrte und fluchte, als die Flammen die kostbaren Waaren verzehrten und diese in Rauch aufgingen. Wie viel Armen und Unglücklichen hätte man damit nicht aus größter Noth helfen können, wenn man denn durchaus einmal einen solchen unnützen und albernen Gewaltstreich begehen wollte; die Sache hätte dann wenigstens noch eine Art Entschuldigung, wenn auch absurd genug, gefunden; aber so war das gelindeste Urtheil, das man aus dem Mund des Volkes hörte, welches sich die Sache gar nicht zu erklären wußte: „der Napoleon muß ein Narr geworden seyn!“ — Doch die furchtbare Nemesis war bereits im Anzug.

Das erste Festino in San Carlo, welches der Hof dieses Jahr gab, besuchte ich wieder in einem prächtigen Don Juans-Costüme, einer meiner Kameraden machte den Leporello. Den Anzug hatte ich von dem Theaterschneider dazu machen lassen. Der Mantel von purpurfarbigem Thronsammet, war überaus reich und künstlich mit Gold und Perlen gestickt, hatte Bouillonfransen und war mit weißem Atlas mit goldnen Bienen besäet, gefüttert. Auf dem Hut waren fünf tadellose prächtige weiße Schwungfedern, durch eine brillantne Agraffe zusammengehalten, und die Kiele derselben mit Zahlperlen bis an die Spitze besetzt, der übrige Anzug harmonirte vollkommen mit dieser Pracht. Auf den Schuhen blitzten brillantene Rosetten und die Halskette war von kostbaren Edelsteinen. Alle diese Kleinodien hatte ich bei verschiedenen Damen geliehen. Den Saal mit meinem Leporello durchstreichend, fragte mich dieser bei jeder schönen weiblichen Maske: Signor

Don Giovanni, ſoll dieſe auf das Regiſter? — und wenn ich bejahend zunickte, ſchrieb er ſie ſogleich in das bei ſich führende Buch ein. Dieſer Scherz zog mir aber ſchon auf dem Ball einige Verdrießlichkeiten zu, ſollte aber noch ernſtere Folgen haben, auch ſchien Mürat die Sache, ſo wie mein ganzer, zu brillanter Anzug eben nicht ſehr zu goutiren, und er war, als ich ihn einigemal anredete, ganz gegen ſeine Gewohnheit kalt und kurz angebunden; auch merkte ich, daß meine Feinde zu meinem Nachtheil ſehr thätig waren. Indeſſen lief auf dem Ball noch alles ganz gut ab, und ich verließ ihn zufrieden mit der Rolle die ich geſpielt hatte, gegen Morgen. Als ich aber, nachdem ich ein Paar Stunden geruhet, erwachte, empfing ich ein Billet von einem Bataillonschef der Garde-Grenadiere, Namens Colard, der ſich beleidigt fand, daß ich auch ſeine hübſche junge Frau auf mein Don Juans-Regiſter hatte ſetzen laſſen, mich deßhalb zur Rede ſtellte, und Auskunft verlangte. Ich begab mich auf der Stelle ſelbſt zu ihm, ertheilte ihm mein Ehrenwort, daß die ganze Sache durchaus nichts als ein erlaubter Maskenſcherz geweſen ſey, erklärte mich aber zu gleicher Zeit bereit, ihm jede Satisfaction, die er nur wünſchen könne, zu geben. Der Mann war aber mit meiner Erklärung zufrieden, lud mich ein, mit ihm zu dejeuniren, was ich annahm, ſeine liebenswürdige Frau erſchien bei dem Frühſtück, wo wir über den ganzen Vorfall ſcherzten; und wer weiß, ob Madame Colard nicht wirklich auf mein Regiſter gekommen wäre, wenn mich nicht ein ſchon im Anzug befindliches Ungewitter im Sturm aus Neapel entfernt und weit über das Meer geſchleudert hätte.

Damals begann man ſchon von einem neuen bevorſtehenden Krieg, an dem das neapolitaniſche Heer und ſein Herrſcher thätigen Antheil nehmen ſollte, zu murmeln, und da man wohl wußte, daß ſich das Ungewitter in Nordoſten zuſammenziehe, ſo freute ich mich ſchon darauf, endlich einmal Deutſchland wiederzuſehen und mich in meiner Heimath und bei meinen Verwandten in meiner militäriſchen Glorie präſentiren zu können. Ich beeilte nun, ſo viel es an mir lag, die Aufführung des neuen Ballets, die Donaunymphe, da mir viel daran lag, daſſelbe noch in Scene geſetzt zu ſehen, bevor wir ausmarſchirten. Schon war der Tag beſtimmt, und die Generalprobe mit vollem Orcheſter, Coſtümen, Dekorationen und Maſchinerie angeſagt, der Mürat ſelbſt beiwohnen wollte. Sie lief glücklich und zur Zufriedenheit aller Anweſenden ab, zwei Tage

darauf ſollte die Vorſtellung ſeyn; aber den Morgen nach dieſer Probe erhielt ich in aller Frühe eine Ordre von dem Kriegsminiſter, mich bereit zu halten, binnen 24 Stunden mit einem Detaſchement neapolitaniſcher und franzöſiſcher Truppen nach Tarent abzumarſchiren, wo mich weitere Verhaltungsbefehle erwarteten. Beim Durchleſen dieſes Befehls war ich wie vom Himmel gefallen, hielt das Ganze anfänglich für einen Irrthum, eilte in das Kriegsminiſterium, wo ich durch einen der Büreauchefs erfuhr, daß kein Irrthum möglich, der Befehl vom König ſelbſt gekommen ſey, und zwar mit dem ausdrücklichen Beiſatz, ihn augenblicklich zu vollziehen. Nun war ich wie vom Donner gerührt, und wußte mir die Sache nicht zu erklären, noch vor wenig Tagen hatte ich aus guter Hand erfahren, daß der König die Abſicht habe, mich nächſtens zum Stabsoffizier zu befördern und unter die Zahl ſeiner Adjutanten aufzunehmen, und nun dieſe plötzliche allerhöchſte Ungnade. Ich eilte in den Pallaſt, konnte aber nicht vor Mürat kommen, ſondern nur ſoviel von dem dienſtthuenden Kammerherrn herausbringen, daß wenn der Kriegsminiſter eine ſolche Ordre bekomme, es auch ſeine Richtigkeit damit und ſein Bewenden dabei haben müſſe, und dies theilte er mir mit ſehr trocknen Worten mit, nachdem er wieder aus dem königlichen Cabinet gekommen war. Ich ſprach noch die Cavalcanti, die aber von allem nichts wußte, und einige andere Bekannte, die mich mit ein Paar bedauernden Worten und Achſelzucken entließen, und empfand ſo was es heißt, in eine königliche Ungnade zu fallen. Ich ſah nun wohl ein, daß mir hier nichts anders übrig bleibe, als Ordre zu pariren, ließ packen und machte mich zum Abmarſch bereit. Noch aber wollte ich die Herzogin von Atri ſprechen und begab mich deßhalb zu ihrer intimen Freundin, dieſe zu bitten, eine letzte Zuſammenkunft zu veranſtalten. Die Marcheſa Miſuraca fuhr ſogleich zur Atri, kam jedoch ſehr ſchnell wieder zurück, und entdeckte mir, daß dieſe ſeit vierundzwanzig Stunden äußerſt ſtreng von ihrem Gatten bewacht würde, ſo daß ſie keinen Schritt ohne denſelben zu thun vermöge, und daß dies durch den Einfluß einer allerhöchſten Perſon geſchehe, der König ſey jedenfalls dabei im Spiel. Durch ein ſpäteres Schreiben von dieſer Dame erfuhr ich, daß ich mir Mürats Ungnade ſowohl durch meine Bekanntſchaft mit der Herzogin von Atri, wie durch meine zu große Vertraulichkeit mit der erſten Tänzerin, auf welche Se. Majeſtät ebenfalls ein Auge ge-

worfen hatte, zugezogen. Ich meldete mich nun bei dem Bataillonschef, der die nach Tarent bestimmten Truppen befehligte, und mir eine Compagnie zur Führung übergab. Nach einer fast schlaflosen Nacht marschirte ich in aller Frühe mit diesen Truppen aus Neapel in einer höchst düstern und melancholischen Stimmung ab, so traurig hatte ich bis jetzt noch keine Garnison verlassen. Noch 24 Stunden vorher sah ich mich auf dem Gipfel des Glücks, hoffte bald ein Oberstpatent in meinem Portefeuille zu haben, sah mich als Murats Adjutant, ein Generalspatent konnte dann auch nicht lange mehr ausbleiben, dem der Marschalsstab bald folgen mußte, mit dem jetzt immer ein Duc und vielleicht auch ein Herzogthum verbunden war, wenn mir das Glück in einem Feldzug günstig seyn würde, vielleicht gar einmal das Großherzogthum Frankfurt, und während ich so à la Milchmädchen träumte und Pläne machte, brach auch mein Topf und eine einzige Ordre vernichtete alle. — Aber wie bald sollte es nicht hundert Andern und selbst Murat und Napoleon ebenso ergehen. — Erst in Tarent sollte ich völlige Gewißheit über mein Schicksal erhalten, und bis dahin plagte mich obendrein eine peinliche Unruhe, das Schlimmste von Allem. — Indessen wer weiß wozu es gut war; wäre es nicht so gekommen, so hätte ich mit nach Rußland gemüßt, vielleicht in dessen Eisfeldern mein noch junges Leben ausgehaucht, und dann wäre die Welt nie mit diesen Memoiren beschenkt worden. Wollte Gott, es wäre so geworden, höre ich manchen gestrengen Moralisten und gelehrten Zopfkritiker ausrufen. — Der Himmel hat es aber einmal nicht so gewollt, meine gestrengen Herrn von der Hallischen, Jenaer und anderer Litteraturbasen. — Bald darauf brachen Murat, seine Garden und seine Armee nach Deutschland auf, um sich dem großen, sich daselbst versammelnden Heer anzuschließen, das Rußland — nicht eroberte.

III.

Marsch von Neapel nach Tarent. — Eine Zusammenkunft zu Caserta. — Die caudinischen Engpässe. — Avelino. — Dentecane. — Ariano. — Barletta. — Bari. — Tarent. — Einschiffung nach Corfu. — Seegefecht auf der Höhe von Tunis. — Ankunft zu Corfu. — Beschreibung der jonischen Inseln. — Ueberblick der Geschichte von Corfu. — Der heilige Spiridion und seine Feste. — Die griechischen Dorffeste. — Das Theater und Liebhabertheater. — Seltsame Zusammensetzung der Garnison. — Pallea Castrizza. — Ein Exorcismus. — Erdbeben. — Türkische Tabacksbeutel. — Ein giftiger Schlangenbiß. — Capo d'Istria. — Die Entführung einer Braut. — Ein Seeturnier. — Paxo. — Parga. — Prevesa. — Thiaki. — Santa Maura. — Der leukadische Felsen. — Fano. —

Kaum hatte ich noch so viel Zeit übrig gehabt, vor meinem Abmarsch meinen besten Freunden und Bekannten in Neapel ein Lebewohl im Vorübergehen zu sagen. Ueber fünf Vierteljahre hatte ich in dem schönen Parthenope ein äußerst angenehmes Leben in **dolce giubilo** und **a fare l'amore** zugebracht, und sah die Stadt, in der es mir so wohl ergangen war, der ich jetzt den Rücken wenden mußte, und noch manchen Blick schenkte, vielleicht für immer aus den Augen schwinden. Was mich mit am meisten schmerzte, war, daß ich mein Ballet, mit dem ich mir so viel Mühe gegeben, nicht einmal aufführen sehen sollte, dies wollte mir anfänglich gar nicht aus dem Sinn. Bei ziemlich trübem Wetter, das mit meiner Stimmung harmonirte, marschirten wir aus, unsere erste Etape sollte Nola seyn. Als wir auf dem halben Weg dahin Halt machten, kam ein zweirädriges Cabriolet in großer Hast gefahren, und hielt, als es die Truppen erreicht hatte, still; ein Mensch in Civilkleidern sprang heraus, erkundigte sich nach mir und übergab mir ein Billet, das ich schnell erbrach und in welchem ich im Namen der Ducheſſa d'Atri dringend aufgefordert wurde, mich, sobald ich diese Zeilen gelesen, doch sogleich nach Caserta zu begeben, wo mich erstere noch einmal

zu ſprechen wünſchte, ſie habe jetzt nach meiner Abreiſe ihre Freiheit wieder erhalten; dem Ueberbringer möge ich Antwort mitgeben. Ich ging zum Bataillonschef, um von dieſem die Erlaubniß zu erhalten, mich auf 6—8 Stunden entfernen zu dürfen, indem ich jedenfalls mit der Nacht in Nola eintreffen wolle. Dieſer wagte es jedoch nicht die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen und verſtand ſich nur dazu, meine Abweſenheit ignoriren zu wollen, ſo lange dieſelbe unbemerkt bleiben und keinen Eclat machen würde. Ich ſchrieb nun mit Bleifeder auf ein Blättchen: daß ich in einigen Stunden zu Caſerta an dem mir angegebenen Ort eintreffen würde. Das Detachement marſchirte weiter, ich blieb mit einem Bedienten zurück, ritt in geſtrecktem Trabe über Marigliano und Acerra nach Caſerta und legte den 6 Stunden langen Weg in weniger denn zwei zurück. Die ſchweißtriefenden Pferde ließ ich einſtellen und eilte in den Garten, wo ich Niemand fand. Bereits wartete ich an dem von Neapel kommenden Weg beinahe eine Stunde, als ich endlich ein Miethsfuhrwerk von daher antraben ſah. Ich ſtellte mich hinter ein Gemäuer, um den Wagen ungeſehen vorüberfahren zu laſſen und erblickte in demſelben zwei hübſche und ſehr nett gekleidete Landmädchen, die ich aber bald für die Ducheſſa und ihre Freundin erkannte, ich eilte ihnen nach und half den ſchmucken Contadinen aus dem Wagen als er an der Lokanda hielt, wo ich mir ſchon ein Zimmer hatte geben laſſen. Jetzt ſchloß ich die heftig weinende und mir um den Hals fallende Atri in die Arme, die mir ſchluchzend ſagte, wie ſehr ihr dieſe ganz unerwartete Trennung zu Herzen gehe, daß ſie untröſtlich ſey u. ſ. w., daß ſie überzeugt, daß der Schlag vom König ſelbſt käme, ihn aber unſere gemeinſchaftlichen Feinde herbeigeführt hätten. Ich ſuchte nun alle möglichen Troſtgründe hervor, wie: daß Tarent nicht aus der Welt liege, ich ſpäter gewiß wieder nach Neapel zurückkommen würde, und Aehnliches, aber dies Alles fruchtete wenig, ſie behauptete, daß wir uns jetzt zum Letztenmal ſähen, und hatte Recht. Die beiden Damen waren, um ganz unbemerkt nach Caſerta zu kommen, aus einem Caſino in der Nähe von Neapel abgefahren, in welchem ſie ſich als Landmädchen verkleidet, und wohin ſie den Miethswagen hatten kommen laſſen. Wir brachten noch ein Paar ſelige Stunden hier zu und verſicherten uns beim Abſchied mit thränenden Augen ewige Liebe, Nimmervergeſſen und was dergleichen Lariſari mehr

ſind, meine theure Geliebte gab mir beim Abſchied eine in Gold gefaßte Locke nebſt einem Ring, wogegen ich ihr ein Büſchelchen von meinen Haaren abſchneiden mußte. Nach einem reichlichen Thränenbad von Seiten der Damen, ſtiegen dieſe in ihren Wagen, um nach Neapel zurückzukehren, während ich im Galopp auf dem entgegengeſetzten Weg davon jagte, aber über Maddaloni und Arienza reitend mich verirrte und ſtatt nach Nola in die Valle Caudina (Furcae Caudinae), jene berühmten Engpäſſe gerieth, in welchen vor mehr als ein Paar Tauſend Jahren (430 nach Erbauung der Stadt Rom) das römiſche Heer ſammt ſeinen Conſuln von den Samnitern ſo gänzlich eingeſchloſſen wurde, daß es ſchimpflicher Weiſe die Waffen ſtrecken mußte. Die Conſuln, aller Zeichen ihrer Würde durch die Lictoren beraubt, mußten mit dem Heer, faſt nackend Mann für Mann durch das aus drei Lanzen gebildete Joch unter dem Hohngelächter der dieſem Schauſpiel frohlockend zuſehenden Feinde ziehen. Die Römer konnten keinen Schlupfwinkel finden, der verborgen genug geweſen wäre, ihre Schande zu verſtecken und verſchmähten alles Anerbieten der großmüthigen Capuaner, die ihnen neue Waffen, Kleider, Lebensmittel und Pferde geben wollten, ſie verkrochen ſich vor dem Tag und vor den Menſchen. Der Unwille des Volkes in Rom über dieſe Behandlung war aber ſo groß, daß es den Senat zwang, den geſchloſſenen Vertrag für null und nichtig zu erklären und die Conſuln zurück ſchicken mußte, die aber die Samniter nicht annahmen. Es kam nun zur blutigen Erneuerung der Feindſeligkeiten, denen die Samniter endlich unterlagen, und nachdem die Römer ihre 600 Geiſeln befreit und das Heer der Feinde ebenfalls gefangen hatten, war es jetzt an dieſen, das Joch zu paſſiren. Das blutige Spiel endigte ſich mit dem gänzlichen Untergang der Samniter.

Ich ritt, in dieſen Engpäſſen irrend, hin und her, und fand ſie durchaus nicht ſo unüberſteigbar, daß ſich ein Heer, beſonders nach Benevento zu, wo ſich das Thal ſehr erweitert, nicht hätte einen Ausgang bahnen können; auch ſind die Berge auf beiden Seiten an vielen Orten nicht ſo ſteil, daß ſie nicht zu erklettern wären, indeſſen iſt es wohl möglich, daß auf einem ſo vulkaniſchen Boden, wie dieſer Theil von Italien, ſich ſeit jener Zeit das Terrain verändert hat, namentlich durch die häufigen Erdbeben. Während ich mich vergeblich nach einem nach Nola führen-

den Weg umsah, brach die Nacht herein; nach langem Umherirren kam ich endlich in ein elendes Dorf in der Nähe von Benevento, wo ich mich entschloß einen Theil der Nacht zuzubringen, da sowohl die Pferde wie ich zum Umfallen ermüdet waren. Zwei Stunden nach Mitternacht stand ich jedoch auf und machte mich, ohne viel geruht zu haben, wieder auf den Weg, denn ich fürchtete, daß weil ich mich nicht in Nola eingefunden, der Bataillonschef meine Abwesenheit melden möchte, was mir bei der Stimmung Murats hinsichtlich meiner, höchst nachtheilig werden und die schlimmsten Folgen haben konnte. Da ich wußte, daß das zweite Nachtquartier in Avelino bestimmt, und sicher war, daß das Detachement bereits von Nola abmarschirt seyn müsse, so beschloß ich gerade nach Avelino zu reiten, und meine lange Abwesenheit mit meiner Verirrung zu entschuldigen. In Benevento nahm ich einen berittenen Führer mit, den ich gut bezahlte, und traf noch vor unsern Quartiermachern in Avelino ein, wo ich das Bataillon mit Sehnsucht erwartete. Es kam erst den Nachmittag an, ich meldete mich sogleich bei seinem Commandanten, dem ich die Fatalität meiner Verirrung mittheilte. — Es ist die höchste Zeit, daß Sie sich einfanden, versetzte er, denn sonst hätte ich Sie melden müssen. — Also noch nicht gemeldet, rief ich aus, und ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen. Ich erzählte nun dem braven Mann wie es mir ergangen, und bemerkte ihm lächelnd, daß wenn ich gewußt, daß ich in die forche caudine gerathen, ich mich gar nicht entfernt haben würde, indessen sey es mir als Soldat doch lieb, diese geschichtlich so merkwürdige Position kennen gelernt zu haben. Der gute Mann wußte aber gar nicht was ich damit sagen wollte, denn die Geschichte war ihm so fremd als das Innere der Erde; er ließ sich den Unfall der Römer von mir erzählen, hörte mir mit großem Vergnügen zu und hielt mich von jetzt an für einen grundgelehrten Mann und tüchtigen Militair, so daß er mich bei allen Kleinigkeiten auf dem ganzen Marsch um Rath fragte und ich auf dem besten Fuß mit ihm stand. Avelino ist ein altes häßliches Städtchen, aber befestigt, und liefert die in Neapel so beliebten und wirklich köstlichen Avelini, eine Gattung sehr wohlschmeckender Haselnüsse. Den nächsten Tag marschirten wir nach Dentecane und zwar bei einer für diese Gegend grimmigen Kälte, ein ganz abscheuliches Nest, das seinem Namen (Hundezahn) alle Ehre macht. Die Quartiere der Offiziere waren

abschreckend, selbst für baares Geld nichts zu haben und die Soldaten lagen wieder in den Kirchen. Den 4ten Tag kamen wir nach Ariano bei fortwährend steigender Kälte und starkem Schneegestöber. Diese Stadt liegt sehr hoch, hat an 10,000 Einwohner und über 20 Klöster, wir kamen halb erfroren und halb verhungert daselbst an, hatten einen Rasttag um uns zu restauriren, aber die Quartiere waren nicht viel besser als in Dentecane. Da ich meistens ritt, hatte ich mir beinahe die Füße erfroren, und konnte nur mit aller Mühe einige Paar wollne Halbstrümpfe auftreiben, mich vor der Kälte zu schützen, solches Wetter hatte ich im südlichen Italien noch nicht erlebt, ich trug in der Regel gar keine Strümpfe in den Stiefeln. Ariano liegt auf einem dreifachen sehr hohen Hügel, der die ganze Umgegend beherrscht; man übersieht von hier aus nicht nur die großen Ebenen der Puglia, sondern man erblickt auch das tyrrhenische und das adriatische Meer, so wie eine lange Kette der Apenninen. In einem der Klöster einquartiert, machte ich die Bekanntschaft einiger nicht ganz unwissender Mönche, die aus ihrem ziemlich leichtfertigen Klosterleben kein Hehl gegen mich machten. Nach zwei Tagen brachen wir bei fortwährend sehr ungünstigem Wetter über Bovino, Ordona, Cerignola, kleine und schmutzige Orte, nach Barletta auf, eine nicht unbedeutende Stadt von mehr als 15,000 Einwohnern, die am adriatischen Meer im Golf von Manfredona liegt. Sie hat einen guten und befestigten Hafen, eine schöne Lage und ist nicht schlecht von den Ruinen des alten Cannä erbaut, das durch den Sieg Hannibals über die Römer so berühmt ward. Hier hatten wir wieder einen Rasttag. In Bovino angekommen, waren wir auf das Gebiet des alten Apulia getreten, welches jetzt die Provinzen Bari, Otranto und die Capitanata in sich begreift. Das Land ist im Ganzen eben und sandig, aber dabei doch sehr fruchtbar, seine Weine sind vorzüglich und sehr beliebt, ebenso das Oel, das Schlachtvieh und die Angurien (eine Art köstlicher rother Wassermelonen). Auf dem Platz zu Barletta steht die Bildsäule des Kaisers Heraclius, den man für den muthmaßlichen Gründer dieser Stadt hält. Das Schloß derselben galt ehedem für eines der drei bedeutendsten in ganz Italien. Das alte Cannä, von dem nur noch wenig Ueberbleibsel vorhanden, lag mehrere Miglien seitwärts gen Westen, zwei nebeneinander liegende Hügel bezeichnen seine Stätte. Barletta ist durch ein besonderes historisches

Ereigniß merkwürdig geworden. Als nämlich im Jahr 1503 der tapfere spanische General Gonzalvo von Cordua hier sein Hauptquartier hatte, fand während eines kurzen Waffenstillstandes ein berühmt gewordenes seltsames Gefecht zwischen 13 Franzosen und 13 Italiänern, die sich gegenseitig herausgefordert und von ihren Feldherrn die Erlaubniß dazu erhalten hatten, bei dem nahegelegenen Flecken Quarato statt. Der Sieg soll nach einigen Geschichtschreibern den Italiänern, nach andern den Franzosen geblieben seyn. Dieses Ereigniß hat Stoff zu mehrern Gedichten gegeben, von denen eines von Vida, einem Zeitgenossen Gonzalvos, in lateinischen Versen verfaßt ist; auch in einen italiänischen historischen Roman hat man diese Begebenheit eingewebt. Ich war über die vielen hier an der Küste des adriatischen Meeres liegenden, ziemlich gut gebauten Städte, die meistens wohlhabend sind und Handel mit Landesproducten treiben, erstaunt. Die Bewohner dieser Gegend sind ein heiteres lebenslustiges Volk, ganz verschieden von den wilddüstern Calabresen. Von hier marschirten wir über Trani (das alte von Trajan restaurirte Trajanopolis), Biscaglia, das auf einem wegen seinem vortrefflichen Wein berühmten Felsen liegt, Molfetta, durch seine Fabriken und seinen Schiffsbau bekannt, Giovenazzo mit einem festen Schloß, lauter bedeutende, an dem Meeresufer liegende Städte, nach Bari, wo wir abermals einen Tag rasteten, das die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens ist, und über 20,000 Einwohner zählt. Sein guter Hafen, seine Fabriken, sein bedeutender Handel machen die eine treffliche Lage habende Stadt sehr wohlhabend. Hier wurden auch ehedem die Könige von Neapel gekrönt, und im Jahr 1098 hielt Urban II. ein Concilium in der Kirche des heiligen Nicolas, wodurch er bezweckte, die griechische mit der lateinischen Kirche zu vereinigen, aber seinen Zweck verfehlte, wie männiglich bekannt. Es war gerade Carneval als wir hier waren, und eine Menge Masken zogen zu Fuß und in Wagen durch die Straßen der Stadt. Von hier aus verließen wir wieder die Küste und marschirten nun durch eine fast ganz wüste Gegend und abscheuliche Nester und Wege nach Tarent. Es war Thauwetter eingetreten, der Boden beinahe grundlos, so daß man bei jedem Schritt stecken blieb, und die Leute die Schuhe oft wieder mit den Händen aus der Erde graben mußten. Die erste Nacht brachten wir in einzeln stehenden Gebäuden und Höfen zu. Wir schliefen

in Ställen auf Gerstenstroh, und hatten außer der magern Ration der Lieferanten, nichts erhalten können. Die Märsche waren jetzt immer beschwerlicher, der Boden seichter und die Entfernungen schienen endlos. Um 7 Uhr des Morgens hatten wir jenes Gehöfte, das, wenn ich nicht irre, Casamassima hieß, verlassen, und erst Abends nach 6 Uhr, bei schon dunkler Nacht, kam kaum ein Drittheil der Mannschaft in Gioja, ein ärmliches Städtchen, an. Der Rest des Bataillons hatte sich in Marode und Nachzügler aufgelöst, und kam einzeln bis nach Mitternacht, viele schuhlos angehinkt; selbst in Calabrien entsinne ich mich keines so abscheulichen Marsches, die Pferde sanken oft bis über die Knie ein und ich hatte fast den ganzen Weg zu Fuß gemacht. Schon war Mitternacht vorüber und noch immer fehlte die Arriergarde nebst dem Bagagewagen, auf dem sich auch mehrere Offiziersfrauen befanden, deren Männer jetzt in großer Angst waren, nicht wissend was aus ihren treuen Lebensgefährtinnen geworden. Höchst besorgt rafften sie einige Leute zusammen, sie aufzusuchen. Sie fanden endlich den Wagen am Saum eines Gehölzes bis an die Achsen im Koth steckend, die Damen aber einige hundert Schritte davon entfernt, tiefer im Wald um ein lustig brennendes Feuer, welches die Fuhrknechte angezündet hatten, sehr trübselig und zähneklappernd sitzen. Von der ganzen Arriergarde war nur noch der Offizier, ein Sergeant und ein Tambour vorhanden, die abwechselnd bei dem Wagen und dem Feuer wachten, die übrige Mannschaft hatte sich zerstreut oder verirrt, und kam erst den andern Tag vereinzelt in Gioja an. Die Damen wurden nun auf Pferde gesetzt und kamen so gegen Morgen in das Quartier. Vier oder fünf Tage mußten wir in dem erbärmlichen Gioja bleiben, das mir deßhalb merkwürdig war, weil die Erstgebornen des Hauses Atri den Titel Grafen von Gioja führten. Die Götter mögen wissen, wer diesem elenden Ort einen solchen Namen (Gioja, Freude) gegeben, der indessen doch nicht ganz ohne Freuden für mich war, da ich ein Quartier bei einer sehr hübschen jungen schwarzäugigen Bürgersfrau hatte, deren Mann eine gute Haut war, sich gerne zu Commissionen gebrauchen und verschicken ließ, wo ich dann seine Abwesenheit gut zu benutzen verstand. Während unsers Aufenthaltes daselbst kamen sämmtliche Offiziere in einer Art Kaffeehaus jeden Morgen zusammen, wo dann bei einem Eierkaffee, Milch gab es keine, Conseil gehalten wurde, ob wohl

an das Weitermarſchiren zu denken ſey, ich widerrieth es ſo viel als möglich, meiner liebenswürdigen Wirthin zu gefallen, endlich mußte aber doch der Sache ein Ende gemacht werden, und den fünften Tag unſers Sejours daſelbſt beſtimmte das Conſeil und der Commandant, daß wir den kommenden Morgen nach Tarent aufbrechen würden, wo wir nach zweimal 24 Stunden ziemlich wohlbehalten eintrafen und zu unſerm nicht geringen Erſtaunen ein franzöſiſches Geſchwader in der Rhede vor Anker liegen ſahen, das ſchon etwa vor 8 Tagen von Toulon gekommen war. Hier fand ſich auch ein Befehl zu unſerer Einſchiffung vor, ſo wie daß unſere Beſtimmung, und namentlich auch die meinige die Inſel Corfu und ich dem zweiten, daſelbſt in Garniſon ſtehenden Regiment etranger zugetheilt ſey. Einen Brief von meiner geliebten Atri in einem andern der Marcheſa eingeſchloſſen, fand ich poste restante vor, wie wir es verabredet hatten, derſelbe enthielt nebſt zärtlichen Betheurungen ewiger Liebe, die ausführliche Geſchichte der Intrigue, die mich ſo plötzlich und unerwartet aus Neapel gebracht, und die Niemand anders geſponnen hatte, als mein Buſenfreund Laviani im Verein mit Longchamp und dem Secretair Montfort. Er war nämlich meinem Verhältniß mit der Atri auf die Spur gekommen, und da er wußte, daß auch Mürat ein Auge auf die Dame hatte, ſo beſtach er eine Kammerfrau der Herzogin, die ihm Briefe und Billets von mir auslieferte, welche dem König in die Hände geſpielt worden waren, dem auch Longchamp ſteckte, daß ſich meine ganze Theaterliebhaberei in der ebenfalls von Sr. Majeſtät gerne geſehenen prima ballerina seria concentrire. Daher die plötzliche allerhöchſte Ungnade, die mich aus allen meinen Himmeln in die bodenloſen Gründe Apugliens geſtürzt hatte. Jetzt war mir alles klar: o Leviathan Laviani, hätte ich dich doch noch einmal vor der Klinge! rief ich vergeblich zu Tarent aus, und die Aufführung der Donaunymphe, deren in Sceneſetzen über 100,000 Franken gekoſtet hatte, unterblieb definitiv. Die Geſchichte gab indeſſen der neapolitaniſchen ſchönen Welt hinlänglichen Stoff zu ſehr unterhaltenden Klatſchereien.

Da der Wind nicht günſtig war, ſo konnten wir auch nicht ſogleich abfahren, ſondern verweilten noch ungefähr 8 Tage im Golf von Tarent. Dieſe uralte Stadt, ehedem eine der bedeutendſten von Großgriechenland, und hochberühmt in der Geſchichte,

mochte jetzt etwa 20,000 Einwohner zählen, deren größter Theil von der hier sehr ergiebigen Fischerei lebt, außerdem ist ihr Handel mit Wolle, Oel, Corallen, Thunfischen, Sardellen ꝛc. bedeutend. Sie liegt auf einer Felseninsel an dem großen Golf, dem sie ihren Namen verleiht und ist durch eine Brücke mit dem Festland verbunden. Von dem alten Tarent sieht man noch Ruinen in der Nähe der heutigen Stadt, die den Raum einnimmt, auf welchem das Castell der alten stand, sie hat auch ein sehr festes fast uneinnehmbares Schloß, ihr Hafen ist sehr versandet und kann nur von leichtern Schiffen besucht werden, alle größeren müssen im Golf vor Anker liegen. Die Austern sind hier vortrefflich und die schmackhaftesten die es giebt, für einen Gran (etwa einen Kreuzer) erhält man ein ganzes Dutzend. Die Zeit während welcher uns die widrigen Winde noch zurückhielten, wurde mir gewaltig lang, ob ich gleich jeden Nachmittag bis zur Nacht in der Stadt zubrachte, und die — Kirchen besuchte. Von den berüchtigten Taranteln bin ich nichts gewahr worden, und wenn ich die Einwohner nach von der Tarantel Gestochenen fragte, so lachten sie. Der Stich dieser Spinne ist nicht gefährlicher als ein Scorpionstich. Die ragno arrabiato (wüthende Spinne), wie sie die Italiäner nennen, deren Biß, Tarantiomo (Tarentula), einen tollen Tanz herbeiführen soll, ist ein sehr zahmes Thier, das ohne große Noth gar nicht an das Beißen denkt, und dessen Biß nicht mehr Schmerzen verursacht als ein Rheinschnakenstich im Mannheimer Schloßgarten.

Endlich war uns der Wind günstig, und den achten Tag nach unserer Ankunft verließen wir mit angeschwollenen Segeln den Golf von Tarent. Ich war mit der Compagnie, die ich befehligte, auf dem Boreas, einem Linienschiff von 80 Kanonen, mit sammt meinen drei Pferden, in deren Besitz ich noch war, denn ich hatte keine Zeit und Gelegenheit mehr gehabt mich auch nur eines derselben zu entledigen, eingeschifft. Das Einschiffen dieser Thiere war komisch genug; nachdem man ihnen Gurte um den Bauch gebunden, wurden sie von einer Barke in die Höhe gewunden, so daß sie bald mit allen Vieren zwischen Himmel und Wasser schwebten, wobei es ihnen sonderbar zu Muthe gewesen seyn mag, und sie mit allen Vieren festen Fuß zu fassen suchten, daß es recht jämmerlich-ergötzlich anzusehen war. Als die Anker gelichtet waren, fuhren wir mit frischem Maestro in aller Frühe davon, aber ge-

gen Abend erhob ſich ein gewaltiger Sturm, der die Nacht durch wüthete und die ganze Flotte, aus vier Linienſchiffen und mehreren Fregatten beſtehend, trennte und zerſtreute, ſo daß wir mit dem anbrechenden Tag nur noch eine unſerer Fregatten in weiter Ferne ſahen. Da der Sturm noch immer währte, ſo waren längſt alle Segel eingezogen und das Schiff dem Spiel der hochgethürmten Wellen und den tobenden Winden Preis gegeben. Zweimal 24 Stunden hielt dieſes Wetter an, und wir befanden uns als es nachließ im Angeſicht der afrikaniſchen Küſte auf der Höhe von Tunis. Gegen Mittag zeigten die Wachen auf den Maſten an, daß ſie am Horizont gegen Norden mehrere Schiffe wahrnähmen, bald ſahen wir dieſe auch vom Verdeck, man hielt ſie für feindlich und hatte in kurzer Zeit die Gewißheit, daß es drei engliſche Fregatten waren, die mit vollen Segeln auf uns zufuhren. Der Capitain des Boreas war ein ſehr tapferer und erfahrner Seemann, von großer Entſchloſſenheit. Er ließ das Schiff ſogleich in den beſten Angriffs- und Vertheidigungszuſtand ſetzen, alle Kanonen wurden angezogen, ſämmtliche Mannſchaft an ihre Poſten aufgeſtellt und die Landtruppen, welche, ſo weit ſie befähigt waren den Dienſt mit der Marine zuſammen zu verſehen, wurden, was nicht ſeekrank (ein Dritttheil der Kompagnie), gleich als ſchlagfertig aufgeſtellt. Ich ſtand an der Spitze derſelben auf dem Verdeck. Die engliſchen Schiffe kamen jetzt heran, fuhren pfeilſchnell an uns vorüber, eine volle Ladung gebend, die wir ſogleich erwiederten. Mehrere Kugeln hatten das Schiff von verſchiedenen Seiten durchbohrt und die herumfliegenden Splitter des Holzes viele Soldaten und Matroſen verwundet. Als die dritte engliſche Fregatte vorüberfuhr, hatte eine Kettenkugel einen Artillerie-Sergeanten nebſt drei Mann, kaum vier Schritte von mir entfernt, niedergeriſſen und mit fortgeſchleudert. Ich geſtehe, daß mir bei dieſem Gefecht, wo wir nur eine durchaus paſſive Rolle ſpielten, eben nicht ſonderlich zu Muthe war, die Unbekanntſchaft mit der Größe der Gefahr, die Löcher die das Schiff erhielt, das wir glaubten entweder untergehen oder in die Luft ſpringen zu ſehen, das Getöſe, Gepfeife, Gebrüll durch die Sprachrohre, der Lärm der Matroſen, war uns alles ganz neu. Die Engländer wiederholten noch einigemal ihre Manoeuvre, ohne daß wir ihnen einen bedeutenden Schaden hätten zufügen können, denn die abfeuernden Fregatten waren jedesmal wieder weiter, bevor wir unſere Ladung gaben,

die dann in Dampf und Rauch ging, hinter denen wir die Schiffe noch vermutheten, auch wendeten sie sich wohl viermal, bevor wir uns einmal wenden konnten, und feuerten dann wieder von der andern Seite ab. Ihre Manoeuvre waren den unsern in allen Dingen weit überlegen. Schon hatte das Gefecht beinahe eine Stunde gedauert, ohne daß noch etwas Entscheidendes geschehen wäre, jedoch hatte es allen Anschein, daß wir unterliegen würden, als mehrere größere Schiffe mit vollen Segeln auf uns zukamen und Signale machten, in denen wir die Linienschiffe der zu uns gehörenden Flotte erkannten, welche der Sturm verschlagen hatte. Nun fanden die Engländer für gut das Weite zu suchen und fuhren in aller Eile davon, uns noch ein Paar tüchtige Ladungen zurücklassend. Die Ankunft dieses Succurses war ein großes Glück für uns, denn wir würden sicher am Ende den Kürzeren gezogen haben; an ein Ergeben wäre nicht zu denken gewesen, unser Capitain hatte geschworen, das Schiff eher in die Luft zu sprengen, und er war der Mann der im Stande war sein Wort zu halten. Schon Jahre lang hatte er sich die Nägel an der linken Hand, an der er immer einen Handschuh trug, nicht abgeschnitten, da er ein Gelübde gethan, dies nicht eher zu thun als bis er ein englisches Schiff genommen oder in den Grund gebohrt haben würde. Wahrscheinlich ist er mit seinen langen Nägeln zu Grabe gegangen. Aber dies mag ein Beweis von dem Haß seyn, welcher zu jener Zeit zwischen den beiden Nationen bestand. So befreit, segelten wir nun mit den bei uns angekommenen Schiffen, es waren zwei Linienschiffe und eine Fregatte, weiter, verließen die afrikanische Küste, kamen an der südlichen Spitze von Sicilien vorüber und suchten baldmöglichst unsere Bestimmung zu erreichen, was den zehnten Tag nach unserer Abfahrt von Tarent der Fall war, wo wir gegen Mittag die Vesten und Thürme der Stadt Corfu zu Gesicht bekamen, in deren Rhede wir noch den nämlichen Abend die Anker warfen und den folgenden ausgeschifft wurden.

Was mir gleich beim Landen auffiel, war, daß ich außer dem Militair nur sehr wenige europäische und fast nur griechische, albanesische, türkische und andere orientalische Trachten zu Gesicht bekam. Besonders waren es die albanesischen Soldaten, von denen ein ganzes Regiment, meistens Ueberläufer von der Miliz des furchtbaren Ali Pascha in Janina, in französischem Sold stand,

die mit ihrem Nationalcostüme, ihren kostbaren Waffen und ihren ungeheuern großen silbernen oder goldnen Schnallen in Tellerform, mit silbernen Ketten belastet, welche bei jedem Tritt klirrten und rasselten, die mich am meisten frappirten.

Die neuangekommenen Truppen wurden sogleich in die Fortezza Vecchia kasernirt, die Offiziere erhielten Quartiere in der Stadt, die aber nur aus einem fast ganz kahlen Zimmer bestanden, in welchem ein Paar Blöcke mit einigen Diehlen, eine dünne Matratze, zwei Betttücher von Baumwolle, eine Decke von gleichem Stoff das Bett, und zwei Holzstühle mit einem kleinen Tisch das ganze Ameublement bildeten. Dies alles wurde durch das Quartieramt geliefert, auch die Stabsoffiziere waren nicht viel besser logirt, nur daß sie ein Paar Zimmer und Stühle mehr hatten. Die Soldaten schliefen auf den kahlen hölzernen Pritschen, und hatten nicht einmal Strohsäcke, noch weniger Decken, nur im Lazareth erhielten sie eine dünne Matratze. Diese Art zu kasserniren hatte wenigstens das Gute, daß die Leute von dem Ungeziefer, namentlich den Flöhen weniger zu leiden hatten.

Ich war zu dem zweiten Regiment étranger versetzt worden, von dem zwei Bataillone in Garnison in Corfu lagen, und bei dem ich viele alte Bekannte traf, denn es war zum Theil aus dem ehemaligen Regiment Y. gebildet, das, wie das Regiment Latour d'Auvergne und andere Regimenter der Art, in mehrere **Regimens étrangers**, die numerirt wurden, verschmolzen worden war. Ich wurde dem 2ten Bataillon zugetheilt, das erste stand noch in Italien, welches der Bataillonschef v. Brüge, derselbe mit dem ich schon in Genua in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, und dessen Tochter Josephine jetzt zu einem blühend schönen vierzehnjährigen Mädchen herangereift war, commandirte. Außer dieser Familie fand ich noch Madame Gasqui, die unter der Zeit Wittwe und die Geliebte des Gouverneurs der jonischen Inseln, des General Donzelot, geworden war, und mehrere andere bekannte Offiziere und Damen vor.

Die jonischen Inseln waren durch den Frieden von Tilsit (1807) an Frankreich gekommen, dem sie aber die Engländer alle bis auf das feste, mit Gewalt fast uneinnehmbare Corfu und das kleine Paxo wieder abgenommen hatten*). Reizend sind die

*) Die hier im Auszug folgende kurze Beschreibung der jonischen In-

Umgebungen von Hyeres, einladend liegt das milde Nizza, herrlich das prächtige Genua da, nicht minder anziehend Cataloniens Hauptstadt Barcelona, und paradiesisch sind allerdings die Umgebungen von Neapel und die Insel Capri, aber unvergleichlich und wahrhaft himmlisch ist das Clima der jonischen Inseln, unter denen sich besonders Zante: „il Paradiso del Levante“ durch seine Lage und die innere Beschaffenheit seines Landes auszeichnet. Unter einem fast ewig klaren Himmel vom reinsten Azur, den beinahe zehn Monate im Jahre kein Wölkchen trübt, von den smaragdgrünen Fluthen des mittelländischen Meeres umspült, von balsamischen Lüften umweht, liegen das alte Phäacien (Corfu) mit Alcinous Gärten; Leukadien (Santa Maura) mit seinen berüchtigten Felsen; Odysseus Heimath Ithaka (Thiaki); Cephalonien, Zante, Paxo und endlich das der reizenden Schönheitsgöttin ergebene Cythere (Cerigo). Auf diesen Inseln setzt man bei jedem Schritt den Fuß auf altclassischen Boden und wandelt zwischen Lavendel, Myrthen, Lorbeern, Goldorangen, Limonen, Rosen- und purpurblühendem Cactus, unter den Düften der aromatischsten Kräuter, mit denen die ganze Atmosphäre angefüllt ist.

Nichts läßt sich mit dem Zauber der jonischen Sommernächte vergleichen, die hier fast volle neun Monate währen. Unter Oliven und Lorbeern liegen die Einwohner, den Blick zu den hier dreimal glänzenden Sternen gewandt, in behaglicher wollüstiger Ruhe die ganze Nacht und bringen sie mit Singen, Erzählen und Betrachtungen hin, die Nähe des allmächtigen, des unbegreiflichen, des schöpferischen Weltgeistes ahnend. In keinem andern Lande Europas, weder in Italien noch in Spanien, noch im südlichen Frankreich sind die Sommernächte so reizend und erwecken so hohe Empfindungen und Gefühle als auf den jonischen Inseln, unter dem jonischen Himmel. Nirgends wirkt die Natur so beseligend als in den Thälern von Corfu oder auf den Olivenhügeln von Zante. Ewig unvergeßlich sind mir die Paar Jahre die ich hier zubrachte, und sie gewähren mir die süßesten Rückerinnerungen. Mag seyn, daß man in einem Alter von einigen zwanzig Jahren anders sieht, denkt und empfindet als in den spätern Jahren, wo

seln ließ der Herausgeber dieses Werkes schon vor einigen Jahren (1844) im Ausland abdrucken, dessen Leser sie mit der größten Theilnahme aufnahmen und wodurch ein reicher Privatmann sogar veranlaßt ward eine Reise nach diesen Inseln zu machen.

ſich alle Dinge anders geſtalten und man ſie mit weniger begeiſterten Augen betrachtet. Indeſſen lernte ich das mittägliche Frankreich, Italien und Spanien ja noch früher kennen, aber nirgends haben mich Land und Klima ſo angeſprochen, als in des Odyſſeus, Telemachs und Alcinous Heimath.

Die Inſel Corfu, welche zur Zeit der franzöſiſchen Occupation (1807—1814) etwas über 60,000 Einwohner, die 10—12,000 Mann ſtarke Garniſon nicht inbegriffen, zählen mochte, hat einen Umfang von beinahe dreißig deutſchen Meilen. Ihre größte Länge iſt zehn, ihre größte Breite vier Meilen. Sie iſt ziemlich bergig und hat namentlich ſehr hohe und ſteile Felsmaſſen, dabei aber auch die anmuthigſten Thäler, unter denen beſonders das Thal Roppa in dem Canton Liapades, das vom Flüßchen Ermones bewäſſert wird, ſich durch ſeine äußerſt maleriſche Lage auszeichnet. Hier war früher ein See, den ein Erdbeben verſchwinden machte, von dem man aber noch die Spuren ſieht und der noch auf alten venetianiſchen Karten bezeichnet iſt. Die Gegend, in welcher dieſer See lag, iſt wild, öde und ſchauerlich einſam, und ſeltſame Volksſagen ſind über das Verſchwinden dieſes Waſſers unter den Landleuten der umliegenden Dörfer verbreitet. Gleich Adlerneſten liegen manche dieſer Dörfer auf den höchſten Felsmaſſen, und ſchmale, in die Felſen eingehauene Staffeln führen zu ihnen, ſo daß es unbegreiflich ſcheint, wie man ſich da anbauen konnte, aber oben angekommen wird man nicht ſelten durch eine ziemlich große und mit Oliven und Weinreben bepflanzte Ebene überraſcht. Die Bewohner dieſer Orte führen meiſtens ein faſt patriarchaliſches, mitunter auch halbwildes Leben. Ihr Hauptreichthum beſteht in Oliven, Böcken und Ziegen, die ihnen Oel, Milch und Käſe liefern. Kühe und Ochſen ſind auf dieſer Inſel unbekannte Thiere. Das Ziegenfleiſch aber, ſo wie die Milch dieſer Thiere, die ſich hier von lauter aromatiſchen Kräutern nähren, ſchmecken vortrefflich; Butter kennt man nicht, das köſtliche Olivenöl erſetzt ſie reichlich. Fleiſchſpeiſen ſind bei den Landleuten ſehr ungewöhnlich, nur an hohen Feſttagen wird ein Ziegenlämmchen im Freien am Spieß gebraten, und die Familie ſitzt ſingend und ſcherzend um das Feuer, bis der Braten fertig iſt, der ſodann unter fröhlichen Geſprächen verzehrt wird, wobei gemiſchter Wein in irdenen offenen Krügen herumgereicht wird. Ein berauſchter Grieche iſt auf den joniſchen Inſeln ein weißer Rabe.

Auf der ganzen Insel ist jetzt nur noch eine Stadt, die Hauptstadt Corfu, die außerordentlich gut befestigt und von zwei durch Gewalt uneinnehmbaren Citadellen oder Forts beschützt wird. Die Straßen der Stadt sind größtentheils sehr eng, krumm, hügelig und uneben, nur zwei derselben sind ziemlich breit, da man aber nie einem Fuhrwerk hier begegnet, so hat dieß nichts zu sagen. Kein Haus hat mehr als zwei Stockwerke, keines hat einen Hof oder gar einen Garten, fast alle haben aber Vorhallen und Arkaden, unter denen die Kaufleute ihre Buden haben und feil halten. Die Stadt zählt 12 bis 15,000 Einwohner, die übrigen Bewohner der Insel leben theils in 130 Flecken und Dörfern, theils in einzelnen Häusern und Hütten, die auf der Insel zerstreut liegen.

Die Venetianer hatten die ganze Insel in sieben Cantone eingetheilt, und diese Eintheilung wurde unter der französischen Herrschaft auch beibehalten. Die Cantone waren Corfu, Leschimo, Strongoli, Liapades, Spagus, Agrafus und Peritia, alle so ziemlich gut angebaut, d. h. mit Olivenbäumen und Weinstöcken bepflanzt. Getreide, Früchte und Gemüse bringt die Insel nur wenig hervor, und das wenige besteht meistens in Mais, etwas Weizen, Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Angurien, Melonen, Artischocken, wilden Spargeln u. dgl. Eigentlichen Ackerbau kennt man so wenig wie Gemüsegärten, der Weinstock wächst längs andern Baumstämmen wild hinan oder auf den zu diesem Zweck amphitheatralisch angelegten Terrassen der Berge. Die Natur thut hier fast alles, der Mensch wenig mehr als das was sie ihm bringt, sammeln und zusammenraffen. Die Oliven werden nicht einmal von den Bäumen gepflückt, sondern man wartet bis sie abfallen, recht sie dann zusammen und läßt sie durch ein Pferd oder ein Maulthier zwischen zwei großen Mahlsteinen zermalmen; Mühlen kennt man so wenig als Keltern, nur einige alte Windmühlen, die aber längst nicht mehr im Gange waren, entsinne ich mich vor dem Flecken Castrades an dem Ufer der See gesehen zu haben. Der Corfiote schläft in der Regel von der zehnten Stunde des Morgens bis zur fünften oder sechsten des Abends, vom Monat März bis Ende Octobers, und ruht dann des Nachts meistens unter freiem Himmel von den Strapazen, d. h. vom Schlafen des Tages und dem Essen aus. Letzteres ist freilich sehr mäßig, und ich glaube nicht, daß sich ein Oesterreicher von mit-

telmäßigem Appetit mit dem begnügen würde, was zehn Griechen verzehren. Vor dem Schlafengehen, d. h. um neun Uhr Morgens, iſt ein Stückchen Brod, etwas Knoblauch oder Zwiebel oder ein Stückchen weißer Ziegenkäſe das Mahl, mit dem er zu Bette oder vielmehr zu Boden geht, denn Bettſtellen ſind auf dem Land ganz unbekannte Dinge, und der Corfiote ſchläft mit ſeiner Familie auf einer groben wollenen Decke auf dem ungedielten Boden ſeiner Hütte, der aus der kühlen Erde, wie ſie die Natur geſchaffen hat, beſteht. Beim Wiedererwachen wird das Mittagsmahl eingenommen, deſſen Zubereitung in der Regel keiner Brennmaterialien bedarf. Etwas Kräuter mit Seeſalz, Oel und Citronenſaft angemacht, ein Stückchen Brod, ein geſalzenes Fiſchchen, nicht viel größer wie eine genueſiſche Sardelle, und ein Schluck Miſchwein reichen hin jedes Glied der Familie zu ſättigen. Hiezu kommt noch, daß der Grieche faſt ein Drittheil des Jahres Faſten hat, welche er auf das genaueſte und ſtrengſte beobachtet, und während deren er ſich nicht nur aller Fleiſchſpeiſen, Eier u. dgl. enthalten muß, ſondern ſich auch keiner Art von Fett bedienen darf, folglich auch des Oels nicht, ja nicht einmal Milch oder Käſe darf er genießen; es bleibt ihm nun nichts übrig ſeinen Hunger zu ſtillen als Kräuter, Gemüſe, die er roh oder abgeſotten mit Salz und Citronenſaft verſpeist, und Brod oder Zwieback. Dabei ſind die Leute kerngeſund, kräftig, wiſſen nicht viel von Krankheiten und eben ſo wenig von Nahrungsſorgen. Anders iſt es freilich in der Stadt, deren Einwohner wenigſtens zu einem Fünftheil aus Italienern, meiſtens Venetianern, beſtehen, die Abkömmlinge venetianiſcher Familien ſind, welche Speculation oder auch Verbannung nach Corfu führte; unter ihnen ſind manche berühmte und bekannte Namen venetianiſcher Nobili, wie die Grafen Monzenigo, Dandolo, Contarini u. ſ. w.

Die reichen Einwohner der Stadt Corfu werden nach der Quantität Oel geſchätzt, die ſie alljährlich machen, und wie man zu Paris ſagt, er hat ſo und ſo viel Tauſend Franken Revenuen, ſagt man zu Corfu, er hat ſo und ſo viel hundert Krüge Oel zu verzehren, ebenſo bekommt eine Braut eine gewiſſe Zahl Olivenbäume zur Ausſteuer mit. Dieſe Bäume ſind hier von einer ungewöhnlichen Größe und Schönheit, ſo wie man ſie in keinem andern Land Europa's, weder in Spanien noch in Italien ſieht, und machen den Reichthum der Inſel aus. Das Oel, beſonders

das von Paxo, ist vortrefflich, krystallhell und hat oft die Farbe des reinsten Quellwassers. Dieses Oel ist so wohlschmeckend und man gewöhnt sich so sehr daran, daß, als ich wieder nach Deutschland zurückkam, ich auch die beste Butter unangenehm schmeckend fand und mich erst wieder daran gewöhnen mußte. Die Besitzer der Olivenwälder sind große Herren, und verzehrten früher einen Theil ihrer Einkünfte in Venedig, wo sie meistens den Winter zubrachten. Während der französischen Herrschaft schmolzen ihre Revenüen jedoch fast auf nichts zusammen, da man das Oel nicht ausführen konnte, indem Corfu beständig von den englischen Schiffen blokirt wurde, so daß alle Schifffahrt und Versendungen aufhörten, und nur mit großer Mühe und Gefahr die Kanonierschaluppen der Regierung in finstern Nächten es wagten nach Otranto zu segeln, um die Verbindung mit dem festen Land einigermaßen zu unterhalten, und dennoch fielen auch diese nicht selten in die Hände der Engländer. So kam es denn, daß der Werth des Oels, für das man keinen Absatz mehr finden konnte — das meiste ging früher nach Venedig und Triest — fast auf Null herabsank, und der Adel und die Wohlhabenden in Corfu, deren Reichthum fast ausschließlich in diesem Product bestand, sich in der größten Noth und Geldverlegenheit befanden, so daß viele von ihnen ihre Olivenbäume umhauen, Kohlen daraus brennen ließen und diese verkauften, um leben zu können; ein ungeheurer Nachtheil und Verlust, da, wie bekannt, der Olivenbaum einer langen Reihe von Jahren bedarf, bevor er so weit ist, daß er Früchte bringt.

Alles Getreide der Insel, worunter der Calambochio und Mais das meiste liefert, reicht bei aller Mäßigkeit der Corfioten kaum für den Bedarf von vier- bis fünf Monaten für die Bewohner der Insel hin, welche seit Jahrhunderten gewohnt sind, das mangelnde gegen Oel einzutauschen, da dieses aber ebenfalls während der französischen Herrschaft nicht möglich war, so war bisweilen das Brod so theuer, daß die Bewohner der Stadt das Commißbrod des Soldaten mit fünf bis sechs Piaster bezahlten, und verhältnißmäßig theurer den Schiffszwieback, wenn kein Brod zu haben war.

Der Wein, den man auf der Insel Corfu zieht, ist sehr stark, meistens schwarz und dick, und ungesund unvermischt zu trinken; die weißen Weine sind süß, feurig und dem Cypernwein sehr ähnlich, doch gibt es auch herbe und rauhe. Würden die

Weinberge ſorgfältiger bebaut und wäre die Behandlung des Weins anders, ſo müßte hier ein ganz vorzügliches Getränk, das den beſten ſpaniſchen und ungariſchen Weinen zur Seite geſtellt werden könnte, gezogen werden, beſonders wenn man die alten Weinſtöcke durch junge, aus guten Weinländern geholte erſetzte. Es lag aber in der Politik der venetianiſchen Regierung, daß die Inſel Corfu kein Weinland werden ſollte, weil ſie einen ungeheuern Gewinn am Oel machte, das faſt alles durch ihre Hände ging und von dem ſie wenigſtens 20 bis 30 Procente zog, deßhalb hatte ſie auch das Anpflanzen korinthiſcher Weinſtöcke auf Corfu bei ſchwerer Strafe unterſagt, und nöthigte ſo die Corfioten, ſich auf den Oelbaum zu beſchränken. Zweimal werden hier die Oliven jedes Jahr geerntet, aber Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Granaten, Maulbeeren gibt es faſt das ganze Jahr, und um Weihnachten und im Januar blühen Orangen und Citronen am ſchönſten. Die Maulbeeren gedeihen hier vortrefflich, und eine Seidenwürmerzucht im Großen müßte ſehr gewinnreich ſeyn. Auch an Capern, Aloën, Nopal (indiſche Feigen), Cypreſſen, höher wie die italiäniſchen Pappeln, iſt kein Mangel, und ſelbſt Dattelpalmen ſind nicht ſelten. Die Aloë wird oft zehn Fuß hoch, und man ſieht deren zu jeder Zeit in der Blüthe. Alle dieſe Pflanzen, Geſträuche und Bäume, die man oft, nachdem man hohe Berge, die ſich mit ſteilen Felſen endigen, mühſam erklommen hat, in den ſich dann darbietenden ſchönen Flächen findet, gewähren einen ſehr maleriſchen und romantiſchen Anblick, namentlich wenn ſie zwiſchen alten verfallenen Gemäuer und Ruinen, die man ſo häufig im Innern der Inſel antrifft, hervorragen.

Der älteſte Name der Inſel Corfu war wohl Scheria, deſſen Homer, der ſie die fruchtbare nennt, erwähnt. Später hieß ſie Drepanum, von ihrer ſichelförmigen Geſtalt, dann Phäakia, Corcyra und endlich Corfu. Erſt mit des Cherſikrates Ankunft, der ſich mit einer Anzahl Griechen, die aus Korinth verbannt waren, in Corcyra niederließ, beginnt die Geſchichte dieſer Inſel mit einiger Sicherheit, alſo etwa 800 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Corcyra wurde damals eine Republik und führte lange und hartnäckige Kriege mit Korinth, das von dem ganzen Peloponnes unterſtützt wurde; ohne den Beiſtand Athens, das ihm die thätigſte Hülfe angedeihen ließ, würde es auch wahrſcheinlich unterlegen ſeyn. Indeſſen hatten die Corcyrer doch eine ſehr bedeutende See-

macht, die mehr als einmal die korinthiſche Flotte ſchlug. Als Themiſtokles und Ariſtoteles aus Athen vertrieben wurden, fanden ſie eine freundliche Aufnahme in Corcyra, ebenſo ſpäter Beliſar, als ihn Juſtinian von ſich ſtieß. — Auf ſehr kurze Zeit fiel Corcyra in die Hände des Agathokles, Tyrannen von Syrakus. Pyrrhus zwang die Corcyrer, nachdem er ihre Hauptſtadt genommen hatte, ihm gegen die Römer zu dienen. Unter Teuta's Regierung fiel die Inſel in die Hände der Illyrier und endlich in die der Römer. Cäſar ſtellte jedoch für den Augenblick ihre Republik wieder her, ob ſie ſich gleich mit dem Pompejus gegen ihn verbunden hatte. Aber Auguſtus, gegen den ſie Partei für den Antonius ergriffen hatte, beraubte ſie aller ihrer Freiheiten, und jetzt ſank ſie allmählich von ihrer Größe und Blüthe herab, obgleich ihr die Kaiſer Caligula und Claudius wieder große Vortheile und Begünſtigungen einräumten. Sie unterſtützte die römiſchen Kaiſer fortwährend mit Hülfstruppen und Schiffen, ſo wie ſpäter die griechiſchen Kaiſer, als ſie zum morgenländiſchen Reich gehörte. Schon unter dem Kaiſer Claudius wurde der größte Theil der Corcyrer Chriſten. Mehrmals wurde dieſe Inſel ſchrecklich verheert, namentlich durch die Vandalen unter Genſerich und durch Totila, den König der Gothen, der auch die Stadt Corcyra faſt gänzlich vertilgte. Nicht minder ſchrecklich hausten einigemal die Saracenen. Der König Roger von Sicilien eroberte ebenfalls die Stadt, die jedoch der Kaiſer Emanuel Comenes durch Hunger wieder bezwang, und dann aus dieſer Inſel, Epirus und Aetolien ein eigenes Herzogthum ſchuf. Der König beider Sicilien, Karl von Anjou, bemeiſterte ſich endlich der Inſel, die er Johann, einem Sohn des Herzogs Michael IV., entriß, und von jetzt an erhielt ſie den Namen Corfu, der wahrſcheinlich von ihrer alten, auf hohen Felſen liegenden Feſtung herrührt. Der Sohn Karls von Anjou gab nun die Inſel Corfu ſeinem Bruder Philipp dem Fürſten von Tarent als Lehn; nach dem Tod von deſſen Sohne kam ſie aber wieder unter die unmittelbare Herrſchaft Neapels, bis ſie unter der Regierung des Herzogs von Braunſchweig ſich empörte, die neapolitaniſche Beſatzung vertrieb und ſich nach ſo vielen Jahrhunderten wieder als Republik conſtituirte. Es dauerte aber nicht lange, ſo fanden die Corfioten für gut ſich unter den Schutz Venedigs zu begeben, weil ſie fürchteten eine Beute der Genueſer oder anderer mächtiger Staaten zu werden.

Sie leisteten den Venetianern treffliche Dienste gegen die Türken und waren eine tüchtige Vormauer gegen das Umsichgreifen dieser Barbaren. Vier Jahrhunderte waren sie mit Venedig vereinigt, und hielten zwei denkwürdige Belagerungen gegen die Türken aus, denen die Stadt jedesmal den kräftigsten Widerstand und eine heldenmüthige Vertheidigung entgegensetzte, so daß die Barbaren trotz ihrer ungeheuern Uebermacht und großen Hülfsmitteln jedesmal unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, wobei sie freilich den unbeschützten innern Theil der Insel schrecklich verwüsteten, die Dörfer verbrannten, die Felder verheerten und alle Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, Männer, Frauen und Kinder, als Sklaven mit sich fortschleppten. Die erste dieser Belagerungen hatte im Jahre 1537 stattgefunden und die zweite im Jahre 1716.

Während der letzten befehligte ein Deutscher, der Graf von Schulenburg, General in venetianischen Diensten, die Besatzung. Die belagernde türkische Armee unter dem Großvezier Ali war über 30,000 Mann stark, und hatte sich schon aller die Stadt beherrschenden Anhöhen bemächtigt, die sie reichlich mit Geschütz versah. Nach einer 40tägigen vergeblichen, obgleich mörderischen Belagerung beschloß der Großvezier einen Hauptsturm zu wagen. Groß war die Wuth der Ungläubigen und ihr tolles Anrennen mit einem furchtbaren Geschrei begleitet, aber eben so vergeblich wie die frühern Angriffe; mit blutigen Köpfen wurden sie zurückgeschlagen und mehrere Tausend von ihnen fanden den Tod unter den Wällen und in den trocknen Gräben der Festung. Dem Grafen von Schulenburg setzten die dankbaren Corfioten und Venetianer eine Bildsäule von carrarischem Marmor, die noch in der alten Fortezza vor dem Gouvernementspallast steht.

Einige Jahre nach diesem Ereigniß, wenn ich nicht irre 1719, traf die Stadt ein entsetzliches Unglück, der Blitz schlug nämlich am ersten Weihnachtsfeiertag in das in Felsen eingehauene große Pulvermagazin der Citadelle der alten Festung (fortezza vecchia), in welchem damals bedeutende Pulvermassen aufgehäuft waren. Die Erschütterung und der Donner der gesprengten Felsengewölbe war so schrecklich, daß die ganze Stadt wie bei einem gewaltigen Erdbeben, die hier sehr häufig vorkommen, bewegt wurde, und alle Einwohner glaubten, der Weltuntergang sey vor der Thüre. Fast kein Haus war unversehrt geblieben, die umherfliegenden Felsstücke schlugen mehrere Dächer, unter andern

das einer Kirche, völlig ein, und die Bestürzung unter den Einwohnern, die alle der St. Spiridionskirche zuströmten, war so groß, daß sie gleich Wahnsinnigen gegeneinander- und umherrannten, und jeden Augenblick den völligen Untergang der Insel und der Stadt und das jüngste Gericht erwarteten. Man kann sich einen schwachen Begriff von dieser Zerstörung machen, wenn man bedenkt, daß mehrere Tausend Centner Pulver in dem in einem ungeheuern Felsen eingehauenen Gewölbe lagerten, dessen Wände mehr als 50 Fuß Dicke hatten, und diese Massen wurden gewaltsam gesprengt! — Fünf Schiffe im Hafen wurden durch die herabfallenden Felsstücke in den Grund gebohrt, alle übrigen mehr oder minder stark beschädigt, in der Entfernung von mehr als einer Meile fand man die Trümmer eines Schilderhauses, das oben auf der Platform am Eingang zum Magazin gestanden hatte, und nicht weit davon die verstümmelten und verbrannten Glieder von Soldaten, welche die Wache oben gehabt hatten. Mehrere Tausend Personen hatten das Leben durch dieses furchtbare Ereigniß eingebüßt, von dem noch jetzt die Corfioten nicht ohne Schaudern erzählten. Das Magazin war wieder hergestellt und mit einem Blitzableiter versehen.

Durch den Frieden von Campo Formio kamen 1797 die jonischen Inseln und mit ihnen Corfu an die französische Republik, die aber 1799 schon wieder gezwungen war es durch Capitulation, nachdem alle Hausthiere und sogar die hier Heere bildenden Ratten aufgezehrt und acht Ausfälle gemacht worden waren, an die belagernde russisch-türkische Armee und Flotte zu übergeben. Die schwache Garnison erlangte einen ehrenvollen Abzug, und wurde nach Toulon abgeführt. Durch den Frieden von Tilsit kamen die jonischen Inseln wieder unter französische Botmäßigkeit. Die Corfioten bedauerten den Abzug der Russen, denen sie der Religion wegen sehr gewogen waren, außerordentlich, dagegen waren die Juden den Franzosen hold, die durch sie alle Freiheit und gleiche Rechte mit den Griechen und Italiänern erhielten, die sie früher so sehr unterdrückt und mißhandelt hatten.

In der ganzen Stadt Corfu ist auch kein einziges Gebäude, das als besonders merkwürdig erwähnt zu werden verdient, und selbst der Gouvernementspalast ist sehr mittelmäßig; an geräumigen Casernen und Magazinen ist zwar kein Mangel, aber sie sind weder bequem noch mit Sorgfalt eingerichtet. Das Theater

iſt ein altes ſeltſames Gebäude, das früher eine ganz andere Beſtimmung hatte; unter den vierzig griechiſchen Kirchen und Kapellen iſt keine einzige in architektoniſcher Hinſicht von Bedeutung, und nur zwei haben Thürme, von denen der eine, der des St. Spiridion, ein Glockenthurm iſt. Die Glocken aller andern Kirchen ſind an einigen Seitenportalen angebracht oder hängen auch frei auf dem Dach. Die Kirche des h. Spiridion iſt ziemlich groß und geräumig, und wegen ihres hochverehrten Heiligen nicht nur in Corfu, ſondern in ganz Griechenland und wo man ſich zur griechiſch-chriſtlichen Religion bekennt, berühmt. Die Verehrung für dieſen Heiligen iſt ſo groß, daß Gott, Chriſtus, der heilige Geiſt und die Jungfrau ihm weit nachſtehen müſſen, und während der Grieche gleichgültig zuhören würde, wenn man jene läſterte, ſo würde er ſich mit Wuth auf denjenigen ſtürzen, der ſich auch nur die leiſeſte unziemliche Anmerkung gegen dieſen Heiligen erlaubte. Mit demſelben, der in mehreren Särgen, von denen der letzte und größte von gediegenem Silber iſt, in einer Kapelle der Kirche aufbewahrt wird, hat es folgende Bewandtniß. S. Spiridion ſoll nach der Legende auf der Inſel Cypern geboren worden ſeyn, wo er zuerſt ein armer Mönch war, der aber ein ſo makelloſes und exemplariſch frommes Leben führte, daß er bald die allgemeine Verehrung genoß; noch unter Konſtantin dem Großen wurde er zum Biſchof erhoben und ſtarb als ſolcher in der Stadt Tremanto auf Cypern. Später wurde ſeine Leiche nach Konſtantinopel gebracht, wo ſie unter den griechiſchen Kaiſern mehrere außerordentliche Wunder verrichtet haben ſoll. Als Konſtantinopel unter Mahmud II. durch die Türken erobert wurde, gelang es einem Griechen, den Heiligen der allgemeinen Verwüſtung zu entziehen und ihn auf die Inſel Corfu zu entführen. Ein Sohn des Griechen, der den S. Spiridion den Händen der Ungläubigen entriſſen hatte, gab denſelben ſeiner Tochter, die einen adeligen Corfioten Namens Stamati Bulgari heirathete, zur Ausſteuer mit, und ſeit dieſer Zeit iſt der Heilige das Eigenthum dieſer Familie, an der er allerdings das Wunder bewirkt hat, ſie unermeßlich reich zu machen, da bei weitem der größte Theil der zahlreichen Geſchenke und Opfer, die ihm von ganz Griechenland, wie ehemals dem delphiſchen Apollo, gebracht werden, in ihre Caſſen fällt; auch iſt immer ein Mitglied dieſer Familie Protopapa, d. h. Oberpfarrer an der Kirche des heiligen Spiridion. Der

Körper dieſes Heiligen, der, ſo wie ſein Geſicht, das ein ſehr grämliches Anſehen hat, ganz ſchwarzbraun iſt, iſt nichts anderes als eine ägyptiſche Mumie, die man in einem viereckigen, reich vergoldeten und mit Edelſteinen und Perlen beſetzten Kaſten, der an der Vorderſeite offen und mit Glasſcheiben verſehen iſt, ſo daß man ſie bequem ſehen kann, verwahrt, unten aber ſehen die nackten ſchwarzen Füße heraus, die von den frommen Gläubigen ſchon halb abgeküßt ſind. Dieſer Kaſten wird in dem ſchon erwähnten ſilbernen Sarg verwahrt, aber acht Tage lang im Jahre am S. Spiridions-Feſt herausgenommen, ſenkrecht in der Kirche aufgeſtellt, mit Wachen umgeben und ſo Tag und Nacht ohne Aufhören von allen Griechen der joniſchen Inſeln und des Feſtlandes, von denen ſelbſt viele aus Kleinaſien kommen, beſucht und der Körper geküßt. Daß ſich ihm keiner nähert, ohne ihm irgend ein Opfer zu bringen, von denen das geringſte ein Silberſtück vom Werth eines Gulden iſt, verſteht ſich von ſelbſt, aber viel Tauſend Zechinen, ja wohl Ringe, Perlen, Edelſteine u. ſ. w. fallen in das große, von Prieſtern und Soldaten wohlbewachte ſilberne Becken, das zu dieſem Behuf neben ihm aufgeſtellt iſt.

Während dieſer Zeit iſt die Kirche auf das prächtigſte ausgeſchmückt, der Thurm derſelben iſt mit Feſtons von Lorbeern und Myrthen bis in ſeine höchſte Spitze verziert, die Glocken läuten ohne Aufhören, die Gläubigen bringen ſo viel Wachskerzen herbei, daß man ganz Paris damit beleuchten könnte, und bezahlen außerdem kleine Läppchen, Bänder und andere Gegenſtände, die durch die Berührung mit dem Körper des Heiligen ſelbſt heilig geworden, mit ſchwerem Geld. Den letzten Tag wird nun noch der Heilige in ſeinem Kaſten und in einem prächtigen griechiſchen biſchöflichen Gewand in Proceſſion durch die ganze Stadt getragen, wobei das Militär Spalier bildet, und der Gouverneur ſammt ſeinem Generalſtab, dem Senat von Corfu, der ganzen ſehr zahlreichen Geiſtlichkeit und dem zahlloſen Volk aus allen Gegenden dem Kaſten folgen. Weiber legen ihre Kinder, noch in Windeln, mitten auf die Straße, damit der Heilige über ſie wegſchreite, und halten nun deren Glück für unfehlbar. Da dieſe Proceſſion mitten im Sommer in der großen Hitze ſtattfindet und faſt den ganzen Tag währt, ſo iſt ſie namentlich für das Militär ſehr ermüdend, und unſere Soldaten wünſchten dabei dem Heiligen alle möglichen Uebel, und das in Corfu garniſonirende

fremde Regiment nannte ihn nicht anders als den heiligen Spiriochs.

Auch bei besondern großen Calamitäten, wie bei Erdbeben, Pest, Belagerungen u. s. w., wird S. Spiridion aus seinem Sarg geholt und in Procession herumgetragen. Die glückliche Befreiung von den belagernden Türken schreibt man ihm allein zu, und kein Corfiote macht eine Reise oder eine wichtige Unternehmung, ohne dessen Schutz angefleht und ihn, also die Familie Bulgari, beschenkt zu haben. Ebenso kommen das ganze Jahr durch Geschenke und kostbare ex voto für ihn von den andern griechischen Inseln und dem Festlande von Leuten an, welche irgend ein Gelübde thun oder seinen Schutz in gefährlichen Krankheiten oder Unternehmen anflehen. Der stärkste furchtbarste Schwur der Corfioten ist: bei dem heiligen Spiridion, und selbst der durchtriebenste Spitzbube und Betrüger würde es nicht wagen, bei diesem Namen falsch zu schwören, wobei er die eine Hand auf dessen Sarg legen muß. Während der h. Spiridion ausgestellt ist, wagen es die Juden nicht leicht ihr Quartier zu verlassen oder sich gar in die Gegend der S. Spiridionskirche zu verlieren, weil sie sich gröblichen Mißhandlungen aussetzen würden. Die hiesigen Juden, welche, so wie die in Zante und Cephalonien, von denen abstammen, die Papst Paul IV. aus Ancona jagte, wurden zur Zeit der venetianischen Herrschaft außerordentlich gedrückt, ihr Quartier wurde zur Nachtzeit, so wie an allen griechischen christlichen Festtagen verschlossen und mit Wachen besetzt, sie mußten auf der Brust einen großen, runden, gelben Lappen tragen, waren aller Art Demüthigung, besonders von den Griechen ausgesetzt und durften keine Güter besitzen. Mit der Besitznahme der jonischen Inseln durch die Franzosen hörte dieß zwar alles auf, dennoch mußten die unglücklichen Hebräer, namentlich bei großen Festen, wie in der Osterzeit, noch oft militärischen Schutz nachsuchen, um nicht mißhandelt zu werden. — Die venetianischen Adeligen, welche in Corfu wohnen, haben mehrere Casinos, in der Art, wie man sie in Venedig kennt, eingerichtet; sie waren es auch, welche die meisten Logen in dem Theater inne hatten, in welchem italiänische Opern, Schauspiele und Ballette gegeben und während der Franzosenzeit gar nicht übel und sogar mit Pracht aufgeführt wurden. Das Orchester, wenigstens die blasenden Instrumente, bestand jedoch fast ausschließlich aus französischer Militärmusik.

Die Griechen auf den joniſchen Inſeln, und namentlich in Corfu, zeichnen ſich von denen des Feſtlandes und vorzüglich von denen in Morea und Albanien durch Scharfſinn, Lebensluſtigkeit, Gewandtheit und Bildung vortheilhaft aus, obgleich ſie ihnen an Trägheit nichts nachgeben. Hochmuth und Rachſucht ſind ihnen beſonders eigen, und der geringſte Zwiſt endigt ſich in der Regel mit Meſſer- und Dolchſtichen. Hundertjähriger Erbhaß iſt in den Familien nichts Seltenes, und der ſterbende Vater vermacht ihn dem Sohn, der die übertragene Blutrache nur zu treu vollzieht. Ihre Rache iſt feig und hinterliſtig, denn nie greifen ſie den Feind offen, ſondern immer unverſehens, aus einem Hinterhalt oder nachdem ſie ihm Fallſtricke gelegt haben, an, und dieſer Erbhaß dehnt ſich über ganze Familien und deren Freunde und Verwandte aus. Unter der venetianiſchen Regierung war er nicht ſelten die Veranlaſſung, daß ſich ganze Dörfer bekriegten, und dieß war dann ein wahrer Vertilgungskrieg, indem man ſich mit der größten Wuth ſchlug, wobei Weiber und Kinder nicht verſchont blieben, ſondern gräßlich ermordet, verſtümmelt und geſchändet wurden, freilich weil ſie, ſo ſehr es in ihren Kräften ſtand, an dem blutigen Kampf Theil nahmen, indem ſie, auf der Erde liegend, die abgeſchoſſenen Gewehre ihrer Männer, Geliebten und Väter luden. Dieſem Unfug machte die franzöſiſche Herrſchaft ein Ende, konnte aber den Privatmord nicht unterdrücken, da man der Mörder ſelten, ja faſt nie habhaft werden konnte, indem ſie ſich nach vollbrachter That ſogleich in einem Kahn in das nahe Albanien flüchteten, wo ſie ſich Jahre lang herumtreiben, bis ein günſtiger Augenblick für ſie kommt, und ſie ſich mit Sicherheit wieder nach Corfu, Zante u. ſ. w. begeben zu können glauben.

Aberglaube und Unwiſſenheit, worin ſie ihre ſelbſt höchſt unwiſſenden Pfaffen — viele von dieſen können weder ſchreiben noch leſen — zu erhalten ſuchen, machen, daß ſie dieſe barbariſchen Sitten und Gewohnheiten nicht ablegen, und kein Grieche der joniſchen Inſeln geht aus, ohne mit Waffen verſehen zu ſeyn.*) Eiferſucht iſt meiſtens die urſprüngliche Triebfeder dieſer Mordthaten. In einem kleinen Hafen, Porto Affiona, betaſchirt, hatte ich einigemal ein wirklich wunderſchönes Landmädchen eines be-

*) Dieß hat unter der engliſchen Verwaltung ziemlich aufgehört.

nachbarten Dorfes mit vielleicht zu großer Theilnahme angeblickt, als mich der Capo de Dicci (ein über zehn Familien geſetztes Haupt, eine Art Schultheiß) freundlichſt warnte und bat, dieß zu unterlaſſen, um nicht der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, erdolcht zu werden, was dann großes Unheil über das ganze Dorf bringen könnte. Ein anderer Offizier hatte die Tochter eines Capo de Cinguente (Haupt über fünfzig Familien, etwa Bürgermeiſter) entführt, und der Gouverneur hielt es für angemeſſen, nachdem er ihm eine derbe Strafpredigt gehalten, ihn mit der erſten Gelegenheit nach Italien zu verſetzen, um ihn der griechiſchen Rache zu entziehen. Die joniſchen Griechen ſind im allgemeinen ſehr wohlgebaut, von ſchlankem Wuchs, oft majeſtätiſchem Gang, man ſieht ſehr edle Geſichter unter ihnen, ſelbſt in den Dörfern, Mädchen und Frauen von wahrhaft aphroditiſcher Schönheit und Grazie, reizendem Nymphenwuchs und Sylphidengang ſind nichts Seltenes, und ſo eiferſüchtig und rachſüchtig der Corſiote auch ſeyn mag, ſo ſind ihm doch für Geld ſeine Töchter, Schweſtern, ja Frauen nicht ſelten feil, und nach Umſtänden oft für ſehr geringe Summen. Die Reichen aber ſperren ihre Weiber ein, und man ſieht ſie nur an hohen Feſten im Freien oder verſchleiert und wohl bewacht in die Kirchen gehen, wo ſie ihre beſondern Sitze hinter dicht vergitterten Logen haben.

Da die Koſt und Nahrung, ſo wie das ganze Leben der Jonier äußerſt einfach iſt, ſo ſind Krankheiten ſehr ſelten bei ihnen, die Aerzte haben deßhalb wenig zu thun und ſind in den Dörfern gänzlich unbekannt und entbehrlich. Verwundungen, Entbindungen, Scorpionſtiche und kleine Unpäßlichkeiten heilen ſie unter ſich und bedienen ſich dabei gewiſſer ſehr wirkſamer Kräuter, ziehen wohl auch in ſchwierigen Fällen den Prieſter zu Rathe und der Aberglaube thut dabei oft Wunder. An Teufelsaustreibungen fehlt es auch nicht. Man ſieht wenig alte Männer, doch oft noch rüſtige hundertjährige Greiſe, die dann hoch verehrt werden; das Alter iſt kräftig und geſund; daß es wenig Greiſe gibt, kommt wohl daher, daß die meiſten Männer im ſchönſten Alter eines unnatürlichen Todes ſterben.

Die Kleidung der Griechen auf dem Lande iſt ſehr einfach, eine runde Jacke, gewöhnlich von braunem grobem Tuch und ohne Kragen, aber mit rothen Schnüren, bei den Wohlhabendern auch mit Seide, Gold oder Silber beſetzt, deckt den Oberkörper, die

Aermel derſelben ſind meiſtens am Ende mit Sammet gefüttert, und haben wo möglich ſilberne Knöpfe, unter der Jacke tragen ſie noch einen Bruſtlatz, der gleichfalls mit Borden beſetzt iſt und Knöpfe wie die Jacke hat. Dieſe Knöpfe, wenn ſie von Silber, ſind rund und faſt ſo groß als eine kleine Nuß. Die Jacke wird Condoguni und der Latz Socardi genannt. Die Beinkleider, die nur bis über die Knie reichen, ſind von blauer oder auch grauer Baumwolle, nicht geſpalten, aber doch ſo weit, daß man bequem ausſchreiten kann; diejenigen Griechen, welche Strümpfe tragen, die dann meiſtens von blauer oder weißer, manchmal auch von brauner und grauer Farbe ſind, befeſtigen dieſelben mit einem rothſeidenen Kniebund, Scalfodeta genannt, an die Beinkleider. Nicht ſelten haben dieſe Bänder große ſilberne oder vergoldete Schnallen in der Form eines kleinen runden Schildes. Ein breiter rother oder gelber Gürtel von Wolle, manchmal auch von Seide, umgürtet ihre Hüfte und ſchnürt den Leib ein, ſo daß er gewiſſermaßen den Dienſt eines Schnürleibes verſieht. Die Hemden ſind von Baumwolle. Taſchentücher ſind bei den gemeinen Griechen ganz unbekannt. Auch auf den Schuhen haben ſie ſolche große Schnallen, viele Landbewohner tragen jedoch nur eine Art Sandalen von Schweinsleder, das noch Borſten hat und die ſie Zaruchia nennen. Den Kopf bedeckt ein rothes rundes Käppchen, manchmal auch eine große Mütze von derſelben Farbe mit einem ſeidenen Büſchel. Die Haare werden meiſtens am Vorderkopf geſchoren, ſo wie der Bart, nur Backenbärte und manchmal auch Schnurrbärte laſſen ſie ſtehen. Faſt alle Griechen der joniſchen Inſeln bedienen ſich noch des Fouka, eine Art von Shawl, der ihnen zu verſchiedenen Zwecken nützlich iſt, bald winden ſie ihn als Turban um den Kopf, bald rollen ſie ihn um den Hals, meiſtens aber tragen ſie ihn auf einer Schulter, ſo daß er hinten und vorn herabhängt und dann, beſonders wenn er neu und koſtbar iſt, als Schmuck dient. Ein kurzer Mantel mit einer Capuze, dem der neapolitaniſchen Lazzaroni ziemlich ähnlich, den ſie Lewantine nennen und der von brauner ziemlich waſſerdichter Wolle iſt, ſchützt ſie gegen Regen, Wind, Sturm und Sonne zugleich, und dient ihnen auch meiſtens ſtatt Matratze und Kopfkiſſen.

Im Gürtel trägt der joniſche Grieche beſtändig einen Dolch oder ein großes zweiſchneidiges Meſſer, deſſen Griff oft von ſehr künſtlicher Arbeit in Elfenbein, Ebenholz oder Silber iſt; ſie nennen

es Moro. — Die Frauen tragen ſehr lange Camiſole von rothem oder blauem Tuch, möglichſt reich mit Silber, Gold oder Seide, namentlich die Aermel, geſtickt und beſetzt, die ſie Zileco nennen. Ihr Socardi oder Bruſtlatz iſt von Gold- oder Silberſtoff, auch von Seidenbrocat bei den minder Wohlhabenden. Außerdem haben ſie aber noch ein anderes Bruſtſtück, das man Petturina nennt, eine dreieckige Form hat und ſehr reich verziert iſt. Ueber alles dieß haben ſie einen Oberrock, Carpeta, der bis auf die Ferſen herabfällt, von Tuch, bei ſehr Reichen von Sammet, und der mit breiten Borden beſetzt iſt. Ihre Haare durchflechten die Griechinnen mit rothſeidenen Bändern, die ſie Taſtades nennen, und bedecken den Kopf dann auch noch mit einem lichtgelben Shawl von Muſſelin, der mit Spitzen beſetzt und ſo lang iſt, daß ſie ihn noch hinten kreuzweiſe in dem Nacken zuſammenlegen, dann wieder nach vorn ziehen, einen Theil der Bruſt damit bedecken, ſo daß die Enden mit den Spitzen bis faſt an den Gürtel herabfallen und zur großen Zierde dienen. Dieſer Shawl iſt demnach zugleich Kopf-, Hals- und Bruſtbedeckung, und ſie wiſſen mit demſelben eben ſo gut und ſchelmiſch zu kokettiren, wie die Andaluſierinnen mit ihren Mantillen. Gern behängen ſie ſich mit goldenem Schmuck, Edelſteinen und Perlen, und tragen bei hohen Feſten wohl auch Guirlanden von Zechinen in zwei- und dreifachen Reihen in den Haaren, auch lieben ſie ſehr die venetianiſchen Ketten, die ſie an dem Hals, um die Aermel und wo es geht anbringen; ebenſo beſtecken ſie alle Finger mit Ringen, und wenn ſie es möglich machen können, ſtecken ſie eine ſilberne oder goldene Diamantnadel, Fiori (Blume) genannt, in das Haar, das ſie wohl auch mit Perlen durchflechten, die ſie beſonders gern zu Ohrringen verwenden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieß alles nur von den Frauen der Reichen gilt, die der Armen müſſen ſich mit Tuch und Gewändern von Baumwolle begnügen, und ſind froh, wenn ſie dieſelben mit einer ſilbernen Nadel befeſtigen können. Aber alle befeſtigen ihren Gürtel mit einer ſehr großen metallenen Schnalle, die eine Platte in Form einer Muſchel hat und ſehr zierlich gearbeitet iſt; ſie iſt nach den Umſtänden von Kupfer, Meſſing, Silber oder Gold, und oft ſo groß wie die Unterſchale einer Taſſe oder auch wie ein Deſſertteller.

Eine Griechin hat in der Regel nur ein Feſtkleid für das ganze Leben, ja daſſelbe muß nach ihrem Tod ihrer Tochter und

Enkelin ebenso dienen, die es meistens als Brautschmuck zur Aussteuer erhalten, und sie selbst hat es oft schon von der Großmutter ererbt. Ein solches Kleid dient Jahrhunderte, wird aber nur bei den allerhöchsten Festen, wie die Ostern, oder dem h. Spiridionsfest, oder dem des Schutzheiligen des Ortes, angelegt, und dann wieder auf ein Jahr lang sorgfältig in der Truhe verschlossen. Diese Kleider sind meistens von Brocat, reich mit Gold und Silber und sogar mit Perlen und Steinen besetzt, und oft so schwer, daß die arme Frau wie unter einer schweren Bürde seufzt und schwitzt, und manche wohl froh seyn mag, wenn der Augenblick gekommen ist, wo sie sich desselben wieder entledigen kann. Von den armen Frauen der Landleute haben die meisten nie die Stadt Corfu gesehen und überhaupt gar keinen Begriff von einer Stadt, ihr Dorf mit einer Stunde im Umkreis ist ihnen die Welt, sie fühlen sich deßhalb nicht unglücklicher, und ihre Männer halten sie gern vom Besuch der Stadt ab, und bringen ihnen zum Ersatz durch die Berührung des h. Spiridion geheiligte Dinge von dessen Fest zurück, wodurch sie sich überglücklich fühlen. Von den Griechinnen in der Stadt haben jedoch schon manche ihre griechische Sitten und Kleidung abgelegt und sich in beiden und noch andern Dingen so ziemlich französirt.

Aeußerst interessant und merkwürdig sind die ländlichen Feste auf den jonischen Inseln und namentlich auf der Insel Corfu, die immer unter freiem Himmel in Olivenwäldern oder unter Cypressen und Orangen gefeiert werden, und zu denen die Schutzheiligen der Dörfer größtentheils die Veranlassung geben. Bei einem solchen Fest, das die Corfioten Panigiri nennen, finden sich auch die Einwohner der Dörfer ein, welche in der nächsten Umgebung des Ortes liegen, wo es gefeiert wird, und diese Gäste kommen dann mit ihren Feierkleidern geschmückt und wohl bewaffnet mit Musik an der Spitze, d. h. eine Art von Schalmei, eine türkische Guitarre oder Mandoline und eine dreisaitige Violine, in wohlgeordnetem Zug an. Die Frauen, gleichfalls in ihrem höchsten Schmuck, reiten dabei auf Maulthieren, Pferden oder Eseln, welche die Männer am Zaum führen. Die Ordnung bei diesen Festen erhalten die zu diesem Zweck von der Gemeinde ernannten ältern Männer selbst, die zur besondern Auszeichnung mit Bändern geschmückt sind. Das Abfeuern von Gewehren und Pistolen kündigt das Beginnen des Festes an, das wie billig mit dem Got-

tesdienſt eröffnet wird; iſt dieſer beendigt, ſo halten die Familien in verſchiedenen Gruppen und im Freien eine Mahlzeit, bei welcher ein am Spieß gebratener ganzer Hammel oder auch eine Ziege die Hauptſchüſſel bilden, von der man nach Belieben herunterſchneidet. Der Wirth und die Gäſte lagern dabei auf dem dürren Gras im Kreis unter dem Schatten der Oliven oder Orangen und reichen ſich einander den Miſchwein, und die oben erwähnten Inſtrumente ſpielen auf. Nach dieſem Mahl wird allerlei Gebackenes, Früchte, ſüßer Wein, Kaffee und Aniſett oder Roſolio aufgetragen, und bleibt für jedermann zum beliebigen Genuß während der noch übrigen Feſtzeit ſtehen. Nun geht es an Tanz und Spiel, und die Romaika und Arnautka, die zwei beliebteſten Tänze, die unverkennbar noch altgriechiſchen Urſprungs ſind, werden aufgeführt. Die ältern nicht tanzenden Männer ſpielen, ſchießen und trinken, andere halten Wettrennen oder bringen die Zeit mit Leibesübungen zu, in welchen ſie ſehr gewandt und behend ſind. Aber auch der Geiſtliche des Ortes oder der Kirche, deren Feſt gefeiert wird, weiß daſſelbe zu ſeinem Nutzen auszubeuten; denn außer den freiwilligen Opfern, die an Kerzen, Geld, manchmal auch in ex voto gebracht werden, bezeichnet er eine Stelle an der Kirchenmauer, die man die wahrſagende oder prophetiſche Mauer nennt, und gegen welche man ein Stück Geld drückt; bleibt das Geld an derſelben hängen, ſo kann man ſicher ſeyn, daß das Unternehmen, welches man vor hat oder was man wünſcht, gelingt, fällt es aber herab, ſo iſt es nichts damit, das Geld gehört aber jedenfalls, es mag nun hängen bleiben oder herunterfallen, dem Schutzpatron des Ortes, d. h. dem Geiſtlichen. Mit dem Hängenbleiben hat es folgende Bewandtniß: der Papa beſchmiert die Mauer hie und da mit einer transparenten klebrigen Materie, und wenn man gerade dieſen Fleck trifft, ſo bleibt das Geld, gewöhnlich eine Gazetta oder ein türkiſcher Para, hängen. Dieſe Feſte, beſonders in der Nähe der Stadt Corfu, wie zu Potomo, Manducchio, Caſtrati, gewähren durch die Mannichfaltigkeit der verſchiedenen Trachten, — man ſieht dabei außer den Griechen von verſchiedenen Gegenden, Albaneſer, Epiroten, Türken, Italiener, damals franzöſiſche, jetzt auch wohl engliſche Uniformen, — und die fremdartigen Tänze und Spiele, eine ſehr maleriſche und romantiſche Anſicht; dabei geht es recht lebhaft und munter zu, und ich habe mich bei denſelben immer ſehr beluſtigt.

Nach Beendigung derſelben ziehen die fremden Gäſte ſingend und ſchießend wieder ab, und die Bewohner des Dorfes geben ihnen unter beſtändigen Salven und Lebehoch das Geleit.

Die Inſel Corfu hat große Salinen und verſteht faſt alle übrigen Inſeln, Santa Maura ausgenommen, mit Salz; wenn man ſich aber unter dieſen Salinen etwa Salzwerke wie in Deutſchland vorſtellen wollte, ſo würde man gewaltig irren, denn es ſind weiter nichts als einige Schuh in die Erde gegrabene Vertiefungen, in die man zur Zeit der großen Hitze das Meerwaſſer leitet, und welches dann von der Sonne in kurzer Friſt in Salz verwandelt wird, das ſo wenig Werth hat, daß die Lieferanten der Lebensmittel für die Garniſon den Soldaten erlaubten, ſo viel ſie wollten davon nach Gefallen zu nehmen. Dieſe Salzgruben befinden ſich bei Leſchimo, Caſtrati und Potamo, und 1000 Pfund Seewaſſer geben an 600 Pfund Salz in ungefähr 20 Tagen. Ich ſagte zwar, daß es keine anderen als Windmühlen auf der Inſel Corfu gebe, doch erinnere ich mich eine Art kleinerer Oelmühlen an dem Flüßchen Meſſongi, die von dem Waſſer deſſelben getrieben wurden, geſehen zu haben; ebenſo ſind auch bei dem Dorf Lebenizza im Kanton Leſchimo einige ſehr elende Getreidemühlen, die jedoch nur ſelten im Gang ſind, nämlich dann, wenn ſie während der Regenzeit und noch einige Monate ſpäter ein aus einer hohen Bergſchlucht herabſtürzender Strom treibt. Der Kanton Leſchimo iſt einer der romantiſchſten und maleriſchſten der ganzen Inſel. Hohe Berge, Felſen, Schluchten, wilde Thäler wechſeln unaufhörlich miteinander ab. Die dunkeln Cypreſſengruppen auf den Höhen, das hier ſo ſehr ſchöne Grün der Ahornbäume, die unbenutzt wachſen und abſterben, die Platanen, Orangen, Oliven, Lorbeern, Feigen und Limonen, auch eine Art Fichten geben die mannichfaltigſten Schattirungen, und hie und da ſtößt das Auge auf einige zerſtreut liegende Häuſer und Hütten, mitunter auch Ruinen. Beſonders ſeltſam aber nehmen ſich die häuſer-, ja faſt thurmhoch aufgeſpeicherten Salzhaufen aus, die oben wie die Häuſer mit grünen oder rothen Ziegeln bedeckt ſind, und von fern beim Sonnenſchein wie Paläſte von Kryſtall oder Edelſteinen glitzern und funkeln, ſo daß, wenn man dieſe ſehr ſymmetriſch erbauten Salzpaläſte nicht kennt, nicht weiß, was man davon halten ſoll. Dieſes Salz wird einſtweilen ſo aufbewahrt, bis es nach und nach verſchickt werden kann, denn die Magazine in der

Stadt Corfu können nicht den fünfzigsten Theil faſſen. Früher ging das meiſte Salz nach Venedig, deſſen Regierung einen ungeheuern Gewinn damit machte. In dem Kanton Leſchimo ſieht man auch hie und da Eichen, die einzigen auf der Inſel. Dieſer Kanton iſt der bevölkertſte und fruchtbarſte, er zählt an 12,000 Bewohner, Menſchen von ſchönem, wahrhaft altgriechiſchem Schlag, und bringt beſonders auch Baumwolle, Getreide aller Art, ſelbſt Roggen, Hülſenfrüchte, Honig, Wein, Wachs, Melonen, ſogar etwas Seide hervor, Oel verſteht ſich von ſelbſt, und Spargel und Artiſchocken wachſen wild, das Flüßchen und die Bäche liefern Forellen und Süßwaſſerkrebſe; er iſt von hohen Bergen und Felſen umgeben, und ſeine Bewohner zeichnen ſich auch durch eine ſehr reinliche, ja faſt luxuriöſe Kleidung und maleriſche Tracht vortheilhaft vor den übrigen Einwohnern der Inſel aus. Leſchimo iſt Corfu's Arkadien.

Die beiden großen Forts, Fortezza-Vecchia und Fortezza-Nuova genannt, von denen die erſte, die ſehr viel große Wohngebäude, den Regierungspallaſt, Caſernen, Magazine ꝛc. enthält und wieder eine beſondere auf zwei hohen Felſen liegende Citadelle hat, (dieſelben welche nach der altgriechiſchen Mythe durch die Verſtümmelung des Uranos, welchem ſein Sohn Cronos (Saturn) die beiden Schamtheile abſchnitt und in das Meer warf, entſtanden ſeyn ſollen, ſo wie die ganze Inſel durch das Sichelmeſſer, das Cronos nach gemachter Operation hinabwarf, den Namen Drepane, Sichel, deren Form ſie hat, erhielt,) zu der nur ein einziger enger, durch einen Felſen gehauener gewölbter Gang führt, die Oſt- und die Fortezza Nuova die Weſtſeite der Stadt beſchützt. Dieſe wird außerdem auf der Landſeite durch ſehr hohe Wälle und Baſtionen vertheidigt, von der Seeſeite aber durch die Inſel Vido, die ſich in geringer Entfernung längs der Stadt hinzieht, und dieſer ein treffliches, mit mehrern Redouten befeſtigtes Bollwerk abgiebt. Auf der Landſeite liegen dicht vor den Mauern der Stadt noch die Forts Abraham, San Salvator und andere große Verſchanzungen. Die alte Feſtung iſt außerdem noch durch einen Canal, über den eine Brücke führt, von der übrigen Stadt gänzlich getrennt, auf deren Seite ſich längs dieſem Canal ein großer breiter, beinahe eine Miglie langer Platz, eine Art Esplanade hinzieht, der ſich zu den Manoeuvres der Truppen und großen Revüen trefflich eignet. Die beiden Caſtelle auf den er-

wähnten Felsen in der Citadelle der Fortezza Vecchia werden, das vordere **Castello di terra** (das Landschloß) und das hintere **Castello del mare** (Meerschloß) genannt. Die ehemaligen Quartiere der Slavonier, die zur Zeit der Venetianer hier garnisonirt waren, liegen zu ihren Füßen. Die alte Festung hat auch ihren eignen Hafen, der zwar sehr sicher aber auch sehr klein ist, und Mandrachio heißt. Das Arsenal, die Waffenmagazine, die Werkstätten für die Waffenschmiede, die ungeheuern Vorräthe an Zwieback, gesalzenem Fleisch, Käse, Speck, Reis, Bohnen, Erbsen ꝛc. für den bald eintretenden Fall einer Belagerung, befanden sich ebenfalls in dieser Fortezza, so wie mehrere Kirchen, die furchtbarsten Gefängnisse und in Felsen gehauene Kerker; auch viele griechische Victualienhändler hatten sich hier etablirt, die den Soldaten schlechte Eßwaaren theuer verkauften und sonst noch allerlei Commerz trieben. Was aber in all den Vesten, so wie in der Stadt selbst mangelt, ist frisches Wasser, und dieser Mangel könnte am Ende wohl bei einer Belagerung, bei welcher die Communikation zur See und zu Lande abgeschnitten wäre, die Stadt Corfu mit sammt allen ihren Forts zur Uebergabe nöthigen. Das Wasser wird in der kurzen Regenzeit, im November und December, für das ganze Jahr in den in Felsen gehauenen Cisternen gesammelt und aufbewahrt. Frisches Quell- und Trinkwasser aus Bächen der Insel wird in kleinen Fäßchen auf Pferden oder Maulesel zum Verkauf in die Stadt gebracht und ist ziemlich theuer; 12 Paras (10 Kreuzer) das etwa 6—8 Maaß haltende Fäßchen. Die Stadt Corfu hat nur vier Thore, zwei Land- und zwei Seethore, aber mehrere unterirdische Gänge um Ausfälle machen zu können. Die große Esplanade zwischen der Stadt und dem alten Fort dient den ärmern Griechen und Albanesen zu einem Lagerplatz während drei Viertheilen des Jahres, wo sie ihre Nächte mit Singen, Schlafen und Spielen hinbringen; die ganze Nacht ertönen griechische und albanesische Nationallieder auf derselben, die mit einer kleinen Zither oder Laute begleitet oft sehr harmonische Accorde hören lassen; auch zwei kleine griechische Kirchen, die beständig offen sind, befinden sich auf derselben und werden fortwährend von Andächtigen besucht.

Die Rhede von Corfu ist gleichfalls durch die erwähnte Insel Vido und durch die Batterien der Fortezza Nuova und Vecchia geschützt, und bildet mit der Bucht von Manduchio, den

ſicherſten und größten Hafen in der ganzen Levante, in welchem die größten Kriegsſchiffe und die größten, viele hundert Segel ſtarken Flotten bequem vor Anker liegen können. Alle vor den Mauern der Stadt liegende Forts und Redouten ſind durch bedeckte oder unterirdiſche Gänge mit derſelben verbunden. Sämmtliche Werke und Befeſtigungen wurden während der letzten Occupation der Franzoſen nicht nur in beſten Stand geſetzt, ſondern mit vielen neuen vermehrt, und die Parapets aller Wälle und Baſtionen noch um die Hälfte erhöht.

Wenn man die Stadt durch das Thor Porta-Reale verläßt, ſo kommt man auf eine ſehr breite und ſchöne Heerſtraße, die ſich nach einer Länge von etwa drei hundert Schritten in verſchiedenen Richtungen nach allen vier Weltgegenden theilt, aber dieſe Straßen nehmen ſchon nach wenigen hundert Schritten alle ein Ende und man kömmt nun an ſteile, ganz unbequeme, ſchmale Feldwege, die über Felſen und Berge in das Innere der Inſel führen. Dieſen Anfang von vier Prachtchauſſeen ließen die Franzoſen anlegen, ſie weiter zu führen verbietet das Terrain. Etwa eine Stunde von der Stadt kömmt man an das kleine Flüßchen Potamo, welches das meiſte friſche Waſſer liefert, und die einzigen Süßwaſſer-Fiſche hat.

Obgleich ein großer Theil der Einwohner der Stadt Corfu aus Italiänern und namentlich Venetianern beſteht, ſo befindet ſich doch nur eine einzige katholiſche, hier die lateiniſche Kirche genannt, in derſelben, während ſie der griechiſchen wohl ein halbes hundert zählen mag, dagegen waren deſto mehr venetianiſche Caſſinis, Spielhäuſer, Caffeehäuſer u. ſ. w. hier, ſo wie die venetianiſchen Sitten unter den Italiänern in der Stadt heimiſch waren; die Griechen aber hatten trotz dem daß ſie ſo lange Zeit der Herrſchaft der Republik Venedig unterworfen waren, dennoch ihre Sitten, Gebräuche, Religion, Kleidung ꝛc. getreu beibehalten, aber gegen das Ende der franzöſiſchen Occupation fingen mehrere von ihnen an, franzöſiſche Gewohnheiten anzunehmen und ſogar franzöſiſche Kleidungsſtücke anzulegen; ſolche Individuen metamorphoſirten ſich jedoch nicht mit einemmal und plötzlich, ſondern nur nach und nach wurde eines der griechiſchen Kleidungsſtücke mit einem franzöſiſchen vertauſcht. So war es in der Regel das griechiſche Mützchen, das gegen einen runden Hut vertauſcht wurde, dann folgten Stiefeln, dann ein Gilet, endlich erſetzte ein Ueberrock die runde kragenloſe

Jacke, aber die anliegenden engen Pantalons waren immer das letzte Stück, durch das man die weiten ungespaltenen kurzen griechischen Pumphosen ersetzte, und es kostete große Mühe bis man sich dazu entschloß. War aber erst diese Schwierigkeit überwunden, dann war der griechische Franzose wenigstens dem Aeußern nach fertig, und nun suchte man sich auch französische Manieren ꝛc. anzueignen. Dies thaten jedoch nur einige reiche junge Leute aus adeligen Familien, der gemeine Mann blieb dem Costüme und den Sitten seiner Voreltern treu.

Bald nach meiner Ankunft zu Corfu wurde das Bataillon, bei dem ich stand, und welches in der Citadelle der alten Festung kasernirt gewesen, nach S. Theodor, einem ehemaligen griechischen Mönchskloster beordert, das auf der Stelle steht wo sich früher die Gärten des Alcinous befunden haben sollen, und wo nach Homer, Odysseus die holde Prinzessin Nausikaa und eine so freundliche Aufnahme fand. Dieses Kloster lag eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in einem Olivenwald hinter dem großen Flecken Castrades. Meinen Tisch hatte ich auf Einladung der Madame Brüge wieder bei dieser Familie genommen und es auch übernommen bei deren hübschen Tochter den Unterricht im Klavier und Gesang fortzusetzen, den ich vor vier Jahren in Genua mit ihr anfing; indessen war sie weit vorangeschritten, da sie seitdem in Italien bei guten Lehrern ihr musikalisches Talent ausgebildet hatte, aber in Corfu war an solchen gänzlicher Mangel, und mein Erscheinen daher der Familie Brüge sehr willkommen. Die Stimme meiner jungen Schülerin war stark und wohlklingend geworden, es war ein hoher lieblicher Silbersopran, und so machten mir diese Unterrichtsstunden großes Vergnügen, auch mit dem Tisch hatte ich große Ursache zufrieden zu seyn, da in Corfu auch nicht eine einzige gute Speiseanstalt war und die unverheiratheten Offiziere Menage zusammenmachten, wozu ein Soldat als Koch diente; man kann denken wie da gekocht wurde, doch machten einige dieser Menagen eine Ausnahme, indem sie zufällig auf ein Küchengenie gestoßen waren.

Außer dem Stadttheater, das nicht sehr groß ist, etwa 600—700 Zuschauer fassen konnte, und in dem Gebäude der ehemaligen Börse, die längst unnütz geworden, eingerichtet war, fand ich auch ein französisches Liebhabertheater vor, dessen (weibliche) Seele Madame Gasqui war, und die Vorstellungen fanden — horribile

dictu — auf der Hauptwache ſtatt, das heißt, in einem kleinen Saal dieſes Gebäudes, in dem früher Waffen aufbewahrt wurden. Ich war bald ein thätiges Mitglied dieſer Bühne, wodurch mir der Vortheil erwuchs, daß ich die Bekanntſchaft des Gouverneurs und anderer Autoritäten auf der Inſel, wie des Generals Cardenneau, des Chefs des Generalſtabs Baudouy, des Commiſſair-Imperial Leſſep ꝛc. machte, und es nun an Einladungen zu Diners und kleinen muſikaliſchen Soireen nicht fehlte.

In dem großen Theater, deſſen Impreſſario ein gewiſſer Delungo, Balletmeiſter und Grotesktänzer war, wurden **Opera seria, Opera buffa** und große **Ballette** aufgeführt. Das Perſonale deſſelben war nicht wie in Italien auf eine Stagione, ſondern immer auf ein ganzes Jahr engagirt, weil das öftere Wechſeln hier mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre. Die **Prima donna seria** war eine Signora Mariana Recupido, die liebenswürdige Gattin eines ſchon an der Schwindſucht laborirenden Tenors; **prima Ballerina seria** war Signora Giuſeppina Panzieri, ein allerliebſtes blondgelocktes Mädchen, eine wahre Graziengeſtalt, nicht minder artig war die **seconda Ballerina**, Chiaretta Gaspari, die ein recht naſeweiſes Rorelanennäschen hatte. Als ich in Corfu ankam, waren Guglielmi's **Amanti in scompiglio**, Meyers **Ginevra di scozia** und das Ballet **Didone abbandonniata** auf dem Repertoir. Oper und Ballet waren gut beſetzt, beſonders war der Caſtrat, ein gewiſſer Matuccio, der den Ariodante ſang, vortrefflich, ſo wie die Recupido als Ginevra, deren Gatte mußte aber bald darauf die Bühne verlaſſen und wurde durch den Tenor Spiegoli, der eine ſehr friſche und ſchöne Stimme hatte und den Poliniſſo ausgezeichnet gut gab, erſetzt. — Auch das Ballet war nicht übel, den erſten Tänzer machte eine Dame die ſehr ſchön gebaut war, die Panzieri war vortrefflich, und der Grotesktänzer machte furchtbare **Salti mortale.**

Das Leben der Garniſon in Corfu war übrigens ein rechtes Schlaraffenleben, ſie war mit Inbegriff der Albaneſer wohl über 12,000 Mann ſtark und aus allen möglichen Nationen zuſammengeſetzt. Sie beſtand aus dem 6ten franzöſiſchen Linien- und dem 14ten leichten Infanterie-Regiment, jedes über 3000 Mann ſtark, zwei Bataillonen von dem 2ten Fremden-Regiment, einem Bataillon königl. italiäniſcher und ein anderes neapolitaniſcher Truppen, den Ruderas des Regiments **Chasseurs de l'orient.** das mit der

französischen Armee aus Egypten zurückgekommen war, einem Bataillon Septinsulaner, so genannt weil sie unter den Venetianern einen Theil der Garnison der 7 jonischen Inseln ausmachten und aus Dalmatinern, Slavoniern, Venetianern und einigen Griechen zusammengesetzt, einer Escadron Chasseurs a cheval an 100 Mann stark, die aber kaum 60 Pferde hatten, dem Regiment oder vielmehr der Horde undisciplinirter Albaneser, die nie in Reih und Glied zu bringen waren, und endlich einer sehr zahlreichen französischen und neapolitanischen Artillerie nebst mehrern Pionniercompagnien, dem Ingenieurcorps, Sapeurs und Mineurs. Die ganze Marine bestand aus zwei in dem Hafen stationirenden Fregatten, einigen Briggs und etlichen zwanzig Kanonierschaluppen. Dieses gewiß seltsame Quodlibet, bei dem sogar Afrikaner und Asiaten waren, bildete die Garnison von Corfu. — Sämmtliche Infanterie war zugleich für den Artillerie-Festungsdienst eingeübt worden, um sie im Fall einer Belagerung die Geschütze bedienen zu lassen, da die vorhandene wirkliche Artillerie kaum für den sechsten Theil derselben ausgereicht haben würde. Der Dienst im Allgemeinen wurde aber, wenigstens von den Offizieren ziemlich nachläßig versehen, und zwar so, daß sich dieselben erlaubten zur Nachtzeit die Wachen zu verlassen, und erst gegen Morgen wieder sich auf denselben einfanden. Viele derselben, so wie auch Unteroffiziere und Soldaten, waren hier förmliche Handelsleute, Krämer, Handwerker u. s. w. geworden, trieben alle mögliche Geschäfte und erschienen fast nur bei den Revüen unter den Waffen und in Uniform. Viele Offiziere machten allerlei kleine Handelsspeculationen, namentlich die der Septinsulaner, welche sich besonders auf den Schmuggel legten, andere hatten Bäckereien angelegt, noch andere sich mit dem Wasserhandel eingelassen, ließen die Wasserfäßchen durch Soldaten hereinbringen und billiger als die Griechen und Albaneser verkaufen u. s. w. Die Garnison hatte in der Regel anderthalb bis zwei Jahre Sold zu gut, und man sah ihr deßhalb von oben herab manches durch die Finger. Ein anderes Uebel das einriß, war, daß von den Generalen bis zum Tambour herab sich viele Militairs Maitressen beilegten, meistens arme Griechinnen, die sie mit Bewilligung ihrer Eltern zu sich nahmen, sie unterhielten, und die oft sehr schön waren. Die Griechen der niedern Classen verhandelten nicht selten ihre, oft kaum 12jährigen Töchter für wenige türkische Piaster, — das türkische Geld war das, was nebst

dem venetianiſchen am meiſten curſirte — an Offiziere oder Soldaten und beſchworen dabei, daß ſie ihnen eine Jungfrauſchaft überlieferten. War nun einer ſeiner Geliebten überdrüſſig oder konnte ſie nicht länger unterhalten, ſo verhandelte er ſie an einen andern, öfters unterhielten auch zwei bis drei Kameraden ein ſolches Mädchen, andere tauſchten ihre Maitreſſen gegenſeitig aus, worauf der eine oder der andere noch einige Pokale Wein zum Beſten geben mußte; dies alles mußten ſich die armen Geſchöpfe wohl gefallen laſſen, waren manchmal auch mit dem Tauſch ganz zufrieden. Dieſe Mädchen ſprachen außer dem Corfiotiſchen neugriechiſch, gewöhnlich etwas gebrochen venetianiſch, lernten aber bald einige franzöſiſche Worte plappern; ſie hatten in der Regel einen natürlichen ſcharfen Verſtand, waren aber in allen Dingen, die practiſche Liebe ausgenommen, im höchſten Grad unwiſſend, keine konnte ſchreiben oder leſen, ſelbſt nicht die, welche wohlhabenden Familien angehörten, eben ſo wenig konnten ſie nähen oder ſtricken, oder auch nur eine Suppe kochen. Den ganzen Tag lagen ſie auf den Strohſäcken oder Matratzen wenn ſie deren hatten, ihr Unterhalt koſtete freilich wenig, da ſie faſt nichts aßen als Kräuter mit Oel und Citronenſaft und etwas Brod und Miſchwein, und eine kleine Kammer bewohnten, für welche der jährliche Miethzins wenige Piaſter betrug. Die Offiziere und Sergeant-Majors, die eigene Zimmer hatten, nahmen ſie meiſtens zu ſich. Trotz dem daß der Sold ſo lange rückſtändig war und ausblieb, lebten die Soldaten doch nicht ſchlecht, ja manche viel beſſer als ihre Offiziere, da ſie mit allerlei Arbeiten, die hier ſehr gut bezahlt werden, viel Geld verdienten, außerdem ſtand die ganze Garniſon fortwährend auf dem Feldetat, und erhielt folglich täglich außer dem Brod, ihre Portionen Fleiſch, Wein, trockene Zugemüſe, Salz, Holz, Eſſig ꝛc., das freilich oft ſchlecht genug von den Fourniſſeurs geliefert wurde, oft fehlte es auch gänzlich an friſchem Fleiſch, und man theilte dann geſalzenes oder Speck aus den Magazinen aus. Die Soldaten wurden von den Corfioten nicht ſelten auf das gewiſſenloſeſte geprellt, wenn ſie etwas verzehrten oder kauften; man kann ſich kaum einen Begriff von der Verſchlaggenheit, Liſt und Schlauheit der Griechen im Betrügen machen, worin ſie Meiſter ſind, man mag ſich ſtellen wie man will und noch ſo ſehr in Obacht nehmen, immer wird man von ihnen übervortheilt; wollte man in Corfu nicht oder wenigſtens

nicht so sehr hintergangen werden, so ging man zu den Juden um etwas einzukaufen. Die Sittenverderbniß war unter den Einwohnern Corfus, namentlich den Griechen in einem furchtbaren Grad eingerissen, Sodomiterei war nicht nur etwas ganz Alltägliches, sondern auch ein gewöhnlicher Gegenstand der Unterhaltung unter ihnen, sie suchten diese schmutzigen ekelhaften Gelüste auf alle Weise zu befriedigen, junge Soldaten zu verführen, und wurden öfters **en flagrant delit** in Casematten ꝛc. ertappt. Ja Kinder im zartesten Alter suchten sie zu ihren unnatürlichen Lüsten zu bekommen, und fanden dabei gar nichts Außerordentliches. Während meines Aufenthalts zu Corfu fiel es vor, daß ein Grieche seine abscheuliche Wollust an einem Jungen unter 3 Jahren zu befriedigen suchte, und als ihn der Commissair Imperial, die höchste Justizbehörde der Insel, deßhalb auf die Galeere schickte, erregte dies eine allgemeine Theilnahme der Einwohner für den: **„Poveretto; ma che gran cosa ha fatto?“** sagten sie mitleidig, und der Mensch wurde allgemein bedauert. Auch ihre Frauen waren vielen feil, und selbst nicht ganz arme Männer erlaubten für einige Piaster, daß man ihren Ehehälften einen Besuch abstatten durfte.

Die griechischen Kirchen und der griechische Gottesdienst haben ein eigenes, nicht sowohl feierliches als mehr mysteriöses Wesen, wozu auch das Verlegen des Hochaltars hinter den meistens vergoldeten Thüren, die Gitterlogen der Frauen, die in den Kirchen gestreuten aromatischen Blätter und Blumen, das ewige Räuchern und Beräuchern eines jeden sich in denselben befindenden Individuums, er sey Grieche, Katholik, Protestant, Türke, Jude oder Heide, die oft so sonderbaren Gemälde auf Goldgrund, das ewige düstere Halbdunkel und Kerzenlicht, das näselnde Singen der Chormänner, die seltsamen Trachten der Priester und Laien das ihrige beitragen mögen. Es war mir anfänglich als ich diese Tempel besuchte, immer als wäre ich in dem Oratorium eines orientalischen Zauberers.

Die in Corfu lebenden venetianischen Familien hatten so ziemlich die Sitten und Gebräuche des Mutterstaates beibehalten und brachten die Tage und Nächte meistens in ihren Cassinis und Kaffeehäusern zu, wo sie wie auf dem Markusplatz zu Venedig kannegieserten und politisirten, auch gestatteten sie ausnahmsweise Fremden Zutritt in ihren Häusern. Ich hatte bald die Be-

kanntschaft eines Grafen Mocenigo, eines äußerst interessanten, höchst wissenschaftlich gebildeten Mannes gemacht, dessen Familie aus Venedig stammte und der mich bat, sein Haus wie das meinige zu betrachten, mir auch seine auserwählte Bibliothek zur Verfügung stellte und mir über alles was ich von der Insel Corfu zu wissen wünschte, die beste Auskunft gab. Der Mann hatte einen großen Theil Europas, die asiatische Türkei und auch einen Theil von Deutschland bereist, nämlich Oestreich. Er führte mich in ein venetianisches Casino ein, wogegen ich ihm Zutritt in dem französischen Liebhabertheater verschaffte, das ihm viel Unterhaltung gewährte.

Das behagliche Leben in Corfu war mir zwar nicht unangenehm, aber ich fand es viel zu ruhig und zwecklos, als daß es mich hätte befriedigen können, auch mußte ich gar manches, und namentlich Journale, Zeitungen und die Neuigkeiten der Litteratur überhaupt entbehren, da die Communication mit dem Festland äußerst schwierig war und immer seltener Schiffe aus Italien ankamen, aus Frankreich aber fast gar keine; ich entsinne mich nur einer einzigen Fregatte aus Toulon, die die ersten Kartoffeln, eine auf der Insel noch gänzlich unbekannte Pflanze, für die Garnison, aber nicht zum verspeisen, sondern zum anbauen brachte, da jedes Regiment und jede Compagnie brach liegende Ländereien in der Nähe der Stadt angewiesen bekommen hatte, um sie zu ihrem Nutzen mit Gemüse zu bepflanzen. Alles was Kleidungsstücke, Stiefeln, Schuhe, Hüte ꝛc. betraf, war ungeheuer theuer, ein Paar Suwarowstiefeln bezahlte man mit 60 — 70 Piaster, für einen Hut ebenso viel, andere Lurusgegenstände waren kaum zu erschwingen; dies rührte daher, weil die Engländer Corfu fast beständig und namentlich in den letzten Jahren, 1812—1814, in immerwährendem Blokadezustand hielten und die Insel umschwärmten. Mehrere englische Linienschiffe, Fregatten, Briggs, Schaluppen ꝛc. kreuzten fortwährend zwischen Corfu und Italien, und paßten mit der äußersten Wachsamkeit allen von dort abgehenden Schiffen und namentlich den französischen oder italiänischen Kanonierschaluppen auf, die den Dienst zwischen Otranto und Corfu regelmäßig versahen, und Depeschen, Briefe, Gelder, Angestellte, Montirungsstücke für die Besatzung an Bord hatten und überbringen sollten. Die Commandanten dieser Schaluppen hatten scharfen Befehl, sobald sie sich in Gefahr befänden in Gefangenschaft zu gerathen,

den Briefsack, an dessen beiden Enden Kanonenkugeln befestigt waren, sogleich in das Meer zu versenken, ebenso das Geldkistchen, in welchem sich in der Regel eine halbe Million Franken in Gold, und mehr, zur Bezahlung des Soldes der Garnison und der Festungsarbeiten befand. Auf diese Art fanden, während Corfu von den Franzosen besetzt war, wohl 15—20 Millionen ihr Grab im Grund des Meeres. Die immerwährende Blokade hatte außerdem noch das Unangenehme, daß man nur sehr selten Nachrichten von dem Festland und den Seinigen erhalten konnte, und daß das einzige Produkt, welches die Insel ausführt, nämlich Oel, endlich ganz werthlos wurde, während alle andern Waaren viermal theurer als gewöhnlich waren; dies verursachte, daß auch die reichsten Familien in große Noth geriethen und weniger Bemittelte sich gar nicht zu helfen wußten. Die Ueberfahrt von Otranto hatte große Schwierigkeiten, und man mußte die äußerste Vorsicht anwenden, sollten die Schaluppen nicht in englische Gefangenschaft gerathen. Zur Abfahrt wurde eine finstere mondlose Nacht gewählt, in welcher der Maestro, ein stark wehender Nordwind, aus vollen Backen blies. Mit diesem Wind fuhr man sobald es völlig Nacht geworden, mit vollen Segeln von Otranto ab und kam dann den andern Morgen, wenn alles glücklich abgelaufen war, in Corfu an. Bei der Ankunft eines solchen Seecouriers gab es allemal große Freude und Jubel in der Garnison und ein Paar fröhliche Tage, denn er brachte Geld, Neuigkeiten und Nachrichten aus der lieben Heimath und auch Avancements mit. Oefters währte es auch wohl drei Monate und länger, bis ein solches Schiff durchwischen konnte, in der letzten Zeit blieben sie fast ganz aus.

Unterdessen hatte ich die Bekanntschaft der Signora Mariana Recupido, Prima-Donna der Opera Seria, gemacht, eine sehr geistreiche, muntere, und reizende junge Frau, aus einer guten florentinischen Familie, ihr Vater war ein Conte Luciano, aber in Dürftigkeit gerathen, daher die Tochter von ihrem nicht alltäglichen Talent und ihrer schönen Stimme den besten Nutzen zu ziehen suchte und, einmal beim Theater, einen der besten Tenore Italiens in Bologna geheirathet hatte. Bald stand ich in einem sehr vertrauten Verhältniß mit dieser Prima Donna, ging ihre Parthien mit ihr durch, und führte sie auch bei der Familie Brüge ein, wo ich das Vergnügen hatte, sie Duette mit meiner liebenswür-

digen Schülerin Josephine singen zu lassen, und wir dann Terzette mit einander einstudierten. Während ich mit Mariana Recupido, die ihrem Zunamen alle Ehre machte, im Vollgenuß der Liebe schwelgte, vergnügte ich mich noch bei den Präliminarien mit der giovin principiante Josephine.

Herr v. Brüge brachte seitdem er in Corfu war, die heißeste Jahreszeit in der Regel auf dem Lande und zwar an einem von der Stadt ziemlich entfernten Punkt zu. Für diesen Sommer hatte er Pallea Castrizza, ein altes griechisches Kloster, wie es deren noch viele auf der Insel gab, gewählt. Dieser Ort hatte eine wunderschöne, äußerst romantische Lage auf einer kleinen Erdzunge an der Westseite der Insel, war befestigt, und eine hohe Cypressen-Allee führte zu der Höhe, auf welcher das Kloster lag, zu dem man nur über eine Zugbrücke gelangen konnte. Am Fuß des Berges befand sich ein kleiner, zum Landen sehr bequemer Hafen, St. Nicola genannt; um diesen zu schützen und Landungsversuche der Engländer zu verhindern, hatte man eine Batterie auf dem Berg im Garten des Klosters angelegt, und eine Abtheilung Infanterie von etwa 80 Mann hierher beordert. Hr. v. Brüge wünschte, daß ich den Sommer daselbst mit seiner Familie zubringen möchte, und veranstaltete deßhalb, daß mir das Commando dieses Postens auf die Dauer seines Aufenthaltes übergeben, und durch meine Compagnie besetzt wurde. Mir war dies ganz willkommen, denn ich befand mich nicht wohler als in Gesellschaft meiner jungen Schülerin und vermißte die in der heißen Jahreszeit ohnehin nicht sehr angenehme Stadt gerne. Pallea Castrizza liegt ungefähr vier starke Stunden entfernt von derselben, der Weg dahin führt durch sehr malerische, bald felsige, bald waldige und immer sehr gebirgige Gegenden und ist, wie die ganze Insel, sehr uneben. Für Frau v. Brüge, Josephine und das Kammermädchen wurden Maulthiere herbeigeschafft, Hr. v. Brüge, ich und noch ein Offizier ritten den Damen zu beiden Seiten, vier Soldaten trugen mit vier andern abwechselnd das Piano-Forte meiner Schülerin, andere Maulthiere deren Effekten und Matratzen; so bildeten wir mit den Truppen einen abenteuerlichen, halb militärischen, halb patriarchalischen Zug, und die Landleute durch deren Orte wir kamen oder die uns begegneten, konnten sich kein Vorstellung von dem machen, was das für ein vierbeiniges Ding sey, das die vier Soldaten trugen. Auf dem halben Weg, bei dem Flecken Liapades, machten wir einen Halt,

und da die Hitze schon sehr groß war, so wurde erst gegen Abend wieder aufgebrochen und mit der Dämmerung rückten wir in das burgähnliche Kloster ein, dessen bisherige Besatzung in der Nacht abmarschirte. Das große Gebäude war nur noch von zwei griechischen Mönchen bewohnt, von denen der eine, ein oberster Papa, eine Art Abt, und der andere sein dienender Bruder war. Die Kirche die mitten im Klosterhof frei stand, war nach griechischem Gebrauch reich ausgeschmückt und gut unterhalten. Wir theilten uns nun in die Zimmer ein, die keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden und äußerst schlecht schließende Thüren hatten, und nur mit einigen hölzernen Bänken und ein Paar Tischen meublirt waren. Hr. v. Brüge nahm deren ein halbes Dutzend in Beschlag, die in einer Reihe lagen, und mir wurden zwei daran stoßende zu Theil.

Außer den Linientruppen und den Artilleristen befand sich auch noch ein Detachement von ungefähr hundert Albanesern mit zwei Offizieren dieser Truppen in Pallea Castrizza, diese hatten sämmtlich ihr Quartier in einer großen offenen Halle aufgeschlagen, welche am Abhang eines steilen Felsens am Meer lag und auf beiden Seiten durch Palmen beschattet wurde. All diese Truppen standen direkt unter meinem Commando. Nachdem wir uns gehörig installirt hatten, nahmen wir ein Abendessen, dessen Hauptbestandtheile frische Seefische und Langustien (eine Art große Seekrebse) ausmachten, den Wein dazu mußte der alte Klosterpapa liefern. Da in der Bucht von Pallea Castrizza eine bedeutende Fischerei war, so ließ sich Frau v. Brüge jeden Morgen die frisch gefangenen Fische präsentiren, und wählte die delikatesten derselben aus, die dann zum zweiten Frühstück zubereitet wurden. Nie habe ich köstlichere Fische gegessen wie hier, auch hatte Frau v. Brüge einen trefflichen Koch mitgenommen. Der Fischfang war so ergiebig, daß jeden Tag für viele hundert Piaster nach Corfu getragen und daselbst verkauft wurden, und die Hummern und Langustien hatten ein sehr wohlschmeckendes und zartes Fleisch, so auch das Muschelwerk. Frisches Fleisch, aber nur Ziegenfleisch, Wein, Hülsenfrüchte, Salz, Essig, Brod ꝛc. für das Detachement lieferte ein Bauer aus dem nahgelegenen Dorf Spagus auf Kosten der Lieferanten in Corfu, wir erhielten aber Ochsen- oder Kuhfleisch, weißes Brod und andere Victualien alle zwei Tage aus der Stadt, Wein, Oel und andere

Ingredienzien für die Offiziere mußte das Kloſter in hinreichender Quantität und guter Qualität geben, weßhalb auch deſſen Papa, ſo wie weil ihm die Beſatzung auch in manch anderer Hinſicht ein Dorn im Auge ſeyn mochte, dieſelbe ſehr ungern ſah und nicht aufhörte, jeden Commandanten derſelben zu verſichern: daß es die maledetti Inglesi niemals wagen würden, hier an dem vom heiligen Nicolaus beſchützten Kloſter eine Landung zu verſuchen. Da mir der alte Pfaffe faſt ſo oft er mich erblickte, dieſelbe Litanei wiederholte, ſo ſagte ich ihm ernſtlich, er möge ſich deßhalb nur an Se. Excellenz den Gouverneur-General Donzelot wenden, der ſeiner Verſicherung gewiß Glauben ſchenken würde. Der gute Papa war außerdem ein gewaltiger alter Sünder, der trotz ſeiner ſiebzig Jahre jede Woche mehrere Weiber aus den umliegenden Dörfern empfing, die ſich von ihm exorciſiren ließen, wobei er dann, wie die zuſehenden Soldaten bemerkt haben wollten, allerlei Manoeuvres und Handgriffe machte, um den Teufel aus dem Leib derſelben zu treiben. Ein griechiſches nicht mehr ſehr junges Weib kam regelmäßig alle 14 Tage mit einem Korb voll ausgeſuchter Victualien, um ſich den Teufel, von dem ſie beſeſſen war, austreiben zu laſſen. Der Papa, der weder ſchreiben noch leſen konnte, machte nun ſeine Faxen mit einem griechiſchen Crucifix und murmelte allerlei griechiſche Gebete und Formeln, das Weib gerieth nach und nach in die furchtbarſten Convulſionen, brüllte unverſtändliche Worte, heulte, warf ſich auf die Erde nieder, und nun ſagte der Pfaffe in gebrochenem venetianiſch: „Sehet, gute Chriſten, welche Mühe es mich koſtet, dieſen Teufel zu bekämpfen, und wie ſehr er ſich ſträubt und zur Wehr ſetzt, auch gelingt es mir nie, ihn ganz aus dem Körper der armen Frau zu treiben; bis in die große Zehe bringe ich ihn wohl, aber auch nicht weiter, und ſo wie ſich, ſobald die Frau weg iſt, die Kraft meines Gebets und des Crucifixes nach und nach wieder verliert, ſo ſteigt auch der Böſe allmählig in die Höhe, bis er ihr endlich wieder im Kopf ſitzt.“ — Das Weib fiel zuletzt höchſt ermattet in einen bewußtloſen Zuſtand, in dem ſie über eine halbe Stunde blieb. Mehrmals habe ich mit der Familie Brüge dieſem Schauſpiel beigewohnt, und jemehr der Pfaffe den Körper der Frau mit dem Crucifix beſtrich, deſto wüthender gebärdete ſich dieſelbe. „Sehet, ſehet, rief der Papa dann aus, was der Teufel für Sprünge in ihrem Leib macht.“ Oefters exorciſirte er aber auch

tête à tête ins Geheim: was dann der Teufel für Sprünge gemacht, mögen die Götter wissen.

Unser Tagwerk in Pallea Castrizza war so ziemlich jeden Tag dasselbe, morgens früh vor 5 Uhr stand ich auf, um 6 Uhr machte ich eine Promenade mit den Damen den Berg hinab längs dem Meeresufer oder auf eine der ringsumliegenden Höhen, öfters zu den Ruinen eines alten Schlosses, Castello S. Angelo genannt, das auf einem hohen Felsenberg unserm Kloster gegenüber lag, und wo ein Telegraph, der mit der Stadt correspondirte, angebracht war, um alle sich von dieser Seite nähernden feindlichen Schiffe sogleich signalisiren zu können. Besuchten wir nahe liegende Dörfer, so waren wir bald von dessen Bewohnern umringt, die uns als wilde oder Wunderthiere anstaunten, mit denen wir uns nicht verständigen konnten, da Niemand von uns das Neugriechische sprach, von dem ich kaum ein Paar Worte aufgefangen hatte. Gegen 9 Uhr kamen wir in der Regel zurück, denn es fing dann schon an glühend heiß zu werden, und setzten uns zu einem delikat zubereiteten Frühstück, bei dem frische Fracazani-Feigen, Wassermelonen und andere Südfrüchte nie fehlten. Nach dem Frühstück ertheilte ich Josephinen ein Paar Stunden Unterricht in der Musik, aber jetzt nicht ohne Unterbrechungen wenn sich die Gelegenheit darbot, denn ich gab ihr nun auch Unterricht in der Liebe, und zwar in der practischen, während sich Papa und Mama bald nach dem Frühstück zur Siesta niederlegten, und die große Hitze in ihrem Schlafgemach verschliefen. Wir begaben uns dann erst gegen Mittag jedes in sein Zimmer zur Ruhe. Während wir Accorde auf dem Piano anschlugen, harmonirten wir oft Mund auf Mund, mit minutenlangen Gluthküssen, endlich verstummte Clavier und Gesang ganz und wir lagen einander wonnetrunken in den Armen, während die Eltern einer süßen Ruhe pflegten. Das Mädchen, eine Silphydengestalt, war wegen der großen Hitze äußerst leicht in ein Gewand von Cambrigde oder Mousselin gekleidet, unter dem sie höchstens, und das nicht immer, noch ein linnenes Unterröckchen über dem Hemd trug, so daß sich ihre schönen Formen sehr deutlich zeichneten und das Kleid einen antiken Faltenwurf annahm. Indessen wagten wir viel, denn wie leicht hätte uns Papa oder Mama in einem so Gott und die Welt vergessenden Zustand überraschen können. Später schlichen wir uns öfters in die vergitterten Frauenstühle der

Kloſterkirche, und fröhnten in dieſem heiligen Dunkel der cytheriſchen Göttin. Gegen Abend, wenn alles wieder aufgeſtanden war und Toilette gemacht hatte, fanden wir uns wieder zuſammen, muſicirten bis zum Mittageſſen, das um 6 Uhr eingenommen wurde, worauf wieder Promenaden folgten, nach denen man bis lange nach Mitternacht im Kloſterhof weilte, dem Geſang der Albaneſer zuhörend, die recht ſchöne Melodien und mehrſtimmige Lieder in ihrer Sprache ſangen und mit Zithern und Lauten begleiteten. Bisweilen las ich den Damen etwas vor.

Oefters ritt ich nach Corfu, um daſelbſt allerlei Kleinigkeiten für die Damen zu beſorgen und einzukaufen. Da Joſephine auch recht artig zeichnete, ſo kamen wir auf den Gedanken, ein kleines Puppentheater zu malen, um mehr Abwechſelung in unſere Unterhaltung zu bringen. Als ich um Farben zu dieſem Zweck zu kaufen nach Corfu geritten war, und mich in die Calle verte zu einem Farbenverkäufer begeben wollte, hörte ich plötzlich ein ſtarkes Getöſe, das ein Geräuſch verurſachte, dem gleich wenn ein Paar Pferde mit einem Wagen auf dem Straßenpflaſter durchgegangen ſind; da es aber in Corfu, den Artillerietrain ausgenommen, der nur bei Revüen thätig war, gar kein Fuhrwerk gab, ſo war dies nicht wohl annehmbar. Zugleich ſah ich alle Leute mit angſtvollen Geſichtern vorüberſpringen, trat deßhalb in eine offen ſtehende Cantine (Weinſchenke), um zu fragen was dies bedeute, wo ich aber Pokale und Gläſer auf den Tiſchen wankend und klirrend fand, und die Leute ſchrieen terramuoto, terramuoto! (Erdbeben), ſtürzten, mich über den Haufen ſtoßend, nach der Thüre, um nach der nächſten Kirche zu rennen, ich aber der jetzt begriff was es war, lief eiligſt nach der nahen Esplanade, aber bevor ich dieſelbe noch erreichte, hatte das Geprаſſel und die Erſchütterung ſchon aufgehört, denn das Ganze währte nur wenige Secunden. Noch lange nachher waren aber Straßen und Kirchen, und namentlich die des heiligen Spiridion, voll Menſchen, die auf dem Boden liegend inbrünſtig zu dem Schutzheiligen beteten. Bei dieſer Gelegenheit bekam ich auch viele der vornehmen griechiſchen Frauen und Mädchen zu ſehen, die entſchleiert in die Kirchen rannten, und unter denen ſich manche ächt antik-griechiſche Schönheit befand. An das Farbenkaufen war für dieſen Tag nicht mehr zu denken, da alle Buden ſchnell geſchloſſen wurden

und es den ganzen Tag blieben. Die Garniſon hatte ſchnell ausrücken müſſen, und bivouaquirte zweimal 24 Stunden auf der Esplanade, da ſich ſolche Erdſtöße auf den joniſchen Inſeln nicht ſelten in den nächſten 24 Stunden 3 bis 4mal wiederholen. Das Erdbeben war ſehr ſtark und bedeutend geweſen, mehrere Häuſer waren eingeſtürzt und ihre Bewohner, die ſich nicht ſchnell genug hatten retten können, waren erſchlagen worden, auch mehrere noch von der letzten türkiſchen Belagerung in Ruinen ſtehende Gebäude waren nun völlig zuſammengefallen. Viele Perſonen hatten ſich auf die Schiffe in der Rhede geflüchtet, auf denen man die nämliche erſchütternde Bewegung wie auf dem Lande verſpürte. Noch denſelben Nachmittag jagte ich nach Pallea Caſtrizza, wo ich alles in großer Beſtürzung und die Beſatzung vor dem Kloſter campirend fand, ſo auch Hrn. v. Brüge und ſeine Damen, nur die beiden Mönche und einige Griechen lagen noch betend in der Kirche auf den Knieen. Ich mußte nun Bericht über das was in der Stadt vorgefallen war, erſtatten, und nicht ohne Angſt was da kommen könne, begab man ſich gegen Morgen zur Ruhe. Nach ein Paar Tagen war alles wieder im gehörigen Gleis, ich ritt abermals nach Corfu, die Farben zu holen, die ich diesmal glücklich mitbrachte, und wir begannen nun Decorationen zu malen. Den andern Morgen ſagte mir Joſephine bei der Muſikſtunde, ſie habe in Papas Stube ein Papier voll langer Dinger von ganz feiner Blaſenhaut gefunden, und als ſie ſie ihrem Vater gezeigt und gefragt, was denn dies ſey, ſo habe er ihr ſehr unwillig geantwortet: „Einfältiges Ding, das ſind türkiſche Tabaksbeutel, du mußt deine Naſe auch in alles ſtecken;“ ich glaube es aber nicht, fuhr ſie fort, und möchte wohl wiſſen, was dies eigentlich für Dinger ſind. — Auch ich konnte mir nicht gleich denken, was es wohl ſeyn könne, und ſagte zu dem Mädchen, ſie möge mir nur eines davon zeigen. — Ja wenn ich ſie wieder erwiſchen kann, denn Papa hat ſie ſchnell und aufgebracht weggethan. — Einige Tage darauf brachte ſie mir ein ſolches Ding, indem ſie ſagte: aber die hat der Vater gut verſteckt, ſie waren in ſeinem Portefeuille verſchloſſen, ich fand ſie in einem Bataillonsrapport eingewickelt, und habe ihm eins genommen. — Ich erkannte nun ſogleich was es für Beutel waren, hatte mir dies ſchon halb und halb eingebildet, und da ich von Joſephinen ſelbſt wußte, daß Papa mit dem Kammermädchen auf einem intimen Fuß ſtehen müſſe, da

ſie geſehen wie er es heimlich geküßt, ſo konnte ich mir denken, wozu Hr. v. Brüge dieſe türkiſchen Beutel gebrauchte, da er einen Scandal fürchtete und vermeiden wollte, und ich fand bald Gelegenheit, ſeiner Tochter die Nützlichkeit derſelben darzuthun.

Als wir uns eines Morgens nach der Muſikſtunde der großen Hitze wegen in ein altes halbverfallenes Kellergewölbe flüchteten, in das ich vorantrat, da wand ſich, kaum eingetreten, eine dicke eiskalte Schlange, die ſich von der Thürwölbung herabließ, um meinen nackten Hals, und Joſephine that einen lauten Schrei, ich aber packte das eiſige Thier mit beiden Händen um den Leib, wobei es mich in die Hand biß; ich riß es mit aller Gewalt herab und trat ihm mit beiden Füßen auf den Kopf, ſo daß ich denſelben zerquetſchte. Weder ich noch Joſephine, noch die Leute denen ich das Reptil zeigte, wußten, zu welcher Schlangengattung es gehörte, aber einer der hinzukommenden Albaneſer wollte es für eine der giftigſten Nattern erkennen, ſetzte jedoch ſogleich hinzu, daß ich nichts zu fürchten habe, da er ein untrügliches Mittel beſitze, den Biß unſchädlich zu machen und die Wunde zu heilen. Er preßte das Blut heraus, ſog es mit ſeinen Lippen ein, brannte dann mit Schwefelfaden die blutige Stelle, legte hierauf etwas von der geſchabten friſchen Wurzel eines Krautes darauf, und verordnete mir recht viel Citronenwaſſer und ja keinen Wein zu trinken, was ich befolgte; Frau v. Brüge hatte ohnehin jeden Tag eine große Bowle Limonade in dem Speiſezimmer ſtehen, aus der wir ad libitum tranken, und die, ſo oft ſie leer war, wieder gefüllt wurde; Citronen und Limonen koſteten ja nichts, eben ſo die bittern Pomeranzen, welche die Soldaten hier zu Schuh- und Stiefelwichſe benutzten, und das damit frottirte Leder bekam völlig den Glanz des blanken Stahls. Das angewandte Mittel war probat, denn der Biß hatte nicht die geringſten unangenehmen Folgen für mich, ob aber die Schlange wirklich ſo giftig war, als der albaneſiſche Aesculap vorgab, muß ich dahingeſtellt ſeyn laſſen.

Was noch einige Abwechslung in unſer ſonſt ziemlich einförmiges Leben zu Pallea Caſtrizza brachte, wo wir jetzt viele Zeit mit der Decorationsmalerei für das Puppentheater hinbrachten — ich zeichnete die Hintergründe und Couliſſen und Joſephine malte ſie aus — waren die Feſte in den umliegenden Dörfern, zu denen wir von den Capi di cinquante und dieci immer feierlich eingeladen wurden, bei denen wir uns einſtellten, und wo es recht

fröhlich zuging; dies ist fast der einzige Tag wo der Grieche etwas Warmes und gebratenes Fleisch zu sich nimmt, jeder schneidet sich von einem am Spieß gebratenen ganzen Hammel oder Schwein nach Belieben ab. Das Schweinefleisch und namentlich der Schinken von den mit ausgepreßten Oliven gemästeten Schweinen hat einen ganz vorzüglichen Wohlgeschmack und ein transparentes hornartiges Ansehen. Wir vergüteten die Einladung und das Genossene reichlich, indem wir gar manchen Para, wohl auch Piaster an den klebrigen Mauern hängen ließen. Am abergläubischsten zeigten sich hiebei die Albanesen, die oft einen ganzen Monat ihres Soldes an diesen Mauern hängen ließen; einer dieser wilden Bergkinder, der schon 113 Jahre alt, dennoch bei jeder Musterung wohl bewaffnet erschien, und gleich den andern im Trabe wie eine Heerde Schweine defilirte und seine Pistolen und Gewehre abfeuerte, hatte über 50 Piaster angeklebt oder fallen lassen. Hundertjährige Albaneser sind keine große Seltenheit, woran wohl die große Abhärtung, ein Schafsmantel ist ihr Bett, ihr Obdach ihre Bekleidung und Regenschirm, so wie die außerordentlich mäßige Lebensweise Schuld seyn mag.

Da während unsers Aufenthaltes zu Pallea Castrizza das S. Spiridionsfest in Corfu gefeiert wurde, so redete mir Hr. v. Brüge zu, da ich dasselbe noch nicht gesehen hatte, mich während dieser Zeit in die Stadt zu begeben um demselben beizuwohnen, was mir ganz recht war, da ich bei diesem den Aberglauben und die Pracht der Corfioten und ihrer Frauen in ihrem ganzen Glanze erblicken sollte. Ich nahm Urlaub auf sechs Tage, während welchen ich die feierliche Narrheit mit aller Bequemlichkeit zu beobachten Gelegenheit fand, und schloß mich sogar eine ganze Stunde lang der Procession an, worauf ich aber genug hatte, mich weg und in das nahe venetianische Casino schlich, in welchem ich eingeführt war, und wo ich die Bekanntschaft eines jungen Capo d'Istria, eines Neffen des in russischem Staatsdienste stehenden Ministers dieses Namens machte, der eben so wenig als ich an die Heiligkeit der Mumie glaubte, und sich manche beißende und geistreiche Ironie über die Procession und das Gefolge erlaubte. Er bot mir eine Tasse Chocolade an und lud mich ein ihn öfters zu besuchen. Ich begab mich nun mit ihm in die reich und prächtig ausgeschmückte S. Spiridionskirche, wo wir die Rückkehr des Heiligen abwarteten, fortwährend griechischer Got-

tesdienſt gehalten wurde, und die Muſik der verſchiedenen Regimenter abwechſelnd ſpielte. Dem Eingang zur Vorhalle der Kirche, in welcher die Muſik des 14ten Regiments ſpielte, gegenüber, hörte und ſah ein allerliebſtes Madonnenköpfchen mit großem Vergnügen dem militairiſchen Spectakel zu. Capo d'Iſtria, den ich darum fragte, ſagte mir: ach dies iſt die ſchöne Signora Enrichetta Viletta, die Braut des Advokaten Proſalenti, ſie hat 30,000 Talari (venetianiſche Markusthaler) Ausſteuer; ſie hatte viele Freier, unter andern auch den jungen reichen Dandolo, aber ihr erzliederlicher Bruder, der alles verſpielt, hat ſie dem widerlichen Proſalenti verhandelt. — Hinter einem Fenſter des Veſtibüls der Kirche hatte ich Gelegenheit die Reize des jungen Mädchens unbemerkt mit aller Muße bewundern und ſie ſelbſt beobachten zu können. Capo d'Iſtrias Mittheilungen hatten mir die ſchöne Braut doppelt intereſſant gemacht, und wie ich aus ſeinen Reden entnehmen konnte, ſchien ſie ihm auch nicht gleichgültig zu ſeyn. Er war ein junger intereſſanter Mann, mit einnehmenden Geſichtszügen, Mitglied der: **Società filodramatica**, welche italiäniſche Luſtſpiele und Dramen aus Liebhaberei aufführte, bei der er den jugendlichen Liebhaber nicht ohne Talent ſpielte, und von der auch ich den kommenden Winter ein thätiges Mitglied wurde und die in Neapel überſetzten deutſchen Stücke, namentlich Fiesko, Menſchenhaß und Reue, die Indianer in England ꝛc. zur Aufführung brachte. Die Recupido machte aus Gefälligkeit die erſte Liebhaberin und gab die Eliſabeth im Don Carlos und die Gurli ganz vortrefflich. Ein Meiſterſtreich wäre es, ſagte ich zu Capo d'Iſtria, wenn man dem Proſalenti die ſchmucke und reiche Braut wegfiſchen könnte. — Ach ja, erwiederte er ſeufzend, aber es iſt unmöglich. — Unmöglich? verſetzte ich, ſo lange die Hochzeit noch nicht vollzogen, iſt immer noch die Möglichkeit vorhanden, ich gebe nichts auf als die Todten. — Sie ſehen das Mädchen gerne? — Freilich. — Und ſie wiſſen daß ſie den Proſalenti nicht leiden mag? — Allerdings. — Nun dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir ſie ihm nicht aus den Klauen reißen ſollten. Wann ſoll die Hochzeit ſeyn? — In ſechs Wochen. — Noch überflüſſige Zeit die Sache rückgängig zu machen und das Opfer dem Rachen der Beſtie zu entziehen. — Wir verließen nun Arm in Arm die S. Spiridionskirche, grüßten im Vorübergehen die holde Enrichetta ehrerbietig, und erhielten einen freundlichen Dank, gin-

gen aber nur um die Kirche herum und auf der entgegengesetzten Seite wieder in dieselbe, uns abermals hinter das bewußte Fenster der Vorhalle placirend, zeigten uns aber von Zeit zu Zeit wieder an der Thüre der Schönen gegenüber, so daß diese bald unsere Gegenwart bemerkte und lächelte, und nun wurden Blicke gewechselt. Ich sagte jetzt meinem neuen Freund, er möge ein Briefchen schreiben, in welchem er Enrichetten seiner Liebe versichern und ihr erklären solle, daß er sie heirathen wolle; es kostete mich aber große Mühe ihn dazu zu bereden, auch fürchtete er die Rache des Bruders und Bräutigams, wenn diese unglücklicherweise dahinter kämen. — Pah, wenn man einem Mädchen nachstellt, muß man nichts in der Welt fürchten, sprach ich, und fuhr fort: wenn Sie mir die Leitung der Intrigue überlassen wollen, so stehe ich für Alles; schreiben Sie nur das Billet, und dann sorgen Sie für eine alte Hexe, die für ein Paar Zechinen selbst an den Teufel verkuppeln würde. — Capo d'Istria durch mich ermuthigt, verstand sich endlich zum Schreiben, und an solchen alten Weibern vom Mestiero war auch in Corfu kein Mangel, ehe 24 Stunden vergingen war das Geschriebene in den Händen der Braut, die Ueberbringerin, eine alte Griechin, die auch das venetianische gut sprach, brachte wenigstens eine mündliche Antwort, und erzählte etwas umständlich, welche Mühe sie gehabt, die Signora allein zu sprechen, sie zur Annahme des Briefchens zu bewegen, daß es ihr aber endlich sogar gelungen sey, sie zu überreden den Antrag des jungen Herrn anzunehmen, wenn er ihn ausführen könne, denn sie gestehe, daß ihr der bestimmte Bräutigam unausstehlich sey. — Was nun anfangen? meinte Capo d'Istria. — Hier bleibt nichts übrig als eine Entführung, erwiederte ich schnell. — Vor dieser aber scheute er wieder und willigte erst ein als ich ihm erklärte: ich wolle auch die Ausführung und die Gefahr derselben übernehmen, die Hauptsache sey vorerst, sich der Einwilligung des Mädchens zu versichern. Die alte griechische Hexe, die bereits zwei Zechinen zum Geschenk für ihre Bemühungen erhalten hatte, war auch bereit ihr möglichstes zu thun, die Signora Enrichetta dazu zu vermögen.

Das S. Spiridionsfest war vorüber und ich sollte nun nach meinem einsamen Pallea Castrizza zurückkehren, aber ein anderes, weit wichtigeres Fest war vor der Thüre, das Napoleons (der 15te August) und sollte recht prächtig gefeiert werden, namentlich durch ein Seeturnier, welches die Offiziere der Marine in

der Rhede von Corfu zu geben beabſichtigten, ſodann war Souper und Ball bei dem Gouverneur, nebſt Feuerwerk und was dazu gehörte. Ich erbat mir noch einen 14tägigen Urlaub, mehr wegen der beabſichtigten Entführung als um dem Napoleonsfeſt beizuwohnen, ritt aber noch vorher nach Pallea Caſtrizza, wo ich mit Sehnſucht erwartet wurde. Da ich aber auch an dem Seeturnier, gleich mehrern Offizieren von den Landtruppen, thätigen Antheil nehmen wollte, ſo theilte ich dies Hrn. v. Brüge mit dem Bemerken mit, daß ich ſchon den nächſten Tag wieder in die Stadt müſſe, um mich zu der bevorſtehenden Feierlichkeit gehörig einzuüben, wozu aber die Damen und beſonders Joſephine nicht das freundlichſte Geſicht machten. Von der projektirten Entführung ließ ich kein Wörtchen fallen, beides wurde indeſſen auf das emſigſte betrieben. Ich war zwar ein guter Schwimmer, dies war aber nicht hinreichend um Ehre bei den Turnier einlegen zu können. Die ſtechenden, ganz in buntes Papier gekleideten Ritter mußten auf einem kleinen ſehr ſchmalen runden Brett, das an dem Hintertheil einer Barke, wenigſtens einige dreißig Fuß hoch angebracht war und durch zwei ſchmale Balken gehalten wurde, Poſto faſſen, während das Schiffchen durch 24 Ruderer pfeilſchnell getrieben wurde, mit einer langen hölzernen Lanze auf den Schild des anfahrenden Gegners einen kräftigen Stoß thun, und ſo ſuchen ihn hinab in das Meer zu ſtürzen. Wir probirten nun mehrere Tage dies Manoeuvre, aber auf gewöhnlichen Barken, wo man nicht viel höher als das Hintertheil des Schiffes war, ſtand, dabei waren wir ganz nackend, hatten vier Schuh hohe Schilder und zehn Schuh lange Lanzen. Bei dieſen Proben lief alles ziemlich gut ab, ich fiel nur ſelten einmal in das Waſſer und ſtieß meine Gegner mehrmals hinab; aber dies war nur eine Finte von den Marineoffizieren, dieſe Seeratten hatten ſich verſchworen die Landratten — ſo titulirten ſich gegenſeitig die Marine- und die Landtruppen — die es wagten mit ihnen in die Schranken treten zu wollen, auf das Eis und tüchtig heimzuſchicken.

Während der Zwiſchenzeit ritt ich indeſſen oft am Abend nach Pallea Caſtrizza und kehrte am Morgen nach Corfu zurück, wo ich mich dann mit Capo d'Iſtria in die Vorhalle der Spiridionskirche begab, und wir uns an der Thüre derſelben blicken ließen, ſobald wir ſicher waren, daß der **Sposo in spe** nicht anweſend war. Wir correſpondirten nun vermittelſt der Finger- und Zeichen-

sprache mit der mit uns einverstandenen holden Enrichetta, und die Entführung, zu der sie endlich, durch Briefe und Zureden der Alten bestürmt, eingewilligt, wurde auf den 15. August, dem Napoleonstag selbst festgesetzt, und zwar sollte sie auf dem Ball, den der Gouverneur an diesem Tag jedesmal gab, vollführt werden, da man daselbst die Abwesenheit der Signora nicht sogleich bemerken würde. Um jedoch sicher zu seyn, daß sie dem Ball beiwohnte, begab ich mich zum Chef de l'état major, Bauduy, um zu erfahren, ob die Vilettas, mit den andern venetianischen Familien, die man gewöhnlich zu diesem Feste zog, eingeladen seyen, und wenn dies der Fall nicht wäre, dies zu veranlassen. Zu meiner Freude fand ich sie auf der Liste der Geladenen stehen, und daß sie kommen würden, war die Sache der Signora.

Der 15. August war endlich herangekommen, und Alles sowohl zu dem Turnier wie zur Entführung gehörig vorbereitet. Hr. von Brüge kam nebst den Seinigen gleichfalls am frühen Morgen in die Stadt, der Parade und der Feier beizuwohnen. Nachdem alles militärische Gepränge, mit Kanonendonner ꝛc. begleitet, vorüber war, schickte man sich zu dem Seeturnier an, das um 4 Uhr Nachmittags beginnen sollte. Der Senat von Corfu hatte auf Kosten der Stadt mehrere Preise für die Sieger ausgesetzt, von denen der erste eine Brillantnadel von ungefähr 4000 Franken an Werth war. In der Rhede zwischen Corfu und Vido bildeten eine bedeutende Zahl Schiffe jeder Gattung und verschiedener Größe, alle beflaggt und bewimpelt, einen großen Halbkreis, der sich an seinen beiden Enden an das Ufer anschloß, auf dem ein bretternes Amphitheater errichtet war, auf welchem die Zuschauer Platz nahmen, für die Generalität, Stabsoffiziere, Damen der Garnison und vornehmen Corfiotinnen waren eigene, mit Teppichen behangene Logen eingerichtet. Zwei Fregatten schlossen die Mitte des Halbkreises, auf diesen hatten die Kampfrichter so wie die Musikchöre und die Admiralität und nichtthätigen Seeoffiziere Platz genommen, auf den andern Schiffen waren ebenfalls viele Zuschauer placirt. Die 24 Kampfbarken waren je 12 auf beiden Seiten in Schlachtordnung aufgestellt, aber es waren ganz andere als auf denen wir die Proben gehalten hatten, und die runden Brettchen, auf welchen kaum ein Mann Platz zum Stehen hatte, waren so hoch, daß sie bei der geringsten Bewegung schwankten, und man auch ohne einen Stoß schon Mühe hatte, sich auf denselben zu erhalten,

wenn man nicht wie die Marine an ein ſolches Schwanken durch das Klettern auf den Segelſtangen und Maſtbäumen gewöhnt war. Die Barken rechts waren roth und weiß, und die links blau und weiß angeſtrichen, auf einer jeden befanden ſich ein Paar Tambours. Die turnierenden Ritter waren meiſtens in ſpaniſchem Coſtüme, und hatten goldne oder ſilberne Helme mit hohen Federbüſchen auf dem Kopf. Alles war aber, ſo wie die ganze Kleidung und ſogar die Stiefeln von Papier, aber ſo gut und ſo täuſchend nachgemacht, daß man ſchon in einer Entfernung von wenig Schritten dies nicht bemerken konnte. Es war nöthig daß die Kleider aus dieſem fragilen Stoff beſtanden, damit ſich derſelbe ſogleich auflöste, wenn man ins Meer fiel, und deſſen entledigt, ungehindert ſchwimmen konnte. Als ich auf meinem Brettchen Poſto gefaßt hatte und ſich die Barke in Bewegung ſetzte, da war es ein ganz anderes als bei den Proben, wo wir kaum 3 Schuh über dem Waſſer geſtanden, und ich hatte die größte Mühe, nicht von dem in der Luft ſchwebenden Brettchen, das nicht viel mehr Raum als eine große runde Schüſſel hatte, hinabzuſtürzen. Jetzt donnerte die Kanone los, die das Signal zum Abfahren gab, alle Tambours und die Muſik fielen mit dem von mir componirten Sturmſchritt ein, alle Ruder auf einen Schlag in das Waſſer, und die 24 Barken fuhren pfeilſchnell gegeneinander. Nur mit der größten Mühe gelang es mir noch, meine Lanze gehörig einzulegen, aber bald ſchwindelte mir, es wurde ganz ſchwarz vor meinen Augen, Hören und Sehen verging mir, und kaum von meinem Gegner berührt, ſtürzte ich faſt bewußtlos in die See hinab, wo mich ein zu dieſem Zweck bereitſtehender Nachen auffiſchte und in das Garderobeſchiff, wo wir uns angekleidet hatten, brachte. Glücklicherweiſe war ich nicht der Einzige dem es ſo ergangen war, alle Landoffiziere, acht an der Zahl, hatten gleiches Schickſal gehabt, und keiner verſpürte Luſt, ſich nochmals anzukleiden, wie es die herabgeſtoßenen Seeoffiziere machten, um das Spiel von vorn zu beginnen, ſondern wir verſteckten uns hinter den übrigen Zuſchauern, nachdem wir unſere gewöhnliche Kleidung wieder angelegt, und ſahen dem noch über zwei Stunden dauernden Kampf nun recht behaglich zu, bis endlich ein auf dem Admiralitäts-Büreau angeſtellter Beamter, der zuerſt zwölf Gegner hinabſtürzte, den erſten Preis errungen hatte, die beiden andern Preiſe erhielten zwei Marine-Offiziere, welche nach

ihm die meiſten Ritter in das Meer warfen. Als dies Turnier beendigt und die Preiſe unter Vivatgeſchrei und dem Schmettern der Trompeten und Pauken vertheilt waren, begannen die Matroſen noch ein Wettſpiel, welches darin beſtand, auf einem langen Maſtbaum, der horizontal von dem Hintertheil eines Schiffes etwa 20 Fuß lang in das Meer ging, und mit Seife ſehr glatt gemacht war, mit bloßen Füßen und nackt deſſen äußerſte Spitze zu erreichen, und den daran hängenden Hut wegzunehmen, auf was eine Belohnung von 500 Franken geſetzt war. Vier ſolcher Maſte und Hüte waren ausgeſteckt, aber viele hundert Matroſen purzelten ins Meer bevor es einem gelang, den Hut zu erhaſchen. Bis in die ſinkende Nacht amüſirte die Soldaten, Seemänner und den Janhagel von Corfu dieſer letzte Theil des Schauſpiels, bei deſſen Beginn ſich die meiſten andern Zuſchauer und Damen entfernten.

Ich war ebenfalls vor deſſen Beendigung weggegangen und hatte mich in meine Wohnung begeben, um mich zum Ball und zu der Entführung bereit zu machen. Da mit der Retraite alle Waſſer- und Landthore geſchloſſen wurden, ſo war ich mit Capo d'Iſtria übereingekommen, die Entführte bis Tagesanbruch in meinem Quartier, wo man ſie ſicher nicht ſuchen würde, zu beherbergen, und wo ſie eine griechiſche Mannskleidung anlegen und dann mit dem Oeffnen der Thore auf einem Maulthier die Stadt verlaſſen ſollte, um ſich von Capo d'Iſtria und mir begleitet nach dem Dorf Spagus zu begeben, wo ich ein Häuschen für ſie in Bereitſchaft hatte ſetzen laſſen. Wir hatten Mitternacht zur Stunde der Entführung beſtimmt, damit unſere Abweſenheit nicht zu früh bemerkt werden konnte. Auf dem Ball tanzte ich mehrere Contretänze mit ihr und die Montfarinen tanzte ſie abwechſelnd mit ihren beiden Bräutigams. Als der entſcheidende Moment nahte, wurde ihr doch nicht ganz wohl bei der Sache, und ich hatte alle Mühe, ihr während dem Tanz Muth einzuſprechen. Gleich nach dem letzten Contretanze, nach dem Proſalenti eine Montfarine mit einer franzöſiſchen Offiziersdame tanzte, und alſo ſeine Braut nicht in den Augen haben konnte, mußte der Schritt gethan werden, und halb gutwillig, halb mit Gewalt zog ich Enrichetta durch einige Seitenzimmer an eine Hintertreppe des Gouvernementspallaſtes; Capo d'Iſtria folgte uns auf dem Fuße nach, und ſo liefen wir

in meine, ſich nahe bei der Porta Reale befindliche Wohnung, in der die Signora Viletta beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl niederfiel, und wir alle Mühe hatten ſie zu beruhigen. Capo d'Iſtria mußte jedoch ſchleunig wieder auf den Ball zurückkehren, damit er daſelbſt geſehen wurde und ſo kein Verdacht auf ihn fallen konnte, ſobald man das Mädchen vermißte, bei der ich nun allein blieb, und mein möglichſtes that, ſie zu tröſten und zu beruhigen, wobei ich es an den hiezu nothwendigen Liebkoſungen nicht fehlen ließ, die ſich aber nur auf ein mitleidiges in Arm nehmen, ein an mich drücken und einige Küſſe auf die Stirn und die von Thränen benetzten Wangen beſchränkten, was die holde Enrichetta in ihrer Angſt ruhig geſchehen ließ. Die griechiſchen Mannskleider lagen bereit, ſie mußte ſich bequemen ſie anzulegen, wobei ich ihr beſtens behüflich war, und dabei mußte ich natürlich in allerlei Berührungen mit ihr kommen, die mir das ohnehin ſchon heiße Blut noch vollends in Wallung brachten. Minutenlang fühlte ich ihr Herz an meiner Bruſt klopfen, und wer weiß was weiter geſchehen wäre, wenn man nicht gerade gewaltig an der Hausthüre geklopft hätte. Es war Capo d'Iſtria, der, nachdem ich ſelbſt geöffnet hatte, faſt athemlos hereinſtürzte und uns ankündigte, daß das Verſchwinden der Braut bereits wahrgenommen worden ſey und man allenthalben nach ihr ſuche. Er ſelbſt habe noch mit Proſalenti geſprochen, um allen Verdacht von ſich zu wenden; wenn wir nur jetzt ſchon glücklich zur Stadt hinaus wären, meinte er, und war dabei in einer ſolchen Aufregung daß er, das Mädchen küſſend, kaum bemerkte, daß ſie ſich bereits in einen holden griechiſchen Knaben verwandelt hatte. Mein Burſche, den ich auf die Lauer geſtellt hatte, um mir Rapport zu machen ſobald das Stadtthor geöffnet würde, kam endlich geſprungen dies zu melden, und wir verließen nun alle drei meine Wohnung, kamen unangehalten durch die Porta Reale, eilten nach Caſtrades, wo wir ein Maulthier geſattelt fanden, auf dem ſich Capo d'Iſtria ſammt ſeiner ſchönen Beute davon und auf den Weg nach Spagus machte. Ich blieb noch bis gegen Abend in der Stadt und hörte daß dieſe Entführung, deren Urheber man noch nicht kannte, und bei der man den einen oder andern Offizier von der Garniſon im Verdacht hatte, da es ſo häufig vorkam, daß dieſe Mädchen und Frauen entführten, ein gewaltiges Aufſehen machte, da die Entführte eine reiche Braut war. — In Vallea Caſtrizza an-

gekommen, erzählte ich die Sache der Familie Brüge, die nicht zum Ball geblieben war, als eine große Neuigkeit, ohne zu erwähnen welchen Antheil ich an derselben gehabt. Längere Zeit wußte Niemand was aus der Entführten geworden war, mit der sich Capo d'Istria ein Paar Tage nach der Entführung in aller Stille hatte trauen lassen, und seine junge Gattin, die fortfuhr heimlich in Spagus zu wohnen, jeden Abend heimsuchte. Nach mehrern Wochen wurde das Geheimniß jedoch entdeckt und man wußte allgemein, daß Capo d'Istria der Entführer gewesen. Dieser fand nun für gut, sich auf das feste Land nach Albanien zu flüchten, um vorerst den Dolchen der Viletta und Prosalenti zu entgehen, und als man herausgebracht, daß ich bei der Geschichte sein Helfershelfer gewesen, erhielt ich von Sr. Excellenz dem Gouverneur General Donzelot einen Wischer. Bevor Capo d'Istria die Insel verließ, gab er seine junge Frau auf meinen Rath der Frau von Brüge zur Obhut, welche sich auf meine Verwendung dazu bequemte, die Hütung der hübschen Signora zu übernehmen. Josephine hatte nun eine angenehme Gesellschafterin und ich eine Unterhaltung mehr, denn es gelang mir bald es da fortzusetzen wo ich am Abend der Entführung unterbrochen worden war. Aber Josephine merkte Unrath, und brachte es bei ihrer Mutter dahin, daß die junge Frau wieder aus dem Haus und zu einer nahen Anverwandtin ihres Mannes gebracht wurde, wo ich indessen öfters Gelegenheit fand sie zu besuchen.

Längst hatte ich gewünscht, von den übrigen jonischen Inseln doch wenigstens das Vaterland des Odysseus, die Insel Thiaki (Ithaka), kennen zu lernen, aber dieses schien unausführbar, da unsere Erzfeinde, die Engländer schon längst im Besitz derselben, so wie aller andern Inseln, Corfu und das kleine Paxo ausgenommen, waren. Der Graf Mocenigo meinte aber, daß das Projekt dennoch ausführbar sey, wenn ich die Insel incognito und als Grieche oder Albanese verkleidet besuche. Ich theilte Hrn. v. Brüge mein Vorhaben mit, der meinte, es sey ein sehr gewagtes Unternehmen, indem ich leicht den Engländern in die Hände fallen könne. Ich ließ mich dadurch jedoch nicht abhalten, erbat mir einen 14tägigen Urlaub vom Gouverneur, angeblich um Paxo und Parga zu besuchen, da mir nach Thiaki natürlich keiner bewilligt werden konnte, doch wußte der General Donzelot um mein Vorhaben, das er aber ignorirte, und meinte, die Folgen die es

haben könnte, hätte ich mir selbst zuzuschreiben. Ich fuhr nun als ein ziemlich armer Grieche gekleidet, auf einer Barke nach Paxo, das nur wenige Miglien südlich von Corfu liegt, und brachte daselbst eine Nacht und einen halben Tag zu. Diese kleine Insel ist sehr bergig, liefert aber das beste Oel aller Inseln und viel sogenanntes Johannisbrod, sie zählt etwa 6000 Einwohner, die sich erst kürzlich, von englischen Agenten verführt, gegen das französische Gouvernement empört, und eine kleine englische Besatzung aufgenommen hatten. Wir eroberten aber die kaum 6 Stunden im Umfang habende Insel mit 3 Compagnien wieder, das englische Detachement, etwa 80 Mann, gefangen nehmend, und zwölf Parioten, welche die Rädelsführer bei der Sache gewesen, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und auf der Esplanade zu Corfu erschossen, nachdem sie die Nacht vorher noch in einer der Kirchen auf diesem Platz zugebracht hatten. Die Parioten behaupten, der Apostel Paulus habe sich längere Zeit auf ihrer Insel aufgehalten, deren er in einem seiner Briefe erwähnt. Eine kleine halbe Stunde unter Paxo liegt Antipaxo, ein Inselchen, das keine Stunde im Umfang hat und nur von einigen Schwein- und Ziegenhirten sammt deren Heerden bewohnt oder vielmehr besucht wird.

Von Paxo fuhr ich nach Parga, das an der albanesischen Küste auf einem hohen Felsen, Paxo gegenüber liegt, eine Garnison von einigen hundert Mann und einige Artillerie hatte, und etwa 5000 Einwohner zählte. Der Commandant, dem ich mein Vorhaben mittheilte, rieth mir, einen zuverlässigen landeskundigen Albaneser von der Garnison mitzunehmen, der außer dem neugriechischen auch etwas venetianisch spreche, und den er mir mitgeben wolle. Mit Dank nahm ich dieses Anerbieten an und fuhr den folgenden Tag auf einer Fischerbarke längs der Küste bis nach Prevesa, eine Stadt mit einem Fort, die etwa 6000 Einwohner zählt. Von da schifften wir nach Vonitza über, eine auf einem steilen Felsen liegende Festung, von der wir unsere Reise zu Fuß immer längs der Küste hin fortsetzten, durch verschiedene türkische Flecken kommend, wobei mir mein Albaneser treffliche Dienste leistete, denn ich wüßte nicht wie es mir ohne ihn ergangen wäre. Endlich kamen wir an einen, Thiaki gegenüber liegenden Ort, von dem wir in einer Barke nach dem ehemaligen Reich des Odysseus, das kaum 15 Stunden im Umfang hat, übersetzten. Jetzt mochten etwa 9—10,000 Menschen auf der mit vielen Oli-

ven-, Cypreſſen-, Orangen- und Granatbäumen beſetzten Inſel wohnen, deren vorzüglichſtes Produkt Corinthen ſind, die hier von außerordentlicher Güte reifen und von denen jährlich über 100 Centner ausgeführt werden. Ich durchſtrich die Inſel mit meinem Begleiter, dem ich täglich 2 türkiſche Piaſter gab, nach allen Richtungen, bei jedem Tritt denkend: hier mögen wohl auch Odyſſeus und Telemach gewandelt und gehandelt haben. Nachts brachten wir gewöhnlich im freien Feld, manchmal auch in einem griechiſchen Kloſter zu. Der größte Ort auf der Inſel heißt Vathi, er liegt an einem Meerbuſen und hat nicht übel gebaute zweiſtöckige Häuſer, die ziemlich gut unterhalten ſind. Die Frauen und Mädchen hier haben ein blühendes Ausſehen, ſind meiſt gut gewachſen, und werden auch nicht ſo eingeſperrt gehalten wie auf den übrigen Inſeln. Um den Ort herum liegen Weinberge, Olivenbaumſtücke, und auf den Anhöhen mehrere achtflügelige Windmühlen. Vathi hat auch einen Hafen, mitten in demſelben ſteht ein Kloſter nebſt einer Kirche auf einer kleinen Inſel, S. Salvator genannt. Auf der rechten Seite von Vathi, der kleinen Inſel gegenüber, liegen Ruinen eines alten Gebäudes, das man den Palazzo nennt, und von dem noch Mauern und Gewölbe übrig ſind, auch fand man mehrere große viereckige Marmorſteine in deſſen Nähe, zum Theil mit altgriechiſchen Inſchriften. Dieſe Ueberbleibſel werden für die Trümmer von Odyſſeus Pallaſt ausgegeben, ſo wie andere, nicht weit davon liegende Ruinen man für die Reſte der ehemaligen Hauptſtadt von Ithaka hält. Beides iſt indeſſen ſehr ungewiß. Homer ſagt, dieſe Stadt liege auf einem Berg, Oneion genannt, Cicero ſpricht von ihr als von einem hochliegenden Vogelneſt, und Plinius ſagt ebenfalls daß ſie auf einem ſehr ſteilen Felſen liege. Dieſe Hauptſtadt, die aber ſpäter als Odyſſeus hier herrſchte, erbauet wurde, führte gleichen Namen wie die Inſel.

Nachdem ich des Helden Odyſſeus Heimath gehörig unterſucht, ohne daß es mir gelungen wäre mich mit meinem Homer in der Hand gehörig orientiren zu können oder auch nur Wahrſcheinlichkeiten ausfindig zu machen, ſchickte ich mich den dritten Tag nach meiner Ankunft nicht ſehr befriedigt — die Inſel iſt ſehr bergig und im Allgemeinen ziemlich kahl, hat aber viele zerſtreut liegende Klöſter und Kirchen — an, ſie wieder zu verlaſſen. In einiger Entfernung von Vathi füllten wir unſere mitgebrachten

Gurden (kleine Kürbißflaſchen) mit friſchem Trinkwaſſer, das aus dem Felſen entſpringt, welchen die Gelehrten der joniſchen Inſeln für den von Homer erwähnten Felſen Corax, die Quelle ſelbſt aber für die Quelle Arthuſa halten, und beides nicht ohne große Wahrſcheinlichkeit.

Wir fuhren in einer gemietheten Barke ab, und da ich meinem Begleiter den Wunſch geäußert hatte, wo möglich auch noch Santa Maura, das alte Leucadien zu beſuchen, ſo redete mir dieſer zu, das Wagſtück zu unternehmen; dies war es allerdings wegen der engliſchen Beſatzung. Nach einigen Stunden landeten wir etwas oberhalb dem Cap Ducato auf St. Maura, von wo wir uns in das Innere der Inſel begaben, die etwa 25 Stunden im Umfang haben mag. Sie war mit ziemlich viel Gehölz bedeckt und leidlich angebaut, beſonders mit Baumwolle-, Oliven-, Corinthen-, Mandel- und Feigenbäumen. Eine Nacht brachten wir in einem ſehr elenden Dorf zu, wo unſer ganzes Mahl aus einem halben Dutzend wilder Artiſchocken mit Citronenſaft beſtand. Den folgenden Morgen begaben wir uns in die Hauptſtadt, welche die Maurioten Amarchi, auch Amakuki nennen, und in einem tiefen, mehrere Stunden langen Sandfeld liegt, daher auch ihr Name Amakuki (Sandkorn). Als ich hier ſo vielen engliſchen Uniformen begegnete, ward mir doch etwas unheimlich, ich wagte mich nicht in die Feſtung S. Maura, die nicht unbedeutend iſt, aber weder Stadt noch Feſtung enthalten irgend eine Merkwürdigkeit. Woran mir mehr gelegen, war, den berühmten Felſen aufzuſuchen, von dem ſich die verliebten altgriechiſchen Narren und die Sapho herabſtürzten, aber mein Albaneſer wußte ſo wenig davon, wie alle Maurioten die er darnach fragte. Ich wandte mich nun ſelbſt an einen halb italiäniſch gekleideten Einwohner, der venetianiſch ſprach und von dem ich erfuhr, daß der von mir geſuchte Ort das Cap Ducato wäre, in deſſen Nähe wir gelandet hatten. Wir hatten vier ſtarke Stunden zurückzulegen bis wir wieder dahin kamen, dies verſetzte meinen Begleiter, der gar nicht begreifen konnte was ich an dem einſamen Felſen ſuchte, in ziemlich üble Laune; ein Paar Extra-Piaſter gaben ihm aber ſchnell ſeinen guten Humor wieder. Ich beſtieg das hohe und ſteile Vorgebirg und den Gipfel des Felſens, von dem herab die vom Phaon verlaſſene närriſch gewordene Dichterin in die Meeresfluthen geſprungen war. Daß dies wirklich der ſo bekannte leukadiſche Fel-

ſen iſt, auf dem der Tempel Apollos geſtanden, deſſen noch Virgil erwähnt, ſcheinen viele altgriechiſche Kritzeleien, die in demſelben eingegraben ſind, zu beſtätigen. Beinahe wäre mir ein gleiches Loos, wenn auch nicht aus verliebter Raſerei, wie jenen unglücklichen Narren, ſondern aus Tücke des Schickſals, zu Theil geworden. Mein Begleiter und ich ſahen plötzlich aus noch ziemlicher Ferne vier wohlbewaffnete Männer von einem engliſchen Offizier angeführt, mehr laufend als gehend gegen unſern Felſen zu eilen, von denen wir nicht ohne Grund vermutheten, daß ſie nicht in der beſten Abſicht kämen, und ſo war es in der That. Ihnen zu entrinnen, daran war nicht mehr zu denken, wir hätten denn den halsbrechenden leukadiſchen Sprung machen müſſen, wozu wir beide aber keine große Luſt verſpürten; uns lebendig fangen zu laſſen ſchien mir eben ſo wenig rathſam, denn wir riskirten, als ein Paar Spione ohne weiters gehängt zu werden.

Nach einer kurzen Beſinnung ſah ich ein, daß uns nichts anders übrig bleibe als, da wir gut bewaffnet waren — jeder hatte zwei Piſtolen und einen langen Dolch bei ſich, der Albaneſer außerdem noch ſeine Flinte — uns unſerer Haut beſtens zu wehren. Ich theilte dieſe Anſicht meinem Begleiter mit, ihn verſichernd, daß ein Strick ſein unvermeidliches Loos ſeyn würde, wenn man ihn lebendig finge, und machte ihm begreiflich, daß wenn wir auch nur zwei gegen fünfe ſeyen, wir doch den ungeheuern Vortheil der Poſition für uns hätten, und folglich auch den des Ausgangs des Kampfes. Dies begriff mein Reiſegefährte ſehr wohl, verſetzte aber unwillig: das Unheil habt Ihr mit Euerm verfluchten Narrenfelſen über uns gebracht, daß wir uns ſo ſehr darnach erkundigten hat die Engländer aufmerkſam auf uns gemacht, die uns jetzt verfolgen, und zuletzt müſſen wir doch noch unterliegen, denn ewig können wir nicht hier bleiben. Dieſe Logik war für einen halbwilden Albaneſer ſo übel nicht. „Ja wenn noch Schätze hier zu holen geweſen wären, fuhr er fort, dann ließ es ſich noch begreifen, aber ſo, ein kahler Stein.“ — All dies Raiſonniren hilft jetzt zu nichts, die feindliche Patrouille iſt keine 50 Schritte mehr entfernt, und ſchickt ſich an heranzuklimmen, — fiel ich ihm ins Wort, und rief dem ſich bereits am Fuß des Felſens befindlichen Feind ein donnerndes Halt zu, während mein Albaneſer ſein Gewehr anlegte; ehe er aber losdrückte, rief ich dem Lieutenant auf engliſch zu: daß wenn er es auf uns abgeſehen habe, er

uns wenigstens nicht lebendig fangen würde, und sein und seiner Leute Leben auf dem Spiel stehe, denn wir seyen trefflich bewaffnete Schützen ..... und ein Paar Spione, antwortete der Offizier, uns noch ein: „Ergebt Euch!“ zurufend. — Das sind wir nicht, erwiederte ich, sondern Ehrenmänner. Wir parlamentirten weiter, und ich gestand ihm zwar, daß ich ein Franzose sey, sagte jedoch nicht, daß ich in Militairdiensten stehe, sondern daß ich einzig und allein gekommen sey, um dem berühmten leukadischen Felsen einen Besuch abzustatten, was ihm als einem gebildeten **Englishman** gewiß sehr natürlich erscheinen müsse, da er ohne Zweifel von der Geschichte desselben und namentlich der der Sapho unterrichtet wäre. Ich suchte ihn nun noch bei der Ehre anzugreifen, mich auf die allgemein bekannte englische Loyalität berufend, und gab ihm zu gleicher Zeit mein Ehrenwort, daß ich nicht gekommen sey, das verächtliche Handwerk eines Spions zu treiben. Nach noch einigem Hin- und Herreden gelang es mir denn auch, ihn in seiner Mutterspracbe, was gewiß nicht wenig dazu beitrug, von seinem ungerechten Verdacht und meiner Unschuld zu überzeugen; er gab mir nun seinerseits das Ehrenwort, daß wenn ich herabsteigen wolle, weder mir noch meinem Begleiter das mindeste Leid geschehen solle, und wenn wir beweisen würden daß wir keine Spione seyen, man uns ungehindert ziehen lassen werde. Ich traute dem Engländer, der gegen seine Leute äußerte, daß er uns für keine Spione halte, und stieg den Felsen hinab. Er lud mich jetzt ein, ihm zum Commandanten zu folgen, was ich jedoch ablehnte, ihn bei Seite nahm und ihm die Wahrheit und die Ursache, die mich nach Santa Maura geführt, offen gestand; er war nun seiner Seits zuvorkommend artig und theilnehmend, und als ich äußerte, ich wünsche möglichst bald wieder das feste Land zu erreichen, hatte er die Gefälligkeit, uns bis an das, Livadien gegenüberliegende Ufer zu geleiten, wo wir eine Fischerbarke in Beschlag nahmen, in der wir übersetzten, nachdem ich mich bei meinem edlen Führer bedankt und wir gegenseitig unsere Adressen ausgetauscht und Abschied genommen hatten, worauf er sich eiligst entfernte. Kaum waren wir aber 20 Schritte vom Ufer abgestoßen, als sich mehrere bewaffnete Insulaner an demselben zeigten, und den zwei uns rudernden Schiffern in griechischer Sprache befahlen, umzukehren. Wir fanden aber für gut, denselben zu befehlen nicht zu gehorchen, son-

dern ſchnell das Weite zu gewinnen. Als dies die auf dem Land ſtehenden Griechen ſahen, feuerten einige auf uns, während die andern längs dem Ufer hinab liefen ein Fahrzeug zu ſuchen, das ſie aber glücklicherweiſe nicht fanden. Bald waren wir aus dem Bereich der Schußweite, und kamen nach anderthalb Stunden, nicht ohne große Anſtrengung an der jenſeitigen Küſte an. Wir fuhren nun wieder nach Preveſa, von da legten wir den Weg bis Butrinto zu Land zurück, wo ich dann ein Schiffchen miethete, das uns glücklich wieder nach Corfu brachte. Ich entließ meinen treuen Begleiter, indem ich ihm noch ein kleines Geſchenk machte, meldete meine Ankunft und begab mich dann wieder nach Pallea Caſtrizza, wo ich Hrn. v. Brüge und ſeinen Damen die gehabten Abentheuer mit allen Details erzählen mußte. Ich fand auch Neuigkeiten von Haus vor, nämlich einen Trauerbrief, der mir das Ableben meines Großvaters väterlicher Seits meldete, und eine Anweiſung von 50 Louisd'ors, welche mir das Haus Heinzelmann in Venedig auf einen Juden in Corfu, Namens Meſulam, auf Veranlaſſung meines Vaters übermachte. Die Kanonierſchaluppe, die während meiner Abweſenheit glücklich von Otranto angekommen war, hatte unſerm Regiment auch einen Colonel en second zugeführt, und zwar den Bruder des bekannten Schriftſtellers und Verfaſſers des goldnen Kalbes, Benzel-Sternau, der jetzt Finanzminiſter in Dienſten des Großherzogs von Frankfurt war, und deſſen Bruder bisher in ruſſiſchen Dienſten geſtanden hatte, welcher nun das Commando der beiden in Corfu ſtehenden Bataillone des 2ten Fremdenregiments, das bisher Hr. v. Brüge gehabt, übernehmen ſollte; aber der neue Oberſt war ein äußerſt gutmüthiger und ziemlich indolenter Menſch, der ſich hier auf einem ihm ganz fremden Terrain befand, und Hrn. v. Brüge, ohne deſſen Rath er nichts that, nach wie vor ganz gewähren ließ. So lange wir noch in Pallea Caſtrizza waren, kam er jede Woche einigemal uns zu beſuchen und ſich Rath zu holen, da er den franzöſiſchen Dienſt ganz und gar nicht kannte. Ueberhaupt hatten wir in der letzten Zeit faſt täglich Gäſte aus der Stadt, die ſich unſere köſtlichen Seefiſche, Languſtien, den guten Wein des Kloſters u. ſ. w. trefflich ſchmecken ließen. Nach der Tafel wurde muſicirt, Joſephine ſang italieniſche Duette mit mir, unter denen beſonders das „Per pietà deh non lasciarmi“ aus der Ginevra di scozia Furore machte, es wurde auch manchmal getanzt, wenn

mehrere Damen unter den Gästen waren, und so ging der Rest der heißen Jahreszeit munter und vergnügt zu Ende. Bevor wir das gastfreundliche Kloster verließen, machten wir noch einen Ausflug oder besser eine Ausfahrt nach der kleinen Insel Fano, die am nördlichen Cap von Corfu liegt, und wie die Sage will, dieselbe Insel ist, welche die Göttin Calypso bewohnte, deren Grotte man den Fremden noch zeigt, die aber weder göttliche noch selbst irdische Pracht aufweist, sondern eine gewöhnliche geräumige und feuchte Höhle mit mehreren Abtheilungen ist. Diese Insel hat ungefähr 500 Einwohner, Fanioten genannt, die halbwild sind, auch hatten wir eine Besatzung von ungefähr 100 Mann auf Fano. Hier, wie zu Corfu, zu Paxo und Santa Maura, war noch allenthalben das in Stein gehauene venetianische Wappen, der geflügelte Löwe des St. Marcus angebracht, sein aufgeschlagenes Buch in der Tatze, grimmig aber ohnmächtig umherblickend. Ende September verließen wir endlich unsern pittoresken Sommeraufenthalt, um uns wieder unter den Schutz der Mauern der Stadt Corfu zu begeben, wo mir bald darauf eine interessante Mission nach Janina zu Theil ward.

IV.

Eine Miſſion nach Albanien. — Janina. — Ali Paſcha; ſeine furchtbaren Grauſamkeiten. — Ein lebendig Begrabener. — Govino. — Die Entführung einer jungen Griechin. — Rocca Timono. — Diverſi. — Ein Soldat erſchießt einen Fregattencapitain. — Ein Rattenmahl. — Die Prima Ballerina Giuſeppina Panzieri. — Großer Theaterſcandal. — Ludwig der Springer. — Die Feuerprobe. — Ein Duell. — Ein Banditenanfall. — Ein Schiffbruch. Die Gärten des Alcinous. — Eine verwünſchte Prinzeſſin. — Auffindung der Ruinen von Chryſopolis bei der Anlegung eines verſchanzten Lagers. — Ein großer Brand. — Die Räuber in Corfu. — Parga geht an die Engländer über. — Schlimme Neuigkeiten. — Mürats Abfall. — Napoleons Abdankung. — Rückkehr der Bourbons. — Ankunft der engliſchen und franzöſiſchen Flotten. — Uebergabe Corfu's an die Engländer. — Unanſtändiges Benehmen engliſcher Offiziere. — Einſchiffung der franzöſiſchen Garniſon.

Da die Communikation mit Italien jetzt immer ſchwieriger und auch die Fahrt nach Otranto durch die engliſchen Lanzen faſt ganz unterbrochen wurde, ſo ſandte man öfters kleine Detachements nach Albanien ab, wohin wir ohnehin häufig auf die Jagd gingen, um Transporte von Lebensmitteln, in Reis, Mais, Ochſen, Ziegen u. ſ. w. beſtehend, die für die Garniſon von Corfu gegen gute Bezahlung ziemlich ſchlecht vom Ali Paſcha von Janina geliefert wurden, zu escortiren. Mir wurde nach meiner Rückkehr von Pallea Caſtrizza zuerſt ein ſolches Commando zu Theil. — Als ich bei Butrinto mit meinen Leuten ans Land ſtieg, empfing mich ein Abgeordneter Ali's, der uns bis vor Janina begleitete. In allen Orten, durch welche das Commando paſſirte, wurde es von der ſtaunenden Menge, die zum Erſtenmal europäiſche Soldaten ſah, angegafft, und Greiſe, Weiber und Kinder drängten ſich um meine Leute, befühlten und betaſteten ſie, und Alles was ſie an ſich hatten, bis auf die bleiernen Knöpfe, die ſie für ſilberne hielten, war ein Gegenſtand ihrer Bewunderung. Als wir vor Janina angekommen waren, mußte ich Halt machen, und der Albaneſer der uns bis hierher begleitet hatte, begab ſich in die Stadt

um unſere Ankunft zu melden. Kaum war es daſelbſt ruchbar geworden, daß franzöſiſche Soldaten von Corfu angekommen ſeyen, als eine unzählige Menge Volks beiderlei Geſchlechts, Griechen, Türken und Albaneſer herbeiſtrömten, die Wunderthiere zu ſehen. Beim Beſehen blieb es aber nicht, ſondern ſie miſchten ſich unter die Soldaten, betaſteten deren Säbel, Gewehre, Patrontaſchenſchilder ꝛc., alles was blinkte und das ſie für edles Metall hielten, da es bei ihnen Gebrauch iſt, alle ihre Waffen, aus denen oft ihr ganzes Vermögen beſteht, mit Silber oder Gold beſchlagen und verzieren zu laſſen. Manche öffneten ſogar die Patrontaſchen und befühlten die Cartouches und Torniſter auf eine Weiſe, daß ich zu thun hatte, meine Leute, die ſich dies nicht gefallen laſſen wollten, ruhig zu erhalten. Am neugierigſten und dreiſteſten waren die Frauen und Kinder. Glücklicherweiſe kam der Albaneſer, einer von Alis Garden, mit einem Offizier des Paſchas zurück, der mit einem: **Oxo, oxo, Morée**, (Fort, fort, ihr Kerls,) das vor ſeinem Tyrannen zitternde Volk in einem Nu auseinander jagte. Er kündigte mir an, daß wir kein Quartier in der Stadt erhalten würden, ſondern bis nach Ablieferung der Lebensmittel vor derſelben unter Zelten, die man in Zeit von einer Stunde für uns aufſchlagen würde, lagern müßten, es ſey indeſſen den Leuten erlaubt, einzeln und ohne Bajonnette in die Stadt zu gehen, übrigens würde man für unſere Bedürfniſſe in jeder Hinſicht reichlich Sorge tragen und der Paſcha uns in ein Paar Stunden ſelbſt mit ſeinem Beſuch beehren. Dies alles wurde vermittelſt eines Dollmetſchers in italiäniſcher Sprache verhandelt. Bald darauf kündigte ein unordentlich im Galopp daherſprengender, ſehr reich gekleideter Trupp albaneſiſcher und türkiſcher Reiter Alis Ankunft an, dem er mit einer ſehr zahlreichen und glänzenden Suite bald folgte. Ich ließ die Mannſchaft ins Gewehr treten, präſentiren und die Tambours **aux champs** ſchlagen; ſogleich ließ Ali durch den Dollmetſcher fragen, was dies zu bedeuten habe, und als er vernommen daß dies die höchſte militäriſche Ehrenbezeigung ſey, gab er ſein Wohlgefallen durch beifälliges Lächeln zu erkennen. Ich ließ hierauf, nachdem ich ſeine Zuſtimmung erhalten, noch einige Handgriffe und Wendungen vornehmen, mehrmals abfeuern, Peloton-, Glieder- und Rottenfeuer machen, was ſowohl vom Paſcha als ſeinen Umgebungen mit Beifallsbezeigungen aufgenommen wurde. Was ihn am meiſten anſprach, ließ er mich durch

den Dollmetſcher erſuchen zu wiederholen, erkundigte ſich bis zu den kleinſten Details nach der Garniſon von Corfu, und nachdem er mich ſeiner Zufriedenheit und ſeines Wohlwollens hatte verſichern laſſen, ſo wie daß noch vor Abend für alle unſere Bedürfniſſe geſorgt werden würde, verließ er uns nach einer Anweſenheit von beinahe 2 Stunden. In der That war er kaum weg, als Lebensmittel aller Art, Wein nebſt mehrern türkiſchen Zelten, auch einige Divans und Polſter herbeigebracht wurden, denen vier Sänften von Sklaven getragen und albaneſiſchen Wachen umgeben, folgten; vier türkiſche Frauen oder Sklavinnen befanden ſich in denſelben, die ihre beſondern Zelte erhielten und die der beſorgte Paſcha zu meiner Privatunterhaltung beſtimmt hatte, indem die Türken die Weiber wie ein jedes andere zu befriedigende nothwendige Bedürfniß betrachten. Ich machte ihnen, nachdem ihre Zelte aufgeſchlagen waren, was zuerſt geſchah, einen Beſuch um meine Neugierde zu befriedigen, und fand vier ziemlich robuſte, wohlgenährte, korpulente Schönheiten, die gerade nicht mehr in der erſten Blüthezeit ſtanden, hochroth geſchminkt, ſchwarz bemalt waren, angeſtrichene Nägel und ziemlich grobe Züge hatten; genug es waren weder circaſſiſche noch griechiſche Schönheiten, ich verließ ſie bald wieder und geſtattete den Unteroffizieren und Soldaten ſie zu beſuchen, denn ſie zurückzuſchicken würde der Paſcha für eine große Beleidigung angeſehen haben. Als ich aber erfuhr, daß mir Ali ein Geſchenk mit dieſen Schönheiten machen wolle, die ich mit nach Corfu nehmen ſolle, ließ ich ihm am Tage unſers Abmarſches wiſſen, daß ich ſehr bedaure dies nicht annehmen zu dürfen, indem es mir die franzöſiſchen Geſetze verböten und ich bei meiner Rückkunft großen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſeyn würde, wenn ich vier Weiber mitbrächte. — Dieſe Raiſon nahm er auch an. Den andern Morgen ſchickte er wieder Geflügel, eine große Quantität türkiſchen Taback nebſt türkiſchen Pfeifen von rother Erde und vergoldet, für das ganze Commando; den Nachmittag kam er abermals ſelbſt und ließ ſich wieder einige Manoeuvres vormachen. Dieſe Beſuche wiederholte er noch einigemal und beſchenkte die Leute reichlich mit Taback. Des Morgens durchſtrich ich die ungepflaſterten Straßen Janinas und beſah deren bunte Häuſer, Moſcheen ꝛc.; auch hatte ich zweimal Audienz beim Paſcha in deſſen Palaſt, wo er mich mit einem Kiſtchen von Sandelholz, welches zwei Dutzend Fläſchchen köſtlichen Roſenöls enthielt, einem Päck-

chen von den im Serail verfertigten Paſtilien, und mehrern ausgezeichnet ſchönen türkiſchen Pfeifen, deren Rohre mit Caſchmir überzogen waren, und zwei caſchmirnen Shawls von Werth beſchenkte. Meine von Zeit zu Zeit ſpäter abgeſchickten Nachfolger waren nicht ſo glücklich, die Sache war nichts neues mehr, und als erſt das Mißgeſchick des franzöſiſchen Heeres in Rußland bekannt wurde, da zog der Paſcha von Janina ganz andere Saiten auf, und bald nachher traten zwiſchen ihm und dem Gouverneur von Corfu Mißhelligkeiten ein. — Einige Notizen über Janina und ſeinen merkwürdigen und grauſamen Tyrannen dürften hier wohl an ihrem Platz ſeyn. — Der Anblick der Hauptſtadt Albaniens iſt ganz orientaliſch und über alle Beſchreibung ſchön. Janina liegt an einem großen breiten Landſee, dem acheruſiſchen der Alten, unfern der Stelle wo das berühmte Orakel von Dodone war, und der ſich am Fuß eines Berges hinzieht, in ihrer ganzen Herrlichkeit vor den Augen des erſtaunten Ankommenden ausgebreitet. Die von Cypreſſenwäldchen umgebenen, ſtolz hervorragenden Minarets mit den vielen bunten dazwiſchen liegenden Häuſern, machen einen ſonderbaren Eindruck. In den See zieht ſich eine Halbinſel mit ſchroffen Felſen, auf der das alte Serail des Paſchas, oder ſogenannte Fort, und ebenfalls eine von Cypreſſen umgebene Moſchee liegen. Eine hohe Mauer trennt ſie von der Landſeite. Von dieſer Halbinſel kann man die ganze Stadt gut überſehen; ihr gegenüber liegt eine kleine Inſel, auf der ſich noch ein dem Paſcha zugehöriger Pallaſt befand. Janina hat einen ſehr großen Umfang, viel offene Plätze und Moſcheen. Die Bazars ſind mitten in der Stadt und nehmen zwölf Straßen ein, ein jeder iſt für ein beſonderes Gewerbe beſtimmt, der eine für Juweliere, der andere für Waffenſchmiede u. ſ. w. Hier hängen die Gebäude auch ziemlich zuſammen, die Häuſer der Reichen ſind ſehr geräumig und haben alle Gallerien. Der Judenkirchhof befindet ſich mitten in der Stadt, die damals an 40,000 Einwohner zählen mochte, und außer 16 Moſcheen, auch 8 griechiſche Kirchen hatte, ſogar ſah ich einige Buchläden, in denen neugriechiſche Bücher verkauft wurden. In den Straßen begegnete man bewaffneten Arnauten, Mohren, Tartaren, Türken und Griechen, alle zu des Paſchas Schaaren gehörend, deſſen Pallaſt, der große Serail genannt, um ihn von dem ſeiner Söhne Muktar und Veli zu unterſcheiden, im ſüdlichen Theil der Stadt auf einer Anhöhe, die

dieſelbe beherrſcht, und eine Citadelle aus hohen Steinmaſſen bildet, liegt. Der obere Bau iſt jedoch von Holz und ganz türkiſch mit vorſpringenden Dächern, langen Fenſterſcheiben und bemalten Außenwänden. Er iſt von finſtern Straßen umgeben, die ſehr enge Zugänge bilden. Durch ein hölzernes Thor kömmt man auf einen breiten unregelmäßigen Platz, der von zwei Seiten durch den Serail eingeſchloſſen iſt. Dieſer Platz wimmelte von den Soldaten von Alis Leibwache, die ſehr reich gekleidet war. Von da kömmt man in die Gallerie, die mit einer Menge Volk, als Türken, Albaneſer, Mohren, Griechen, ſchwarzen Verſchnittenen, Juden u. ſ. w. angefüllt iſt, dann gelangte man in einen langen, reich verzierten Saal, in dem ein großer ſeidner Vorhang herabhing, welcher wenn Ali Audienz gab, in die Höhe gezogen wurde, wo alsdann ein prächtiges, mit vielen Säulen prangendes großes Gemach ſichtbar ward, von deſſen Fenſtern man die Ausſicht auf den Landſee und das Pindus-Gebirge hatte. Der Fußboden war koſtbar ausgelegt und mit reichen Vergoldungen geſchmückt, an den Säulen hingen Dolche und alle mögliche Waffen von großem Werth, dem Paſcha gehörend, ringsum waren karmoiſinrothe Divans, vor denen die koſtbarſten Teppiche lagen. Ali ſelbſt ſaß mit übers Kreuz geſchlagenen Füßen unter einem karmoiſin mit Gold geſtickten prächtigen Thronhimmel. Er war von ziemlich hohem Wuchs, hatte ein dickes rundes Geſicht, eine offene Stirn, ſchlaue Züge und einen wilden grimmigen Blick. Er trug ein blaues, rothes oder gelbes, reich mit koſtbaren Pelzen beſetztes Oberkleid und bisweilen ſtatt des Turbans eine Sammetmütze. Seine Stimme war ſehr rauh und hohl und ſein brüllartiges Lachen hatte etwas Fürchterliches und Erſchreckendes an ſich. Ali (Bey) war 1750 zu Tepeleni in Albanien geboren, wo ſein Vater, Veli, Paſcha war. Bei deſſen Tod mochte er ungefähr 16—17 Jahre zählen. Als einige Zeit darauf ein Albaneſer, Namens Ghalil, eine Empörung veranlaßte, mußte Ali mit 40 Paras (ein halber Gulden) in der Taſche von Tepeleni entfliehen, und ſeine Mutter und Schweſter geriethen in Gefangenſchaft der Einwohner von Gardihi, die ihn ſelbſt in die Luft hatten ſprengen wollen; 40 Tage blieben ſie in dieſer Gefangenſchaft; ſpäter hat ſich Ali Paſcha durch ein ſchreckliches Gemetzel und abſcheuliche Grauſamkeiten an dieſer Stadt und deren Bewohnern gerächt. In ſeinem zwanzigſten Jahr trat er in die Dienſte des Coul Paſcha zu Berrat, wo er aber

bald in den Verdacht kam, eine Verschwörung angezettelt zu haben, und dieserhalb entfliehen mußte; doch erlangte er eine schnelle Aussöhnung mit Coul, heirathete eine von dessen Töchtern, die ihm zwei Söhne, den Muktar und Veli gebar. Jetzt machte er einen Versuch, sich Janinas zu bemächtigen, der ihm vollkommen gelang, er verjagte den dortigen Pascha, und nun erkannte ihn die Pforte als Pascha von Janina und dessen Bezirk an. Hiemit war aber sein Ehrgeiz noch lange nicht befriedigt, sondern er bemächtigte sich nach und nach theils mit Gewalt, theils mit List fast aller Distrikte Albaniens, verstärkte sein Corps von kriegerischen Schypetaren (Albaneser oder Arnauten, die von den alten Macedoniern abzustammen vorgeben,) immer mehr, drang mit denselben durch die engen Pässe des Pindus nach Thessalien, das er sich unterwarf, und ließ sich von der Pforte zum Deveny Pascha von Rumelien ernennen. 1798 leistete er derselben gute Dienste gegen den furchtbaren Paßwan Oglu und wurde dafür zum Pascha von 3 Roßschweifen ernannt. Während dieser Zeit war sein Schwiegervater Coul Pascha gestorben und Ibrahim dessen Nachfolger geworden, Ali konnte sich aber mit diesem nicht vertragen und hatte fortwährend Fehden mit demselben, denen endlich durch die Verheirathung seiner Söhne mit Ibrahims Töchtern ein Ziel gesetzt wurde. Dennoch überfiel er ihn 1811 wieder, nahm ihn gefangen, ließ ihm den Kopf abschlagen und vereinigte dessen Paschalik mit dem seinigen. Ibrahims Töchter aber, die beiden Frauen seiner Söhne, die er jetzt fürchtete, ließ der Unhold nebst noch 6 andern Frauen aus dem Harem in Säcke nähen und in dem See bei Janina ersäufen. Gleich darauf kam die Reihe an Mahomed, Pascha von Delvino, welcher Ibrahims Verbündeter gewesen, er nahm auch dessen Paschalik und die adriatischen Küsten in Besitz, und machte der Pforte außerordentliche Geschenke, damit diese sein Thun und Treiben billigte. Mahomeds Söhne flohen nach Corfu, wo sie Schutz suchten und ihn bei dem General Donzelot fanden. Schon weit früher, 1798, hatte Ali Prevesa, Vonitza, Arkanien, und Paramithia mit seinen Ebenen weggenommen. Nach fünfzehnjährigem Kampf hatte er die Sullioten, sehr tapfere Krieger, die zwischen Bergen und Felsen hausen, unterjocht, beinahe vertilgt, sich dann eines großen Theils von Macedonien bemächtigt, und war bis an die Grenzen von Attika vorgerückt. Sein Gebiet bestand nun in dem ganzen Epyrus, dem südlichen Theil von Il-

lyrien, einem großen Theil Macedoniens, faſt dem ganzen alten Theſſalonien, Aetolien, Phocis und einem Theil Böotiens. Er beſoldete ein Corps von mehr als 30,000 Albaneſern oder Arnauten, das, wenn es nöthig war, er mit leichter Mühe verdoppeln konnte, und dies waren die beſten Truppen des osmaniſchen Reiches und ſo treffliche Schützen, daß ſie ſelten einen Vogel im Flug fehlten, dabei die mäßigſten Männer, die keine andere Leidenſchaft als das Spiel und Rauchen kannten und keine andere Liebhaberei als ſchöne Waffen, ihr Stolz, hatten. Alis Finanzen waren in dem blühendſten Zuſtand, ſein Schatz an Silber, Gold, Juwelen, Perlen, Shawls, Roſenöl, Caſchemir und koſtbaren Vaſen, ſeltenen Uhren und Kunſtwerken war unermeßlich, jede Fehde bereicherte ihn um Millionen. Die Zahl der ihm untergebenen Seelen betrug über 3 Millionen, und ſeine jährlichen Einkünfte über 20 Millionen Piaſter. Seine Soldaten, die gut und pünktlich bezahlt wurden, waren ihm ſehr zugethan, ebenſo ſeine griechiſchen Unterthanen, die ihn trotz ſeinen abſcheulichen Grauſamkeiten dennoch ſchätzten, denn in der ganzen Türkei war keine beſſere Verwaltung und es wurde keine ſtrengere Gerechtigkeit ausgeübt als in den Provinzen die unter ſeiner Herrſchaft ſtanden; mit einem Paß von ihm, oder von einem ſeiner Garden begleitet, konnte man ſicher und ohne alle Gefahr durch ſein ganzes Land und die wildeſten Gebirgsgegenden reiſen, ſo ſehr hatte er ſeinen Namen zu fürchten und reſpektiren zu machen gewußt. Er war der gerechteſte Mann ſobald ſein eigenes Intereſſe nicht mit im Spiel, und der verabſcheuungswürdigſte Wüthrich wenn dieſes der Fall war. Er durchreiſte häufig ſeine Provinzen, unterſuchte und richtete alles ſelbſt, und ſchlug dem Schuldigen gewöhnlich mit eigener hoher Hand den Kopf ab; er war Richter, Vollſtrecker und Henker in einer Perſon und ſchlichtete Proceſſe, mit denen man in Deutſchland ein halbes Jahrhundert hingebracht hätte, in einer halben Stunde. — Die Hauptzüge des Charakters dieſes außerordentlichen Menſchen waren ſchlaue Liſt und unerhörte Grauſamkeit, mit einem ſtarken Aberglauben verbunden, die größte Furcht und Ehrfurcht flößten ihm Derwiſche ein, hiezu geſellte ſich noch eine unerſättliche Habgierde, die eine Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit erzeugte, von der man in der Geſchichte wenig Beiſpiele findet. Eine wahrhaft ſchauderhafte Rachſucht machte dieſen wilden Charakter noch gräßlicher, nie vergaß er die geringſte Beleidigung oder den kleinſten

Ungehorsam gegen seinen Willen, wobei ihm sein außerordentliches Gedächtniß sehr zu Statten kam. Hier einige Beispiele, die ihn am besten charakterisiren werden. Ein Albaneser hatte einen Vetter von ihm in zufälligem Streit getödtet; nachdem er dessen Weib und Kinder vor seinen Augen durch seine Tiger, deren er immer mehrere, so wie Löwen und andere Raubthiere in Käfigen unterhielt, hatte zerfleischen und auffressen lassen, ließ er ihn selbst langsam an einem Feuer braten. Der Bruder dieses Unglücklichen hatte sich noch bei Zeiten geflüchtet, einige dreißig Jahre später erfuhr Ali Pascha, daß sich derselbe auf der nahegelegenen Insel Santa Maura aufhalte, er schickte alsobald Abgeordnete mit sehr reichen Geschenken an ihn, die zu gleicher Zeit den Auftrag hatten, ihm die heiligsten Versicherungen zu geben, daß Ali längst Alles vergessen und vergeben habe und er seine ehemalige Strenge sogar bereue, er ließ ihm dabei die glänzendsten Versprechungen und lockendsten Anerbietungen machen, wenn er nach Albanien zurückkehren wolle. Der Unglückliche war schwach und leichtgläubig genug sich bethören zu lassen, und reiste mit den Abgesandten zurück. Kaum war er in Janina angekommen, als ihn der Wüthrich in Stücken hauen und seine Glieder in alle Straßen werfen ließ.

Um sich einen Begriff von seinem außerordentlichen Gedächtniß machen zu können, stelle man sich vor, daß er alle seine Offiziere, Soldaten und Angestellte bei ihrem Namen kannte, seine Truppen waren nicht wie in andern Staaten gleichmäßig besoldet, sondern jeder Soldat bekam monatlich etwas Gewisses, wie es Ali seinen Verdiensten angemessen bestimmt hatte, so daß fast keiner mit dem andern gleichgestellt war, und er wußte genau im Kopf, was jeder monatlich empfing.

In Janina gab es sehr reiche griechische Kaufleute, die, ohne je die Handlung gelernt zu haben, nach Italien, Triest, Rußland und Kleinasien handelten, oft weder lesen noch schreiben konnten, und dennoch die einträglichsten Speculationen machten. Sobald nun der Pascha durch seine Spione, deren er unzählige hatte, in Erfahrung gebracht, wieviel dieser oder jener bei einer solchen Speculation gewonnen, wovon er sich vorher auf das genaueste unterrichtet und die zuverlässigste Gewißheit verschafft hatte, schickte er einen von seinen Leuten an den Kaufmann mit der Bitte ab, er möge dem Pascha doch eine Summe von 100—1000 Zechinen

oder mehr leihen, je nachdem der Gewinnſt ausgefallen war, von dem er in der Regel die Hälfte in Anſpruch nahm, denn er fand es billig, gerade zu theilen. Wollte ſich nun der Kaufmann mit Unvermögen und dergleichen entſchuldigen, ſo fiel ihm der Abgeſandte ſogleich in die Rede und erklärte ganz lakoniſch: „Mein Befehl lautet: das Geld oder den Kopf.“ Da blieb wohl keine Wahl übrig, auch wäre es Keinem zu rathen geweſen, den hohen Schuldner an das Geliehene zu mahnen.

Der franzöſiſche Brigadegeneral Detry bekam einſt vom Gouverneur eine beſondere Miſſion nach Janina und wurde vom alten Ali ſehr freundlich aufgenommen, der ihm in einem Anfall von beſonderer Laune ſogar ſeinen Harem aufſchließen und ſeine zahlreichen Weiber vorführen ließ, eben ſo den ſeiner hübſchen Knaben, die ihm dazu dienen mußten, ſeine ekelhaften unnatürlichen Lüſte zu befriedigen, wenn ihn dieſe anwandelten. Als der General den Harem wieder verlaſſen hatte, fragte ihn der Paſcha, welche von den Frauen ihm am beſten gefallen habe, dieſer bezeichnete ihm diejenige, die am meiſten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ali bat ſeinen Gaſt eine Mahlzeit mit ihm einzunehmen, und ehe ſich nach deren Beendigung Detry entfernte, fragte ihn der Paſcha, ob er ſeine Geliebte noch einmal zu ſehen wünſche? Der General bejahte es lächelnd, Ali gab ein Zeichen, ein Vorhang rauſchte in die Höhe und ein ſchwarzer Verſchnittener hielt das noch blutende Haupt der Unglücklichen an den Haaren! Der Wüthrich lachte grimmig, Detry über eine ſolche Unthat erbittert, entfernte ſich ſchnell. Dies war zur Zeit geſchehen, als es ſchon mit der napoleoniſchen Herrſchaft auf die Neige ging, wovon er weit beſſer wie wir in Corfu unterrichtet war, früher würde er ſo etwas nicht gewagt haben, auch der franzöſiſche Conſul in Janina, Pouqueville ging eben nicht ſehr gelinde mit dem Unmenſchen um, drohte ihm mit des Kaiſers Zorn, wenn er etwas bei ihm durchſetzen wollte, und betrat deſſen Pallaſt oft mit ganz beſchmutzten und kothigen Stiefeln, die er an Teppichen in den Gemächern abputzte, welche viele Tauſend Piaſter gekoſtet hatten, indem er zu ihm ſagte: warum laßt Ihr Eure Straßen nicht pflaſtern und reinigen. Der alte Ali, der damals große Furcht vor den Franzoſen hatte, verbiß ſeinen Ingrimm unter hohlem Lachen. In Verlegenheit ſetzte es ihn, wenn der engliſche oder der franzöſiſche Conſul zugleich bei ihm eintraten, da er beide gleich fürchtete, auch

ſuchte er dies möglichſt zu verhindern, damit keiner ſich eines Vorzugs rühmen könne.

Oefters ließ ſich Ali bei den angeſehenſten Einwohnern Janinas zu Tiſche anſagen, wo er dann ſeine erſten Beamten, Diener und ein ganzes Gefolge von Garden und Sclaven mitbrachte. Er ſpeiſte ganz allein an einem Tiſch, den Wirth des Hauſes lud er gewöhnlich ein, ſich in ſeiner Nähe niederzulaſſen, und es wurde dabei türkiſche Muſik gemacht. Beim Abſchied ſah er es gerne wenn man ihn und ſein Gefolge beſchenkte, was aus guten Gründen nie unterlaſſen wurde; es geſchah auch wohl daß ſeine Diener dem gaſtfreien Wirth einige nicht zu verkennende Winke gaben, welche Geſchenke ihrem Herrn und ihnen ſelbſt die willkommenſten ſeyn würden. Alis Schlauheit war im ganzen Land zum Sprichwort geworden, und ohne die Diplomatie auch nur dem Namen nach zu kennen, überliſtete er nicht ſelten die gewandteſten Diplomatiker. Bekannt iſt, welch ein wohlverdientes Ende es noch im hohen Alter mit ihm nahm.

Gleich nach meiner Zurückkunft von Janina trug ſich ein Vorfall in Corfu zu, der gewaltiges Aufſehen machte. Ein Capitaine, **Quartier-maître-tresorier** vom 6ten Linienregiment, ein Elſäßer und guter Bekannter von mir, war von einer ſchweren Nervenkrankheit heimgeſucht und verfiel in eine ſo hartnäckige Aſphyxie, daß ihn Jedermann für todt hielt und die Aerzte ihn dafür erklärten. Alle Anſtalten zu ſeinem Begräbniß (wegen der großen Hitze wurden die Leichen hier ſchon in den nächſten 24, oft 12 Stunden nach dem Tod beerdigt) und zu den ihm zukommenden militairiſchen Ehrenbezeugungen waren getroffen. Obgleich Proteſtant, wornach Niemand fragte, wurde er doch in die ſich zu Corfu befindliche einzige katholiſche Kirche gebracht. Der Sarg welcher der Kirche gehörte *), wurde in der Mitte derſelben auf-

*) In Corfu wurden alle Leichen von einiger Diſtinction ohne Sarg in die unterirdiſchen Kirchengewölbe geſenkt, wo ſie durcheinander verweſten, daher die Kirche einen allgemeinen Sarg hatte, in dem ſie alle Todten abholen ließ und in welchem Jeder während den Ceremonien in der Kirche ausgeſtellt wurde. Dieſe Leichen wurden nach beendigtem Gottesdienſt und wenn die Kirche geſchloſſen war, aller Kleider beraubt und nackt in die Gruft geworfen. Nur bei Perſonen, die ſich ein beſonderes, wegen dem geringen Raum der Kirche ſehr theures Begräbniß erkauften, wurde eine Ausnahme gemacht. Die Soldaten wurden ohne Unterſchied auf einem dazu beſtimmten Platz vor der Stadt in die Erde verſcharrt.

geſtellt, mit allerlei Symbolen und ſich auf den Tod beziehenden allegoriſchen Bilder, unter denen auch das Skelett der von der Natter gebiſſenen Cleopatra, behangen. Muſik und Tambours zogen mit klingendem Spiel in die Kirche, vor deren Thüre die gebräuchlichen Salven gegeben wurden, worauf zuletzt noch Mann vor Mann einzeln ſein Gewehr in der Kirche abfeuerte. All dieſer Lärm vermochte nicht den Scheintodten aus ſeinem Starrkrampf zu erwecken, der aber, man denke ſich den entſetzlichen Zuſtand, ſein völliges Bewußtſeyn hatte und jedes leiſe geſprochene Wort auf das deutlichſte vernahm. Doch ich will ſeine eignen Worte hier anführen, mit denen er mir das ſchreckliche Ereigniß, das ihn betroffen, mittheilte. *) „Von dem Augenblick als ich in den Starrkrampf verfallen war, war es mir ſchlechterdings unmöglich, trotz dem ſtarken Willen und aller Anſtrengung, die ich deßhalb machte, auch nur die geringſte Bewegung an irgend einem Theil meines Körpers hervorbringen zu können, es war als wären alle meine Gliedmaßen in eiſerne Bande und Feſſeln geſchlagen und gänzlich gelähmt; dabei vernahm ich das leiſeſte Wort, das in meiner Gegenwart geſprochen wurde, auf das deutlichſte, konnte meine Zunge nicht rühren, und hatte doch das heftigſte und glühendſte Verlangen, die Leute, die mich alle todt glaubten, zu enttäuſchen; nun ſtelle man ſich meinen entſetzlichen Zuſtand vor, als ich alle Anſtalten zu meiner nahen Beerdigung wahrnehmen mußte, wie man mich wuſch, dann in das Leichengewand kleidete, mich in den Sarg legte, in die Kirche trug, und nachdem alle Ceremonien und das Abfeuern der Soldaten beendigt war, in die ſchauerliche Gruft hinabſenkte. Alle meine Sünden fielen mir in dieſem Augenblick ein und der Hölle fürchterliches Bild drängte ſich mir mit Gewalt vor die Augen. Ich kam, nachdem man mich hinabgelaſſen, auf einen Haufen halb- und ganz verweſter Cadaver zu liegen, und blieb noch etwa 5—6 Stunden in dem ſtarren Zuſtand. Dann aber erhielt ich allmählig meine Bewegungskraft wieder, wozu wohl auch der peſtilenzialiſche Geruch, der mich umgab, das ſeinige beitragen mochte. Ich richtete mich nun auf und tappte in der dichteſten Finſterniß auf Haufen von Leichen und Knochen

*) Wir haben allen Grund zu glauben, daß der todte Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten ſelbſt der Lebendigbegrabene war, wie aus einigen von ihm geſchriebenen Briefen ziemlich klar hervorgeht, was er aber, wenigſtens bei ſeinen Lebzeiten, nicht gerne Wort haben wollte.

herum, kam endlich an eiskalte, von Feuchtigkeit triefende Mauern, an denen ich vergeblich einen Ausweg ſuchte, der mich aus dieſem ſchrecklichſten aller Kerker befreien ſollte. Um die Decke des Gewölbes zu erreichen, wozu aber meine Arme nicht auslangten, bemühte ich mich, die zum Theil halbverfaulten Körper zuſammenzuſchleppen und aufzuthürmen, um ſo einen Hügel zu bilden, auf dem ich oben ankommen und mich ſo vielleicht hörbar machen könnte. Die Verzweiflung gab mir Kraft und es gelang, ich gab mir nun die unſäglichſte Mühe und ſtrengte mich über die Maßen an, einen Gewölbſtein zu lüften, der in die Kirche führte, aber alle meine Bemühungen waren vergeblich, da ſelbſt mehrere Männer mit eiſernen Hebeln dazu erforderlich waren. Ganz entkräftet ſank ich wieder nieder, dumpfe Verzweiflung und namenloſe Troſtloſigkeit bemächtigte ſich meiner. Noch einmal raffte ich mich zuſammen, ergriff einen der dickſten Todtenknochen, mit dem ich nun ſo ſtark ich es vermochte wider das Gewölbe ſchlug, aber mehrere Stunden vergingen ohne daß ich irgend ein Reſultat wahrnahm. Schon wollte ich mich hoffnungslos der Verzweiflung Preis geben, als ich plötzlich ein dumpfes Gemurmel von mehrern Männerſtimmen über mir vernahm, Tritte hörte, bemerkte daß man bemüht war einen Stein zu heben, und endlich den Schimmer des Tageslichts gewahrte, worauf die Oeffnung bald völlig frei wurde. Nie hatten meine Ohren eine lieblicher klingende Harmonie vernommen als das hiedurch verurſachte Getöſe, und als der erſte Strahl des Lichtes in den Schreckensort drang, da war es mir als würde ich neu geboren und träte in das Paradies ein. Als der Stein ganz gelüftet war, ſchwang ich mich mit Hilfe eines Strickes, den man mir reichte, in die Kirche hinauf, und ſtand mitten unter einem Haufen Menſchen, die nicht wenig über meine Erſcheinung erſtaunt waren.“ — Die Kirchendiener hatten, als ſie des Morgens die Vorbereitungen zur Frühmeſſe machten, den unterirdiſchen Lärm vernommen, aber zuerſt ſammt dem Geiſtlichen, der die Meſſe leſen ſollte, die Flucht ergriffen, in der Meinung, die Todten ſeyen zum jüngſten Gericht auferſtanden oder der Teufel ſelbſt habe ſeinen Sitz im Gewölbe aufgeſchlagen. Man hatte die Sache gleich dem Platzcommandanten gemeldet, der Befehl zur Eröffnung des Gewölbes ertheilte und zu dieſem Behuf einen Adjutanten nebſt einigen Sapeurs abſchickte. Der Gerettete wurde wieder völlig hergeſtellt und wohnte ſpäter ſelbſt noch mancher Leichenfeierlichkeit bei.

Ende October wurde ich mit meiner Compagnie nach Govino oder Gouin detachirt, oder vielmehr nach einer diesem Ort gegenüber errichteten Batterie, ebenfalls angelegt um hier eine mögliche Landung der Engländer zu verhindern. Das Dorf Govino war nur eine gute Stunde von der Stadt Corfu entfernt, hatte eine herrliche romantische Lage an dem Ufer einer kleinen Bucht und war von Oliven- und Limonenwäldchen umgeben. Ich nahm meine Wohnung in einem der Familie Bulgari gehörigen Landhaus, das hinter den Batterien versteckt lag und einen hübschen Garten hatte, in dem untern Stock desselben waren die Unteroffiziere und die Artilleristen einquartiert, der übrige Theil der Mannschaft lag in einer Art Casematte mit Schießscharten versehen. Diese Gegend war aber im Sommer so ungesund, daß die daselbst liegenden Truppen wenigstens alle vier Tage abgelöst werden mußten, und dennoch erkrankten viele Leute. Ehe man aber diese Erfahrung gemacht, hatte man sie theuer bezahlen müssen, denn von einer ganzen Compagnie, die des Hauptmann Gasqui, die man zuerst im Sommer einen ganzen Monat hatte daselbst liegen lassen, waren sammt dem Capitain, wodurch Madame Gasqui, die nicht mitgegangen, sondern in der Stadt geblieben, Wittwe geworden war, bis auf 17 Mann und den Oberlieutenant, 119 Mann in Allem gestorben, auch die am Leben Gebliebenen waren noch Jahre lang kränklich. Sobald aber die Regenzeit mit Ende October eingetreten, war auch die cattiva aria oder verpestete Luft verschwunden und der Winter und das Frühjahr daselbst sehr angenehm. Der Capitaine Roy, den ich ablöste, hatte, wie so viele Offiziere, eine hübsche junge Griechin als Maitresse bei sich, sollte sich aber in Kurzem mit der Tochter eines reichen Griechen verheirathen, nachdem ihm eine hübsche junge Französin, die Tochter des Commandanten der Gensdarmerie zu Corfu, Mademoiselle Fournier, der er den Hof gemacht und um sie geworben, einen Korb gegeben, weil er seine Maitresse nicht abgeschafft hatte. Die Griechin war nicht so empfindlich oder ignorirte die Sache und erhielt eine Aussteuer von 24,000 Talari, was jene nicht hatte. Als er mir den Posten übergab, bat er mich, doch auch zugleich seine Geliebte, Tonina, mit übernehmen zu wollen, da er in ein Paar Tagen Hochzeit machen müsse und sie folglich nicht länger bei sich behalten könne. Ich that ihm den Gefallen unter der Bedingung, das Mädchen

nicht länger als vier Wochen zu behalten, was man einging. Tonina war hübsch, nicht ohne Geist und hatte viel Scharfsinn, schon über ein Jahr hatte sie mit Roy gelebt, der sie dreizehnjährig von ihren Eltern weggenommen hatte. Als sie zuerst vernommen, daß sich Roy verheirathen und sie verlassen werde, war sie so wüthend geworden, daß sie nach ihm biß und kratzte, sich auf die Erde warf, **xaphnico ogni sorte, Diavolo smesso su, gamotti bisti su,** abscheuliche neugriechische Flüche ausstieß, und sich dabei convulsivisch auf dem Boden wälzte. Ich machte sie aber gleich damit bekannt, daß sie nur eine provisorische Stelle bei mir habe, sie fügte sich zwar darein, machte aber doch Umstände als die vier Wochen um waren, und ich bedurfte alles Ernstes, sie mir wieder vom Halse zu schaffen: du heiratheſt ja nicht, meinte sie. Glücklicherweise fand sich nach 6 Wochen ein Bataillonschef, der sie übernahm.

Von Govino aus machte ich Streifereien zu Fuß in die nächsten Umgebungen, nach dem romantisch gelegenen Potamo, der einzige Ort auf der Insel, der, die Stadt ausgenommen, einen Kirchthurm und einige Aehnlichkeit mit dem bei Frankfurt gelegenen Bornheim hat. Durch anmuthige Orangenwälder ging ich nach dem nahen Ipso, ein hübsches Dorf am Ausfluß des Schildkrötenbaches gelegen. Der Aufenthalt in Govino war mir nicht unangenehm, gegen Abend ritt ich gewöhnlich in die Stadt, wo ich damals ein vertrautes Verhältniß mit der zweiten Tänzerin, Chiaretta Gaspari, hatte, eine von jenen schlanken Graziengestalten, deren Wuchs und Bewegungen so verführerisch wollüstig sind, und der auch der **Payeur général** nachstellte, dem ich aber zuvorgekommen war. Gewöhnlich ritt ich erst mit der Morgendämmerung beim Aufschluß der Thore wieder zurück. Eines Abends aber, es war an einem düstern regnerischen Novembertag, verließ ich die Stadt beim Thorschluß, hielt mich noch eine kleine Stunde in der Vorstadt Manduchio auf, wo ich eine Bestellung zu machen gehabt, und ritt dann bei stockfinsterer Nacht weiter. Der Weg bis zum Dorf Govino geht längs der Meeresküste, dann aber mußte ich hinter demselben herum und eine kurze Strecke durch den Wald um auf meine Batterie zu kommen. Auf diesem Theil des Wegs, der in mehrern kleinen Pfaden zwischen den Bäumen bestand, verirrte ich mich gänzlich, und obgleich ich ihn mehr als hundertmal am Tag gemacht, war es mir nicht möglich, mich bei dieser Fin-

ſterniß, man ſah keine Hand vor Augen, wieder zurecht zu finden; ich irrte ſchon lange umher, als ſich plötzlich mein Pferd weigerte weiter voran zu gehen, obgleich ich es auf das kräftigſte antrieb, ihm beide Sporen in die Rippen ſetzte, ſo war es doch nicht zu bewegen einen Schritt vorwärts zu thun, ſondern ſetzte ſich im Gegentheil auf die Hinterfüße, ſich hoch bäumend. Ich ſtieg nun ab, um zu unterſuchen was für ein Gegenſtand das Thier am Weiterſchreiten hindern könne, und fand, daß ich an einem jähen Abhang ſtand. Hätte das Pferd nicht beſſere Augen als der Reiter gehabt, ſo wären beide in die Tiefe hinabgeſtürzt und hätten wahrſcheinlich den Hals gebrochen. Ich führte es jetzt am Zügel und konnte lange keinen Weg mehr finden, bis ich endlich in noch weiter Ferne ein Licht ſchimmern ſah, auf das ich zuging und ein kleines Häuschen fand, in dem ein Grieche mit ſeinem Weib und ein Paar Kindern die einzige Stube, Küche und Stall, alles in einem, bewohnten. Als ich ihm zu verſtehen gab, er möge mir den Weg nach Govino zeigen, ſagte er mir: dies ſey über zwei gute Stunden entfernt, ich möge bis zum Tag bei ihm bleiben, dann wolle er mit mir gehen, und erbot ſich, mir ein Lager von Blättern in einem Winkel ſeiner Hütte zu machen. Es blieb mir nichts übrig als dies Anerbieten anzunehmen, ich band mein Pferd an einen Baum und ſchlief ganz gut auf dem ziemlich feuchten Lager. Als der Tag graute weckte mich mein Wirth, indem er ſich erbot, mich nun nach Govino zu führen. Wir brauchten in der That zwei Stunden bis dahin, wo ich meinen gaſtfreundlichen Führer mit ein Paar Piaſtern, die ich ihm zur Belohnung in die Hand drückte, was ihn ſehr zufrieden machte, entließ.

Eines Tages beſuchte mich der Chef d'état major der Garniſon von Corfu, Oberſt Bauduy, auf meinem Landhaus in Begleitung einer hübſchen jungen Dame, beide kamen nebſt einem Bedienten geritten. Die junge Dame war eine Pariſerin, Bauduys Geliebte, und ſehr geiſtreich, ſie war die Gattin eines Pariſer Bankiers, die er entführt hatte, und die nun mit ihm lebte. Ich begleitete gegen Abend beide in die Stadt zurück und wurde eingeladen, ſie manchmal zu beſuchen. Der Oberſt bewohnte ein zwiſchen Ruinen aus der letzten Türkenbelagerung ziemlich einſam liegendes Haus hinter dem Gouvernementspalaſt, in der alten Feſtung. Ich machte bald von dieſer Einladung Gebrauch, und zwar mehr als dem Herrn Oberſt lieb war. Nicht ſehr weit davon

hatte ein Offizier von unſerm Regiment, der Capitain Stahl, ſein Quartier, dieſen beſuchte ich jetzt öfters und nahm ſo die Zeit wahr, wenn Baudin ausging, um der hübſchen Madame Guidon — ſo nannte ſie ſich — einen Beſuch abzuſtatten. Sie ſang recht artige Romanzen, und wir ſangen und ſpielten öfter zuſammen und mit der beſten Harmonie, die aber dem Chef d'état major eben nicht ſehr lieblich zu klingen ſchien. Stahl hatte ſich in eine junge, kaum vierzehnjährige Griechin aus einer wohlhabenden Familie verliebt, Gegenliebe gefunden und mir ſein Geheimniß vertraut; der Hintertheil des Hauſes, in dem ſeine Geliebte wohnte, ging in ein enges ſchmales Gäßchen, wo er dieſelbe nur durch ein ziemlich hohes Fenſterchen ſehen und ſprechen konnte, aber keine andere Gelegenheit hatte, in nähere Berührung mit ihr zu kommen. Das Mädchen ſprach das Venetianiſche geläufig, Stahl aber nur ein Paar Worte ſchlecht italiäniſch, beide hatten ſich bisher mehr durch Zeichen verſtändlich gemacht und ſchienen vor Liebe faſt zu vergehen. — Da bleibt nichts anders übrig als eine Entführung, ſagte ich zu Stahl, da er nicht aufhörte mir ſeine Sehnſucht zu klagen. Dazu war er auch bald entſchloſſen, und es koſtete uns keine große Mühe, die junge Griechin zur Einwilligung zu bringen. Wir kamen überein, ſie in der nächſten Nacht, wo ſie verſuchen wollte das Haus ihrer Eltern nach elf Uhr zu verlaſſen, zu entführen, und gingen verabredetermaßen zur beſtimmten Stunde in das kleine Gäßchen, wo wir zuerſt noch ein **Pourparler** mit dem Mädchen hatten, die uns mittheilte, daß ſie unmöglich zur Hausthüre hinauskommen könne, die verſchloſſen und verriegelt und von der der Schlüſſel abgezogen ſey. — Nun dann müſſen Sie die Promenade durch das Fenſter machen, rief ich ihr zu. — Unmöglich, es iſt zu hoch. — Ich will ſchon Mittel finden, daß es gefahrlos geſchehen kann. Ich hieß Stahl dableiben, während ich mich nach einer Leiter umthun wolle, und eilte in die nächſte Kaſerne, eine ſolche zu ſuchen, aber vergeblich, es war nirgends eine aufzutreiben. Ich requirirte daher vier Grenadiere von unſerm Bataillon und lieh mir eine große baumwollene Decke bei einem Sergeant-Major, mit dieſen kam ich zu Stahl zurück, dem ich ſagte, daß, da ich keine Leiter gefunden, ſich ſeine Geliebte ſchon zu einem kleinen Sprung bequemen müſſe, es ſey ja kaum zwanzig Schuh hoch, und ſie könne ſich unmöglich einen Schaden thun, da ſie auf die von vier ſtarken Männern gehaltene Decke falle. —

Ma ho troppo paura, lispelte die junge Griechin. — **Ma che paura, santa mattiamo, sakapaupoli**, erwiederte ich halb italiäniſch halb griechiſch, **saltate pure, sarete ben ricevuto.** (Was Furcht, Stern meiner Augen, ſpringen Sie nur zu, Sie werden wohl empfangen.) Nach noch einigem Zureden entſchloß ſie ſich zum Sprung, und lag im Nu auf der Decke, von der ich ſie mit meinen Armen hob und denen Stahls überlieferte, der mit ſeiner holden Beute nach dem Fort vieux zu, in ſeine Wohnung eilte, während ich die Grenadiere, die das Mädchen aufgefangen hatten, belohnt heimſchickte. Den andern Tag kam gegen Mittag Herr v. Brüge in aller Eile nach Govino geritten und verkündigte mir, daß ich höchſt wahrſcheinlich noch denſelben Tag abgelöst werden würde, weil ich thätige Hülfe bei der Entführung der jungen Caloyera geleiſtet habe, der Gouverneur ſey bereits von der ganzen Geſchichte unterrichtet, höchſt aufgebracht, der Vater des jungen Mädchens ſey bei ihm geweſen, habe Stahl, zu dem er mit Dolchen bewaffnet gelaufen, zu ermorden gedrohet, und man habe den Mann nur durch das Verſprechen, die Schuldigen zu beſtrafen und daß der Capitain ſeine Tochter heirathen ſolle, beruhigen können. Brüge befragte mich nun nach den nähern Umſtänden dieſes Vorganges und ich theilte ihm dieſelben mit. Stahl hatte ſelbſt angegeben, daß ich der Helfershelfer bei der Geſchichte geweſen. Herr v. Brüge verließ mich mit den Worten: nun ich will wünſchen daß es gut für Sie abläuft. Aber den andern Morgen erhielt ich Ordre, mit einem Detachement von 70 Mann nebſt 30 Albaneſern nach Rocca Timono aufzubrechen, ein wüſter Felſen an der Weſtſeite der Inſel, in der Gegend von Vallea-Caſtrizza, an deſſen Fuß der Hafen Affiona lag, eine kleine Bucht die ebenfalls bequem zu einer Landung war. Denſelben Tag erſchien auch noch ein Tagesbefehl des Gouverneurs, in welchem er dieſe Begebenheit ſtreng rügte, Stahl erhielt ſcharfen Arreſt, und der Oberſt Benzel-Sternau drückte noch in einem beſondern Anner der Ordre aus, daß es ſehr bedauerlich ſey, daß Offiziere von unſerm Regiment die Veranlaſſung zu einem ſolchen Befehl gegeben hätten, und daß wenn ſich dergleichen wiederhole, er es an den Kriegsminiſter berichten müſſe. — Höchſt mißmuthig brach ich nach Rocca Timono auf, vielleicht der öbeſte Ort der ganzen Inſel. Auf einem hohen Felſen, zu dem man nur zu Fuß mit Lebensgefahr an dem ſteilen Rand eines tiefen Abgrundes,

Mann vor Mann kletternd gelangen konnte, war eine kleine Reiſerhütte mit Laub bedeckt von den Soldaten erbaut, die zwei Abtheilungen, eine für den Offizier, die andere für die Soldaten, hatte, und in die Wind und Regen von oben und allen Seiten drang; da es gerade in der Regenzeit war, ſo ſchwamm man beſtändig im Waſſer und hatte weder bei Tag noch bei Nacht einen trockenen Fleck am ganzen Leibe, dabei hatte ich die ſtrengſte Ordre erhalten, mich unter keinem Vorwand, welcher er auch immer ſey, von dieſem Poſten zu entfernen. Dies Commando hatte ich der Protektion meines Gönners, des Chef d'état major Bauduy, zu verdanken gehabt, wie ich ſpäter erfuhr, der mich gern aus ſeinem Bereich und Gehege vertrieb. Stahl, der zwar im Fort vieux blieb, mußte die Caloyera heirathen, mit der er einige Tauſend Talari Ausſteuer bekam. Einen ganzen Monat mußte ich auf dem rattenkahlen Felſenneſt, wo man kein Grashälmchen ſieht, zubringen, und buchſtäblich im Waſſer liegen. Aus Langerweile ließ ich die Soldaten gymnaſtiſche Uebungen machen, Purzelbäume und Rad ſchlagen, und um Paras ſpielen und balgen. Dies war mir der verdrießlichſte Monat meines ganzen Lebens. Endlich, nachdem ich wohl ein Dutzend Briefe an Benzel-Sternau und Herrn v. Brüge geſchrieben, wurde ich erlöst, und nahm mir nun feſt vor, mich nicht mehr mit den Entführungen Anderer zu befaſſen. Ich kam gerade noch zur Trauung Stahls, die, obgleich er Proteſtant war, doch in einer griechiſchen Kirche ſtattfand. Stahls junge Frau hatte unterdeſſen Bekanntſchaft mit der Geliebten Bauduys gemacht, und nachdem ich erfahren, welchen Antheil dieſer an meiner Verſetzung genommen, beſchloß ich mich mit Hülfe von Stahls Gattin deſto mehr an ihm zu rächen. Dies war um ſo leichter, da Amelie — dies war ihr Taufname — jetzt ſehr oft zu Stahls kam, wo ich dann oft mit den beiden Damen allein war, und die eine die Aufpaſſerin machte, während ich mit der andern tändelte. Eines Tages aber hatte ich es gewagt, als Bauduy, der anfing die Beſuche ſeiner Geliebten bei Madame Stahl ſehr ungern zu ſehen, gerade zum Gouverneur gegangen war, Amelie in ſeiner Wohnung zu beſuchen, in die ich in der Abenddämmerung durch ein Hinterfenſter ſtieg, um von keinem Bedienten bemerkt zu werden. Aber kaum hatten wir uns herzlich bewillkommt, als der Oberſt, der etwas vergeſſen hatte, zurückkehrte, ſo daß ich gerade noch Zeit hatte, mich in einen Schrank, den Degen in der

Hand, eiligſt zu verbergen, ſo wie Amelie das Zimmer zu verlaſſen, welches ſie abſchloß. Als ich aber unten rumoren hörte und fürchtete, man möchte hinter mein Verſteck kommen, verließ ich daſſelbe eiligſt und ſprang aus einem Fenſter wenigſtens 15 Fuß hoch in einen kleinen, noch von einer Mauer umgebenen Raum hinab, aus dem ich hinauskletterte und mich in den Ruinen alter Häuſer verbarg. Aber Freund Stahl begann nun auch eiferſüchtig zu werden und meine häufigen Beſuche ungern zu ſehen; um ihm keinen weitern Anlaß zum Mißvergnügen zu geben, ſetzte ich ſie vorerſt aus und machte unterdeſſen der Madame Roy den Hof, deren Mann die erhaltene Ausſteuer zum großen Mißvergnügen der Familie ſeiner Frau verkohlt hatte, und da ihm dieſes Verkohlen nicht den fünften Theil der erwarteten Fonds einbrachte, ſo war auch er mißvergnügt, mit der Familie geſpannt, und ließ ſehr unklugerweiſe ſeinen Unmuth ſeine junge Gattin empfinden, die ich nun zu tröſten unternahm. Madame Stahl ſollte mir doch ſpäter werden, wenn auch erſt auf franzöſiſchem Boden. — Doch ich muß die Sache deutlicher erzählen wenn man mich verſtehen ſoll. Die Ausſteuer, welche die Töchter der wohlhabenden Familien in Corfu erhalten, und von der es heißt, ſie ſey 10, 20, 30, 50 und mehr Tauſend Talari, beſteht nur in ſehr wenig baarem Geld, einigen ſehr hoch angerechneten Prätioſen und der Reſt in Land mit ſo und ſoviel Olivenbäumen, die in gewöhnlichen Zeiten eine beſtimmte Rente abgeben. Jetzt aber, wo der Preis des Oels bis auf den fünften Theil ſeines frühern Werthes herabgeſunken war, hatten natürlich auch dieſe Baumſtücke einen weit geringern Werth. Roy der aber gerne baares Geld gehabt hätte und ſolches brauchte, ließ alle ihm gehörigen Olivenbäume, unter denen Tauſende viele hundert Jahre alte Stämme waren, umhauen und zu Kohlen brennen, die er nach dem Gewicht auf dem Markt verkaufen ließ und ſo kaum 2 bis 3000 Talari daraus löste, die bald ausgegeben waren. Daher der Unwille ſeiner Schwiegereltern, der auf die Tochter überging, die ſich nun faſt mehr im Haus ihrer Mutter, wo ich ſie täglich ſah, aufhielt, als in der Wohnung ihres Gatten, und der mein Troſt ganz willkommen war. Hier lernte ich auch eine andere, noch ſehr junge Griechin, Marietta Vonda, ihre Jugendfreundin, kennen, die alle helleniſchen Schönheiten in ſich vereinigte, mit dieſer knüpfte ich bald ein Verhältniß an, und da ihre Eltern ganz ohne Vermögen waren, ſo

willigten sie unter gewissen Bedingungen ein, daß ich das Mädchen auf eine bestimmte Zeit, drei Monate, zu mir nahm, während welchen ich alles andere vergessend recht vergnügt mit ihr lebte und sie dann einem Rittmeister der Chasseurs a cheval abtrat, der sie ganz behielt und später auch mit sich nach Frankreich nahm, und sogar heirathete. Nach ihr zerstreute ich mich auf kurze Zeit mit zwei recht artigen Israelitinnen, die in der Nähe meines Quartiers wohnten und sich Nina und Berna nannten, und dann wieder mit einer jungen Griechin, Anetta genannt. So brachte ich immer einige Abwechslung in das sonst ziemlich einförmige Leben zu Corfu. Manche meiner Kameraden machten es nicht viel besser, nur waren sie etwas beständiger. Noch immer hatte ich den Tisch bei Herrn v. Brüge, und gab dabei Josephinen Unterricht, jetzt auch im Deutschen und der Geschichte; einmal wurde ich jedoch in einer ziemlich zweideutigen Situation mit ihr von der Frau Mama ertappt, von der wir nun einen fast stundenlangen Sermon anhören mußten. — „Ach die Mama hat es auch nicht besser gemacht, wie der Papa sagt," sprach Josephine als wir endlich wieder einen Augenblick allein waren. Um die Frau Mutter wieder zu besänftigen, schickte ich ihr einen prächtigen, mit Oliven gemästeten Indianer in die Küche, nebst einigen Pfunden Mandelconfekt, von dem sie eine große Liebhaberin war, es war gerade um Weihnachten, welche die Griechen besonders mit diesen Leckerbissen feiern. — Gleich nach Neujahr 1813 fiel eine tragische Begebenheit vor, die ungemeines Aufsehen in der Garnison erregte. Der Capitain einer der im Hafen zu Corfu stationirten Fregatten hatte einen auf derselben eingeschifften Marinesoldaten wegen einem unbedeutenden Vergehen mit Stricken, eine bei den französischen Matrosen damals gebräuchliche Strafe, hauen lassen. Dieser hatte sich aber verzweifelt gewehrt und geschimpft, indem er sagte, eine solche entehrende Züchtigung gehöre keinem französischen Soldaten, und der sie verordne sey ein infamer Büttel ꝛc., er mußte sich aber zuletzt natürlich der Gewalt ergeben und die Strafe erdulden. — Einige Tage darauf, als er wieder eine Wache auf dem Schiff bezog, tauschte er mit einem Kameraden, dem der Posten vor des Capitains Cajüte geworden, um daselbst Schildwache zu stehen, und als der Offizier am Abend aus dem Theater kam und sich in sein Gemach begeben wollte, schoß ihn der Soldat mit den Worten: „Canaille, voila pour toi" nieder, hierauf ausrufend: „me

voila content, qu'on me fasse fusiller a mon tour.“ — Dies fand auch kurze Zeit darauf, nachdem er durch kriegsgerichtliches Erkenntniß zum Tode verurtheilt worden war, ſtatt, und er wurde auf einem eigends dazu errichteten Floß mitten in der Rhede, im Angeſicht der ganzen Marine und der Landtruppen erſchoſſen. Ein ſeltſamer Zufall hatte mich durch dieſe Gelegenheit eine Delikateſſe kennen lernen, von der ich mir niemals etwas hätte träumen laſſen. Um die Exekution beſſer mit anſehen zu können, war ich mit einigen Kameraden nach der Inſel Vido hinübergefahren; kaum war der Soldat erſchoſſen, als ſich ein ſo gewaltiger Sturm erhob, daß es ſchlechterdings unmöglich war, wieder nach Corfu zurückzufahren, und zu gleicher Zeit ließ ſich auch ein Erdſtoß verſpüren, der jedoch nicht ſehr bedeutend, deſto heftiger aber ſtürmten die entfeſſelten Winde, und der Sturm wüthete ſo arg, daß für dieſen Tag an die Ueberfahrt nicht mehr zu denken war, auch die Barken, welche alle zwei Tage die Lebensmittel für die etwa 800 Mann ſtarke Beſatzung nach Vido brachten und um Mittag kommen ſollten, die Exekution hatte um 10 Uhr Morgens ſtattgefunden, blieben aus. Mit Sehnſucht warteten alle daß ſich der Sturm legen würde, denn der geringe Vorrath einiger Marketender an Brod und ſonſtigen Victualien war ſchnell aufgezehrt und bald kein Stückchen mehr für Geld zu haben. Die Nacht kam heran, der Sturm tobte fort und die Wellen thürmten ſich mehr und mehr. Lachend ſoupirten wir noch bei einigen Hühnern, die der auf der Inſel Vido befehligende Bataillonschef, bei dem wir uns zu Gaſt baten und der auch das noch aufzutreibende Commißbrod aufgekauft hatte, zum Beſten gab. Aber auch die ganze Nacht, die wir in Erdhütten zubrachten, denn andere Wohnungen gab es in Vido noch nicht, währte der Sturm und wurde womöglich den kommenden Morgen noch toller, ſo daß man an keine Communikation mit der Stadt denken konnte. Jetzt ging es an ein Schlachten aller vorhandenen Katzen und Hunde, die man mit ſchwerem Geld bezahlte, und da auch dieſe bei weitem nicht ausreichten, die hungrigen leeren Mägen zu füllen, ſo machte man ſich auf die Rattenjagd, deren es unzählige, und namentlich ſehr fette Waſſerratten hier gab, bald hatten die Soldaten mehrere hundert derſelben gefangen und boten ſie à 3 bis 5 Franken per Stück feil. Oel fand ſich auch noch etwas vor, und die getödteten Thiere wurden nun an Ladſtöcken gebraten oder zu einem Ragout zugerichtet,

und ich gestehe, daß ich einen solchen Rattenbraten ganz vortrefflich fand und mit dem größten Appetit verspeiste, Katzen hatte ich früher schon öfters gegessen, sey es faute de mieux und weil ich großen Hunger hatte, oder weil die Ratte wirklich ein sehr delikates Fleisch hat, hätten wir nur Brod dazu gehabt. Der Sturm und die Rattenjagd dauerten noch bis gegen Abend, wo sich beides legte, und die heiß ersehnten Lebensmittel ankamen. Von jetzt an wurde ein kleines Magazin, auf acht Tage berechnet, von Vivres in Vido angelegt, damit man nicht wieder ähnlichem Fasten ausgesetzt war, wir aber wurden bei unserer Rückkehr in Corfu noch brav ausgelacht und geneckt, indem man uns versicherte, daß, da wir uns ohne Urlaub entfernt und auch Niemand gewußt was aus uns geworden, man im Begriff gewesen, uns als Deserteurs par contumace durch ein Kriegsgericht verurtheilen zu lassen.

Um diese Zeit fing man zu Corfu an, ganz insgeheim von dem unglücklichen russischen Feldzug und der schrecklichen Retirade der großen Armee zu munkeln; auch wurden wir durch die Engländer immer enger blokirt, die Lebensmittel seltener und stiegen sehr im Preis. Doch waren wir noch weit entfernt, das Mißgeschick Napoleons und seines Heeres in seinem ganzen Umfang zu kennen, und dessen ungeheuern Verlust zu ahnen. Man wußte nicht, wie die Sachen eigentlich standen, und erfuhr nur, was eine in Corfu gedruckte Zeitung, welche einmal wöchentlich erschien, und den Titel: Moniteur jonien führte, für gut fand, uns wissen zu lassen, zudem war sie immer um einige Monate zurück und druckte meistens nur das, was der Commissair-Imperial aus den Pariser Zeitungen, die ebenfalls 2—3 Monate nach ihrem Erscheinen erst nach Corfu kamen, roth anstrich. — Das Frühjahr 1813, das heißt, im Januar halfen schon die im vorigen Jahre zuerst gepflanzten Kartoffeln, welche die Griechen als nach Erde schmeckend, noch verschmähten, etwas aus, man bezahlte aber das Pfund noch mit einem Piaster oder mehr, wofür man sie den Soldaten abkaufte. Da die Lebensmittel immer seltener und theurer wurden, namentlich frisches Fleisch fast gar nicht mehr aufzutreiben war, so erließ der Gouverneur eine Ordre, durch welche er den Offizieren und Soldaten streng verbot, sich ferner noch mit der Unterhaltung von Frauen und Mädchen zu befassen, denn dies hatte zuletzt so überhand genommen, daß fast jeder Soldat ein

ſolches Liebchen hatte. Die Griechinnen liefen ihren Männern und Vätern, die ſie beſtändig unter ſtrengem Gewahrſam einſperrten, gar zu gerne davon, um mit den Franzoſen, die ſie überall mit herumführten, ſpazieren zu gehen, Schauſpiele, Tanz und Weinſchenken zu beſuchen. Man brauchte faſt nur zu winken, ſo hatte man ſchon eine ſolche, oft ſehr ſchöne, aber immer ſehr unwiſſende und läſtige Plage am Hals. Dieſe Ordre und der eingetretene Mangel verhinderten zwar weitere Entführungen, aber es war ſchon gar zu viel altes Uebel vorhanden.

Die Frechheit der Engländer ging jetzt ſo weit, daß ſich ihre Linienſchiffe und Fregatten bis auf Schußweite den Feſtungswerken näherten. Eines Tages kamen zwei dieſer Schiffe bis faſt unter die Batterien des Meerſchloſſes, ſo daß ſie von den auf ſie geworfenen Rieſenbomben beinahe in den Grund geſchoſſen worden wären, ſie ſuchten ſchnell das Weite. Ein anderesmal wagte ſich eine engliſche Brigg ſogar bis in den Hafen von Govino und zündete daſelbſt mehrere kleine Schiffe an, unſere Kanonierſchalappen ſuchten ihr zwar den Rückweg abzuſchneiden, aber ehe dieſe noch ſegelfertig waren und die Anker gelichtet hatten, war die Brigg ſchon wieder in der weiten See. Die franzöſiſche Marine hatte wenigſtens eine Stunde mit Pfeifen und Vorbereitungen zugebracht, ſo daß wir alle, die wir dem Scandal von den Wällen zuſahen, höchſt entrüſtet über dieſes lendenlahme Verfahren waren, fluchten und ſchimpften; Reiſinger rief ganz laut aus: Ei, ſo pfeift mir u. ſ. w. Es war wirklich unverantwortlich, mehr denn 20 Kanonierſchaluppen lagen in dem Hafen von Mandrachio, und keine brachte es dahin flott zu werden, während die Brigg ihr Unweſen im Hafen von Govino trieb, was wir von Corfu genau beobachten konnten. Die Marine-Offiziere mußten ſich deßhalb herben Spott von den Land-Offizieren gefallen laſſen, es gab Reibereien und in deren Folge Duelle. Das Duelliren hatte überhaupt zuletzt unter der Garniſon von Corfu und zwar unter den Unteroffizieren und Soldaten ſo ſehr überhand genommen, daß faſt keine Woche verging, wo es nicht einen Todten, der im Zweikampf gefallen war, gab, ſo daß endlich der Gouverneur eine ſehr ſtrenge Ordre an die Corpschefs erließ, um dieſem Unfug Einhalt zu thun, und die Regimenter deßhalb öfters konſignirt wurden.

Trotz der immer ſteigenden Theurung, die bei den ärmern

Einwohnern bald Mangel verursachte, und den schlimmen Nachrichten vom Festland, mit denen man sich herumtrug, wurde dennoch der Carneval 1813 noch sehr fröhlich nach venetianischer Weise begangen, die große Esplanade war von 3 Uhr Nachmittags an mit Masken jeder Art angefüllt, die sich bis in die Nacht hinein mehrten, doch außer dem stummen Auf- und Abgehen und einigen Neckereien, wenig Unfug trieben, sondern meistens, besonders die Griechen, die Theil daran nahmen, sehr ernst waren. — Oft exercirte ein oder das andere Regiment zu gleicher Zeit auf diesem Platz und kam durch seine Schwenkungen mitten unter die Maskenhaufen, die es dann jubelnd auseinander jagte. Den Abend war das Theater sehr besucht, und nach demselben zweimal in der Woche Cavalchini oder maskirte Festini.

Damals machte die Prima-Ballerina, Giuseppina Panzieri, allgemein Furore, sie war eine geborne Mailänderin, noch nicht lange von Venedig gekommen, wo sie der Impressario Delungo selbst geholt, und eine von jenen Schönheiten, die da sagen können: veni, vidi, vinci. Sie hatte, was in Italien selten ist, blonde Haare und blaue Augen, aber keine von jenen schmelzenden, schmachtenden, wie man sie so häufig im Norden antrifft, sondern feurig-blaue, ein niedliches Gesichtchen mit schelmischen Zügen, und einen Wuchs, wie man ihn nur von einer Tänzerin verlangen kann; genug, geschaffen, um auch ein felsenhartes Herz noch zu rühren. Sie tanzte wie die Muse dieser Kunst selbst, machte Pirouetts, wobei einem schwindelte, und Entrechats, denen selbst das geübteste Auge nicht folgen konnte, und Alles mit einer Grazie, die, wie die Herren Theaterkritiker sich auszudrücken belieben, in der That nichts zu wünschen übrig ließ. Unter den mancherlei Köpfen, die durch ihre Kreiswendungen und Trillersprünge, ihre Battemens und Ailes de pigeons etc. verwirrt wurden, war auch der eines fünfzigjährigen, sehr reichen Lieferanten Namens Mastracha, und der des Commissairs-Imperial Lesseps, mit dem ich gut bekannt, öfters bei ihm zu Tische war und häufig auf die Jagd an die albanesische Küste mit ihm ging, letzterer mochte einige vierzig Winter zählen. Beide Nebenbuhler pochten auf ihre außerordentlichen Verdienste, die bei dem ersten in dem Besitz von vielleicht anderthalb Millionen Piaster bestehen mochten und bei dem andern darin, daß er die erste Civil-Autorität und letzte entscheidende Instanz in allen bürgerlichen An-

gelegenheiten zu Corfu war, und Napoleon gewiſſermaßen repräſentirte. Daß es dem gewichtigen Mann unter ſolchen Umſtänden auch nicht an Geld mangelte, kann man ſich denken. Beide boten Alles auf um die Gunſt der ſchönen Tänzerin zu erlangen. Maſtracha ſcheute keine Koſten, er ſandte der Angebeteten an ihrem Namenstag einen prächtigen Blumenſtrauß a la Mürat, deſſen Stengel aus einer Rolle von hundert Zechinen fabricirt war, und zwiſchen deſſen natürlichen Blumen ſiebzehn diamantene Sternblümchen hervorblitzten. Der Mann hatte Geſchmack und das Geſchenk war wohl dazu gemacht, die Augen, wenn auch nicht das Herz einer Tänzerin zu blenden. Demungeachtet trug der Commiſſair Imperial den Sieg davon; ſey es nun, daß ſeine hohe Würde oder ſein noch kräftigeres Alter Peppina verführten, nach wenig Wochen bezog ſie eine Wohnung, die ihr Geliebter dicht neben ſeinem Palazzo gemiethet und auf das Prächtigſte für ſie und ihre Mutter eingerichtet hatte. Um aber die Sache bequemer zu haben, hatte er eine Thüre durch die Mauer brechen laſſen, welche beide Häuſer trennte. Er war zwar vermählt und hatte Kinder, aber ſeine Familie lebte in Frankreich. Ich hatte das ſchöne Mädchen früher einigemal bei dem Impreſſario geſehen, wo ich manche Abende in Geſellſchaft der Mariana Recupido und anderer Künſtlerinnen zubrachte, aber damals, das Ballet war noch nicht im Gange, nicht ſo ſehr auf ſie geachtet, als ihre Reize es wohl verdient hätten, und es ging mir erſt ein Licht auf, als ich ſie zum Erſtenmal auf der Bühne tanzend bewunderte. Aber jetzt war es zu ſpät und ſie war bereits in Leſſeps Händen. Was ich früher mit leichter Mühe erhalten hätte, ſollte mir jetzt nur durch die raffinirteſte Liſt und Anſtrengung zu Theil werden.

Bisher hatten die Offiziere die täglich von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauernden Theaterproben nach Belieben beſucht, ohne daß Jemand etwas Arges dabei gefunden hätte. Man frühſtückte a la fourchette oder mit Gebackenem und dem hier ſehr wohlfeilen Cyperwein, ſang und ſprang oft mit, und dieſe Proben waren keine kleine Unterhaltung für uns auf der an ſonſtigen Zerſtreuungen ziemlich armen Inſel; ja wir hatten weit mehr Genuß dabei als an den Vorſtellungen ſelbſt. Seitdem die ſchöne Tänzerin dabei erſchien, war der Raum zwiſchen den Couliſſen immer ſo angefüllt, daß kaum durchzukommen war; natürlich verſäumte auch ich faſt keine dieſer Proben. Bald hatte ich

mich Peppina bemerkbar gemacht, und ihr Benehmen verrieth mir, daß ihr meine Aufmerkſamkeit gerade nicht mißfiel, ihr aber meine heiße Liebe zu geſtehen, zu ihren Füßen um die Erhörung meiner Wünſche zu flehen, dazu fehlte es durchaus an Gelegenheit, denn Leſſeps ließ ſie durch ſeinen vertrauten Kammerdiener auf jedem Schritt mit Argusaugen bewachen; dieſer begleitete ſie auf die Proben und verließ dieſe nur mit ihr, beobachtete jede ihrer Bewegungen und war ſo gut bezahlt, daß an Beſtechung bei meinen jetzt ohnehin geringen Mitteln (wir bekamen keinen Gehalt und alle Geldſendungen waren durch die Blokade ſehr ſchwierig, faſt unmöglich gemacht) nicht zu denken war. Sogar in die Kirche verfolgte ſie das dienende Geſpenſt, und ſtand während der ganzen Meſſe hinter ihr; dennoch war es mir gelungen, Peppina zwei Billetchen unbemerkt bei den Proben zuzuſtellen, und ich erhielt ſogar eine Antwort, die ſie in die Latte einer Couliſſe, von Niemand als mir bemerkt, ſteckte, der ich mich ſogleich bemächtigte. Aus derſelben erſah ich mit Vergnügen, daß ſie recht gerne in die von mir verlangte Zuſammenkunft willige, wenn ich nur Mittel ausfindig machen könne, eine ſolche zu bewerkſtelligen. Ich ſteckte ihr nun wieder ein Paar Zeilen zu, in denen ich ſie verſicherte, daß meine unnennbare Liebe zu ihr jede Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen wiſſen werde. Indeſſen mußte der Intimus des Commiſſärs doch Lunte riechen, oder vielleicht war ihm auch ſein Bewachungsamt bei den Proben zu beſchwerlich, da er wirklich hundert Augen hätte haben müſſen, um Alles, was bei dieſem Gewirre vorging, zu ſehen. Genug, er berichtete eines Morgens ſeinem Herrn, daß er für nichts mehr ſtehen könne, da er weder allwiſſend noch allſehend ſey, denn es ginge bei den Proben oft ſo bunt zu, daß ihm Hören und Sehen vergehe, es ſeyen immer ein Paar Dutzend Offiziere und noch andere Herren zugegen, die ein Charivari und ein Durcheinander veranlaßten, daß wenn er auch fünfzig Augen und Ohren hätte, dieſe dennoch nicht ausreichen würden, um zu bemerken, was ſich dabei zutrage; Peppina ſey beſtändig umlagert, man ſchiebe ihn bei Seite, ſo daß er ſie gar nicht mehr erblicken, vielweniger beobachten könne. Dieſe Worte waren dem eben ſo eiferſüchtigen als verliebten kaiſerlichen Commiſſarius eben ſo viele Nadel- und Dolchſtiche. — O, dem Unfug will ich bald ein Ende machen! rief er aus. Man hole mir ſogleich den Impreſſario. — Dieſer erſchien

nach wenig Minuten mit hochgekrümmtem Rücken, hundert Bücklinge ſchneidend und unterthänigſt fragend, was die Illuſtriſſima Eccellenza zu befehlen habe? — Ich bin äußerſt unzufrieden mit Ihnen, mein Herr Impreſſario, was iſt das für eine Unordnung, die bei Ihren Proben herrſcht, ich höre den Lärm nicht ſelten ſogar in meinem Cabinet (ſeine Wohnung war in der Nähe des Theaters), man ſollte glauben, der Teufel ſelbſt habe ſeine Reſidenz da aufgeſchlagen und das wilde Heer hauſe im Theater; wenn dies nicht anders wird, ſo ſehe ich mich gezwungen, Sie von der Direction zu ſuſpendiren und ſie Jemand zu übergeben, der es beſſer verſteht, Ordnung und Zucht unter dem leichtfertigen Volk zu erhalten. — Eccellenza halten zu Gnaden, ſtotterte der außer aller Faſſung gebrachte und wie ein Espenlaub zitternde Impreſſario in angustie. Nicht meine Leute, Illuſtriſſimo, Gott bewahre, das ſind lauter Lämmer, die Herren Offiziere machen dieſen Scandal.

— Was Offiziere, donnerte der ſich recht ergrimmt und unwiſſend ſtellende Commiſſarius, Offiziere! wie kommen dieſe in die Proben? Wo in aller Welt hat man ſo etwas gehört; wie können Sie ſolchen Mißbrauch zugeben? gehen Sie einmal nach Paris und ſehen ob man da einen Offizier auf der Bühne trifft, ja ſelbſt in den kleinſten Theatern Frankreichs nicht. Was ſoll aus der Kunſt werden, wenn ſich das alles verheerende Kriegsvolk einmengt?

— Eccellenza haben vollkommen Recht, auch ich möchte oft verzweifeln, aber was ſoll ich machen? Da werden Gabelfrühſtücke ſervirt, gegeſſen, getrunken, geſprungen, geſchäkert und gelacht, ich muß nolens volens mittollen und mittrinken, ſonſt geht es gar nicht; ſtatt zwanzig Proben, müſſen fünfzig gehalten werden, und doch geht es nicht wie es ſoll; gerne wollte ich dem Uebel abhelfen, aber das ſteht nicht in meiner Macht, die Herren Offiziere nehmen von mir keine Raiſon an. Schon einigemal habe ich die Damen einzeln und zuſammen bei Seite genommen und ihnen vordemonſtrirt, daß ſich ſolcher Unfug nicht ſchicke, daß ich mir dergleichen verbitte; aber, du lieber Gott, das half ſoviel wie nichts, ſie lachten mich aus und ſprachen: Im **Teatro di San Carlo** zu Neapel, **ala Scala** zu Mailand, **al Fenice** zu Venedig u. ſ. w., da geht es noch ganz anders zu, und man begegnete mir nur um ſo ſchnippiſcher.

— Ei was, fiel nun Leſſeps ein, wir ſind nicht in Venedig, Mailand oder Neapel, ſondern in Corfu, und hier bin ich Herr, und befehle Ihnen, von heute an das Theater während den Proben zu ſchließen, und Niemand, wer es auch ſey, der nicht zum Theater gehört, weder bei den Proben noch während der Vorſtellung auf die Bühne zu laſſen. Ich werde Ihnen eine Polizeiwache geben und Sie werden die Thüre nur für die Mitwirkenden öffnen laſſen. — Wie Eccellenza befehlen, aber ich fürchte nur ... — Was fürchten Sie? nichts, gar nichts haben Sie zu fürchten, fiel die Excellenz donnernd ein, ich befehle es ſo, und damit Baſta. — Mit einem ſubmiſſeſten Bückling, der ſelbſt vor der Thüre noch permanent zu ſeyn ſchien, trat Delungo die Retirade an, ſich zu Gnaden empfehlend, mit dem löblichen Vorſatz, der erhaltenen Ordre genau nachzukommen. Es war bald Zeit zur Probe, die verſprochene Polizeiwache ſtellte ſich ein und Delungo ließ die Pforten des Schauſpielhauſes ſchließen, die ſich jetzt nur noch für die Eingeweihten öffneten, und alles, was ſich der Gewohnheit gemäß einfand und nicht im Sold Apolls oder unter dem direkten Schutz der neun Muſen ſtand, wurde auf das unbarmherzigſte abgewieſen. Mit zerknirſchtem Angeſicht und gerührter Stimme machte der Impreſſario in einer Anrede ſämmtliche Kunſtjünger mit dem erhaltenen Befehl bekannt. Welche Beſtürzung dieſe Trauernachricht unter dem weiblichen Kunſtperſonale hervorbrachte, iſt unbeſchreibbar. Zuerſt herrſchte tiefe Stille, alle waren conſternirt, denn der Schlag kam zu unerwartet und war zu heftig, er hatte auch die geläufigſten Zungen gelähmt; als man endlich allmählig wieder zu ſich ſelbſt kam, ging dieſe Stille erſt in ein leiſes, dann in ein lautes Murren und endlich in ein brauſendes Wüthen und Toben über, dem die heftigſten Verwünſchungen gegen den Urheber dieſes Befehls folgten. Selbſt das männliche Perſonale äußerte, wenn auch mit mehr Mäßigung, ſeine Unzufriedenheit. Denn ach! — die herrlichen wohlſchmeckenden Frühſtücke, an denen Jedermann Theil nehmen durfte, fielen nun weg. Doch was half alles Lärmen und Lamentiren, die Sache war einmal nicht zu ändern, und — Probe mußte gehalten werden. Aber alles ging heute ſo lahm und ſchlecht von Statten, daß der arme, von allen Seiten geplagte Impreſſario, an dem man einſtweilen ſeinen Zorn auslaſſen und ſeinen Muth kühlen wollte, faſt zur Verzweiflung gebracht wurde; denn nichts, gar nichts, auch nicht eine einzige

Pantomime wurde ihm zu Dank gemacht. Auch Peppinen ließ man den allgemeinen Unmuth fühlen, obgleich das arme Kind im Innern über die abscheuliche Verordnung so gut wie die andern entrüstet war, nur durfte sie es nicht wagen ihr Mißfallen laut werden zu lassen, denn der Kammerdiener Argus beobachtete sie zu genau. Man wußte wohl, daß, wenn auch unschuldig, Niemand als sie die Ursache dieser verdrießlichen Neuerung war. Die Proben waren heute zwei Stunden früher als gewöhnlich beendigt, und als die verstimmten Leutchen den ihnen jetzt sehr öde und freudenlos scheinenden Tempel der Kunst verlassen wollten, fanden sie in dessen Vorhallen an hundert harrende Abgewiesene, die gleich den alten Römern, wenn auch kein forum competens, dennoch ein Forum daselbst hielten, ohne jedoch noch den Grund zu wissen, warum ihnen die sonst immer so freundlich offen stehenden Pforten heute so finster verschlossen wurden. Auch ich befand mich unter diesen Unglücklichen und war keiner von den minder Traurigen. Als sich endlich die Thüren erschlossen und unsere Lieben herausströmten, mischte sich sogleich alles untereinander und die — es ist doch fatal, daß Mund keinen Pluralis hat und man nicht sagen darf Mäuler, das hat schon Manchen in Verlegenheit gesetzt, ich werde also sagen — Schlünde thaten sich weit auf. Wessen das Herz voll, davon läuft der Mund über. In der Synagoge zu Jerusalem kann kein ärgeres Charivari gewesen seyn, als jetzt in den Vorhallen des corcyrischen Kunsttempels. Das war ein Durcheinanderschreien, Rufen, Fragen, bis man sich verständigt und alles Wissenswerthe mitgetheilt hatte, als handle es sich um der Welt Untergang. Nur Peppina, die Arme, durfte keinen Theil an den allgemeinen Ergießungen nehmen und ging, von ihren Trabanten begleitet, stumm wie ein Fisch durch die rebellischen Reihen, im Vorübergehen warf sie mir einen verstohlenen Blick zu, und seufzte kaum vernehmbar. Als aber endlich die Ideen gegenseitig ausgetauscht, und Alle gehörig unterrichtet waren, da hallten Drohungen und Verwünschungen der aufgebrachten Abgewiesenen gräßlich in den Hallen wieder. Verschwörungen und Umtriebe wurden angezettelt, Ein Interesse und Ein Ziel verband alle aufgereizten Gemüther, auf den kaiserlichen Commissarius und den theatralischen Impressarius hatte man es abgesehen. Letzterer hatte sich, den schrecklichen Tumult vernehmend, in die unterirdischen Gewölbe der Bühne verkrochen,

und wagte es erſt ſich zu entfernen, als die Tumultuanten weg waren. Die Zeit, welche man durch die Verkürzung der Proben gewonnen, kam jetzt den Berathſchlagungen zu ſtatten, die nicht weniger als zwei gute Stunden währten, und noch länger gedauert haben würden, wenn die reſpectiven Mägen nicht ebenfalls etwas rebelliſch erinnert hätten, daß auch ſie befriedigt ſeyn wollten. Endlich trennte man ſich mit den gegenſeitigen Verſicherungen, daß es um jeden Preis anders werden müſſe, und wenn ſelbſt Blut fließen ſolle. Die Abgewieſenen gaben den Prieſterinnen der Kunſt Hand und Wort darauf, daß noch denſelben Abend eine Vorſtellung im Theater ſtattfinden ſolle, dergleichen in Corfu noch nie geſehen worden, wobei das Bühnenperſonale Zuſchauer, die Zuſchauer ſelbſt aber Schauſpieler ſeyn würden.

Um halb acht Uhr war das Parterre dieſen Abend gegen die Gewohnheit ſchon zum Erdrücken voll, auch die Logen füllten ſich früher als es ſonſt der Fall war. Die Ouvertüre begann, alles war mäuschenſtille. **Il Zipario in alto va** (der Vorhang rauſchte in die Höhe). Die Oper **Ginevra di Scozia** und das Ballet **Astrea** waren an der Tagesordnung. Als aber die Introduction begann, ertönte von allen Seiten ein ſo fürchterliches und durchdringendes Pfeifen, Ziſchen und Stampfen, mit dem Rufe: **a bas! a bas! a bas!** begleitet, daß Einem Hören und Sehen verging; die Damen hielten ſich die Ohren zu, viele waren einer Ohnmacht nahe und einige verfielen wirklich in dieſen Zuſtand, andere lachten, und von Muſik und Geſang hörte man keinen Laut. Der Lärm ging immer **crescendo** bis endlich der Vorhang fiel und mit ſeinem Fallen die vorige Stille wieder eintrat. Nach einer Viertelſtunde rollte die leinene Scheidewand abermals in die Höhe, man verſuchte wieder anzufangen, aber derſelbe Tumult ſtellte ſich wieder ein, und zwar mit verdoppelter Kraft, und hörte nicht auf bis die Gardine zum Zweitenmal fiel. — Aller guten Dinge ſind aber drei. Man zog ſie alſo zum Drittenmal auf, und diesmal trat der Impreſſario vor und wollte das Publikum anreden, konnte aber eben ſo wenig zu Worte als das Perſonale zum Geſang kommen. Zum Drittenmal ſenkte ſich der Vorhang, um zum Viertenmal aufgezogen zu werden, und nun zeigte ſich ein wohlconditionirter Polizeibeamter, der mit einem hellgellenden Hohngelächter empfangen und ſo lange ausgelacht wurde, bis er ſich, etwas confus gemacht, wieder zurückgezogen

hatte. Jetzt ließ man die Gardine zum Letztenmal für heute Abend herab. Das Publikum unterhielt sich noch eine Zeitlang sehr laut und lebendig, denn der größte Theil war noch nicht von der Ursache des extraordinairen Tumults unterrichtet, bis nach einer Stunde sich fast alle Zuschauer verlaufen hatten und das leere Haus geschlossen wurde. Lesseps war wüthend und schwur hoch und theuer, der Sache morgen ein Ende zu machen. Er hatte so gut wie die andern Zuschauer bemerkt, daß es fast nur Militär war, welches den höllischen Lärm gemacht, und namentlich Marine-Offiziere und Maitres Cannotiers, die ihre langen gellenden silbernen Schiffsdienstpfeifen mitgebracht hatten, womit sie die Matrosen bei den Manoeuvres avertiren. Noch denselben Abend begab sich Lesseps zum Gouverneur Donzelot, diesen aufzufordern, dem abscheulichen Unfug zu steuern und durch eine **Ordre du jour** dem Militär das Pfeifen, Zischen und Lärmen im Theater zu untersagen, wozu dieser sich aber nicht verstehen wollte, sondern meinte, ein solcher Tagesbefehl würde lächerlich seyn, da er ja keine Dienstsachen betreffe; indessen wolle er die gehörigen Maßregeln ergreifen, fernere Unruhen im Theater möglichst zu verhüten, und zur nächsten Vorstellung vier Stabsoffiziere kommandiren, die mit dem Ringkragen decorirt, die Aufsicht und Inspection im Parterre haben sollten, um alle diejenigen in Arrest zu schicken, die sich erlauben würden, die Ruhe auf eine auffallende Weise zu stören. Damit mußte sich der Herr Commissär begnügen und empfahl sich, nachdem er noch vom Gouverneur erlangt hatte, daß die Chefs de Corps ihren Untergebenen wenigstens mündlich Ordnung und Ruhe im Theater anbefehlen sollten. Von da begab sich der Mann zum Contreadmiral, um auch diesen für seine Sache zu gewinnen und den Seemännern, Seelöwen, Seebären und Seehunden und sonstigen Seeungeheuern, wie er sie in seinem Zorne nannte, die Rachen zu stopfen. Zuletzt ließ er noch den Polizeidirektor und Delungo zu sich rufen, um auch von der Civilseite jedem Unfug zu begegnen. So hoffte der gute Mann aller fernern Störung vorgebeugt zu haben, und legte sich, von den vielen Strapatzen ermüdet, etwas beruhigter zu Bette. Den kommenden Morgen wurden alle Vorkehrungen bekannt, die der Commissär getroffen, und die Chefs empfahlen bei der Parade ihren Untergebenen möglichste Ruhe an. Dieß diente aber nur dazu, gehörige Gegenmaßregeln zu ergreifen, um die beorderten Aufseher

irre zu machen und den begonnenen Spuk fortzuſetzen. Der zum Theil gefürchtete, zum Theil erwünſchte Abend kam heran, jeder der beorderten Stabsoffiziere übernahm eines der vier Quarré's, in die das Parterre abgetheilt worden, zur beſondern Aufſicht, außerdem hatte man jedem Viertel noch Polizeibeamte zugetheilt, um die bürgerlichen Lärmmacher im Zaum zu halten. Aber alles war umſonſt, ſobald der Vorhang in die Höhe rauſchte, fing der infernaliſche Lärm des vorigen Abends wieder an, und ward noch dreimal ärger, aber ſeltſamerweiſe ſah man Niemand weder mit dem Mund noch mit Inſtrumenten pfeifen, und doch waren die Pfiffe weit ſchneidender und gellender. — Was vermag der menſchliche Erfindungsgeiſt nicht? — Ein Maitre Cannotier hatte in der Eile ein Paar hundert Pfeifen mit kleinen Blasbälgen verfertigen laſſen, die unter das Militär vertheilt wurden und die ein Theil der Verſchwörer unter dem Arm, ein anderer unter den Füßen angebracht, und mit kaum bemerkbarer Bewegung brachten ſie ſo die gellendſten Töne hervor; das Lächerlichſte bei der Sache war, daß der Lärm immer im Rücken der kommandirten Aufpaſſer geſchah, denn ſobald einer den Kopf nach dem Ort, wo man gepfiffen, richtete, erſchollen gleich wieder ein Paar Dutzend Pfeifen von hinten her, ſo daß ſich die Herren unaufhörlich wie Wetterhähne nach dem Wind drehten, ohne etwas entdecken zu können, woran ihnen wohl auch wenig gelegen ſeyn mochte, denn ſie lachten ſelbſt mit. Es war als trieb eine Legion Dämone ihr neckiſches Spiel. Die Sache nahm daſſelbe Ende wie bei der letzten Vorſtellung, und wurde die folgenden zwei bis drei Tage mit gleichem Kraftaufwand wiederholt. Man hatte ſich geſchmeichelt, die Lärmmacher würden das Ding endlich von ſelbſt ſatt werden, aber vergeblich, ſie trieben den Rumor ſo lange fort, bis eines Morgens plötzlich auf den, nach italiäniſcher Sitte quer über die Straßen an Stricken hängenden Theaterſchildern mit deutlicher Schrift in franzöſiſcher, italiäniſcher und ſogar neugriechiſcher Sprache mit großen Lettern zu leſen war: „Von heute an iſt der Beſuch bei den Proben wieder erlaubt.“ — Dieſe durch die Gewalt der Pfeifen ertrotzte Erlaubniß wurde auch ſogleich beſtmöglichſt benutzt. Zu Hunderten ſtrömte man noch denſelben Morgen auf die Bühne, wo durch ein köſtliches Bankett, das ſich bis beinahe gegen Abend verlängerte, der errungene Triumph jubelnd gefeiert wurde. Die Vorſtellung ſelbſt wurde jetzt nur noch von Zeit zu Zeit durch

ſtürmiſchen Applaus unterbrochen, und ſo kam Alles wieder ins vorige Geleiſe. Aber der eiferſüchtige und nun auch gedemüthigte, racheſchnaubende Commiſſär Imperial hatte ſeine mittelbare Aufſicht unter dieſen bedenklichen Umſtänden nicht nur verdoppelt, ſondern vervierfacht, er geſellte nämlich ſeinem Kammerthier noch drei andere dienſtbare Geiſter zu, die unter deſſen Befehlen ſtanden, hinter und zwiſchen den Couliſſen um die gefeierte Prima Ballerina herumſchlichen und auf alle ihre Blicke, Mienen und Bewegungen ſpähten. Dennoch wußte ich durch eine von mir beſtochene Figurantin mich mit ihr in Rapport zu ſetzen; längſt waren wir einverſtanden und hofften mit Sehnſucht endlich auf einen günſtigen Augenblick, uns ohne Zeugen ſprechen zu können. Schon oft hatte ich mir den Kopf zerbrochen, wie dieſer herbeizuführen, und konnte kein Mittel ausfindig machen. Ich wußte mich erhört und konnte, ein zweiter Tantalus, die Frucht jeden Tag vor Augen ſehend, ſie nicht erhaſchen. Der Zufall zeigte mir endlich den Weg, auf dem meine heißen Wünſche, denn je größer die Schwierigkeiten, deſto größer die Lüſternheit und die Begierde ſie durchzuſetzen, in Erfüllung gehen ſollten. Eines Morgens ſagte mir Delungo im Vorübergehen, er ſey wegen einem Sujet für ein Ballet verlegen, das er zum Beſchluß des Carnevals in Scene ſetzen wolle. Dieſe Worte des Impreſſarios fuhren mir wie ein Wetterſtrahl durch den Kopf, entzündeten mein Gehirn daß es augenblicklich Licht in demſelben ward, und ich erwiederte: „Wenn Ihnen weiter nichts mangelt, dann ſeyn Sie unbeſorgt, ich habe ein vortreffliches Sujet, das Sie in wenig Tagen ausgearbeitet erhalten ſollen. Sie wiſſen, daß ich ſchon mehrere Ballette mit Erfolg auf die Bühne gebracht, und es wird dies auch in Corfu der Fall ſeyn.“ — Delungo nahm das Anerbieten mit Dank an, und Peppina ließ ich noch denſelben Tag durch die dienſtfertige Chortänzerin wiſſen, daß ich das Mittel zu einer Zuſammenkunft gefunden zu haben glaube. Zu Hauſe angekommen überlegte ich, welches Sujet wohl am beſten zu meiner Abſicht paſſe. Die Donaunymphe war für das Theater in Corfu zu koſtſpielig, ebenſo das Sternenmädchen, ich dachte an das Opferfeſt, die Zauberflöte, den Abällino, die Kreuzfahrer und andere Stücke aus der romantiſchen Theaterwelt, keines wollte mir genügen. Ein eigenes Sujet zu erfinden, war theils die Zeit zu kurz, theils hatte ich auch meine Gedanken nicht genug beiſammen. Endlich verfiel ich auf

Hagemanns Schauspiel: „Ludwig der Springer,“ und erkannte es, wenn sich gleich dasselbe nicht sonderlich zu einem Ballet zu eignen schien, dennoch für das beste, mein Vorhaben auszuführen; um es dem Geschmack des Publikums anzupassen, ließ ich es an glänzenden und effectvollen Festen, Gruppirungen und Aufzügen nicht fehlen. Ich ließ die Handlung mit einem prächtigen Turnier und Ballfest beginnen, wobei Adelheide von Stade dem Grafen von Thüringen ein heimliches Rendez-vous in einer abgelegenen Laube des Burggartens gibt. Die Sache wird dem Pfalzgrafen Friedrich verrathen, er überrascht Beide in der Laube, läßt sie, wie in Hagemanns Schauspiel, durch seine Leute gefangen nehmen, mit Ketten belasten, Ludwig nach Giebichenstein ins Gefängniß und Adelheide in sein Burgverließ bringen. Ersterer entspringt wie bekannt aus dem Felsennest in die Saale, und über die Pfalzgräfin wird ein Gottesgericht gehalten, wobei sie ihre Unschuld durch das Festhalten eines glühenden Eisens beweisen soll und — beweist! — Diese Scene war es, durch die ich endlich glücklich zu werden hoffte. Adelheide mußte als arme Sünderin auf einer unterirdischen Treppe und durch eine Fallthüre in das Zimmer gelangen, in dem das schreckliche Gericht gehalten wurde. Ich hatte die Handlung so eingerichtet, daß die Pfalzgräfin Zeit hatte, sich ein halbes Stündchen, ehe sie vor ihren Richtern erschien, in ihr unterirdisches Gemach, oder vielmehr in die finstern Gänge unter der Bühne zu begeben, währenddem der Herr Landgraf sein Testament dictirte, seinen Luftsprung machte, durch die Saale ans Ufer schwamm, und nach gehöriger Verwandlung das Gericht zusammen kam, wo dann endlich auf des Pfalzgrafen Befehl der Kerkermeister die Fallthüre aufschloß und die reizende Verbrecherin, mit silbernen Ketten geschlossen, heraufschleppte. Nachdem das Unschuldig einstimmig von den Richtern ausgesprochen, steigt Adelheide auf Befehl ihres Gatten wieder in den Kerker, die Nachricht von Ludwigs Befreiung trifft durch einen Herold ein, der zugleich auch die Herausforderung an den Pfalzgrafen ergehen läßt, ein Zweikampf findet statt, Ludwig tödtet seinen Gegner, befreit seine Geliebte, und Evolutionen der Knappen, Gruppirungen und Tänze beschlossen das Ganze. Mein Plan erhielt zwar Peppinens Beifall, doch schien ihr unsere Zusammenkunft, die während des Laufs der Handlung in dem unterirdischen Labyrinth der Bühne vor der Scene des Gottesgerichts stattfinden sollte, etwas gewagt,

ich beruhigte sie aber deßhalb, indem ich sie wissen ließ, daß ich die Theatergewölbe gehörig untersuchen und mich eine gute halbe Stunde früher durch eine geheime Thüre an den bewußten Ort begeben würde, zu der ich mir den Schlüssel verschafft. Sie dürfe jedoch nur ganz allein herunterkommen und dann die Thüre hinter sich sogleich verriegeln; um allen Verdacht zu beseitigen, würde ich mich während der Vorstellung nur selten auf der Bühne, desto mehr aber im Parterre sehen lassen, so daß Niemand meine Abwesenheit bemerken werde. Das Manuscript war in drei Tagen fertig, die Proben sollten beginnen, als eines Morgens Delungo ganz bestürzt mit dem Worten: „Da haben wir die Bescherung, die Censur läßt Ihr Ballet nicht passiren,“ in das Zimmer trat. Auch ich fragte ganz erschrocken — Warum? — Es sey gegen die gute Sitte, daß eine Ehegattin und ihr Geliebter über den Gatten so den Sieg davon trügen. — Ist es weiter nichts, versetzte ich, dem können wir schon abhelfen. Ich setzte mich nieder, strich das hinter Adelaide stehende Wort: **sposa** (Gemahlin) aus, ersetzte es durch **Nipote** (Nichte), und machte sie so wieder zur Markgräfin von Stade, den Pfalzgrafen aber zu ihrem Oheim, Vormund und Tyrannen. Nun erhielt das Ballet die Approbation der Censurbehörde und die Proben begannen.

Alles ging in gehöriger Ruhe und Ordnung vor sich, jede Probe wurde mit einem fröhlichen Bankett geschlossen, der heißersehnte Tag, an dem wir glücklich werden sollten, denn während den Proben durfte Peppina nicht durch die unterirdischen Gemächer, sondern nur aus den Coulissen kommen, rückte heran. Nur in der Generalprobe, die den Abend zuvor mit allen Decorationen, Costümen ꝛc. stattfand, kam sie von unten herauf; da ich mich aber auf der Bühne befand und fast Niemand im Parterre war, so durfte ich es dennoch nicht wagen, mich schon diesen Abend an den bestimmten Ort zu begeben, da meine Abwesenheit sogleich bemerkt worden und dann alles verscherzt gewesen wäre. Es waren ja auch nur noch 24 Stunden bis zur Aufführung, und diese mußte man sich noch gedulden, so groß auch die Ungeduld seyn mochte.

Endlich erleuchteten die Strahlen der Sonne den Tag, der meine unsäglichen Bemühungen krönen sollte, ich kam nicht mehr aus dem Schauspielhause, um noch die gehörigen Anordnungen für den Abend zu treffen, damit alles recht zusammengreifen solle.

Schon um 7 Uhr war das Haus zum Erſticken voll und mehrere hundert Perſonen mußten abgewieſen werden. Der erſte Act einer neuen Opera Seria, Arminio, eröffnete die Vorſtellung. Nach neun Uhr begann das Ballet, um halb zehn ſchlich ich mich an den beſtimmten Ort, und um 10 Uhr lag die ſchöne Markgräfin in meinen Armen! Alles war nach Wunſch gegangen, die Spione Leſſeps befanden ſich faſt alle unter den Zuſchauern, und keinem fiel es ein, daß während der Vorſtellung des Ballets wohl eine Zuſammenkunft ſtattfinden könne. Noch verſicherten wir uns ewige Liebe, hatten Theater, Ballet und die Welt vergeſſen, als drei ſtarke Hammerſchläge ertönten, das Zeichen zur Eröffnung des Gottesgerichts, und wir ſo aus unſerm Taumel erwachten. Bald darauf wurde die Fallthüre geöffnet, ich geleitete die Geliebte bis an die Stufen der Treppe, entfernte mich ſchnell durch die geheime Thüre, und ſah durch eine Gitterloge die eben meinen Armen entſchlüpfte Adelheid recht heldenmüthig die Feuerprobe der Unſchuld beſtehen, und wie ſie, nachdem man das wirklich glühende Eiſen gelöſcht, das hölzerne roth angeſtrichene mit beiden Händen ergriff und unverſehrt feſthielt. Ich freute mich innig über das vollkommene Gelingen meines Planes. Kein anderes Stück hätte mir gleiche Dienſte geleiſtet; bei einer gewöhnlichen Verſenkung wären Leute nöthig geweſen, ſo aber hatte nur der Kerkermeiſter die Fallthüre auf der Bühne zu öffnen, und unten befand ſich Niemand außer uns Beiden.

Das Ballet war beendigt und hatte außerordentlichen Beifall gefunden; ich hatte die beſten und zur Handlung paſſendſten Muſikſtücke von Mozart, Winter, Cherubini, Salieri, Portogallo, Guglielmi und andern ausgeſucht; die Scenerie, Decorationen, Gruppirungen, Comparſen ꝛc. waren trefflich ausgeführt, beſonders gefiel ein Fahnentanz, wobei alle Knappen Fahnenlanzen hatten, und ſämmtliche Tänzer durch ihre Reihen chaſſirten, dann die Schlußgruppe, die einen großen Knalleffect hervorbrachte, formirten. Nachdem der Vorhang gefallen, wurde der Autor mit großem Halloh verlangt, der ſich aber in der Gitterloge verbarg, bis endlich einige Kameraden zu mir kamen und mich aufforderten, dem Publikum zu willfahren, um dem immer ärger werdenden Spektakel ein Ende zu machen. Ich mußte endlich nachgeben, und wurde mit einem Donner von Applaus empfangen, Kränze flogen mir um den Kopf. Doppelt glücklich zog ich mich nach einer dreifachen

Verbeugung zurück und hatte nun das Vergnügen, daß auch meine reizende Geliebte gerufen und mit einem Hagel von Blumen, Bändern, Sträußen, Gedichten ꝛc. empfangen wurde. Nach beendigter Vorstellung schlich ich mich solo nach Haus, aber kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen. — Das Ballet wurde den nächsten Abend und noch einige dreißig darauf mit gleichem Glück gegeben, nur nahm Peppina zur größern Fürsorge eine Figurantin, unsere Vertraute, mit in die unterirdischen Gänge hinab, um jeden Verdacht zu vermeiden. Zwei unangenehme Episoden, die aber außer einem kleinen Schrecken wenig zu bedeuten hatten, störten auf Augenblicke unser Glück. Einmal warf der Frohnknecht das mit glühenden Kohlen gefüllte Becken um, welches dazu diente, das Eisen glühend zu machen, und einige feurige Kohlen fielen durch die Coulissenrinnen in die Unterwelt hinab und beinahe auf unsere Häupter, was Peppina für eine sehr schlimme Vorbedeutung hielt, die leider auch, wie wir bald sehen werden, auf eine schreckliche Weise in Erfüllung ging. Man pochte bald darauf an der Pforte des Souterrains, worauf ich mich eilig entfernte, die Vertraute öffnete, und mehrere Leute traten mit Wassergefäßen ein, um ein etwa entstehendes Feuer gleich zu löschen. Ein andermal war die hölzerne Treppe, auf welcher Adelheide in die Oberwelt steigen sollte, so knapp an das Podium angelehnt, daß als sich kaum Peppinens Köpfchen den Zuschauern zeigte, die Treppe abglitt und sammt ihrer holden Bürde hinabstürzte. Da man nun nicht wußte, ob sich das arme Mädchen beschädigt habe, und für den Augenblick auch der Gang der Handlung unterbrochen war, so gab es Lärm und der Vorhang wurde herabgelassen. Gleich darauf meldeten sich mehrere Männerstimmen an der Thüre, an der zugleich ungestüm gepocht wurde; ich ließ aber nicht eher öffnen, als bis ich mich überzeugt hatte, daß die Arme keinen Schaden genommen, entfernte mich dann schnell, und in einer Viertelstunde ging das Stück wieder seinen Gang fort. Daß wir uns sonst auf keine Weise vergaßen und Peppina nie zu spät erschien, dafür sorgten die Hammerschläge. Doch — „der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.“ So ging es leider auch hier. Ein Capitain vom 2ten italiänischen Linienregiment, Namens Vilgano, war wie noch mancher andere, in diese anmuthige Priesterin Terpsichorens sterblich verliebt, ohne sich jedoch der mindesten Begünstigung, ja nur eines Blickes erfreuen zu können. Freilich

waren weder sein Aeußeres noch seine Manieren geeignet, ein hübsches Mädchen zu fesseln; eine ziemlich große, dicke, vierschrötige Gestalt, ein grobzügiges, mit einem ungeheuern Schnauz- und Backenbart bewachsenes Gesicht, ein sehr unbeholfenes, tölpelhaftes und gemeines Benehmen waren die glänzendsten Außenseiten des Prätendenten, während dessen Geist und Rede denselben vollkommen entsprachen. Dieser hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß ich vor der Feuerprobe jedesmal unsichtbar wurde, war mir endlich nachgeschlichen und hatte entdeckt, daß ich durch eine kleine, unter die Bühne führende Thüre verschwand. Aber auch ich hatte wahrgenommen, daß man mir gefolgt war, und Vilgano erkannt, doch achtete ich nicht darauf und hielt die Sache für einen bloßen Zufall; den folgenden Abend aber, als ich unter die Bühne kam, schien es mir, als hörte ich zuweilen in einiger Entfernung leise athmen, doch glaubte ich mich zu täuschen. Bald darauf kam Peppina mit ihrer Begleiterin und ich empfing sie wie gewöhnlich mit einem Kuß, aber kaum war dies geschehen, als auf einmal ein heller Lichtstrahl durch die uns umgebende Finsterniß — nur ein mattes Lämpchen brannte jeden Abend in einer Ecke des Ganges — drang und uns beleuchtete. Ich sah mich nach der Ursache dieser unerwarteten Erscheinung um und erblickte zwei Männer, von denen der eine eine Blendlaterne in der Hand hielt. Mit bloßem Degen stürzte ich auf ihn zu und schlug ihm die Laterne aus der Hand, worauf alles wieder in das vorige Dunkel gehüllt war; die beiden Männer erhoben aber ein großes Geschrei, Peppina verlor den Kopf, und mit dem Ausruf: **Assassini, birbanti**, eilte sie mit dem andern Mädchen der Thüre zu, die sie aufriegelte, und dann die Corridors entlang, wo die Ankleidezimmer waren. Ich lief ihr nach, meinen Degen wieder einsteckend, stieß aber am Eingang auf mehrere Personen, die ich auf die Seite schob um die Fliehenden einzuholen und zurückzubringen, hatte sie jedoch aus dem Gesicht verloren, glaubte aber, sie seyen auf die Bühne gegangen, und begab mich in eine Loge in der Meinung, sie würde in zahlreicher Begleitung wieder in das Souterrain zurückkehren, ihre Rolle fortzuspielen. Als ich in die Loge trat, war Ludwig eben erst aus dem Thurm und in die Saale gesprungen, wurde an das Ufer gebracht und bestieg das Streitroß, das ihm Wilhelm von Brenna zugeführt hatte. Hierauf verwandelte sich die Scene in das Gerichtszimmer, und nachdem die

Ritter, Richter und Frohnen mit ihren Vorbereitungen fertig waren, öffnete der Kerkermeiſter die Fallthüre um Adelheide zu citiren, die aber — nicht erſchien. Man denke ſich meine Angſt; ich ſaß wie auf Kohlen, jetzt ſtieg der Mann ſelbſt hinab, kam aber ohne die Gefangene zurück, die für heute wirklich aus dem Kerker entſprungen war. Der Mann machte nun allerlei unverſtändliche Pantomimen gegen das Gericht, aber das Publikum begann unruhig zu werden, bis, nachdem man die Verſchwundene allenthalben geſucht, Delungo vortrat und das lärmende Auditorium durch die Nothlüge beruhigte: der Prima Ballerina ſey eine plötzliche Unpäßlichkeit zugeſtoßen. Hierauf fiel der Vorhang und der 2te Act der Oper begann. Jetzt eilte ich auf die Bühne, wo mir Delungo mit ganz verſtörter Miene entgegenkam und zurief: Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht? es iſt alles entdeckt, alles verrathen; man hat Sie mit Peppinen geſehen, ſo eben war der Commiſſair Imperial hier und wüthete ſchrecklich; alle meine Betheurungen und Verſicherungen, daß ich unſchuldig ſey und von nichts wiſſe, fanden kein Gehör, er drohte mir mit augenblicklichem Fortjagen und verließ das Theater im heftigſten Zorn. Ich ſuchte den Unglücklichen beſtens zu tröſten, ihn verſichernd, es werde ſich alles wieder machen, bat ihn, ſich zu beruhigen, während ich ſelbſt in der größten Unruhe war und nicht wußte was aus dem Mädchen geworden. Ich eilte nach ihrer Wohnung, fand ſie aber verſchloſſen und ſah nirgends Licht, dagegen hörte ich Lärm und erblickte viele wandelnde Lichter im Palazzo des Commiſſairs, der bald darauf in Begleitung mehrerer Bedienten aus dem Haus trat, und zu einem zurückbleibenden ſagte: Sucht noch einmal alles durch, ich muß ſie finden und wenn ſie ſich in den Mittelpunkt der Erde verſteckt hätte! — Alſo iſt ihr Aufenthalt noch nicht entdeckt, dachte ich, etwas beruhigter, denn ich hatte gefürchtet, daß ihr eiferſüchtiger Commiſſair ſie in der erſten Hitze mindeſtens arg mißhandeln würde. Ich war entſchloſſen, ſie im äußerſten Fall zu mir zu nehmen, ging nun auch in das Theater zurück, wo immer noch geſpielt wurde, und hörte, daß Leſſeps den Impreſſario ſo eben in das Vorzimmer ſeiner Loge habe rufen laſſen. Auf der Bühne war man ſchon von Allem unterrichtet und ziſchelte ſich überall in die Ohren als man mich ſah. Erſt nach Beendigung des Schauſpiels kam Delungo auf die Bühne zurück, nahm mich bei Seite und erzählte mir, daß Leſſeps zwar etwas ruhiger ſey,

aber den Verdacht habe, Peppina befinde ſich in meinem Quartier; er bat mich daher, wenn dies der Fall wäre, ſie doch ja gleich herauszugeben, um ihn, das Mädchen und vielleicht mich ſelbſt nicht unglücklich zu machen. Ich betheuerte ihm meine Unſchuld und erbot mich, meine Wohnung ſogleich durchſuchen zu laſſen, indem ich hinzufügte, ich befände mich ſelbſt in der größten Unruhe wegen dem armen Mädchen, da ich fürchtete, ſie habe ſich ein Leid angethan. — Das verhüte Gott! rief Delungo aus, ich muß nun zum Commiſſair zurück, der mich erwartet, um den Erfolg meiner Nachforſchungen zu hören. — Ich entließ den Director in tauſend Aengſten, ihm mein Ehrenwort gebend, daß ich den Aufenthalt Peppinens nicht kenne, allein nicht eher ruhen wolle bis ich ihn in Erfahrung gebracht. Aber alles war vergeblich, obgleich ich die ganze Nacht umherirrte, Kundſchafter ausſandte und nachforſchte, ich konnte keine Spur von ihr entdecken. Nur in meinem Quartier wurde mir berichtet, daß nach elf Uhr zwei Damen ängſtlich nach mir gefragt, und als ſie gehört daß ich nicht zu Hauſe ſey, ſich gleich wieder entfernt hätten. Als es Tag wurde, eilte ich, ohne nur eine Sekunde geruht zu haben, zu Delungo, den aber Leſſeps ſchon wieder hatte kommen laſſen, wartete jedoch ſeine Zurückkunft ab. Nach einer Viertelſtunde trat Peppinas Mutter herein und rief aus, als ſie mich erblickte: **Ah, Dio sia benedetto, che finalmente vi trovo!** — Und wo iſt Ihre Tochter? — In der Locanda di Venezia habe ich ſie verſteckt, antwortete ſie mir. — Die Mutter wußte um unſer Geheimniß. — Ach wie unglücklich haben Sie uns gemacht! fuhr ſie fort, nun iſt alles aus, wir ſind unglückliche Leute, wie wird es uns noch ergehen! — Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Signora, ich werde Alles wieder gut machen. Sagen Sie mir nur, wo Peppina geſtern Abend ſo ſchnell hinkam. — Meine Tochter kam bewußtlos zu mir in ihr Ankleidekämmerchen, riß mich mit ſich fort, und nachdem wir eine Zeitlang zwecklos in den Straßen umhergeirrt, ſuchten wir Sie in Ihrer Wohnung, aber Sie daſelbſt nicht findend, führte mich mein troſtloſes armes Kind in die Locanda di Venezia, denn nach Hauſe zu gehen, wo wir der ganzen Wuth Leſſeps ausgeſetzt waren, hielten wir nicht für rathſam. — Jetzt trat Delungo in das Zimmer, deſſen Geſicht beim Anblick von Peppinens Mutter plötzlich erfreut ſtrahlte. Seine erſte Frage war: wo iſt Ihre Tochter? und als er von allem unterrichtet war, rief auch er ein: **Oh dio sia be-**

nedetto! aus und erzählte uns, daß ſich alles viel beſſer geſtalte, als er je zu hoffen gewagt. Leſſeps ſey zwar über das Durchgehen ſeiner Geliebten noch ſehr aufgebracht, aber zugleich untröſtlich, und habe ſchon geäußert: er wolle gerne verzeihen, wenn er nur wiſſe was aus ihr geworden ſey. Ich habe ihm ſo gut ich konnte, fuhr Delungo fort, die Sache ausgeredet, und ihn fürchten laſſen, daß das arme Kind vielleicht Hand an ſich ſelbſt gelegt habe; dies letztere habe Eindruck gemacht und wenn Peppina die Sache klug angreife, ſo könne ſie nicht nur ſeine gänzliche Verzeihung erlangen, ſondern ihm noch obendrein ein Mährchen aufbinden. Bald waren wir einig über das was geſchehen müſſe. Die Mutter ſollte ihre Tochter noch an dieſem Morgen in ihre Wohnung zurückbringen, nachdem der Wirth der Locanda dem Commiſſair Imperial angezeigt hätte, daß ſich beide ſeit geſtern Abend bei ihm befänden. Peppina ſollte ihrem Argus erzählen, daß zwei Männer ſie unter der Bühne überfallen hätten, glücklicherweiſe ſey ich durch den Lärm herbeigelockt, dazu gekommen und habe ſie mit dem Degen in der Hand befreit, ſie aber ſey aus Furcht ermordet zu werden, mit ihrer Mutter davongelaufen, und da ſie ſich nicht nach Hauſe getraut, indem ſie geglaubt, man paſſe ihr dort auf, ſo habe ſie ſich in das Gaſthaus geflüchtet, woſelbſt ſie die Nacht zugebracht. Dies war ein **ben trovato**, das manches Wahrſcheinliche für ſich hatte, und Leſſeps begnügte ſich damit. Er war überglücklich, ſeine theure Geliebte wiedergefunden zu haben, der Friede wurde geſchloſſen, und alles kam wieder in den gewohnten Gang. Nicht ſo leicht war es, dem Publikum ein X für ein U zu machen, die Geſchichte wurde im Gegentheil noch mit hundert Zuſätzen vermehrt erzählt; Vilgano hatte dafür geſorgt, ſie ſogleich unter die Leute zu bringen, und er ſelbſt war der Urheber derſelben, doch hatte er die Sache nicht fein genug geſponnen, ſeine verſteckten Helfershelfer waren viel zu früh hervorgetreten, als daß ſie den beabſichtigten Zweck hätten erreichen können. Ich vermuthete gleich, von wem der Streich kam, und blieb nicht lange in Ungewißheit deßhalb, denn Vilgano war einfältig genug, ſich deſſelben im Militair-Caffeehauſe bei mehreren Perſonen zu rühmen; ſeine Aeußerungen, die keinen Zweifel übrig ließen, wurden mir hinterbracht, und ich nahm mir vor, mich auf eine eclatante Weiſe zu rächen. Ich hielt ihm ſein ſchlechtes Benehmen in Gegenwart mehrerer Offiziere ſeines Regiments vor,

nannte ihn einen niederträchtigen Verläumder, und erbot mich, es sogleich mit der Degenspitze zu bekräftigen. Der Italiäner verwarf die Klinge und schlug Pistolen vor, was ich annahm. Das Olivenwäldchen hinter Castrades wurde zum Kampfplatze ersehen, und das Duell sollte noch den nämlichen Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang vor sich gehen. Zur bestimmten Zeit traf ich mit meinem Sekundanten ein, einige Minuten später mein Gegner mit dem seinigen und einem Chirurgen. Wir loosten um den ersten Schuß, Vilgano wurde vom Glück begünstigt. Er war indessen blaß und zitterte als die ausgemachten fünfzehn Schritte abgemessen waren. Jetzt stand er mir gegenüber, ich sah ihn mit ernsten festen Augen an, obgleich mein Blut auch in Wallung war, bemerkte aber das Schwanken seines Armes und sein unsicheres Zielen, er drückte endlich ab — die Kugel sauste mir in einer Entfernung von mehreren Schritten am linken Ohr vorüber. Jetzt hob ich langsam meine Hand empor, zielte einige Augenblicke, während welchen ich deutlich die Todesangst meines Feindes wahrnehmen konnte. Ich wollte ihn nicht länger auf der Folter lassen, machte eine Bewegung mit dem Arm und sandte meine Kugel mit den Worten: **Non voglio la vostra morte, et vi perdono,** zu den Wolken. Mit dem Knall der abgeschossenen Pistole stieß Vilgano einen unwillkührlichen Schrei aus und war einer Ohnmacht nahe. Ich ging sodann auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach: Alles sey vergessen, lassen Sie solche Händel, die eines ehrlichen Mannes und Offiziers unwürdig sind. Der Italiäner jedoch, weit entfernt, durch meine Großmuth andern Sinnes zu werden, schwur mir heimlich fürchterliche Rache, machte einen sehr ernsthaften Banditenanschlag auf mein Leben, der aber, da ich Wind davon bekam, gänzlich zu seinem eignen Verderben ausfiel. Durch ein anonymes Schreiben wurde ich benachrichtigt, daß Vilgano beabsichtige, mich in einer der nächsten Nächte, wenn ich schliefe, in meiner Wohnung bewaffnet überfallen zu wollen, ich möchte mich daher in Obacht nehmen. Das Billet war in italiänischer Sprache geschrieben, und wie es schien, von einer Frauenhand. Es war nichts leichter als ein solcher Ueberfall, da ich bei unverschlossener Haus- und Stubenthüre schlief. Ein zweites Billet zeigte mir nun die Nacht an, in der es geschehen solle. Ich versah mich mit einer Blendlaterne und legte mich angekleidet auf mein Bett. Es war Mitternacht als ich leise die Treppe heraufschleichen hörte,

ich ſprang auf und ſtellte mich mit gezogenem Degen hinter die Stubenthüre. Als der Bandit eingetreten war, tappte er längs den Wänden, im Finſtern mein Bett ſuchend, und als er dies gefunden, ſtach er mit einem langen Dolch herzhaft drei bis viermal raſch hintereinander in die Mitte deſſelben; jetzt machte ich helle, ſprang auf ihn und rief ihm donnernd zu: Meuchelmörder, das ſoll dir ſchlecht bekommen. Er fiel vor Schrecken auf die Knie, ließ den Dolch fallen, den ich ſogleich aufhob, und meinem Burſchen zurief, er ſolle die nächſte Wache holen. Vilgano, denn er war es ſelbſt, flehte und bat, aber ich ließ mich nicht erweichen, übergab ihn der ankommenden Wache und ließ ihn durch dieſelbe zum Platzkommandanten führen, dem ich über den Vorfall Bericht erſtattete. Der Verbrecher ſaß mehrere Monate auf der Fortezza nuova gefangen, und da ich ſelbſt nicht auf ſtrenge Unterſuchung und Beſtrafung drang, ſo ließ man ihn endlich laufen, ſich anderswo hängen zu laſſen, mit dieſer Weiſung wurde er nach Albanien geſchickt. Von all dieſen Vorfällen waren natürlich die Garniſon und die Einwohner Corfus unterrichtet, man ſprach acht Tage davon, und die ganze Geſchichte wurde wie Millionen andere vom Meer der Vergeſſenheit verſchlungen. Was mich aber am meiſten kränkte, war, daß jetzt jede Zuſammenkunft mit Peppina ſo ziemlich unmöglich war, nur ſchriftlich und vermittelſt der vertrauten Figurantin konnten wir noch kommuniciren. Indeſſen verzweifelte ich nicht, abermals ein Mittel ausfindig zu machen, uns unter vier Augen zu ſehen, aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen, das durch ſeltſame Umſtände herbeigeführte tragiſche Ende der blühenden Giuſeppina trug alle meine Hoffnungen deßhalb zu Grabe.

Bald nach den erwähnten Vorfällen war ihre Serata (Benefizvorſtellung), zu der man ein neues kleines Ballet einſtudiert, das am Schluß deſſelben und dann nicht wieder gegeben wurde. Der Erfolg war ſo glänzend als möglich, die Einnahme weit über Tauſend Zechinen, das ſilberne Becken war voll Goldſtücke und andere Geſchenke von koſtbaren Bijouterien. Bei ihrem Erſcheinen auf der Bühne wurde ſie mit Blumen und Gedichten überſchüttet. Auch ich hatte ein kleines italiäniſches Gedicht auf ſie verfertigt, und mehrere hundert Abdrücke davon auf Atlas machen laſſen, die ich, mit Velinpapier couvertirt, durch die Ventilatoren in das Parterre und die Logen werfen ließ.

Den Morgen nach dieſer Vorſtellung erhielt Leſſeps einen Beſuch vom Gouverneur, der ihm ein von Paris vom Miniſterium erhaltenes Schreiben mittheilte, das ſehr ungünſtige Aeußerungen, ja ſogar Drohungen gegen Leſſeps, wegen der übeln Geſchäftsführung ſeines hohen Poſtens enthielt. Einige dienſtfertige Freunde hatten nämlich nach Paris berichtet, daß vermittelſt eines kleinen Geſchenkes von 20—30 Napoleon, welches man der ſchönen Tänzerin durch deren Mutter übergeben laſſe, man nicht nur ſehr vieles bei der Civilverwaltung von Corfu durchſetze, ſondern auch ſchon geſprochene Urtheile der Gerichte wieder umſtoßen könne. — An dieſer Sache war allerdings etwas Wahres, obgleich die Berichte ſehr übertrieben geweſen ſeyn mögen. Peppina ſelbſt war unſchuldig, ihre Mutter aber die Urheberin ſolcher Intriguen. Der Gouverneur wurde in jenen Briefen gefragt, was an der Sache ſey, und im Falle es ſich ſo verhalte, müſſe der Commiſſair augenblicklich abberufen werden. Die beiden Herrn ſtanden aber auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuß mit einander und hielten Rath was zu machen ſey. Donzelot war der Meinung, das beſte Mittel die Beſchuldigung zu entkräften, ſey, die Tänzerin unverzüglich nach Italien zurückzuſchicken, wodurch jeder Grund zu einer weitern Klage gehoben würde. Hievon wollte aber der verliebte Commiſſär nichts hören, bis ihm der Gouverneur kategoriſch erklärte: **Eh bien, ça sera vous qu'on renverra**, und er endlich nach großem Kampf in Peppinens Abreiſe willigte. Sobald dieſe Neuigkeit bekannt wurde, gab es manche traurige und fröhliche Geſichter beim Theater und dem Publikum, unter den letztern konnte man außer Leſſeps Feinden auch viele Damen, ſowohl franzöſiſche wie italiäniſche und griechiſche zählen; unter den traurigen war ich. — Dem armen Mädchen ſelbſt kam die Eröffnung dieſes Beſchluſſes, den ihr der Commiſſair mit aller möglichen Schonung mittheilte, wie ein Donnerſchlag; aber es war nun einmal nicht zu ändern, man mußte ſich allerſeits in den Willen des eiſernen Schickſals, dieſes ſtarrköpfigen Lenkers aller menſchlichen Vorſätze und Projekte, fügen. Der Tag der Abreiſe war mit dem erſten günſtigen Wind feſtgeſetzt, ſie ſchiffte ſich mit ihren Verwandten und ungefähr 50,000 Franken in Gold und Juwelen, die ſie während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes zu Corfu erworben hatte, auf einem für ſie eigends eingerichteten kleinen Schiff ein. Nur noch einmal ſprach ich ſie, und zwar als ſie ſchon eingeſchifft war, be-

vor ſie abfuhr. Ich hatte zu dem Ende die Bekanntſchaft des Schiffskapitains gemacht, dieſen durch einige Artigkeiten gewonnen, und brachte ſo noch ein Paar ſelige Stunden mit ihr an Bord in ihrer Cabine zu, verließ ſie endlich mit den Worten: **ci rivedremo in Italia**, (in Italien werden wir uns wiederſehen) und ſprang in das kleine Boot, das mich wieder ans Land brachte. — **Ci rivedremo in Italia** hatte auch ſie wiederholt, und ſo ſchieden wir mit einem langen Abſchiedskuß.

Nach Peppinas Abreiſe war Leſſeps untröſtlich, er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, wollte Niemand Gehör geben, und überließ ſich einer ſchwarzen Melancholie. Dieſer Zuſtand wurde mit jedem Tag ärger, ſo daß man anfing für ſeinen Verſtand zu fürchten. — „Ich muß ſie wieder haben, oder ich ſterbe,“ rief er einmal über das andere aus. Unterdeſſen war von Otranto Nachricht gekommen, daß das Schiff mit ſeinen Paſſagieren daſelbſt glücklich angekommen ſey und eine neunzehntägige Quarantaine halten müſſe. Der Gouverneur bot alles auf, ſeinen Freund zu tröſten, als er aber ſah, daß alle ſeine Bemühungen fruchtlos waren, ſagte er endlich: Wohlan, laſſen Sie das Mädchen zurückkommen, Delungo mag ſie abermals engagiren, aber machen Sie das Verhältniß nicht zu auffallend, und laſſen Sie es nicht den mindeſten Einfluß auf Ihre Dienſtgeſchäfte haben, meiden Sie alles Zuſammentreffen mit der Mutter. — „Sie ſind mein Retter, mein Engel!“ rief der entzückte Leſſeps aus, ſeinem Freund um den Hals fallend. — Alles was Sie wollen gehe ich unbedingt ein, wenn ich nur das Mädchen wieder habe. — Noch denſelben Abend wurde eine Kanonierſchaluppe abgefertigt, Peppina zur Rückfahrt zu beordern. Auch dieſe gelangte glücklich an ihre Beſtimmung und die Rückkehr ſollte mit dem erſten Maeſtro ſtattfinden. Peppina ſchiffte ſich mit den Ihrigen und ihren Schätzen ein, und als die zur Abfahrt günſtigen Umſtände, mondloſe Nacht und ſtarker Nordwind, eingetreten, und ſich das Geſtirn des Tages in die Fluthen des mittelländiſchen Meeres geſenkt hatte, ging dieſelbe mit vollen Segeln vor ſich. Der Wind war ſehr ſtark und die Nacht ſo finſter, daß man keinen Schritt weit ſehen konnte. Um 1 Uhr nach Mitternacht ertönte auf einmal der Ruf: „wir ſind verloren!“ und die Schaluppe befand ſich unter den Batterien eines engliſchen Linienſchiffes, von dem man ſchon die hohlen Töne der Sprachrohre vernahm, mit denen ſie die Schiffe anrufen. Der Steuermann

wollte durch eine ſchnelle Wendung der Gefahr des Gefangenwerdens entgehen, aber der ſo heftig wehende Wind, der mit aller Kraft in die Segel blies, ſchlug die Kanonierſchaluppe um, und die ganze Mannſchaft ſammt allen Paſſagieren, unter denen auch ein Familienvater von 7 Kindern und ſeine Gattin waren, ertranken. Den andern Tag erhielt der Gouverneur die Nachricht dieſes Unfalls durch einen engliſchen Parlamentair. Leſſeps, der ſich als die alleinige Urſache dieſes traurigen Unfalls betrachtete, wollte verzweifeln, ſperrte ſich abermals 8 Tage lang in ſein Zimmer ein und — ließ ſich am 9ten durch eine niedliche Groteskkänzerin tröſten. Auch mir ging der ſchauderhafte Vorfall zu Herzen, lange konnte ich mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die ſchönen und zarten Glieder der liebenswürdigen Peppina, die ich ſammt dem Publikum ſo oft mit dem größten Entzücken auf der Bühne bewundert hatte, die Beute der Hay- und anderer Raubfiſche geworden ſey. — „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde,“ ſeufzte ich und philoſophirte über das Vergängliche alles Irdiſchen mit der liebenswürdigen Mariana Recupido.

Bald nach dieſer unglücklichen Begebenheit wurde das Bataillon, bei dem ich ſtand, nach San Theodor, einem ehemaligen griechiſchen Kloſter, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt hinter Caſtrades zwiſchen Oliven liegt, beordert; wir bekamen ziemlich geräumige Zimmer in demſelben angewieſen, daſſelbe lag ſehr romantiſch auf einem altklaſſiſchen Boden, nämlich mitten in der Gegend, von der man behauptet, daß ſich daſelbſt die Gärten des Alcinous befanden, von denen außer Orangen, Lorbeern, Granaten und andern aromatiſchen Stauden, und ein etwas üppigerer Boden als an andern Orten, nichts mehr vorhanden war. Auf einer nahen Höhe hat man eine hübſche Ausſicht auf die Bai von Caſtrades und den Canal, der Corfu von der Türkei trennt. Dieſe Gärten müſſen jedenfalls einen ſehr großen Umfang gehabt haben, da alle Salzwerke von Caſtrades und der Gegend auf mehrere Miglien zu ihnen gezählt werden. Indeſſen war man über die eigentliche Lage derſelben ungewiß und im Streit, die Gelehrten und Alterthumsforſcher zu Corfu konnten ſich darüber nicht einigen, und ſchrieben voluminöſe Abhandlungen voll Muthmaßungen; beſonders viel Mühe gab ſich der Zahlmeiſter der italiäniſchen Truppen, den Umfang und die Grenzen dieſer Gärten recht genau

zu bestimmen und sogar geometrisch zu vermessen, und kam deßhalb häufig nach San Theodor, wo er mich versicherte, der noch vorhandene kleine Klostergarten sey gerade der Mittelpunkt von Alcinous Gärten gewesen. Ganz nahe dabei, unfern der Bai von Paläopolis, lag eine alte griechische Kirche, deren noch ganz gut erhaltene Façade von einem alten heidnischen, wahrscheinlich dem Apollo geweihten Tempel herstammte. Hinter dieser Kirche befand sich eine Grotte, und in dieser ein großes Loch, dessen Boden man selbst mit einem Senkblei nicht hatte ergründen können. Eine Volkssage erzählte, daß dies der Eingang zu dem unterirdischen Pallast einer bezauberten griechischen Prinzessin sey, die ihrer Erlösung harre und unermeßliche Schätze besitze, mit denen sie ihren Erlöser glücklich machen werde. Alle 7 Jahre sey ihr erlaubt um Mitternacht sammt ihrem Gefolge das Loch zu verlassen und eine Tour durch die Insel zu machen, um einen Erlöser zu suchen; wenn sie aber in einer gewissen Zeit keinen finde, müsse sie zurückkehren. Als Bäuerin verkleidet durchstreife sie die Flecken und Dörfer. Einige Aspirants von der Marine ließen sich mit Stricken und Lichtern hinab, da aber eine böse Luft letztere bald löschte, so gaben sie schnell das Zeichen, sie wieder hinaufzuziehen; noch einigemal wurde dieses Experiment mit eben so wenig Erfolg versucht, und das Loch blieb unergründet.

Um die Stadt Corfu und ihre Vesten noch mehr gegen einen feindlichen Angriff von der Landseite, den man jetzt immer mehr zu fürchten begann, zu schützen, beschloß der Gouverneur ein verschanztes Lager anlegen zu lassen, welches die Stadt und alle ihre Außenwerke und Redouten von dem übrigen Theil der Insel trennte. Dasselbe wurde an der Bai von Paläopolis begonnen und bis an die Mündung des Flüßchens Potamo geführt und vor demselben noch ein breiter und tiefer Graben angelegt. Bei dieser Arbeit stieß man auf die Ruinen des alten Chrysopolis, die ehemalige Hauptstadt der Phäacier, und Alcinous' Hafen, von dem rechts dessen Gärten lagen. Man fand die Trümmer von prächtigen Gebäuden, Säulenhallen, Bäder mit Mosaik-Fußböden von Marmor, auf denen Abbildungen der verschiedenartigsten Seefische u. s. w. künstlich eingelegt waren, Altäre, Opfergefäße, Lampen ꝛc. Hierdurch wurde nun die Lage der Hauptstadt von Phäacien unwiderruflich ergründet, und die des Hafens stimmte ganz genau mit den Beschreibungen Kallimachus und des Apollonius überein. Man

fand bei dieſer Gelegenheit auch eine große Menge goldner, ſilberner und kupferner Münzen, ſo wie Vaſen, Urnen und andere Dinge aus der grauen Vorzeit, deren Beſtimmung man zum Theil nicht mehr kannte. Eines Tages trug es ſich zu, daß an der Stelle wo ein italiäniſches Bataillon arbeitete, — die ganze Garniſon von Corfu wurde zu dieſer Arbeit verwendet — einer der Soldaten mit ſeiner Hacke einen kräftigen Hieb führend, ein unter der Erde verborgenes Gefäß von Thon ſpaltete, aus welchem eine Menge glänzender Goldſtücke umherſprangen. Der Soldat der dieſen köſtlichen Hieb gethan hatte, war ſo verblüfft, daß er das Gold wie bezaubert anſtarrte, während ſeine Kameraden rechts und links darüber herfielen und er kaum einige Stücke davon für ſich behielt. Dieſe ſchönen Goldmünzen waren aber aus den ſpätern Zeiten der griechiſchen Kaiſer, wo ſie während kriegeriſchen Unruhen wahrſcheinlich Jemand hierher vergraben hatte. Von den Medaillen die man fand, waren viele dem Zeus, dem Poſeidon, Dionyſos, Ares, der Pallas Athene, dem Herakles, der Aphrodite ꝛc. gewidmet, und andere bezeugten die Macht, welche Corcyra zur See gehabt haben mußte. Hätte man bei dieſen Arbeiten, ſtatt die vorgezeichnete Linie für die Werke verfolgend, den Spuren der Ruinen nachgegraben, wer weiß welche herrliche Kunſtſchätze man noch aufgefunden haben würde.

Herr v. Brüge wäre mit dem Beginn des Sommers (1813) gerne wieder nach dem durch fortwährende Seewinde faſt immer kühl erhaltenen, herrlich gelegenen Pallea Caſtrizza gezogen, aber die immer bedenklicher werdenden Umſtände ließen es nicht zu, und er bezog ein kleines Landhäuschen, das ſich in dem kaum eine Stunde von Corfu liegenden Dorf Viro befand, wohin ich nun einigemal in der Woche von S. Theodor ritt, um meinen Muſikunterricht bei der immer ſchöner und blühender werdenden Joſephine fortzuſetzen.

Auch dieſen Sommer wurde, trotz den ſchlimmen aber überzuckerten Nachrichten, die von dem Continent und der großen Armee einliefen, aber nie die Vorfälle der Wahrheit gemäß enthielten, der 15te Auguſt nochmals mit großem Pomp gefeiert. Statt des Seeturniers fand ein Ringſtechen ſtatt, und nach Beendigung deſſelben kam noch ein Gänſehauen, eine albaneſiſche Uebung, an die Reihe. Zu dieſem Ende wurden lange Schranken auf der Esplanade errichtet und hinter denſelben mit Teppichen behängte am-

phitheatraliſche Sitze und Logen angebracht. Vierzehn Tage lang währten die Vorübungen zu dieſen Spielen, und ich übte mich ſo ein, daß ich zuletzt nur ſelten das Centrum des dreifachen Ringes en pleine carrière mehr fehlte. Die Coſtüme waren nach Belieben, einer war in arabiſcher, der andere in perſiſcher, ein dritter in ſpaniſcher Tracht u. ſ. w., ich hatte mich a la Henri IV. gekleidet. Um 4 Uhr Nachmittags begann das Stechen, nachdem wir, 12 Trompeter an der Spitze, dreimal durch die Schranken geritten waren. In der Mitte derſelben befand ſich auf der rechten Seite die prächtig drapirte Loge für die Generalität, und ihr gegenüber die, in welcher die die Preiſe vertheilenden Schönen ſaßen, an deren Spitze Madame Gasqui, noch immer die Geliebte des Gouverneurs, thronte. Zwiſchen dieſen beiden Logen, genau im Mittelpunkt der Schranken, hing der Ring an einer Stahlfeder. Auf den beiden Seiten der Gouvernements-Loge waren die Tribünen für die Trompeter, Pauken und Muſikchöre angebracht, die, ſo oft als der Ring mit einer Lanze aufgefangen und durchſtochen wurde, wenn man in die erſte Abtheilung traf, eine, in die zweite, zwei, und in das Centrum, drei Fanfaren erſchallen ließen, worauf die Muſik noch ſpielte. Man übergab ſodann den an der Lanzenſpitze hängenden Ring den Herrn Kampfrichtern, die unter der Generalsloge ihren Sitz hatten, und die gewonnenen Points notirten. Wer die erſten hundert Points hatte, erhielt den erſten Preis, einen Ehrendegen mit einem goldnen Knopf, in dem ein Diamant gefaßt war. Das Centrum des dreifachen Ringes, zwiſchen den weißes Papier geſteckt war, um die Abtheilungen beſſer ſehen zu können, zählte 10 Points, die zweite 5 und die dritte nur einen Point. Diesmal war ich glücklich genug, den erſten Preis zu erhalten, den mir die ſchönen Hände der Madame Gasqui-überreichen mußten, wobei ſie aber mit vielſagenden Blicken murmelte: „Je suis bien fachée, que ce soit vous.“ — Mais pourquoi donc? flüſterte ich und nahm den Degen in Empfang. — Nach dieſem Spiel kam das Gänſehauen an die Reihe. Eine todte Gans wurde mit einem Strick an dem Kopf da aufgehängt, wo der Ring geweſen, und man mußte plein carrière den Rumpf derſelben vom Kopf trennen. Dies war nicht ſo leicht und es gehörte eine ſehr gute krumme ſcharfe Säbelklinge dazu, da die freihängende Gans immer nachgab, auch war es ein türkiſcher Albaneſer, der den Gänſepreis mit ſeinem ächten Damascener davontrug. Die Söhne

des vor dem Ali Pascha geflüchteten Paschas gaben nun noch einige türkische Manoeuvres und Uebungen zum Besten, und zeigten besonders ihre Geschicklichkeit im Dscheritwerfen, welches darin besteht, daß sich die Reiter beständig in einem Kreise herumjagen und dabei mit langen Stöcken werfen, die sie aber geschickt pariren und in vollem Jagen wieder von dem Boden aufheben.

Den Abend war wieder ein großer Ball bei dem Gouverneur, und gegen Mitternacht wurde das Feuerwerk abgebrannt, zu dem diesmal eine griechische Dame den Drachen anzündete und losließ, wobei sie sich aber ein Loch in das Kleid brannte. Einige Tausend Raketen flogen in die Luft und alles ging glücklich ab; aber ein Paar Stunden darauf, als wir noch recht vergnügt tanzten, ertönte auf einmal der Ruf: au feu, al fuoco, au feu, wir sprangen an die Fenster und sahen längs der Esplanade ungeheure Rauchwolken und Feuersäulen gen Himmel lodern, der uns selbst bald ganz gluthroth erschien. Es war jetzt als trennte eine ungeheure hohe, an 500 Schritte lange Feuerwand die alte Festung von der Stadt. Im ersten Augenblick wußte sich Niemand zu erklären, was dies für ein Feuer seyn könne, Alles lief in Bestürzung durcheinander und die Offiziere den Pallast hinab. Jetzt fand man, daß es das, seit 5—6 Jahren längs der Esplanade am Kanal, der sie von der Festung trennte, aufgethürmte Reserveholz der Garnison sey, wohl über 1000 Klaftern, welches in Brand gerathen war. Durch das lange Lagern in der großen Hitze war es so ausgedörrt, daß es wie Stroh flackerte. Ob vielleicht brennende Raketenstöcke oder Bosheit dasselbe angezündet hatten, war schwer auszumitteln, doch das letzte am wahrscheinlichsten, da die Flammen in dieser großen Ausdehnung fast zu gleicher Zeit, wie auf Schwarzenbergs Ball, emporloderten. Fest und Ball waren nun natürlich schnell beendigt. Wir rannten in seidnen Strümpfen und Escarpins zu dem Feuer, aber die Hitze war so stark, daß man sich demselben auf eine große Strecke nicht nähern konnte, und an ein Löschen mit Wasser war ohnehin nicht zu denken, da Spritzen und Feuereimer in Corfu, wo es nie brannte, ganz unbekannte Dinge und für Millionen nicht zu haben waren. Es blieb jetzt nichts anderes übrig, als so nahe wie möglich Erde und Sand aufzuwerfen, damit einen Wall gegen das Feuer zu bilden und dessen Gluth allmählig zu ersticken Gefahr für die Stadt und Festung war keine

vorhanden, da das Feuer von beiden zu sehr entfernt, von der ersten durch die breite Esplanade, von der andern durch einen Kanal und hohe Wälle getrennt war; der Schaden war aber unermeßlich, weil das Holz hier ein sehr theurer Artikel ist und nach dem Gewicht zum Kochen verkauft wurde. Indessen war es gleich, indem es 10 Monate später doch in die Hände der Engländer, unserer Erzfeinde, gefallen wäre.

Immer trüber wurde jetzt der politische Horizont, das Geld immer seltener, die frischen Lebensmittel desgleichen, man schränkte sich von allen Seiten auf das Aeußerste ein, selbst das Theater wurde nur wenig besucht, und das Liebhabertheater ging ganz ein. Noch einige Zeit vorher hatte ich die Aufführung eines deutschen Stückes, und zwar die Räuber von Schiller, veranstaltet, wozu mich die anmuthige Gattin des bei unserm Regiment stehenden Hauptmanns von Gemmingen veranlaßte, welche die einzige Frauenrolle im Stück, die Amalie, gerne spielen wollte. Das Komische dabei war, daß kein Exemplar dieses Stückes vorhanden, sondern daß ich es, so gut es sich thun ließ, aus dem Kopf niederschrieb, was mir nicht so schwer ward, da ich die Rolle des Karl Moor mit ihren Stichwörtern noch völlig auswendig wußte. Bei dieser Vorstellung war der Saal anfänglich zum Erdrücken voll, obgleich neun Zehntheile der Zuschauer kein Wort deutsch verstanden, sondern dieselbe nur der Neugierde halber besuchten. Aber so voll es im ersten Akt war, so leer war es im fünften, wo sich kaum 80 Personen, ausschließlich Deutsche, noch gegenwärtig befanden. Nach Beendigung eines jeden Aktes hatte sich immer ein großer Theil des Auditoriums verloren. Dazu war noch gekommen, daß der Offizier der den Schufterle geben sollte, — ein Lieutenant, der früher als Hauptmann in östreichischen Diensten gestanden und in dem Feldzug von 1809 gefangen worden und Dienste genommen — am Morgen vor der Vorstellung Arrest erhalten hatte und in der Eile durch einen andern ersetzt werden mußte, der seine Rolle natürlich nicht mehr gehörig hatte auswendig lernen können. Die Ursache dieses Arrestes war sonderbar genug. Der General Cardenneau ging meistens in Civilkleidern aus, in solchen kam er an einem Thor vorüber, an welchem gerade dieser Offizier die Wache hatte und die Schildwache verhinderte, vor dem General die Mannschaft in's Gewehr zu rufen und selbst zu präsentiren. Dieser ließ den Offizier aus der Wachtstube rufen, und da derselbe fast gar

kein Französisch sprach, durch einen verdollmetschenden Sergeanten fragen, warum die Wache nicht vor ihm in's Gewehr getreten sey und die Schildwache weder präsentirt noch herausgerufen habe. — „Sogens halt dem Herrn Generalen, erwiederte der Lieutenant, daß wenn er in Bauernkleidern is, d'Woch nit vor ihm raustreten darf.“ — Der Sergeant übersetzte dies wörtlich, indem er „habit de paysan“ sagte,*) worauf der General versetzte: „Sagen Sie dem Offizier, daß man im französischen Dienste nicht dem Rock, sondern dem Mann und dessen Würde die Ehrenbezeugung giebt, und er wenn er abgelöst, 3 Tage Zimmerarrest habe.

Die Nachrichten, die uns jetzt von dem Krieg in Deutschland zukamen, waren oft so widersprechend, daß man nicht wußte, was man davon denken und glauben sollte, die Wahrheit aber wurde uns absichtlich verhehlt, auch waren sie immer schon sehr alt. Zeitungen kamen gar keine mehr und nur über Janina und Albanien erfuhr man zuweilen etwas Neues, was die von daher kommenden Griechen, nur sehr geheim und vorsichtig, mitzutheilen wagten. Immer enger wurden wir von den Engländern eingeschlossen, deren Lanzen, (lange schmale Böote mit einer Kanone und 24 Ruderern, welche zu den Linienschiffen gehören und bei Windstille den Feind angreifen) auch selbst im Canal von Albanien auf alle Barken Jagd machten. Das frische Brod wurde so selten und theuer, daß mich Moncenigo, Capodistria und Mesulam ersuchten, ihnen doch manchmal einen Laib Offiziersbrod für 3 Piaster zukommen zu lassen. Was ich an Brod ersparen konnte, gab ich ihnen umsonst; aber bald bekamen auch wir fast nur noch Zwieback aus den Magazinen, so wie abwechselnd gesalzenen Speck oder Käse. Eines Tages, es war schon gegen das Ende des Jahres 1813, wo wir aber noch nichts von der Schlacht bei Leipzig wußten, kam plötzlich die Nachricht nach Corfu, daß Ali Pascha an der Spitze von 30,000 Mann vor Parga stehe, dasselbe zur Uebergabe auffordernd und mit gänzlicher Vertilgung drohend, wenn diese nicht in kürzester Frist stattfände; die Parganiotten aber seyen fest entschlossen, sich eher unter den Trümmern der Stadt zu begraben, als sich an diesen Wüthrich zu ergeben. Sie ließen den Gouverneur bitten, ihnen zu erlauben, ihre Weiber, Kinder und

*) Das östreichische Militair titulirt jeden Civilisten oder Bürger als Bauer, und nennt mithin dessen Kleider: Bauernkleidung.

Greiſe nach Corfu ſchicken zu dürfen, um ſich dann deſto beſſer vertheidigen zu können. Dies wurde ihnen nicht nur geſtattet, ſondern der Gouverneur ließ in der ganzen Stadt Wohnungen in Privathäuſern für die Flüchtlinge in Bereitſchaft ſetzen, die er ſelbſt in Begleitung des Chef de l'état major beſichtigte und möglichſt bequem einzurichten befahl. Ein Paar Tage darauf kamen über 2000 dieſer Unglücklichen auf vielen kleinen Schiffen im Hafen von Corfu an und wurden ſogleich untergebracht, unter ihnen waren auch die Frauen vieler Türken, die ſo wenig wie ihre Männer in Alis Hände fallen wollten; aber während die Parganiotten ihr Theuerſtes in Corfu wußten, und einſehend, daß ſich Parga in die Länge nicht gegen die Uebermacht des Paſcha würde halten können, unterhandelten ſie heimlich mit den Engländern, die ihnen Anträge gemacht und verſichert hatten, daß es ohnehin mit der franzöſiſchen Herrſchaft in Corfu wie allenthalben zu Ende ginge, und ſie dieſes nicht länger zu ſchützen im Stande ſeyen. Sie waren bald über die Bedingungen mit dieſen einig geworden, und in einer Nacht ließen ſie durch Verrath und Gewalt die Engländer in die Stadt und den Hafen, deren Commandant ſammt 3 — 400 Mann franzöſiſcher Garniſon, die aber faſt nur aus Italiänern beſtand, nun engliſche Kriegsgefangene wurden. Als Ali den andern Morgen die engliſche Flagge auf den Wällen der Feſtung wehen ſah, zog er, ſeinen Ingrimm verbeißend oder an den Seinigen auslaſſend, wuthentbrannt und unverrichteter Sache ab, denn mit den Engländern wagte er nicht anzubinden, während er die Franzoſen nach dem ruſſiſchen Feldzug, und beſonders nach der Schlacht bei Leipzig, zu fürchten aufgehört hatte. Es kamen nun engliſche Parlamentaire nach Corfu, um wegen der Zurückgabe der ſich hier befindenden Individuen aus Parga zu unterhandeln, die ihnen vermittelſt einer bedeutenden Zahl Ochſen, Ziegen, Schafe und anderer Lebensmittel bewilligt wurde, ſo erhielten wir wieder auf eine Zeitlang friſches Fleiſch. — Man hatte auch den Verſuch gemacht, das in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Regiment Albaneſer nach Italien einzuſchiffen, um dann als Plänkler bei der franzöſiſchen Armee verwendet zu werden; dieſe aber erklärten, ſie hätten ſich nur für den Dienſt auf der Inſel verpflichtet, und als man Anſtalten machte, ſie zum Einſchiffen zu zwingen, nahmen ſie eine ſo drohende Stellung an, daß man eiligſt alle Wachen verdoppeln mußte, ihre offenbare Empörung fürchtend, und für gut fand, ſie

in Corfu zu laſſen, man hätte ſie zwar leicht überwältigen und am Ende mit Kartätſchen niederſchießen können, was man eben nicht thun mochte. Der Winter ging ſehr ſtill und trübſelig herum, und erſt geraume Zeit nach dem Neujahr 1814 erfuhren wir das Nähere über die Leipziger Schlacht; auch der Carneval ging ſtill genug vorüber, obgleich ein neuer Impreſſario, Namens Concetta, keine üble Schauſpielergeſellſchaft aus Italien mitgebracht hatte, bei der ſich eine allerliebſte prima amorosa befand, mit der ich mir die jetzt ſo traurige Zeit beſtmöglichſt zu verkürzen ſuchte. Um dieſe Zeit kam uns auch die unglaublich ſcheinende Nachricht von Mürats Abfall zu, und die ſich zu Corfu befindlichen neapolitaniſchen Truppen wurden nun entwaffnet und kriegsgefangen erklärt. Jetzt erfuhren wir faſt gar nichts mehr vom feſten Land, da auch Otranto feindlich geworden war. Noch in der letzten Zeit unſers Aufenthaltes in Corfu machte mir eine kleine Intrigue manche Kurzweil. Ich war in dem Hauſe des Payeurs vom Ingenieurcorps, Namens Coſte, der eine hübſche Griechin geheirathet hatte, mit der ich auf dem beſten Fuß ſtand, wohlgelitten; dieſe hatte noch eine jüngere Schweſter, in welche ſich ein Artillerielieutenant, Namens Conge, deſſen Compagnie in Vido ſtand, der aber ein früheres Verhältniß mit der Frau ſeines Capitäns gehabt, verliebt hatte. Als dieſe Frau nun hinter ſeine neue Inclination kam, wußte ſie es bei ihrem Mann dahin zu bringen, daß derſelbe unter allerlei Vorwänden dem Lieutenant die Erlaubniß öfters nach Corfu zu fahren, verweigerte. Es entſpann ſich ein Briefwechſel zwiſchen Conge und ſeiner Geliebten, die mich dabei zu ihrem Vertrauten, und da ſie ſelbſt nicht ſchreiben konnte, zu ihrem Secretär machte. — Es gelang meinen Bemühungen auch endlich, die Erlaubniß zur Trauung der beiden Leute beim Gouverneur zu erwirken, und Conge fuhr nun triumphirend nach Vido, während die Frau ſeines Hauptmanns ſich vor Zorn und Aerger nicht mehr zu helfen wußte. Kaum war aber die Hochzeit vorüber, ſo ſetzte die verlaſſene Geliebte, ebenfalls eine Griechin, alles in Bewegung, das alte Verhältniß mit Conge wieder herzuſtellen, was ihr auch nach einigen Wochen vollkommen gelang. Jetzt triumphirte ſie über die nun ihrerſeits troſtlos gewordene Nebenbuhlerin, und eines Nachmittags, als ich mich gerade bei Conges befand, gingen beide Frauen — die des Capitäns beſuchte öfters den Conge — mit Dolchen aufeinander zu, nachdem

ſie vorher einen heftigen Wortwechſel in griechiſcher Sprache geführt, von dem ich nichts verſtanden hatte. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, ſie von einander entfernt zu halten, und als ich endlich die Capitänsfrau weggebracht hatte, rieth ich der andern, ſich die Sache nicht ſo ſehr zu Herzen zu nehmen, ſich zu tröſten und an dem undankbaren Mann zu rächen. — Ja, das will ich auch, und zwar blutig, fiel ſie mir ein, und Sie, mein Trauzeuge, müſſen mir dazu behülflich ſeyn. Ich war dazu erbötig, aber nicht auf eine Weiſe, wie ſie es anfänglich beabſichtigte, denn ſie führte mörderiſche Gedanken im Schild, ich wußte ſie ihr auszureden, und bald befand ſie ſich bei meinem Rath ganz wohl und vergnügt.

Eines Morgens, es war am Pfingſtfeſt, wurden wir zu San Theodor plötzlich durch ein anhaltendes Knallen, gleich dem wenn Bomben platzen, geweckt, und erblickten zugleich auf dem Fortneuf einen ſtarken Pulverdampf. Das Knallen wollte gar kein Ende nehmen, ich eilte nach Caſtrades, wo mir die Einwohner Corfus in Schaaren entgegen kamen, namentlich die Juden mit ihren Weibern und Kindern, alle waren verſtört, mit todesbleichen Geſichtern, zitternd und händeringend, und ſagten aus, man erwarte mit jedem Augenblick, daß die ganze Fortezza nuova und mit ihr die halbe Stadt in die Luft ſpringe, denn das Pulvermagazin ſey angegangen. Dies konnte natürlich nicht ſeyn, weil ſonſt das Fort ſammt dem in ſeiner Nähe liegenden Judenquartier längſt in die Luft geſprengt wäre, aber ich konnte mir nicht wohl erklären, was es eigentlich ſey. Das Knallen und der Rauch ließen endlich nach und ich erfuhr, noch ehe ich die Stadt erreicht hatte, durch einen Artillerieoffizier, daß ein Kanonier, der im Laboratorium, das dicht am Pulvermagazin war, nebſt andern gearbeitet, bei dem Füllen von Bomben ſo unvorſichtig geweſen ſey, mit einem Stein an eine derſelben zu klopfen, wodurch die eben gefüllte Bombe Feuer gefangen habe und zerplatzt ſey, und ſich dadurch nach und nach über 500 daliegende und bereits gefüllte Bomben entzündet hätten ohne weitern Schaden zu verurſachen, als einige Arbeiter, die ſich geflüchtet, zu verletzen. Glücklicherweiſe war das Laboratorium durch eine ſehr dicke Mauer von dem Pulvermagazin geſchieden, denn wäre dieſes geſprungen, da es bis oben mit Pulverfäſſern gefüllt war, ſo wäre ſicher die halbe Stadt mit in die Luft gegangen. Die geängſtigten Einwohner

und Juden kehrten erſt gegen Abend, als Alles längſt vorüber war, in ihre Quartiere zurück.

Allmählig fing man in Corfu an, obgleich man alle Augenblicke große Siegesnachrichten, die Vertilgung der Alliirten ꝛc. verkündend, verbreitete, ſich mit allerlei ſonderbaren Gerüchten ganz geheim herumzutragen, man munkelte ſogar von einer Einnahme von Paris und dergleichen, aber Niemand von der Garniſon wollte ſolchen Nachrichten Glauben ſchenken, als eines Mittags ein Schiff mit zwei weißen Flaggen, nämlich die eine als das Zeichen eines Parlamentärs, und die andere konnte man ſich nicht erklären, einlief, und mehrere engliſche und franzöſiſche hohe Offiziere landeten und ſich zum Gouverneur begaben. Noch denſelben Tag klärte ein Tagesbefehl zum eben ſo großen Erſtaunen als zur Beſtürzung der Garniſon, die Sache auf. Er verkündigte nicht nur Napoleons Abdankung, die Einnahme von Paris durch die Alliirten, ſondern auch zu gleicher Zeit die Wiedereinſetzung der Bourbonen auf dem franzöſiſchen Thron, und befahl für den folgenden Tag die Annahme der weißen Cokarde und die Abnahme der dreifarbigen, ferner die nahe bevorſtehende Uebergabe Corfus an die Engländer u. ſ. w. Wir waren faſt alle wie aus den Wolken gefallen, denn ſo etwas hätte ſich Niemand auch nur im Traum einfallen laſſen, noch zwei Tage vorher hatte man einen großen Sieg Napoleons über die Heere der verbündeten Mächte, die alle in völliger Auflöſung begriffen ſeyen, bekannt gemacht, und nun eine ſolche Gewißheit, man fragte ſich einander, ob es auch wahr, ob es möglich ſey, ob man nicht träume? — Die Sache kam mir um ſo ungelegener, da ich erſt vor ein Paar Wochen von dem Gouverneur zum Bataillonschef bei dem Kriegsminiſter vorgeſchlagen worden war; die erwartete Ernennung fiel nun in die Brüche, ſo wie alle Träume von künftigen Generalepauletts, Marſchallsſtab u. ſ. w.

Zwei Tage nach der Ankunft dieſes Parlamentärs legte ſich die engliſche Flotte, aus einigen dreißig Segeln beſtehend, unter denen mehrere Linienſchiffe, Fregatten, Corvetten, Briggs u. ſ. w., in der Rhede von Corfu vor Anker. Einige Tage ſpäter kam auch die franzöſiſche Flotte, fünf Linienſchiffe ſtark, unter denen zwei Dreidecker, mehrere Fregatten, Corvetten ꝛc., von Toulon an, endlich erſchienen mehrere italiäniſche und neapolitaniſche Kriegsſchiffe, von Genua, Neapel und Venedig kommend, um die dieſen

Ländern angehörigen Truppen abzuholen. Die französische Flotte hatte links von der englischen und die Italiäner rechts von derselben Anker geworfen. Alle diese Schiffe waren in zwei Linien der Stadt gegenüber aufgestellt und gewährten einen sehr imposanten Anblick. Jeden Morgen, nachdem die Reveilleschüsse gefallen waren, spielte die Musik der Linienschiffe der Reihe nach und den ganzen Tag wimmelten Hafen und Rhede von unzähligen kleinen Booten, die von einem Bord zum andern fuhren.

Weit über zehn Millionen hatten die neuen Festungswerke und die Wiederherstellung der alten die französische Regierung gekostet, und fast eine eben so große Summe hatte sie zu andern nützlichen Zwecken für die Stadt und Insel verwendet, von der sie während ihrem siebenjährigen Besitz auch keine Obole zog, nur in den letzten Monaten, als die Noth am dringendsten geworden, verordnete der Gouverneur eine gezwungene Anleihe von ein paarmal hunderttausend Piastern. Mit der Uebergabe der Stadt und Festungswerke beeilte man sich nicht sehr, sie fand nur allmählig statt. Von der Aufsteckung der weißen Cokarden, welche der königlich französische Commissär von Toulon in hinlänglicher Quantität mitgebracht hatte, wollten die französischen Truppen zuerst gar nichts wissen und traten sie mit Füßen, auch ging es nicht ohne Reibereien zwischen den französischen und englischen Offizieren ab, wozu das sehr arrogante Benehmen der letztern meistens Veranlassung gab, und die manchmal blutig endigten. Zwei französische und drei englische Offiziere fanden den Tod im Zweikampfe; das Betragen dieser Rothröcke war in der That oft von der Art, daß es die Franzosen nicht wohl ungerügt lassen konnten. Wir waren, da man uns über fünfzehn Monate Sold schuldete, natürlich sehr geldarm, während Albions Söhne goldgefüllte Taschen hatten und uns dieß bei jeder Gelegenheit durch Prahlsucht und lächerliche Verschwendung fühlen lassen wollten, indem sie geringe Gegenstände, wenn Franzosen in der Nähe waren, weit über ihren Werth bezahlten, das Gekaufte dann verschenkten oder auch wegwarfen. Eines Tages trat ein englischer Marine-Offizier in das Militärkaffeehaus auf der Esplanade, ließ sich ein Glas Rosolio reichen und gab dem Aufwärter einen Markusthaler, um zu bezahlen. Als ihm derselbe den ihm zukommenden Rest, meistens in venetianischen Gazettis und türkischen Paras bestehend, brachte, nahm er das Geld und warf es zu Boden, indem er sagte: „mit

ſolchem Quark darf ein engliſcher Offizier ſeine Taſchen nicht beſchmutzen.“ Einige Gazettis fielen unglücklicherweiſe auf die Füße eines franzöſiſchen Capitäns, von den Chaſſeurs de l'Orient, der den ägyptiſchen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht hatte. Dieſer ſprang ſogleich auf und gab dem Engländer eine derbe Ohrfeige, der nun raſch ſeinen Dolch zog, um den Franzoſen niederzuſtechen, welcher aber zurückweichend eben ſo ſchnell ſeinen Degen gezogen, die übrigen anweſenden Offiziere ſprangen hinzu, verhinderten daß es zu weitern Thätlichkeiten kam, es folgte eine unmittelbare Herausforderung, und das Duell fand noch in der nämlichen Stunde in dem Olivenwäldchen hinter Caſtrades ſtatt. Der Engländer kam ſchlecht weg, der Franzoſe brachte ihm eine gefährliche Wunde in den Unterleib bei. Auch geſchah es mehrmals, daß berauſchte und ſich unanſtändig aufführende Engländer an öffentlichen Orten zur Thüre hinausgeworfen wurden.

Endlich mußte man jedoch, nachdem man lange genug gezögert hatte, in den ſauern Apfel beißen, und ein Poſten nach dem andern wurde von den Engländern beſetzt. Zuerſt die Außenwerke, dann die Stadtthore, das neue Fort und zuletzt die alte Feſtung ſammt der Citadelle. Noch eine bittere Unannehmlichkeit entſtand für die Franzoſen, welche die beſten Kanonen und Mörſer von Erz bei Nachtzeit heimlich eingeſchifft hatten; da dieß nun gegen den Vertrag und den Engländern verrathen worden war, ſo mußten die bei Nacht eingeſchifften Geſchütze bei Tage wieder ausgeſchifft werden, wobei ſich die franzöſiſchen Artilleriſten abſichtlich ſo ungeſchickt benahmen, daß mehrere Stücke in die Tiefe des Meeres fielen. Der Gouverneur Donzelot und der Commiſſär Imperial Leſſeps, der ſich jetzt Commissaire général nannte, erließen rührende Abſchiedsproklamationen an die Einwohner, von denen die des Letztern durch ihren Laconismus merkwürdig war. Sie beſtand aus drei Zeilen und lautete:

Habitans de Corfou! Je vous quitte comblé des marques de votre estime et de votre attachement (Sic!) c'est la plus douce récompense de mes travaux. Soyez heureux. Corfou, 20 Juin 1814. Le Commissaire général, L. — Der engliſche Generallieutenant James Campbel, der nun Beſitz von Corfu im Namen des Prinz Regenten von England, als Protektor der joniſchen Inſeln, nahm, erließ ebenfalls eine Proclamation, in

der er den Corfioten gewaltig viel Gutes verſprach, das nie erfüllt wurde.

Als nun endlich Alles in Ordnung, der letzte Poſten abgelöst und der letzte Mann der franzöſiſchen Garniſon eingeſchifft war, ſank die franzöſiſche Fahne von der höchſten Spitze der alten Veſte, wurde ſogleich durch die ſich raſch erhebende engliſche erſetzt, und letztere mit allen Kanonen der engliſchen Flotte ſalutirt. Endlich lichtete die franzöſiſche Flotte die Anker, und ſteuerte der albaneſiſchen Küſte zu. Nicht ohne Wehmuth ſahen wir die ſich unſern Augen immer mehr entziehende Inſel ſchwinden, auf der wir manche Freuden genoſſen hatten und die uns manche angenehme Erinnerungen ließ. Auch die Corfioten ſahen uns nicht gleichgültig ziehen, ſie hatten jedoch gewünſcht unter ruſſiſche Protektion zu kommen.

V.

Ueberfahrt von Corfu nach Marſeille. — Das Schiffsleben. — Die Meerenge von Meſſina. — Die Fata Morgana. — Haifiſche. — Napoleon auf der Inſel Elba. — Das Peſtlazareth und die Quarantaine zu Marſeille. — Marſeille. — Stimmung der Einwohner. — Abmarſch nach Avignon. — Meuterei in Air. — Die Familie Giraud und ihr Beichtvater. — Die raſenden Weiber in Avignon attaquiren uns. — Ankunft Ludwig Philipps zu Avignon. — Lyon. — Einzug des Grafen Artois (Carl X.). — Fontainebleau. — Paris. — Preußiſche Vergeltung. — Die zurückgekehrten Emigranten. — Ich laſſe mich auf halben Sold ſetzen. — Abreiſe über Rheims nach Straßburg. — Die heilige Oelflaſche. — Straßburg. — Der Herzog von Berry. — Abreiſe nach Frankfurt. — Ankunft daſelbſt.

Die Schiffe der franzöſiſchen Flotte waren, um mehr Raum zu gewinnen, alle desarmirt, das heißt, man hatte die Geſchütze, bis auf wenige Allarmkanonen, in Toulon zurückgelaſſen. Das Einſchiffen war keine Kleinigkeit, denn es befanden ſich ſehr viele Beamten-Frauen und Kinder unter den Abfahrenden, die manche Habſeligkeiten, die ſie nicht hatten veräußern können oder noth-

wendig bedurften, mitnahmen. Der Zudrang von nicht verheiratheten, unterhaltenen Frauen und Mädchen war außerordentlich, viele derselben wurden unbarmherzig zurückgewiesen, und schrieen dann, sich die Brust zerschlagend, jämmerlich am Ufer. Das Regiment der Albaneser war zurückgeblieben und in englischen Sold getreten, ihren rückständigen Gehalt hatte man ihnen in Lebensmitteln aus den Magazinen bezahlt, wir aber hatten für unser Guthaben Anweisungen auf die französische Regierung erhalten, die manche Offiziere noch in Corfu mit einigem Verlust versilberten. Die von den Truppen urbar gemachten Ländereien hatte man um einen Spottpreis an die Einwohner verkauft, die anfingen sich allmählig an den Erdgeschmack der Kartoffeln, den, wie sie sagten, dieselben hätten, zu gewöhnen. Die noch vorhandenen Lazareth-Ochsen waren sammt den Pferden eingeschifft worden, erstere hatte man an den Hörnern mit Stricken hinaufgewunden, und es war komisch, diese Thiere, keinen Boden mehr unter sich fühlend, so senkrecht zwischen Himmel und Erde zappeln zu sehen, während die Pferde horizontal aufgewunden wurden. Obgleich auch viele Transportschiffe mit von Toulon gekommen waren, so fehlte es dennoch sehr an Raum; alle Kranken aus dem Lazareth hatten wir ebenfalls eingeschifft, so daß kein lebendiger französischer Soldat zurückblieb. Noch zwei Tage hatten wir in der Rhede von Corfu, schon eingeschifft, verweilt, bevor wir abfuhren, während welchen ich einige Besuche auf englischen Linienschiffen machte, und die außerordentliche Reinlichkeit und Bequemlichkeit derselben zu bewundern Gelegenheit fand, man hätte von den Fußböden der Verdecke essen können, so spiegelglatt und sauber waren sie gehalten, während auf den französischen Schmutz und Unreinlichkeit zu Hause war. Ich war zuerst auf dem Romulus, einem Zweidecker von 74 Kanonen, eingeschifft, den ich aber wieder verlassen mußte, um mich an Bord der **Danube** (Donau), ebenfalls mit 74 Kanonen, zu begeben, auf dem auch Hr. v. Brüge mit seiner Familie, der **Payeur général**, der die niedliche **seconda Ballerina** Chiaretta Gaspari, mit der er mehrere Kinder gezeugt, bei sich hatte, der Capitain Stahl mit seiner jungen Frau ꝛc. embarquirt waren. Trotzdem daß die Schiffe desarmirt, waren wir doch furchtbar zusammengedrängt, denn es befanden sich auf einem Zweidecker wenigstens 1800 Menschen. An Hängematten für die Soldaten war nicht zu denken, sie mußten auf dem platten Boden liegen. Die

Offiziere, mit Ausnahme der Stabsoffiziere, waren nebſt den Employés, Aerzten ꝛc. alle in dem ſich über der St. Barbe (der Pulverkammer) befindlichen Raume, der ſonſt gewöhnlich den Maitres Canotiers und andern niedern Schiffsgraden gehört. Wir waren an hundert Menſchen, von denen ein Drittheil Frauen und Kinder, die hier untereinander hauſten und zum Theil in Hängematten, zum Theil auf einer Art ganz niedrigen Bettſtellen, mit grober Leinwand überzogen, ſchliefen. Die Verheiratheten hatten eine ſolche dreifache Schlafſtätte für ſich inne, um die ſie ein Tuch ſpannten, und ſo wenigſtens nicht geſehen werden konnten. Nun denke man ſich die Ausdünſtungen ſo vieler Menſchen bei der Nacht, wo alle Sabords oder Stückpforten und Schiffsläden faſt hermetiſch geſchloſſen werden; das Geſchrei der Kinder und Frauen, deren Bedürfniſſe, wozu ſich auch ſchnell die Seekrankheit und mit ihr unaufhörliches Erbrechen geſellte, dies alles von dem immerwährenden Knarren des Balkens des großen Steuerruders begleitet, der ſich auch in dieſem engen Raum bewegte, und man wird mir eingeſtehen, daß dies einen Vorſchmack von der Hölle geben konnte; auch hielt ich es die erſte Nacht kaum eine halbe Stunde in dieſem Behälter aus und begab mich auf das Verdeck, wo ich mich in ein Boot legte und dieſe und alle folgenden Nächte, die wir eingeſchifft waren, unter freiem Himmel — es war der Juni- und Julihimmel des mittelländiſchen Meeres — zubrachte. Waren die Lagerſtätten ſchlecht, ſo war der Tiſch dagegen vortrefflich, für jeden eingeſchifften Offizier bewilligte die Regierung 65 Franken Tafelgelder und wir wurden dafür ſehr gut genährt. Es gab faſt alle Tage friſches Fleiſch, Braten, oft Geflügel, man ſchlachtete die eingeſchifften Ochſen, Hämmel u. ſ. w. an Bord, buck jeden Tag Weißbrod, nur das friſche Waſſer ging uns ab; das noch einmal an der Küſte von Albanien eingenommene wurde jeden Tag ſchlechter, zuletzt gar nicht mehr trinkbar, ſchwarz, übelriechend und voll Gewürm, man filtrirte es zwar durch Löſchpapier, aber dies nahm ihm doch den ſchlechten Geſchmack nicht; dabei hatte man immer großen Durſt, da auch viel geſalzene Speiſen genoſſen wurden, der Wein aber, der **a discretion** gegeben wurde, den Durſt nicht löſchte, 5—6 Mal ſetzte man an, ſchüttelte ſich, beſonders die Damen, und mußte doch endlich den bittern Kelch mit zugedrückten Augen leeren. Wir ſpeisten wohl an 100 Perſonen an der im Aſſembléeſaal ſervirten Tafel, die in Form

eines Hufeiſens aufgeſtellt wurde; die Sitze und Tiſche waren auf dem Boden amarrirt, d. h. mit Tauen befeſtigt. Komiſch war es anzuſehen, wenn das Schiff auf einer Seite liegend man bei Tiſche ſaß, die einen hoch über den andern, die tief unten ſaßen, ſchwebten, und durch eine Wendung des Schiffes kamen dann die welche oben ſaßen plötzlich zu den Füßen der andern die ſich erhoben; es war das Bild des gewöhnlichen Weltlaufes: der iſt heute oben der morgen unten liegt; anfänglich machte uns dies viel Spaß. — Den 24ſten Juni hatten wir die Anker gelichtet, und die erſten Tage gingen bei der ſehr langſamen Fahrt noch ziemlich fröhlich vorüber; gegen Abend ſpielte die Muſik auf dem Hintertheil des Verdeckes, man tanzte mit den ſich an Bord befindenden jungen Damen, der Capitaine du vaisseau war ſo galant, Erfriſchungen in Orgeade, Limonade u. ſ. w. reichen zu laſſen, dabei ging es recht munter zu, und ich walzte mit Joſephinen, Madame Stahl und andern. Dieſe Unterhaltungen nahmen jedoch bald ein Ende, da die meiſten Tänzer und Tänzerinnen ſchnell auf der Naſe lagen, obgleich wir meiſtens große Windſtille hatten, und nur lavirend ſehr langſam vorwärts kamen. Den 26. Juni hatten wir noch einmal vor den Küſten Albaniens Anker geworfen, den 30ſten erblickten wir die wilden pittoresken Küſten Calabriens, die mit alten Thürmen, welche ſie gegen die Ueberfälle der Barbaresken ſchützen ſollten, in Zwiſchenräumen von je tauſend Schritten verſehen ſind. Um nur ein wenig vorwärts zu kommen, mußte man die Landwinde benutzen, welche in der heißen Jahreszeit in der Regel hier Morgens und Abends an den Küſten wehen. Den 2. Juli ſahen wir erſt den Rauch des dampfenden Aetnas und erblickten bald darauf die reizenden Küſten Siciliens, in der Gegend des Cap Groſſo; wir ſegelten nun durch die Meerenge von Meſſina, deſſen Umgebungen ſehr ſchön ſind. Amphitheatraliſch liegen prächtige Villas, Klöſter, Kirchen, Gärten, Ortſchaften, zwiſchen Pomeranzen- und Citronenhainen, Weinbergen und Gebüſchen an dem Ufer. Vor Meſſina machte die ganze Flotte Halt und wir warfen ſo nahe bei der Stadt Anker, daß wir deutlich die am Meer ſpazieren gehenden Menſchen, unter denen beſonders viele Pfaffen und Mönche waren, erkennen und uns ſogar mit ihnen unterhalten konnten. Faſt einen ganzen Tag brachten wir vor Meſſina zu, wo wir Piloten nahmen, die uns ſicher durch die Meerenge und zwiſchen der Charybdis und Scylla durchbrin-

gen ſollten. Jedes Schiff erhielt ſeinen eigenen in einer Barke von 4—6 Ruderern, in der ſich auch noch ein Sanitätsbeamter befand, um zu beobachten, daß Niemand in Berührung mit der Schiffsmannſchaft käme. Bei dieſer Durchfahrt hatte ich Gelegenheit, über die große Unerfahrenheit mancher franzöſiſcher Marine-Offiziere, ſelbſt der höhern Grade, zu ſtaunen. Es war nämlich bei Tiſche die Rede davon, was wohl ein ſolcher Pilot fordern oder erhalten würde; da meinte der eine von der Marine, 50, der andere 30, der dritte gar nur 20 Franken, ich aber lachte darüber, denn ich hatte ſchon als Kind in einem geographiſchen Werk geleſen, daß die Piloten, welche durch die Meerenge von Meſſina geleiten, 25 Louisd'ors erhalten, und dies ſpäter durch Moritz in Neapel beſtätigt gefunden. Ich ſagte nun, die Herren würden ſich wohl irren, die Piloten würden wahrſcheinlich 600 Franken fordern, worüber man laut lachte. Wir kamen glücklich durch die Strudel, Wirbel und Strömungen der Meerenge, bis auf den Ulm, ein Linienſchiff von 80 Kanonen, das etwas zu nahe am Land, ſich feſtfuhr, und deſſen Wiederflottmachen unſägliche Mühe koſtete; eine Fregatte, die Galathee, gerieth in eine Strömung, die ſo ſtark war, daß ſie trotz der aufgeſpannten Segel eine gute Strecke rückwärts trieb. Als wir eine ziemliche Weite über den Torro di Faro von Meſſina hinaus und folglich die Gefahren beſeitigt waren, wurden die Piloten gefragt, was ſie für ihre Mühe begehrten, und die Antwort war: 25 Louisd'or für jedes Schiff. Dies fand man allgemein exorbitant, fragte bei dem Admiralsſchiff an, wie man ſich zu verhalten habe, und kam endlich überein, jedem Piloten 50 Franken ſtatt den geforderten 600 zu bezahlen. Keiner derſelben wollte dies Geld annehmen und behauptete, die von ihnen gemachte Forderung ſey die gewöhnliche Taxe, die ſelbſt Kauffahrteiſchiffe, welche die Meerenge paſſirten, bezahlten. Dies half den Leuten nichts, man erwiederte ihnen, daß das franzöſiſche Gouvernement nicht mehr gut thue, in Frankreich werde man die Sache der Regierung berichten, und was dieſe mehr genehmige, ſolle ihnen ſpäter durch den franzöſiſchen Conſul in Meſſina ausbezahlt werden. Hiermit mußten ſich die Leute vorerſt begnügen, ob ſie ſpäter noch etwas erhielten, habe ich nicht erfahren. Offenbar waren 50 Franken viel zu wenig, denn ſie mußten ja ſchon dem Sanitätsbeamten ein Bedeutendes abgeben und auch noch ihre Leute bezahlen.

Den folgenden Tag waren wir noch im Angesicht von Sicilien auf der einen, und Reggios auf der andern Seite, und hatten das seltsame Schauspiel einer Fata Morgana vor Augen, eine eigne, zauberartige Erscheinung, die sich nicht nur im Wasser, sondern auch wie in der Luft schwebend zeigt, und die sonderbarsten, wunderlichsten und mannichfaltigsten Gebilde hervorbringt. Wir erblickten unabsehbar Colonnaden, Bogenhallen, Alleen, seltsame Bäume und Gesträuche, Heerden weiden ꝛc., dies Alles in der Luft schwebend, während unter dem Wasser nicht minder seltsame Gegenstände zu sehen waren. Als sich aber der Landwind mehr und mehr erhob, verloren sich diese Nebelgebilde. Wir segelten jetzt längs den mir wohlbekannten Küsten Calabriens hinauf, noch lange den rauchenden Aetna im Auge, in der nächsten Nacht erreichten wir die liparischen Inseln; Stromboli warf fortwährend Feuer aus; den 7. Juli erblickten wir den Vesuv, Capri, Ischia und Neapel, den 8ten war fast gänzlich Windstille, den 9ten waren wir Gaëta und den 10ten Terracina gegenüber. — Diese Seereise wurde täglich langweiliger und wegen der großen Hitze unausstehlich, alles was nicht zur Marine gehörte, war sehr abgespannt und durch die Seekrankheit ermattet, namentlich die Frauen, und die Qual des Durstes unausstehlich; ich las oder schrieb fast den ganzen Tag; bisweilen unterbrachen die Matrosen das ewige Einerlei durch einen Schiffstanz. Der Fang eines Haifisches brachte auch einiges Leben an Bord und die Mannschaft ließ sich das Seeungeheuer, das alle Todte, die man über Bord wirft, verzehrt, trefflich schmecken. Wir hatten schon 4 bis 5 Leichen gehabt, weßhalb eine ganze Heerde dieser Fische jedem Schiff folgte; fiel Jemand lebendig in das Wasser, wie dies auf einem Schiff der Fall war, so war er verloren, ein solches Ungeheuer schnappte ihn sogleich auf und begrub ihn in seinem Bauch. Eines Tages fiel einem von unsern Soldaten ein großer Schiffsnagel von einem Mastkorb auf den Kopf und tödtete ihn auf der Stelle, auch er fand eine Stunde nachher ausgekleidet sein Grab in den Wellen oder dem Rachen eines Hais.

Den Schiffsdienst versahen wir mit der Marine zusammen, soweit dies die Landtruppen im Stande sind, die Offiziere hielten die Quart, eine vierstündige Wache oder Aufsicht, die in einer gewissen Zeit immer wiederkehrt; jeden Tag zog eine Wache auf und es war Wachtparade, öfters Inspection ꝛc. Den 12. Juli

befanden wir uns auf den Höhen von Civita-Vecchia und Rom, den 13ten kamen wir an den Inseln Giglia, Monte-argento, Rossa und Gianuta vorüber und begegneten einem französischen Linienschiff, la ville de Marseille, das den Herzog von Orleans, Louis Philipp, nach Palermo bringen sollte, der daselbst seine Gemahlin abholte. Durch dieses Schiff erhielten wir auch zuerst die Nachricht von dem zu Paris definitiv abgeschlossenen Frieden. Den 14ten kamen wir an den Küsten von Toskana und der Insel Elba vorüber, von welcher bereits der abgedankte Kaiser Besitz genommen hatte; wir segelten an Porto Ferrajo vorbei, und hätte Napoleon geahnt, welche günstige Stimmung für ihn auf der vorüberfahrenden Flotte herrschte, so hätte er vielleicht damals schon mit derselben nach Frankreich zurückkehren können; denn als wir nach Porto Ferrajo mit trefflichen Fernrohren hinüber sahen, erblickte man ihn auf den Mauern; jetzt wurden auf den Schiffen Offiziere, Soldaten und Matrosen, alles unruhig, und plötzlich ertönte der Ruf: vive l'Empereur! man konnte nicht verhindern daß die ganze Mannschaft auf das Verdeck strömte, Hüte und Tücher schwenkte, wie ausgelassen tobte und schrie, und verlangte daß die Musik spielen solle. Der Capitaine und die Commandanten befanden sich in keiner geringen Verlegenheit und dankten dem Himmel als wir endlich über die Insel Elba hinaus waren. Hätte Napoleon nur einige Winke gegeben, so würde sich ganz gewiß die ganze Mannschaft empört und zu seinen Gunsten revoltirt haben. Wir segelten nun bald am Cap bianco, der Insel Corsika vorüber und hatten nach und nach die meisten Schiffe der Flotte aus dem Gesicht verloren. Am Golf von Genua vorüber, kamen wir den 17. Juli in der Rhede von Toulon an, wo wir einen garde de santé an Bord nahmen, da von diesem Augenblick an unsere Quarantaine begann. Ein stürmischer Nordwind, der sich plötzlich erhoben, hatte uns gezwungen, in dieser Rhede einzulaufen, die wir den 20sten wieder verließen und den 22sten zu Marseille, unsere vorläufige Bestimmung, ausschifften, um vorerst die Quarantaine in dem Pestlazareth zu beziehen, das für sich eine Stadt mit verschiedenen Quartieren bildet.

Diese Anstalt ist sehr groß und bewundernswürdig, man findet in derselben Wohnungen für hohe Herrschaften und Privatleute, Kasernen, Gasthäuser, in denen man Alles, freilich sehr theuer, haben kann, Krankenhäuser ꝛc. Das ganze Lazareth ist in sieben

Abtheilungen oder Quartiere eingetheilt, die sämmtlich durch hohe Mauern von einander getrennt sind, deren Thore bei Nacht wie in Festungen geschlossen werden. Drei dieser Abtheilungen sind allein für Waaren bestimmt und haben geräumige Hallen zu diesem Zweck. Für wirkliche Pestkranke sind ganz besondere Räume und Gebäude vorhanden. Das ganze Lazareth ist mit 25 Fuß hohen zweifachen Ringmauern eingeschlossen, wovon aber eine von der andern 40 Fuß weit entfernt ist; zwischen diesen beiden Mauern machten Sanitätswachen Tag und Nacht die Runde. Diese Anstalt hat ihre eigene Sanitätsverwaltung und Polizei; ein Commandant, der Lazarethcapitain genannt, steht an ihrer Spitze und hat seine Lieutenants oder Adjutanten. Wir lagen damals an 8000 Mann zu gleicher Zeit in der Quarantaine, und zwar in verschiedenen Abtheilungen, da die Garnison von Corfu nicht zu gleicher Zeit angekommen war, nämlich das 6te Linienregiment, das 14te leichte Infanterieregiment, zwei Bataillone von unserm Regiment, Artillerie, Pionniers, Sapeurs, Mineurs ꝛc., nebst einem Heer von Beamten. Die Polizei im Lazareth wird mit großer Strenge gehandhabt, um jede Annäherung eines Quarantainairs mit dem aus einer andern Abtheilung zu verhindern, und wer etwas in dem Wirthshaus der Quarantaine kaufen will, wird von einem garde de santé, der mit einem 10 Schuh langen Stab oder Spieß bewaffnet ist, begleitet, so daß wenn man einen andern Quarantainair mit seinen Wächtern begegnet, man vermittelst dieser Stäbe immer 20 Schuh weit auseinander gehalten wird. Alles Geld was man bezahlt, wirft man in eine mit Weineſſig gefüllte Schüſſel, welche vor dem Gitter steht, das das ebenfalls abgeschlossene Wirthshaus, eine kleine Veste, umgiebt. Mit Bekannten aus der Stadt kann man sich durch die in den doppelten Mauern angebrachten Stacketengitter unterhalten, aber keine Geheimnisse verhandeln, da man wegen der 20 Schuh weiten Entfernung sehr laut sprechen muß. Der Commandant so wie alle Angestellten im Lazareth, selbst die Aerzte und Wundärzte dürfen nicht verheirathet seyn. Jeden Abend werden sämmtliche Quarantainaire in ihren Wohnungen eingeschlossen und die Schlüssel an den Commandanten abgeliefert. Alle diese Einrichtungen bestehen erst seit dem Jahr 1720, wo durch Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit ein Schiff, das aus der Levante kam und auf dem unterwegs schon ein halbes Dutzend Menschen an der Pest gestor-

ben waren, und das man dennoch nur eine Quarantaine von acht Tagen halten ließ, dieſe ſchreckliche Geißel nach Marſeille und dem ganzen ſüdlichen Frankreich brachte; die große Stadt war in Zeit von 6 Wochen wie ausgeſtorben, über 80,000 Menſchen hatte die Peſt in derſelben weggerafft, faſt alle Häuſer ſtanden leer und in den Straßen begegnete man keiner Seele mehr, im ganzen Lande aber wurden viele Hunderttauſende das Opfer dieſer Plage. Ein gräßlich-ſchönes Gemälde im Hôtel de Ville von Marſeille ſtellt furchtbare Schauerſcenen aus jener Unglückszeit dar.

Wir hatten je zwei Offiziere ein Zimmer oder vielmehr Kämmerchen, nur die Verheiratheten hatten ein beſonderes. Mein nächſter Nachbar war der Capitain Stahl, der ſeine junge Frau mit einer faſt wüthenden Eiferſucht hütete, weßhalb es ſchon auf dem Schiff manche Neckereien und Unannehmlichkeiten abgeſetzt hatte, ſo daß er oft gar nicht zu Tiſche mit ihr kam. Die Frau aber, die, gleich allen Griechinnen, ein feuriges heftiges Temperament hatte, verdroß dies ſo ſehr, daß ſie mehr als einmal bei mir äußerte: „gerade weil er es ſo macht, muß er Hörner tragen, die ich ihm bei der erſten Gelegenheit aufſetzen werde.“ Dieſe fand ſich dann auch, trotz allem Bewachen, bald genug, und zwei Tage nachdem wir die Quarantaine verlaſſen hatten, wußte die verſchmitzte Frau ſchon ihr löbliches Vorhaben auszuführen, wozu ich ihr denn auch beſtens an die Hand ging. Während ſie Stahl mit Madame Roy in der Kirche glaubte, wohin er beide Frauen begleitet und ſich dann nach dem Hafen in Dienſtangelegenheiten begab, brachte ſie eine ſüße Stunde in meinen Armen im Hôtel der Ambaſſadeurs zu, wo ich mich einquartiert hatte.

Alle Griechen und griechiſche Frauen, die mit von Corfu gekommen waren, konnten ſich nicht genug über die Größe, Pracht und ſchönen Gebäude von Marſeille wundern, und riefen einmal über das andere aus: **O che palazzi!** — Marſeille iſt aber auch eine der ſchönſten Städte Frankreichs und ihr Hafen der prächtigſte und ſicherſte im mittelländiſchen Meer, ſeine Kais ſind faſt durchaus mit prachtvollen Häuſern geziert, Linienſchiffe können jedoch nicht in denſelben einlaufen, weil er nicht tief genug iſt; wir hatten bei der Inſel If Anker geworfen, von wo wir in Booten an das Lazareth gefahren wurden. Marſeille hält man für die älteſte Stadt Frankreichs, und ſie mag es wohl auch ſeyn. Die Phönicier gründeten hier 600 Jahre vor Chriſti Geburt eine

griechiſche Colonie. Ihre Cathedrale iſt gleichfalls die älteſte Kirche Galliens und auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, von dem noch ſchöne Granitſäulen in der Kirche ſelbſt angebracht ſind. Das Arſenal, das große Theater, die Börſe, den Gouvernementspallaſt, den Cours, eine der ſchönſten Straßen die ich geſehen, die Straße Beauveau, den Platz Canabiere als Paradeplatz der ſchönen Welt, darf man nicht verſäumen aufzuſuchen. Es machte mir großes Vergnügen, den mitgekommenen Damen von Corfu alle Merkwürdigkeiten Marſeilles zu zeigen und mich an ihrem Staunen zu ergötzen, namentlich waren es Madame Conge und Coſte, deren beſtändiger Begleiter ich war. Auch das Leben und Treiben in Frankreich, die Freiheit welche alle franzöſiſche Frauen genießen, die Sitten und Gebräuche, dies alles war eine neue Welt für ſie. — Da ich das daſelbſt etablirte deutſche Haus Ellenberger und Imer kannte, an das ich ſchon früher, als wir in Toulon lagen, empfohlen war, und durch welches ich mir noch in der Quarantaine allerlei Lebensmittel und Weine hatte ſchicken laſſen, die ſie mir in beſter Qualität und ganz vorzüglich beſorgt hatten, ſo ließ ich mir von demſelben ein Paar hundert Franken gegen Anweiſung auf Frankfurt geben, und hatte ſo einige Mittel in Händen; auch wurden uns, ehe wir die Quarantaine verließen, zwei Monate rückſtändiger Sold ausbezahlt, den die Kaufleute von Marſeille vorgeſchoſſen, um den von Corfu ankommenden Truppen Muth zu machen und ſie für die Bourbone günſtig zu ſtimmen, denn Marſeille, ſo wie die ganze Provence und Languedoc waren auf das äußerſte gegen Napoleon erbost, da hier aller Handel und die Gewerbe während ſeiner Herrſchaft ſtockten und faſt auf Null herabgeſunken waren. Ihre Anhänglichkeit zur zurückgekehrten Dynaſtie ſprach ſich enthuſiaſtiſch aus, das Volk zu Marſeille hatte ſogar kurz vor unſerer Ankunft ein Artillerie-Bataillon unter dem Gewehr auf dem Paradeplatz umſtellt und daſſelbe gezwungen, ſeine Adler von den Czakos herabzunehmen, bevor es denſelben verließ, einige Offiziere waren mißhandelt worden. Einem Oberſten, der noch kaiſerliche Abzeichen an ſich hatte und dieſe auf das Geheiß des Pöbels nicht ſogleich abnehmen wollte, riſſen ſie die Epaulettes von den Schultern.

Marſeille liegt in einer weiten, von Bergen umgebenen Ebene, an dem Golf der ſeinen Namen führt, und hat über 100,000 Einwohner und 14,000 Häuſer, viele große Vorſtädte, weit mehr Kir-

chen wie Paris und über dreißig, zum Theil sehr große Plätze. Die Stadt selbst wird in die Altstadt und das Quartier neuf eingetheilt, in welchen letzterm die reiche und vornehme Welt wohnt. In der Umgebung der Stadt, die sehr öde ist, liegen wohl einige Tausend Bastiden, weiß angestrichene Landhäuser, die in der Regel aus einem Salon, ein Paar Nebenstuben, einer Küche u. s. w. bestehen, und von einem kleinen Garten umgeben sind, in welchem sich die Besitzer in den Sommermonaten eine sehr bescheidene Erholung erlauben; ein jeder nur einigermaßen bemittelte Bürger hat eine solche Bastide. Wir blieben nur kurze Zeit in Marseille, schon in der dritten Woche nach unserer Ankunft daselbst erhielt unser Regiment Ordre, nach Avignon abzumarschiren. In Air aber brach eine förmliche Meuterei unter unsern Leuten aus, die erklärten nicht weiter marschiren zu wollen, bis man ihnen den sämmtlichen, noch rückständigen Sold ausgezahlt habe. Die Sache drohte in eine förmliche Empörung auszuarten, die Soldaten wollten sich an ihre Offiziere und Chefs halten, stießen unzweideutige Drohungen gegen dieselben aus, von ihnen den rückständigen Sold fordernd. Um sie im Zaum zu halten, ließ man die Nationalgarde von Air unter die Waffen treten und in starken Abtheilungen durch alle Straßen patrouilliren. Dies und die Auszahlung von noch einem Monat Sold, den die Stadt Air vorschoß, beschwichtigte die Murrenden, und den vierten Tag marschirten wir nach Avignon ab, wo sich aber schon ein Befehl des Kriegsministers vorfand, welcher das Regiment nach Avesnes im Departement du Nord beorderte, wo die Leute ihr ganzes Guthaben und diejenigen die nicht länger Frankreich dienen wollten, ihren Abschied und eine Marschroute bis an die Grenze erhalten sollten. Die meisten Leute nahmen dies an und wurden, nachdem sie ihren Abschied erhalten und ihre Waffen abgeliefert hatten, in Transporten von 50—100 Mann bis zur deutschen Grenze geführt; die dabei bleibenden Offiziere wurden auf halben Sold gesetzt. Man zählte damals an 30,000 Offiziere, die auf halben Sold gesetzt wurden, worunter alle die, welche aus russischer, preußischer, spanischer, englischer ꝛc. Gefangenschaft zurückgekehrt waren. Ich hatte wegen einem Fieber das mich überfiel, in Avignon zurückbleiben müssen. Die lange Seereise, auf der ich nie die eigentliche Seekrankheit gehabt, dagegen aber immer eine Unbehaglichkeit und Ueblichkeit verspürte, und sehr an hartnäckigen Obstructionen litt, hatte mir wohl diese Krank-

heit zugezogen. Ich wollte nun meine Geneſung, die auch bald erfolgte, in Avignon abwarten, und miethete mir eine angenehme Wohnung auf dem großen Platz mitten in der Stadt bei einem ziemlich wohlhabenden Bürger, Namens Giraud, der ſich in Ruheſtand geſetzt, und ein liebenswürdiges ſechzehnjähriges Töchterchen, das einzige Kind, hatte. Ich ſuchte auch meine frühern Bekannten wieder auf, aber der Madame Croizet war bereits das Loos aller Sterblichen geworden, ſie war ſchon ſeit Jahren todt und begraben. Die Gebrüder Blavet hatten ſchlechte Geſchäfte gemacht und waren mit dem Haus Mumm in Frankfurt in einen ſchweren Proceß verwickelt, der ſo bedeutend war, daß gewiſſermaßen das Fortbeſtehen ihres Hauſes davon abhing, der aber zu ihrem Glück in Avignon anhängig war. Von hier aus ſchrieb ich an meine Eltern und erhielt neue Empfehlungen an das Haus Aymard, das einen Sohn als Volontair in Frankfurt hatte, und ſich daher ſehr meiner annahm. In kurzer Zeit war ich, wie geſagt, wieder von meiner Krankheit geneſen, brachte aber noch ein Paar Wochen in Avignon zu, wo mich die hübſche Tochter meines Hauswirthes, Marguerite Giraud, feſſelte. Die Einwohner von Avignon waren eben ſo erbitterte Feinde Napoleons, wie die zu Marſeille und in den andern Städten der Provence, ſie nannten den abgeſetzten Kaiſer nur **le vieux Nicola**, hatten ihn im Bild verbrannt, und einen, Napoleon vorſtellenden Strohmann lange in dem Straßenkoth herumgeſchleift. Hier würde ihm, ſo wie in Orgon und andern Orten übel mitgeſpielt worden ſeyn, hätte man ihn bei ſeiner Durchreiſe erwiſcht, auch hatte er ſich ſchnell über Hals und Kopf weiter gemacht, als er die entſtandene Gährung wahrnahm. Die Weiber der niedern Klaſſen tanzten noch täglich die Farrandole beim Schall einer Baskotrommel, ſich an Taſchentüchern an einander haltend, wie beſeſſen in allen Straßen und auf öffentlichen Plätzen, ſangen dabei Spottlieder auf den **père Nicola**, wie ſie ihn nannten, und waren berauſcht. Eines Abends ritt ich mit dem Chirurgien-Major Colombe vom 6ten Linienregiment, das mit uns in Corfu geweſen und jetzt in Avignon garniſonirte, zum Rhonethor hinaus ſpazieren, in deſſen Nähe am Kai ein Bataillon dieſes Regiments exercirte. Kaum waren wir vor dem Thor, als ein Troß ſolcher toller tanzender Weiber uns umringte und im dortigen Patois zurief, wir ſollten: „**vive Louis XVIII, vive les Bourbons**“ ſchreien. Ich erklärte ernſt

und kurz, daß ich auf kein Commando ſchreie, aber Colombe wollte Bravaden zeigen, und ſchrie aus vollem Halſe: „Vive Napoleon.“ Nun fielen ihm die wilden Weiber gleich in die Zügel, riſſen ihn vom Pferd herab, während ich mich frei machte und den Degen zog, mein Pferd ſich bäumen ließ und mich ſo in Vertheidigungsſtand ſetzte. Sicher würde es ihm ergangen ſeyn wie dem armen Sänger Orpheus, dieſe modernen Bacchantinnen würden auch ihn in Stücke geriſſen haben, wenn nicht glücklicherweiſe das ganz in der Nähe exercirende Bataillon ſogleich eine Patrouille abgeſandt hätte, den unglücklichen Chirurgien-Major zu befreien. Das Spazierenreiten war ihm nun vergangen und er begab ſich heim, ſein Roß demüthig am Zügel führend. Ich ſah noch eine Zeitlang den Manoeuvres des 6ten Regiments zu und ritt um die Stadt herum ebenfalls nach Hauſe. Schlimmere Folgen hätte beinahe meine Bekanntſchaft mit Marguerite Giraud gehabt, ich hatte jetzt auch den Tiſch bei den guten Leuten, und eine alte Tante, die ſo ziemlich das Hausregiment führte, hatte es auf eine Heirath zwiſchen mir und der 16jährigen Marguerite abgeſehen. Häufig beſuchte ein katholiſcher Pfaffe, der Beichtvater der Familie, dieſes Haus, und rieth den Leuten, daß ſie mich bereden ſollten meinen Abſchied zu nehmen und mich häuslich in Avignon niederzulaſſen, weßhalb mir die alte Tante jeden Tag zuſetzte. Eines Morgens nahm ich mir vor, die guten Leute mit einem deutſchen oder vielmehr Frankfurter Frühſtück zu regaliren, das man in Frankfurt in der Regel nur in der Faſtnacht genießt, und aus in Rahm und Milch zerlaſſener Butter und ganz heißem Weiß- oder Milchbrod beſteht, warme Wecken genannt, und ſo heiß als möglich genoſſen wird; allein es gehört ein ſehr guter Magen dazu, um es ohne Beſchwerden verdauen zu können. Dem alten Herrn Giraud mundeten dieſe warmen Wecken außerordentlich, er aß deren beinahe ein halbes Dutzend hintereinander, aber gleich darauf wurde es ihm ſo übel, daß er glaubte er müſſe den Geiſt aufgeben. Dem Geiſtlichen, der auch von der Parthie geweſen und tüchtig mitgegeſſen hatte, wurde ebenfalls übel, dann kam die Reihe an die alte Tante, und ſelbſt Marguerite befand ſich nicht ganz wohl darnach. Die Tante fing nun auf einmal an wie beſeſſen zu ſchreien: Ach wir ſind vergiftet, wir ſind alle vergiftet! ich vermochte ſie nicht zu beruhigen, obgleich ich ihr vorſtellte, daß ich am meiſten von dieſer Speiſe genoſſen hätte; ſie ſchickte nach einem Arzt, der auch ſchnell

ankam, und die noch übrige Butter, Milch und Brode unterſuchte, während ſich die Patienten bald auf dem Wege der Beſſerung befanden. Als ich ihm die Sache auseinanderſetzte, meinte er lächelnd: ja zu deutſcher Koſt gehört auch ein deutſcher Magen. — Einige Gläſer Liqueur brachten die verdorbenen Mägen wieder ſo ziemlich in Ordnung, doch hatten Herr Giraud und die Tante ein Paar Tage zu thun bis ſie völlig wieder hergeſtellt waren, aber Niemand ſpürte mehr Luſt, ſich noch ferner a l'allemand von mir regaliren zu laſſen, und man geſtand, daß man nicht ganz von dem Verdacht einer abſichtlichen Vergiftung frei geweſen ſey. Für die alten, mehr als 60jährigen Mägen war das Erperiment allerdings ein wenig zu ſtark; auch Marguerite maulte 24 Stunden mit mir. Als ich bei Aymards die Geſchichte erzählte, wollte man ſich halbtodt lachen, doch hatte Niemand Luſt die Speiſe zu verſuchen, wie ich es auch ihnen vorgeſchlagen hatte. Aber ein ganz anderes Donnerwetter zog ſich über meinem Haupt zuſammen, als ich eines Tages bei Tiſche zufällig erwähnte, daß ich ein Proteſtant und zwar ein Lutheraner ſey; man lachte anfänglich dazu und meinte, ich ſcherze, denn auch dieſe Leute ſtellten ſich unter einem Lutheraner noch eine Art Ungeheuer vor, bis ich ſie ganz ernſtlich verſicherte, daß ich die Wahrheit geſagt, und ſie auch durch Erkundigungen herausgebracht hatten, daß ich wahr geſprochen. Eines Morgens erhielt ich ein Billet vom alten Giraud, in welchem er mir erklärte: „daß er von heute an nicht mehr an einem Tiſch mit mir ſpeiſen könne, indem ihm ſein und der Seinigen Seelenheil zu theuer ſey, als es ſo auf das Spiel zu ſetzen; ich möge mich daher je eher je lieber um eine andere Wohnung umthun, ſofern ich mich nicht bekehren und in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehren wolle, um auch das Heil meiner armen Seele zu wahren. In dieſem Fall könne ich auf ſeine innigſte Freundſchaft und Liebe, ſo wie der ſeiner Angehörigen feſt zählen, und man würde mir alles zu Gefallen thun was ich nur wünſchen könne und in ihren Kräften ſtehe, ich möge mich nur an ihren braven Beichtvater wegen meiner Bekehrung wenden.“ Wie ich wohl merkte, war der Herr Pater die Haupttriebfeder bei dieſer Sache und hatte auch dieſes Schreiben veranlaßt, da ich aber eben ſo wenig Luſt verſpürte katholiſch zu werden, als Marguerite zu heirathen, auch wieder hergeſtellt Avignon bald zu verlaſſen gedachte, antwortete ich Herrn Giraud, daß da ich in

Kurzem abzureisen gesonnen sey, er mich noch die wenigen Tage dulden möge. — Marguerite, mit der ich auf einem sehr vertrauten Fuß gestanden hatte, doch so, daß kein Unglück daraus entstehen konnte, wie ich es mit allen Mädchen hielt, kam auf mein Zimmer und bat mich in Thränen gebadet fußfällig: „ich möge doch katholisch werden, weil ich sonst dem Teufel mit Haut und Haar verfallen sey und sie mit, da sie das Unglück gehabt, einen Lutheraner zu lieben.“ Ich konnte das arme Kind nicht zu einer vernünftigen Ansicht bringen, und trostlos verließ sie das Zimmer; sie hatte mir gestanden, daß ihr der Beichtvater gesagt, daß ihr ihre Bekanntschaft mit mir, wenn ich mich nicht bekehre, die ewige Verdammniß zuziehen könne. Das ganze Haus war in größten Allarm gerathen und die Frauen weinten unaufhörlich. Ich ging zu den Leuten und suchte sie zu beruhigen, aber ich glaube, der Teufel selbst hätte ihnen jetzt keine größere Furcht einflößen können als mein Anblick, alle bekreuzigten sich und gaben mir zu verstehen, indem sie die Gesichter abwendeten, ich möge doch das Zimmer verlassen. Es kam mir vor, als sey ich unter Wahnsinnige gerathen, und da ich sah, daß nicht daran zu denken war, auch nur ein vernünftiges Wort mit diesen Menschen zu reden, entfernte ich mich unwillig und ging zu Aymards, denen ich die Sache mittheilte. Diese riethen mir, lieber eine andere Wohnung zu miethen, da diese Leute, wie die große Mehrzahl in Avignon, im höchsten Grad bigott katholisch seyen, und das Zusammenwohnen mit ihnen mir große Unannehmlichkeiten zuziehen, ja sogar gefährlich werden könne, da deren Beichtvater ein sehr fanatischer und boshafter Priester sey. Ich nahm mir deßhalb vor, auf die wenigen Tage noch ein anderes Logis zu miethen, und sah mich sogleich darnach um; als ich aber nach Hause kam, trat mir ein Dienstmädchen mit einem offenen Papier entgegen, das sie mir übergab, und auf welchem geschrieben stand: daß die Familie, aus guten Christen bestehend, auch keine Stunde länger mit einem in alle Ewigkeit verdammten Ketzer unter einem Dach zubringen könne und sich daher so lange auf das Land begeben habe, bis ich ausgezogen sey; die Miethe möge ich nur an das Dienstmädchen entrichten, welches Befehl habe, den Betrag dem Beichtvater einzuhändigen, der ihn zum Frommen der Kirche verwenden werde, um die Sünde, mich so lange im Haus geduldet zu haben, einigermaßen wieder zu sühnen. — Ich bezog nun auf die wenigen Tage,

die ich noch in Avignon verweilte, ein Zimmer in einem Gasthof und habe nie wieder Jemand von Girauds gesehen. Hier mußte ich gleich den ersten Tag als ich an der Table d'Hôte speiste, einen heftigen Streit zwischen einem Offizier und einem Bürger von Tarascon mit anhören. Letzterer schimpfte so wüthend über Napoleon, nannte ihn einmal über das andere einen hergelaufenen Vagabunden, einen Spitzbuben, Schurken, infamen Betrüger, dem sein eigener Oheim, als er noch Lieutenant und krank gewesen, täglich eine Armensuppe geschickt, und der später einen Wagen von einem seiner Bekannten entliehen, den er, so wie gar manche andere Dinge zurückzugeben vergessen habe, wie er beweisen könne u. s. w., so daß es allerdings kaum zum Anhören war. Aber der Offizier, der seinen ehemaligen Souverain vertheidigen wollte, wurde überschrieen und stand endlich vom Tisch auf, das Zimmer unwillig verlassend. Ich war in Civilkleidern, hatte mich in die ganze Sache nicht gemischt, und mußte noch eine geraume Zeit das Schimpfen und die schlechten Streiche, die sie dem Exkaiser vorwarfen, den sie einen Menschenschinder und ein nichtswürdiges Subjekt nannten, mit anhören. Am andern Tage ließ ich mir auf dem Zimmer serviren, um solchen Dingen nicht mehr ausgesetzt zu seyn. Damals war es im ganzen südlichen Frankreich höchst gefährlich, sich günstig über Napoleon zu äußern; was den Provençalen aber mit einen so großen Haß eingeflößt, war besonders die Conscription; allerdings wurden ihre Kinder, so wie die aller Franzosen zu Hunderttausenden zur Schlachtbank geführt, um der Herrschsucht eines einzigen Menschen, der noch obendrein ein Korse war, zu fröhnen.

Kurz vor meiner Abreise war noch der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, von Sicilien zurückkommend, mit seiner Gattin in Avignon, wohin beide eine Yacht gebracht, an das Ufer gestiegen, wo ich der erste Offizier war, der ihn bei seiner Ankunft begrüßte. Er wurde sehr freundlich von den Einwohnern empfangen, und ich hatte die Ehre, ihn bis an das Hôtel zu begleiten. Damals fiel es wohl Niemand ein, daß er dereinst Herrscher von Frankreich werden würde. Er hielt sich in Avignon nicht lange auf, sondern fuhr nach ein Paar Stunden schon weiter.

Auch ich machte jetzt Anstalt zu meiner baldigen Abreise, und da ich keine Lust hatte zu dem ohnehin bis fast auf die Offiziere und einige Unteroffiziere zusammengeschmolzenen Regiment zu gehen,

ſo ließ ich mir eine Marſchroute nach Paris geben, um daſelbſt bei dem Kriegsminiſter zu verſuchen, eine für mich paſſende Anſtellung zu erhalten. Ich reiste mit noch einigen Offizieren, auch einem Spanier Namens Andeja, der ſeine Maitreſſe von Corfu mitgebracht, nachdem ich meine Pferde in Avignon verkauft hatte, in einer Patache (eine Art Landkutſche) nach Lyon ab, wo ich ungefähr 8—10 Tage verweilte, und gerade der Graf Artois (ſpäter Carl **X.**) in dieſer Stadt einzog, weßhalb große Feierlichkeiten in derſelben veranſtaltet wurden, denen ich beiwohnte. Viele Knaben **a la Henri IV.** coſtümirt und weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen und Guirlanden, Nationalgarden zu Pferd und eine große Menge Volk ging Monſieur entgegen und begleitete ihn bei ſeinem Einzug in die Stadt mit Vivatgeſchrei, das jedoch nicht ſehr allgemein war. Es wurden Anreden gehalten, in denen vom Glück, die Bourbons endlich wieder auf dem franzöſiſchen Thron zu ſehen, geſprochen wurde. Der Graf Artois war ſehr gnädig und herablaſſend und theilte eine Unzahl ſilberner Lilien mit einem weißen Bändchen, beſonders an das Militair aus, von denen mir auch eine zu Theil ward, ſpäter wurden ſie für die Offiziere in Lilienkreuze umgewandelt. Monſieur ſah indeſſen aus wie eine Vogelſcheuche mit einem Perrückenſtock, und machte auf das Militair, das ihn mit ziemlicher Geringſchätzung behandelte, keinen guten Eindruck; ſelbſt die bourboniſch geſinnten Bürger wußten nicht viel zu ſeinem Lob zu ſagen. Die Stadt gab ihm zu Ehren einen großen Ball, auf dem Artois, wie ein abgelebter Schneider ausſehend, von ſeinem Fauteuil dem Tanz mit zuſah, auch ein großes Feuerwerk wurde abgebrannt, doch hatte die ganze Feſtlichkeit etwas Düſteres und war ohne Leben. Damals ſah ich im großen Theater zu Lyon die **Mystères d'Isis** aufführen, eine ganz verballhornte und jämmerliche Verpfuſchung von Mozarts Zauberflöte, in welche man viele Melodien aus dem Figaro, Don Juan, der Entführung ꝛc. eingelegt hatte. Ein erbärmlicheres und unſinnigeres Machwerk war mir noch nicht vorgekommen, ein gewiſſer Morel zu Paris hatte das ſinnloſe Libretto fabricirt und ein gewiſſer Lachnith Mozarts Muſik arrangirt (!) und noch Recitative dazu, Gardel aber die eingelegten Tänze komponirt. Zu Paris war dies jämmerliche Opus längſt durchgefallen und in Lyon gefiel es auch nicht; was mich ärgerte, war, daß die Franzoſen glaubten, dieſes unſinnige Pot-

pourri ſey auch im Deutſchen ſo zuſammengezimmert, was ſie ſich nicht ausreden laſſen wollten.

Lyon ſoll bald nach Marſeille, ebenfalls von einer griechiſchen Colonie gegründet worden ſeyn und führte unter den Römern den Namen **Lugdunum**. Zu Auguſts Zeiten war die Stadt ſchon ſehr groß und ſo bedeutend, daß man ſie damals als die Hauptſtadt Galliens betrachtete. Sie iſt die Vaterſtadt des Kaiſers Claudius, auf den ſie freilich nicht ſtolz ſeyn darf. Unter dem Severus fand hier eine furchtbar grauſame Chriſtenverfolgung ſtatt. Nach dem Verfall des römiſchen Reichs hatten die Könige von Burgund ihren Sitz hier aufgeſchlagen, bis ſie im Jahr 532 Frankreich einverleibt wurde. Im 8ten Jahrhundert verheerten ſie die Gothen und Saracenen ſchrecklich. Im Jahr 840 ſtürzte das prächtige **Forum vetus** ein, welches der Kaiſer Trajan hatte erbauen laſſen und das von außerordentlicher Größe und Pracht geweſen ſeyn ſoll. Im 16ten Jahrhundert litt die Stadt furchtbar durch die Bürger- und Religionskriege und in unſern Tagen wurde ſie in der Schreckenszeit (1793) nachdem ſie von dem Heer des Convents erobert worden war, ein Opfer der ſchrecklichſten Tyrannei. Die blutigſte Mordgier ſchlug ihren Sitz in ihren Mauern auf, und viele Tauſend unſchuldige Menſchen fielen unter den Füſilladen der wilden Soldateska oder wurden in den Wellen der Rhone erſäuft, auch zertrümmerte man ihre ſchönſten Denkmäler. Die Saone fließt mitten durch Lyon, von dem ein Theil längs der Rhone liegt. Der größte und bevölkertſte Theil der Stadt liegt zwiſchen dieſen beiden Flüſſen, über welche mehrere Brücken führen; im Ganzen iſt dieſelbe ziemlich gut gebaut, hat aber viele enge und finſtere Straßen. Schön ſind ihre Kais und die Plätze Belcour und des **Terraux**, auf welchem das impoſante Stadthaus ſteht. Die Cathedrale hat ein ſchönes Schiff, iſt aber ſonſt kein ſehr ausgezeichnetes Gebäude, eben ſo wenig die beiden Theater, das der Cöleſtiner war außerdem ſehr ſchlecht beſetzt. Die Umgebungen von Lyon ſind zum Theil maleriſch und reizend; an ſchönen Promenaden, guten Hôtels, eleganten Kaffeehäuſern hat die Stadt Ueberfluß. Die Zahl ihrer Einwohner mochte etwa 160,000 ſeyn, ſie waren damals außerordentlich auf die Oeſtreicher, die ſie kurz vorher verlaſſen hatten, erbost, und ſagten ihnen alles mögliche Böſe nach. Die Offiziere der Nationalgarden hatten mehrere öſtreichiſche Offiziere gefordert, die ſich aber äußerten, ſie wollten ſich

mit solcher Bürgercanaille nicht schlagen. — Einige Tage nach dem Ball reiste ich mit noch ein Paar Offizieren, von denen der eine, ein Bataillonschef, zu der Garnison von Corfu gehört hatte, mit Extrapost nach Paris ab. Wir fuhren ohne uns irgendwo aufzuhalten, Tag und Nacht bis Fontainebleau, wo wir einen halben Tag verweilten, um das dortige Schloß und die Gärten zu besehen. Ersteres ist ein weitläufiges, irregulaires Gebäude, dessen Architektur die Arbeit verschiedener Jahrhunderte nachweist. Es liegt in einem Thal und formirt fünf **Corps de Logie**, die durch Höfe und Gallerien getrennt sind. Es war uns doppelt merkwürdig, weil hier erst vor wenigen Monaten Napoleons Abdankung stattgefunden hatte. Die Gärten, in denen wir ein Paar Stunden umherirrten, haben besonders schöne Alleen, Statüen, Teiche mit ausnehmend großen Fischen bevölkert, und bieten herrliche Promenaden, besonders der Teichgarten. Die Bildsäulen sind meistens der griechischen Mythologie entnommen. Mitten in einem Bassin sieht man eine Diana einen ungeheuern Hirsch bei seinem Geweih festhalten.

Fontainebleau selbst ist ein altes Städtchen, das einige hübsche Straßen hat und an 7000 Einwohner zählt. Das Schloß enthält viele Sehenswürdigkeiten, die wir kaum im Vorübergehen bewundern konnten. Hier bewirthete Franz **I.** seinen kaiserlichen Gast Carl **V.** mit ungeheurem Aufwand und unermeßlicher Verschwendung. In der sogenannten Hirschgallerie ließ die Königin Christina von Schweden ihren ungetreuen Geliebten, Monaldeschi ermorden. Wir sahen auch die Gemächer, die Marie Louise bewohnt hatte, so wie die, welche Pius **VII.** während seinem gezwungenen Aufenthalt zum Kerker gedient, endlich das Gemach, in dem Napoleon seine Abdankung unterzeichnet hatte. Nach einem ziemlich splendiden Diné setzten wir unsere Reise fort und kamen gegen Morgen in Paris an, wo wir in einem Hôtel garni abstiegen und uns ermüdet niederlegten. Gegen Mittag erwachte ich, eilte zum Frühstück in das Palais Royal, ins **Café des mille colonnes**, wo ich sehr heftige politische Debatten über Napoleon, die Alliirten, die zurückgekehrten Bourbons, Ludwig **XVIII.** ꝛc. anhörte, und man stritt als wollte man sich eben bei den Köpfen nehmen; dann war von den Russen, den Cosacken, den Preußen, Engländern und Oesterreichern die Rede, man lobte den Kaiser Alexander als einen gar großmüthigen Monarchen, und

äußerte: es gibt nur einen braven Ruſſen und der iſt der Kaiſer, alle andern taugen nichts; auf Wellington und die Engländer ſchimpfte man und war gewaltig erbost, ſie hatten allerdings etwas wild in der Umgegend von Paris gehauſt, nicht minder aufgebracht war man auf den braven Blücher und ſeine Preußen, die indeſſen nicht den hundertſten Theil deſſen gethan, was ſich die Franzoſen in Preußen hatten zu Schulden kommen laſſen, ſie übten nur ein geringes Vergeltungsrecht und dieß oft ſehr großmüthig, wie folgende Anekdote beweist. Ein Oberſt der preußiſchen Garden war bei einer vornehmen reichen Dame im Faubourg St. Honoré einquartiert. Nachdem er ſein Billet abgegeben, fand er die ihm eingeräumten, obgleich ſehr ſchön und gut meublirten Zimmer viel zu ſchlecht für ihn, befahl, daß man ihm beſſere Gemächer einräumen ſolle, und zwar in einem höchſt arroganten und barſchen Tone, man gehorchte und gab ihm die beſten im Hôtel, aber auch die waren nicht gut genug, er warf ſich mit Stiefeln und Sporen auf die koſtbarſten Sophas, die Stühle in die Ecke, und als man ihm das Frühſtück und Mittageſſen brachte, fand er Alles ſo abſcheulich, daß es kaum für Schweine gut genug, und warf mehrere Schüſſeln den auftragenden Dienern vor die Füße, ſeine Bedienten machten es nicht viel beſſer, und hauſten im Hôtel, daß es zum Erbarmen war. Die arme Dame wußte ſich gar nicht zu rathen und zu helfen, faßte ſich endlich ein Herz und begab ſich ſelbſt zu dem Oberſten, um dieſen zu bitten, er möge ihr doch nur ſagen, was er wünſche und verlange, es ſolle ja alles geſchehen was in ihren Kräften ſtehe, um ihn ſoviel als möglich zufrieden zu ſtellen. Der Oberſt hörte die Dame ganz ruhig an, bat ſie auf das Höflichſte, doch Platz nehmen zu wollen, ihr einen Stuhl präſentirend, und ſagte dann im beſten Franzöſiſch auf das artigſte: Madame, ich habe Ihnen nur eine kleine Probe davon geben wollen, wie es Ihr Herr Sohn während drei Wochen, die er bei meinen Eltern in Berlin einquartiert war, gemacht hat, doch ſeyn Sie ruhig, von jetzt an werden Sie ſich nicht im mindeſten mehr über mich oder meine Leute zu beklagen haben, und ich bitte mir die zuerſt zugedachten Zimmer wieder einräumen zu laſſen, ſie genügen mir vollkommen. — Von den Oeſtreichern war wenig oder keine Sprache, ſie hatten ſich im Ganzen ſehr paſſiv verhalten. Es waren noch manche deutſche, ruſſiſche und engliſche Offiziere in Paris zurück, die aber alle in

Civilkleidung einhergingen, dennoch fielen noch öfters Duelle vor, die Ruſſen zogen, wenigſtens im Zweikampf mit der Klinge, meiſtens den Kürzern und wurden niedergeſtochen, während die Preußen manchen franzöſiſchen Offizier ins Gras beißen ließen, die Engländer ſchoſſen ſich faſt nur auf Piſtolen, es verging faſt kein Tag ohne ſolche Händel. Ich fand diesmal den Aufenthalt zu Paris himmelweit verſchieden von dem im Jahr 1810, auch hatte ſich in dieſen vier Jahren ſehr viel verändert. Die Abſicht zu erreichen, um derentwillen ich eigentlich hieher gereiſt, war unmöglich, man wußte noch gar nicht recht, wer eigentlich Koch oder Kellner war, der Kriegsminiſter war nicht zu ſprechen und ſein Miniſterium und deſſen Vorzimmer den ganzen Tag von dem Troß der mit den Bourbons zurückgekehrten Adeligen belagert, die alle ihre Anhänglichkeit an den König und deſſen Familie und ihre wurmſtichigen gegerbten Eſelsfelle, ſtatt anderer Verdienſte in Anſchlag brachten, und Anſtellungen und Ehrenſtellen verlangten. Wahr iſt es, daß dieſe Herren nichts vergeſſen und nichts gelernt, es ſchien, als hätten ſie von 1789 bis 1814 geſchlafen, ſie waren mit denſelben Vorurtheilen und Anmaßungen nach dem Frankreich von 1814 zurückgekehrt, und reihten dieſes Jahr ohne weiters an die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts an; auch waren ſie die lächerliche Zielſcheibe des beißenden Spottes und Witzes, und trugen die meiſte Schuld an der fatalen Stimmung des Volkes gegen die zurückgekehrten Bourbons und Ludwig **XVIII.** — Von meinen frühern Bekannten ſuchte ich nur wenige auf, und fand auch dieſe ſehr verändert. Die einzige intereſſante neue Bekanntſchaft, die ich machte, war Angelika Catalani, deren Donnerſtimme damals in ihrer höchſten Kraft und Fülle war und mit der ich öfter Duette ſang; ich ſollte ſie ſpäter in Deutſchland wieder treffen, wo ich Gelegenheit fand, ihr manchen Dienſt zu erweiſen. — Auch der ſchönen Madame Recamier, die ſo lange Paris hatte meiden müſſen, weil es den kleinlichen Launen des korſiſchen Weltgebieters ſo gefiel, begegnete ich in einigen Salons, und bewunderte zwar ihre allerdings außerordentliche Schönheit, aber ohne daß ſie einen beſondern Eindruck auf mich gemacht hätte, ob ſie gleich durch ihre Einfachheit und Liebenswürdigkeit Jedermann bezauberte; wahr iſt es, daß ich in gar keine nähere Berührung mit ihr kam und kaum einige Worte gewechſelt habe.

Da ich nach einem kurzen Aufenthalt von wenig Wochen wohl

einſah, daß unter den dermaligen Umſtänden, wo auch faſt Niemand an den Beſtand des Beſtehenden glauben wollte, nichts für mich in Paris zu machen war, und ich keine Luſt hatte, wieder zu dem Regiment étranger, deſſen Reſte noch in Avesnes lagen, zurückzukehren, ließ ich mich auf halben Sold ſetzen und wählte vorerſt Straßburg zu meinem proviſoriſchen Aufenthalt, um von da nach beinahe neun Jahren meine Eltern wieder einmal beſuchen und ſehen zu können. Ich ging über Meaux, Chateau-Thierry und Epernay nach Rheims, wo ich einen Tag verweilte, um die alte Krönungsſtadt und ihre berühmte Cathedrale, eines der ſchönſten gothiſchen Denkmäler, zu ſehen. Das Hauptportal dieſer Kirche mit ſeinen drei Thoren und der kunſtreichen Roſe über demſelben hat gewiß wenig ſeines Gleichen. Sie wurde im zwölften Jahrhundert erbaut, ihr Gewölbe iſt 110 Fuß hoch und das mittlere Schiff über 400 Fuß lang, das Dach iſt ganz mit Blei gedeckt. In der alten düſtern Kirche des St. Remi wurde das berühmte Oelfläſchchen, Ampulla rheimensis, das eine Taube vom Himmel brachte als ſich der Heidenkönig Clovis taufen ließ, aufbewahrt. In der Revolution wurde zwar dieſe Himmelsflaſche zerſchlagen, aber ſpäter fand ſich das Oel, welches ein frommer Chriſt heimlich und mit Lebensgefahr aufgefangen und geſammelt hatte, wie durch eine Notariatsakte bewieſen wurde, wieder vor, und Carl X. war ſo glücklich, bei ſeiner Krönung damit geſalbt werden zu können; dieß hinderte indeſſen nicht, daß ihn die Franzoſen zum drittenmal fortjagten. — Rheims, das ungefähr 30,000 Einwohner zählen mochte, iſt zum Theil gut gebaut und hat mehrere ſchöne Straßen und Plätze, es iſt Colberts und Linguets Vaterſtadt. In der Nähe liegt der berühmte Sillery, der den beſten weißen Champagner hervorbringt, den man aber nur ſelten ächt bekommt. Von hier reiſte ich über Chalons sur Marne, Bar le Duc, Toul und Nancy nach Straßburg, wo ich ein Quartierbillet auf drei Tage bei einem Kaufmann Hecht im Kupferhof erhielt und ſehr gut aufgenommen wurde, auch geſtattete man mir noch länger in dieſem Quartier zu verbleiben, ſo daß ich bis zu meiner Abreiſe nach Frankfurt in demſelben wohnte. Madame Hecht war eine hübſche junge Frau, auch muſikaliſch, und ihr zu Liebe verſchob ich meine Abreiſe um einige Wochen. In ihrer Geſellſchaft beſuchte ich Straßburgs Sehenswürdigkeiten, an ihrer Hand beſtieg ich den Rieſenthurm des Münſters, und beſah mit ihr das

ſchöne Monument des Marſchalls von Sachſen in der proteſtantiſchen St. Thomaskirche. Auch die Ruprechtsau und andere Promenaden, ſo wie das Theater, wo damals deutſche und franzöſiſche Comödie geſpielt wurde, beſuchten wir miteinander. In Straßburg traf ich einige alte Bekannte. Talma gab gerade Gaſtrollen ſammt ſeinem Schüler David, der jedoch dem Meiſter keine große Ehre machte, ſodann traf ich einen alten Schulkameraden, der zu gleicher Zeit mit mir in Breitenſteins Penſion zu Homburg geweſen und ſich dem Kaufmannsſtand gewidmet hatte. Durch dieſen lernte ich den nicht verdienſtloſen Schauſpieler Vogel und deſſen Gattin, eine hübſche und gute Sängerin, kennen, mit denen ich manchen vergnügten Abend zubrachte. Während meiner Anweſenheit fand ſich auch der Herzog von Berry, auf ſeiner Rundreiſe durch Frankreich, daſelbſt ein, wußte ſich aber wenig beliebt zu machen, und man fand ſeine affektirten martialiſchen Manieren etwas lächerlich und karrikaturartig, zudem waren die Straßburger, ſo wie der ganze Elſaß, wüthende Napoleoniſten, und haßten die Bourbons, alſo gerade das Gegentheil von den Bewohnern des ſüdlichen Frankreichs. Zu ſeinem Unglück war der Herzog von Berry noch obendrein die unſchuldige Urſache des Todes des ſehr beliebten Präfekten von Straßburg. Dieſer war ihm nämlich eine große Strecke entgegengefahren, wurde mit ſeinem Wagen umgeworfen, wobei das Gefäß ſeines Degens ihm tief in die linke Seite eindrang und ihn ſo ſchwer verletzte, daß er ſchon 24 Stunden darauf ſeinen Geiſt aufgab. Dieſen unglücklichen Zufall ſchob man dem unbeliebten Herzog in die Schuhe, den man um ſo cordialiter verwünſchte. Nichtsdeſtoweniger fanden die vorbereiteten Empfangsfeierlichkeiten ſtatt, aber kaum daß man hie und da bei ſeinem Einzug zu Pferde ein halblautes, ſchüchternes vive le roi hörte; doch war der Ball, der ihm zu Ehren gegeben wurde, ſo wie das Feuerwerk recht brillant; was mich aber von all den Feierlichkeiten am meiſten anſprach, war die impoſante Illumination des Münſters, bis in die höchſte Spitze ſeines Rieſenthurmes, der ſich in den Sternen zu verlieren ſchien, ein majeſtätiſches Nachtgemälde.

Endlich fand ich doch, daß es Zeit ſey, das Vaterhaus einmal wieder zu ſehen und erbat mir von dem Commandanten, General Baron Debüraur Urlaub zu einer Reiſe nach Frankfurt, der mir auch ohne Umſtände bewilligt wurde. Ich nahm Abſchied von der Familie Hecht und Vogel, verſprach erſterer, ſpäteſtens binnen

drei Monaten wieder zurückzukommen und fuhr den 12. October 1814 über die Rheinbrücke nach Kehl und von da über Raſtatt nach Karlsruhe, wo ich auf Veranlaſſung meines Vaters den alten Freund meines Oheims, Scholz, der ſich in Karlsruhe häuslich niedergelaſſen hatte, beſuchte und ein Paar Tage verweilte. Wrede hatte, wie man zu ſagen pflegt, ſein Schäfchen ins Trockene gebracht, und zwar von Scholziſchem Geld, das er beſonders bei Güter-Ver- und Erkäufen, die er für den Freund beſorgt hatte, auf die Seite zu bringen gewußt. Er hatte mich zuletzt als einen Knaben von zwölf Jahren geſehen, und war ganz erſtaunt, einen ziemlich ſonnverbrannten, wildausſehenden Soldaten in mir zu finden, er war an eine ziemlich häßliche Bremerin verheirathet, von der er zwei artige Kinder hatte. Von ihm erfuhr ich manche mir noch unbekannte Familien-Angelegenheiten. Scholze war noch nicht lange auf ſeinem Gut Silg, eine Sandwüſte in der Nähe von Hamburg, die ihm Freund Wrede für ungeheures Geld hatte kaufen helfen, an dem ſeine Kinder über 100,000 Thaler einbüßten, geſtorben. Die vier Töchter waren in Bremen und Hamburg verheirathet, aber keine beſonders glücklich, obgleich alle ziemlich reiche Männer hatten. Henriette und Mina hatten viele Anbeter, Sophie, die einen Bremer Senator, Namens Horn zum Mann hatte, war ſeit ihrem erſten Wochenbett beſtändig krank und bettlägerig, und Hannchen, die jüngſte, in ihren erſten Wochen geſtorben. Den 17. October fuhr ich von Karlsruhe mit der Diligence nach Frankfurt ab. In dem Wagen befand ſich ein allerliebſtes junges Mädchen, die Tochter eines badiſchen Beamten aus Raſtatt, das zu ſeinen Verwandten zum Beſuch nach Frankfurt reiſte, und neben mir ſaß. Nachdem die Dämmerung eingetreten war, wurden wir bald ſo vertraut, daß wir die ganze Nacht Arm in Arm miteinander zubrachten. In Heidelberg kamen wir gegen Mitternacht an und ließen uns, während man umſpannte und auspackte, ein Zimmer und etwas zu eſſen geben, worauf wir im Taumel des Vergnügens beinahe das Abfahren des Poſtwagens verpaßt hätten, wenn uns nicht der Hausknecht mit rauher Stimme und Klopfen daran erinnert hätte. Wir ſetzten nun die Reiſe in der Art wie wir ſie begonnen weiter fort, und trieben das ſüße Spiel, während die andern Paſſagiere, unter denen noch zwei Damen, ſchliefen, con amore fort. Längs der Bergſtraße ſahen wir auf allen Höhen große Feuer emporlodern, und als ich fragte, was dies zu bedeuten

habe, ward mir die Antwort, es sey zum Andenken an den, den 18. October von den Alliirten bei Leipzig errungenen großen Sieg über Napoleon (18. October 1813). Als es zu grauen begann, schliefen wir etwas ermüdet ein, und wachten erst bei dem Anhalten in Darmstadt wieder auf. Nachdem wir endlich Neu-Isenburg passirt hatten, durch den Frankfurter Wald kamen, und ich die Sachsenhäuser Warte und nun jeden Augenblick neue, mir wohl bekannte Gegenstände und Orte erblickte, welche in meiner frühen Kindheit oft das Ziel unserer Spaziergänge und der Tummelplatz unserer Spiele und Freuden gewesen, da wurde es mir doch ganz wunderlich ums Herz, das allmählig stärker zu pochen begann. Ich sah nun Frankfurt mit dem mir so wohl bekannten Taunusgebirge im Hintergrunde, das sich von der Sachsenhäuser Warte ganz besonders malerisch ausnimmt, sich vor mir ausbreiten, staunte den ehrwürdigen alten bemoosten Pfarrthurm an, der mich etwas mürrisch zu bewillkommnen schien, fuhr durch das Affenthor, über die Mainbrücke, am goldnen Gickel vorbei, in den Rahmhof, sprang aus dem Wagen, Alles im Stich lassend, meiner hübschen Reisegefährtin kaum ein Lebewohl auf Wiedersehen zurufend, rannte nach dem väterlichen Haus und lag in den Armen meiner mich erwartenden Eltern und Geschwister, nach neun langen Jahren, in denen ich so viel erlebt und mitgemacht, und sich so Manches verändert hatte. Staunend ward ich von meinen Lieben und sogar dem Gesinde, gleich einem halben Wunderthier, umringt.

VI.

Feier des 18. Octobers zu Frankfurt am Main. — Verfassungswehen dieser Stadt. — Franzosenhaß daselbst. — Diverst. — Ein Fest auf dem Sandhof. — Napoleons Rückkehr von der Insel Elba. — Ich entschließe mich in preußische Dienste zu treten. — Abreise nach Berlin.

Es war der erste Jahrestag der Schlacht von Leipzig, als ich in den Nachmittagsstunden in meiner Vaterstadt eintraf, wo es fast schien, als wäre die ganze Stadt von der Tarantel ge-

ſtochen; auf den Straßen, Plätzen und aus vielen Häuſern wurde fortwährend geſchoſſen, ſogar Frauen und Mädchen drückten Piſtolen ab, man ſchimpfte und verwünſchte auf gut frankfurteriſch die Franzoſen, und die guten Frankfurter waren ſämmtlich gewaltige Franzoſenfreſſer geworden, ſobald jene weg waren. Auf dem Römerberg und dem Roßmarkt waren Altäre errichtet, an welchen die liebe Schuljugend von ihren Monarchen angeführt, Dank- und Lobgeſänge für die glückliche Befreiung von der Regierung des Fürſten Primas plärrte. Den Abend war die Stadt erleuchtet und allenthalben waren Transparente angebracht, die zum Theil wunderliche Dinge darſtellten und ſehr komiſche Sprüche enthielten. — So hatte unter andern ein reicher Bäcker, Namens Binding, einen ungeheuern Kuchen auf ſeinem Transparent dargeſtellt, den die Franzoſen auf der einen Seite attaquirten, während er und ſeine Geſellen dieſelben mit Schaufeln auffingen und in den Backofen ſchoben. Unter dieſem Transparent las man die Worte:

Ich bin ein luſtiger Bäcker;
Für die franzöſiſchen Lecker
Aber back' ich keine Kuchen mehr,
Sie müſſen all' in meinen Backofen her.

Und doch hatte der Mann ſein Geld hauptſächlich durch die Franzoſen gewonnen. Auch die Bürgermiliz parabirte dieſen Tag unterm Gewehr neu uniformirt, aber mit dem Marſchiren wollte es noch nicht recht gehen, und von der Reiterei, einigen 30 Mann, die meiſtens auf erbärmlichen Lehnkleppern ritten — mit dem Reiten ſah es noch ſchlimmer als mit dem Marſchiren aus — fiel mehr als einer ſogar von ſeiner Roſinante herab, oder ſtürzte mit derſelben. Dieſes Militär hatte ein wahrhaft grimmig gutmüthiges Anſehen, indeſſen las man in Frankfurter Blättern oder Correſpondenzartikeln doch viel von dem martialiſchen Ausſehen und der militäriſchen Haltung und dito Geiſt dieſer Miliz. Die Frankfurter hatten aber auch ein Bataillon Freiwillige errichtet, um den Feldzug von 1814 in Frankreich mitzumachen, ſie bekamen zwar den Feind nicht zu ſehen, dies war jedoch nicht ihre Schuld. Ein ſtarker und anhaltender Regen, der ſich am Abend des 18. Octobers zeitig einſtellte, machte der Illumination ein ſchnelles Ende, Lichter und Transparente erloſchen, nachdem ſie kaum angezündet waren.

Als in der verwandtſchaftlichen Sippſchaft meine Ankunft

bekannt wurde, warteten die meisten Vettern und Muhmen nicht ab, bis ich ihnen meine gehorsamste Aufwartung machte, sondern sie fanden sich bei Zeiten selbst ein, um das zurückgekommene Wunderthier, das als noch unbärtiges Kind ausgezogen und nun als bärtiger, sonnverbrannter Mann nach so manchen überstandenen Gefahren wiedergekehrt war, in Augenschein zu nehmen, zu bewillkommnen und anzustaunen. Nicht Theilnahme, sondern Neugierde war die Triebfeder dieser überartigen Zuvorkommenheit, und des lästigen Fragens und Geschwätzes war kein Ende, so wie ich mit Einladungen zu Mittag- und Abendessen wahrhaft überschüttet wurde. Viele der ältern Bekannten waren in die ewige Heimath gegangen, unter ihnen auch meine Großeltern väterlicher Seits, der alte Oberst Schulter, Göthes Oheim, und meine Tante Feierlein, die ehemalige Scholz, sammt ihrem zweiten Mann, dem Doctor Feierlein. Dieser hatte sich seinen Tod bei einer Audienz, die er als guter Redner an der Spitze einer Deputation von Frankfurter Bürgern bei Kaiser Franz II. hatte, um denselben für die Wiederherstellung der freireichsstädtischen Freiheit Frankfurts zu gewinnen, geholt. Die Herren mußten nämlich in einem eiskalten Vorzimmer des Thurn- und Taxisschen Palais, in welchem der Kaiser wohnte, in dünnem Frack, kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen ein Paar Stunden antichambriren, bevor man die Gnade hatte, sie vorlassen, wodurch sich mein Oheim Feuerlein eine so starke Erkältung zuzog, daß er kurze Zeit darauf starb, und so das Opfer seines Patriotismus und Rednertalents wurde. — Mein Oheim Weller, derselbe der vor einigen zwanzig Jahren, in der kitzlichen Angelegenheit der Frankfurter Deputirten zu Paris, nach dieser Stadt gereist war und die Herren aus ihrer fatalen Lage gezogen hatte, trat, nachdem der Großherzog von Frankfurt, Fürst Primas, entflohen und dessen Regierung sich aufgelöst hatte, einstweilen provisorisch an die Spitze der Administration der Stadt Frankfurt, da sich in der allgemeinen Verwirrung, als die Verbündeten die Stadt besetzten, Niemand vorfand, der sich dieselbe in einer so kritischen Lage zu vertreten getraute, so wie den ungeheuren Anforderungen von allen Seiten zu begegnen, namentlich war es das Einquartierungswesen, dessen Regulirung die meisten Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verursachte. Da eine Zeitlang die Hauptquartiere der Kaiser von Rußland und Oestreich und des Königs von Preußen, nebst ihrem

zahlreichen Generalstab, viele andere Souveraine und fürstliche Personen, ein Heer von Generalen und Stabsoffizieren, über 30,000 Mann ꝛc. ꝛc. in der Stadt selbst lagen, so daß man nicht selten Pferde im ersten Stock der Häuser durch die Fenster schauen sah. Zum Dank für seine Bemühungen wollte man Weller, als man wieder einen Senat fabricirte, zum Mitglied desselben ernennen, er aber dankte für die Ehre und begab sich, um ihr aus dem Weg zu gehen, nach Rom, wo er sich mit seiner Gattin, einer sehr liebenswürdigen, talentvollen und geistreichen Frau, über ein Jahr aufhielt, und dort viele deutsche Künstler unterstützte, auf deren Ersuchen eine ziemliche Anzahl Gemälde bestellte, größtentheils vorausbezahlte, und von den wenigsten dann die schon bezahlten Werke erhielt, wodurch er große Summen einbüßte, da er auf der andern Seite, er hatte eine große Kunsthandlung und Druckerei, für die wenigen Bilder die ihm geliefert wurden, und die er an Wiener Adelige verkaufte, kein Geld erhalten konnte.

Die Einwohner Frankfurts hatten sich trotz der mehr als siebenjährigen Regierung des Fürsten Primas, wenig oder nicht verändert, desto mehr aber die Stadt selbst, deren Festungswerke, Wälle, Bastionen und Mauern während der Zeit demolirt, die Gräben ausgefüllt und in sehr anmuthige und geschmackvolle Promenaden verwandelt worden waren.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft war ich endlich gottlob! von allen Basen und Neugierigen der Reihe nach abgefüttert. Das Unangenehmste bei diesen, der Familienverhältnisse wegen nicht gut abzuschlagenden Einladungen, war daß ich die ewigen Schimpfereien auf die Franzosen und den menschenfreundlichen Fürsten Primas wiederkäuen hören mußte; auch war man einfältig genug, fast alles was unter dessen Regierung Löbliches und Nützliches geschehen und verordnet worden, wieder abzuschaffen und statt dessen die alten Albernheiten, Spießbürgerlichkeiten und Erbärmlichkeiten wieder aus der reichsstädtischen Rumpelkammer hervorzuholen, um sie so viel als möglich dem neuen freistädtischen Kram anzupassen. Die ganze Stadt lag in den Verfassungswehen, unter deren Geburtsschmerzen sie sich krümmte und geberdete, daß es zum Erbarmen war; es dauerte Jahre lang bis dieses Monstrum, diese Mißgeburt einer republikanischen Constitution endlich durch eine Art Kaiserschnitt zu Tage gefördert wurde. Gleich beim Beginnen der großherzoglichen Regierung waren alle Privilegien einzelner Per-

ſonen und Familien daſelbſt aufgehoben worden, ſo wie daß die ſogenannten Patrizier oder adeligen Familien kein ausſchließliches Recht zu Aemtern noch zu Dienſten und Würden mehr haben ſollten, wogegen man mehrere unter ihnen mit dem Kammerherrnſchlüſſel, Hoffähigkeiten und ähnlichen Dingen tröſtete. Dieſe wollten aber nun, da ſie Schlüſſel und Fähigkeit eingebüßt, wieder in ihre alten Rechte oder vielmehr Vorrechte eingeſetzt ſeyn und auf eine gewiſſe Zahl Stellen im Rath oder Senat Anſpruch machen, wozu ſie jedoch eher ihre größere wiſſenſchaftliche Bildung, Kenntniſſe und Fähigkeiten, als ein angemaßtes Vorrecht berechtigt hätte, namentlich war es das Haus Limpurg, das ſich gewaltig und oft burlesk genug um dieſes Vorrecht ſtritt, und es regnete Brochüren in dieſen Angelegenheiten, die es hinſichtlich des Styls, der Anmaßung, der Unbeholfenheit, Plumpheit und lächerlichen Impertinenz noch mit den Behörden, Urtheilen und Verfügungen der Frankfurter Gerichte aufnehmen konnten, bei denen man eine ſtupide Grobheit durchaus für unzertrennlich von der amtlichen Würde hält.

Man ſuchte damals auch in Frankfurt ſeinen Patriotismus und Franzoſenhaß durch altdeutſche Tracht der Welt kund zu thun, dies hielt aber nicht lange an, auch wurde dieſe Tracht nie allgemein, da ſie zu koſtſpielig und alſo nur für Reiche war, die damit in Geſellſchaften und auf Bällen prangten, namentlich die Damen mit altdeutſchen Häubchen, Ketten und dergleichen. Der Franzoſenhaß ging ſo weit, daß man jetzt jedes franzöſiſche Wort, oder das man dafür hielt, denn auch lateiniſche und italiäniſche Ausdrücke wurden oft dafür genommen, aus der Unterhaltung verbannt wiſſen wollte, und dennoch deren in aller Unſchuld unzählige einmiſchte, ſie für ächt deutſch haltend. Mit franzöſiſchen reiſenden Kaufmannsdienern wollte man ſich nicht in geſchäftliche Unterredungen mehr einlaſſen, wenn ſie nicht deutſch ſprechen konnten, doch beſann man ſich eines Beſſeren, ſobald man ſich merkantiliſche Vortheile davon verſprach. Einige Frauenzimmer machten ſogar patriotiſche Gedichte, unter denen die eines Fräuleins Jaſſoi, Tochter eines der berühmteſten Advokaten, wirklich ausgezeichnet, deſto jämmerlicher aber die ihrer zahlreichen Nachahmerinnen waren, und all dieſes Zeug wurde in den Abendgeſellſchaften meiſt von den Verfaſſerinnen vorgeleſen oder karrikaturartig deklamirt. Dieſe deutſche Wuth war in eine Epidemie ausgeartet und ſprach aller

gesunden Vernunft Hohn; am besten standen sich die Wirthe dabei, bei denen jetzt gar mancher Schoppen auf das Wohl des Vaterlandes und pereat den Franzosen mehr geleert wurde. Einen armen französischen Tanzmeister, Namens Lepitre, der schon lange Jahre den Beinen und Füßen der Frankfurter Schönen Gelenkigkeit beigebracht hatte, wollte man schlechterdings aus der Stadt geschafft wissen; glücklicherweise nahmen ihn einige angesehene Familien, worunter die Bethmann'sche und ihr großer Anhang, die nicht von der allgemeinen Raserei befallen waren, und bei denen er Tanzunterricht gab, in Schutz, aber viele Franzosen und Französinnen, unter denen auch Gouvernanten und Bonnes, die man hatte kommen lassen, wurden fortgeschickt. Die altdeutschen Kleider, Röcke, Barrette, silbernen Hosenketten waren die Abzeichen des neuen Germanenthums. Wie weit vernünftiger waren nicht die Preußen, welchen doch fast allein Deutschland seine Befreiung von fremdem Joch zu verdanken hatte, die gleich Helden und Löwen gestritten und unsägliche Opfer gebracht hatten, und denen das französische Raubgesindel am ärgsten mitspielte. Selbst in Berlin, wohin ich mich bald begeben sollte, war keine Spur von solchen Albernheiten und Abgeschmacktheiten zu finden, und man sprach ganz vernünftig, ohne eine lächerliche Wuth zu affectiren, über die Franzosen und ihr Wesen, obgleich man sich seiner großen Verdienste um Deutschlands Befreiung bewußt, aber wohl gerade deßhalb um so bescheidener war. Glücklicherweise verflog der Frankfurter patriotische Rausch bald wieder, die Wehen der zu schaffenden Verfassung beschäftigten allmählig die Gemüther immer mehr, und als bald darauf Napoleon von der Insel Elba landete, ging es wie 1792 nach der Ermordung der französischen Soldaten, Niemand wollte mehr so berauscht gewesen seyn. Ich hatte mich indessen wenig an diesen Unsinn gekehrt, doch wurde ich im Innern erbittert, als ich nach und nach die Unbilde erfuhr, welche sich die Franzosen in Deutschland und namentlich in Preußen, aller Rechtlichkeit und Menschenwürde Hohn sprechend, erlaubt hatten, auch hatte Napoleon schon durch seine Abdankung in Fontainebleau unendlich in meinen Augen verloren, er hätte sich gleich Friedrich dem Großen bis auf den letzten Mann seiner Haut wehren müssen, denn er hatte noch weit mehr Hilfsmittel als jener zu seinen Diensten, aber freilich nicht dessen Genie. Was mich am meisten empörte, war die feige Ermordung des Buchhändlers Palm und das

niederträchtige Erschießen der Offiziere von dem Corps des braven Schill, so wie daß er dessen Soldaten, die doch nur wie jeder Soldat, ihrem Vorgesetzten gehorchen mußten, unter das Raub- und Mordgesindel auf die Galeeren von Toulon schickte.

In der Regel ging ich in Frankfurt in Civilkleidern aus und steckte mich nur dann und wann, bei besondern Gelegenheiten in meine französische Uniform, was selbst die Meinigen sehr ungern sahen, weil sie fürchteten, es könne mir böse Händel zuziehen, da ich aber die königlich französische weiße Cokarde trug, also in Diensten des von den Verbündeten selbst eingesetzten Königs stand, so glaubte ich keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu seyn, auch widerfuhr mir, obgleich ich öfters preußischen Offizieren und Soldaten begegnete, wie zu erwarten war, nicht das mindeste. Eines Tages aber, als ich in Uniform an dem Haus vorüberging, in welchem ein östreichischer Major, Namens Schröer, als Etapekommandant sein Büreau hatte, kam mir ein östreichischer Corporal nachgesprungen und sagte mir: der Herr Major verlange mich zu sprechen. Ich hieß ihn einen Augenblick warten, zog meine Schreibtafel heraus, und schrieb mit Bleifeder die Adresse meiner Wohnung auf ein Stückchen Papier, das ich dem Corporal zustellte und ihm sagte: er möge dies nur seinem Herrn Major bringen und ihm sagen, daß ich in der Regel jeden Morgen bis 10 Uhr zu Haus zu treffen sey. Da der Corporal, das Blättchen in der Hand haltend, noch immer zauderte, so wiederholte ich ihm nochmals, daß er dies nur seinem Major zuzustellen habe und nun gehen könne. Somit glaubte ich die Sache abgemacht, den andern Tag erhielt ich aber ein Schreiben von dem östreichischen Vicegouverneur, dem General Grafen von Hardegg, der sich noch in Frankfurt aufhielt und in einem uns befreundeten Haus einquartiert war, durch welches mich derselbe einlud, mich zu ihm zu verfügen. Ich war unschlüssig was ich thun sollte, indessen begab ich mich auf Zureden meiner Familie zu dem Herrn Vicegouverneur, dessen erste Frage nach den gebräuchlichen Bewillkommnungen war: ob ich den Dienst nicht kenne?

— Den französischen vollkommen, um den östreichischen habe ich mich niemals bekümmert, Herr General.

— Warum haben Sie sich nicht bei dem Major Schröer gemeldet? —

— Ich wußte nicht einmal, daß noch ein östreichisches Com-

mando hier sey, und würde es dann noch für überflüssig gehalten haben, ich bin ein geborner Frankfurter.

— Sie haben sehr gegen den Dienst gefehlt, bei uns würde so etwas streng bestraft werden.

— Unglücklicherweise oder glücklicherweise habe ich nicht die Ehre in östreichischen Diensten zu stehen.

— Sie haben sich über Ihren Urlaub auszuweisen.

— Nichts leichter als dies.

Ich überreichte dem General meinen Urlaubsschein, den mir der Commandant von Straßburg, Divisionsgeneral Desbüreaux, in französischer Sprache ausgestellt hatte.

Harbegg that als lese er denselben, indem er ihn brummend mit den Augen durchlief, und ihn mir dann mit einem: „das ist ganz gut!“ zurückstellte. Ich hatte Mühe, dem guten General nicht ins Gesicht zu lachen, da ich wußte, daß er eben so wenig französisch als chinesisch verstand, und nur östreichisches Deutsch sprach. Er erlaubte sich indessen noch einige Aeußerungen über das französische Militairwesen, und sagte unter anderm, er begreife gar nicht, wie man noch einige Anhänglichkeit an einen solchen Sauschwanz und Spitzbuben, wie der Napoleon sey, haben könne, worauf ich erwiederte: „Was das französische Militairwesen anbetrifft, so glaube ich allerdings, daß es Niemand besser aus Erfahrung zu schätzen wissen wird, als die Oestreicher, was aber den Napoleon anbelangt, so ist es mir unbegreiflich, wie Ihr Kaiser einem solchen Spitzbuben seine Tochter zur Frau geben konnte.

— Jo 's hat halt ämol so seyn müsse, versetzte der General, dem ich mich nun lächelnd empfahl, nachdem ich ihn noch gefragt, ob er hinsichtlich meiner Person genügend befriedigt sey, und er sein: s'is halt so gut, erwiedert hatte.

„Der hat's halt hinter den Ohren sitzen,“ äußerte sich derselbe, von mir redend, gegen seinen Hauswirth, aber er soll nur nit so viel in seiner französischen Uniform herumlaufen, sonst könnt' er bald Händel mit den preußischen Offizieren bekommen, die sich hier aufhalten, hatte er noch hinzugesetzt. Herr H.... hinterbrachte uns diese Aeußerungen, worüber ich lachte, und den letzten Punkt auf mich nahm. Einige Tage darauf traf ich im rothen Haus auf einem Casinoball mit dem Herrn General, der in rothen Hosen steckte, und dem Major Schröer zusammen, auch befanden sich mehrere preußische Offiziere daselbst. Ich war in meiner französi-

ſchen Uniform, obgleich mich meine ebenfalls wüthend deutſche Schweſter verſichert hatte, ich würde in derſelben kein einziges Mädchen finden, das mit mir tanze, und Händel bekommen. Glücklicherweiſe ging keine dieſer Prophezeihungen in Erfüllung, der Major Schröer ſchien mich zu meiden, General Hardegg ſprach ſogar ein Paar freundliche Worte mit mir, die preußiſchen Offiziere benahmen ſich wie Ehrenmänner und ich unterhielt mich lange mit ihnen, auch Tänzerinnen fand ich mehr als ich hätte befriedigen können, und unter ihnen manche Bekannte aus meiner Kindheit, wie Caroline Th... u. ſ. w. Man wollte durchaus die franzöſiſchen graziöſen Contretänze von dieſen Bällen verbannt wiſſen, dennoch gelang es mir mit Hilfe einiger hübſchen Frauen, trotz dem Widerſtreben wüthender Deutſchthümler, ſie zu Stande zu bringen. Beſonders war es die ſchöne Frau des Banquiers von Bethmann, eine Holländerin, die mit ihrem Anhang und ihren Damen die franzöſiſchen Tänze in Schutz nahm, und obgleich in einer ſogenannten altdeutſchen Tracht, deren Stoff weißer Sammet mit Goldſtickerei war, faſt nur franzöſiſche Quadrillen tanzte, was ihr um ſo leichter wurde, da ſie viele Anbeter hatte. Kurz darauf gab Herr von Bethmann ein großes Feſt auf einem ſeiner Güter in Frankfurts Nähe, das der Sandhof genannt wurde und früher eine öffentliche Wirthſchaft war. Die Fete war äußerſt glänzend und mit einem ungeheuern Aufwand, ſowohl bei der Decorirung der Gemächer als an Speiſen und Getränken veranſtaltet. Mehr als Tauſend Perſonen waren eingeladen worden, und zwar aus allen Ständen, ſo auch ſämmtliche Handwerksleute, die für das B.'ſche Haus arbeiteten, mit ihren Frauen, was dem Feſt freilich einen eigenen Anſtrich verlieh. Frau v. B. und ihre beiden Hofdamen, Fräulein v. Idſtein und Frau v. St. George empfingen alle Gäſte in einem im Garten des Sandhofs aufgeſchlagenen Zelt, ſie waren alle drei in große ſchwarzſammtne Mäntel gehüllt, die Jahreszeit war ſchon ziemlich vorgerückt, und ſahen ſo den drei Masken im Don Juan ähnlich. Herr v. Bethmann, der kurz vorher einen kleinen Strauß mit dem wieder beſtehenden Frankfurter Senat gehabt, hatte über das Hauptthor des Eingangs am Sandhof ein Transparent mit den Worten: „Thue recht und ſcheue Niemand“ ſetzen laſſen, was zu allerlei Bemerkungen Anlaß gab. Nicht weniger als vier Büffets waren in verſchiedenen Gemächern errichtet, wo man ſich Eis und alle mögliche Getränke

und die köſtlichſten Weine, ſo wie Süßigkeiten nach Belieben fortwährend konnte reichen laſſen, was ſich manche der Geladenen ſo ſehr zu Nutzen machten, daß ihre Köpfe ſchwer wurden, und ſie das Gleichgewicht verloren. Um Mitternacht ſetzte man ſich zu Tiſch, nachdem vorher noch ein Feuerwerk abgebrannt worden war. Auch hier fand ich wieder alte Jugendfreundinnen, theils verheirathet, theils noch ledig, und mit einigen, wie Lilli O.... knüpfte ich die frühere Bekanntſchaft wieder an und verlor mich ein halbes Stündchen mit ihnen in dem Garten et l'un contemplait la terre, l'autre le firmement etc. Das Feſt dauerte bis zum hellen Tag, wo ich mit von den letzten Gäſten, in einem Nachen auf dem Main nach Frankfurt zurückfuhr.

Damals kamen zahlreiche Transporte von Franzoſen, die aus der ruſſiſchen oder preußiſchen Gefangenſchaft heimkehrten, durch Frankfurt. Eines Tages hatte einer derſelben auf ein Bild des Kaiſers Franz, das an einem Bilderladen auf der Zeil ausgehängt war, geſpieen, und dabei einige Schimpfworte ausgeſtoßen; dies hatte ein öſtreichiſcher Corporal geſehen, der den Frevler gleich zu dem Major Schröer brachte, dieſem das Vergehen rapportirte, worauf derſelbe dem Franzoſen fünfzig gutgemeſſene Stockprügel aufzuzählen befahl. Der arme Teufel machte gewaltige Anſtrengungen und Faren, um ſich der Prügelſuppe zu entziehen, aber der Corporal, ein Ungar, ſagte zu ihm: Lek di nur hin, Camerad, helf all nix, ein klan Viertelſtund, und Alles is vorbei, und der Franzoſe bekam die fünfzig auf ächt öſtreichiſch aufgezählt.

Nachdem ich ungefähr 6 Wochen in Frankfurt verweilt hatte, machte ich einen Beſuch in Homburg bei meinem guten alten Oheim Oberpfarrer, bei dem ich 14 Tage recht angenehm zubrachte, und dem es ein großes Vergnügen gewährte, wenn ich ihm von meinen Feldzügen und Abenteuern, wobei ich freilich die galanten sub silentium überging, erzählte. Hier ſuchte ich die mir theuern Tummelplätze meiner Kindheit und alte Bekannte wieder auf, und wurde von allen freundlich aufgenommen. Mein alter Lehrer Breitenſtein war mit einem halben Dutzend Kinder geſegnet und hatte eben ein dickes Buch gegen Frankreich und das franzöſiſche Volk geſchrieben, deſſen Titel mir entfallen iſt, aus dem er mir aber zu meinem Leidweſen ganze Capitel vorlas, die ich mit der größten Langeweile anhörte. Deutſchland war damals mit einer Sündfluth ſolcher Brochüren und Bücher überſchwemmt, die alle einen

glühenden Franzoſenhaß, aber auch viel baaren Unſinn athmeten, das des Oberhofpredigers Breitenſtein war nicht ohne Geiſt, aber viel zu gedehnt und voluminös.

Mein guter Oheim meinte, es ſey denn doch beſſer, daß ich Offizier geworden ſey, als Comödiant; ich erwiederte ihm: lieber Herr Onkel, am Ende ſind wir doch alle nur die Schauſpieler unſers Herrgottes, ob in ſchwarzer, bunter oder farbiger Jacke, und er lächelte mir Beifall zu, ohne etwas zu entgegnen.

Auch bei Hof ſtellte er mich dem Landgrafen und der Frau Landgräfin vor, von denen ich ſehr freundlich aufgenommen, und während meines Aufenthaltes in Homburg häufig zur Tafel geladen wurde. Eine meiner ehemaligen Geliebten, Eleonore von Brandenſtein war jetzt Hofdame der Landgräfin, aber ſchon ziemlich verblüht, eben ſo Frau v. B., die viele Kinder gehabt; was thun neun Jahre nicht!

Unterdeſſen kam die Weihnachtszeit, das liebe Feſt aus meiner Kindheit, heran, ich freute mich, daſſelbe wieder einmal im Schooß meiner Familie feiern zu können, und brachte daſſelbe mit ſeinen Beſcheerungen recht vergnügt zu. Die Meinigen drangen unterdeſſen in mich, meinen Abſchied aus franzöſiſchen Dienſten zu nehmen und in die einer deutſchen Macht zu treten, wozu man ſchon Mittel finden würde, mir den Weg zu bahnen; ich verſpürte keine große Luſt, einen ſolchen Schritt zu thun, bat aber, bevor mein Urlaub um war, um dreimonatliche Verlängerung deſſelben, die ich auch ohne Umſtände erlangte. Theils war es die Annehmlichkeit, nach ſo langer Zeit wieder ein trauliches Familienleben zu genießen, das es denn trotz allen kleinen Neckereien doch war, theils waren es einige Damenbekanntſchaften, die mir dieſe Verlängerung meines Aufenthaltes in Frankfurt wünſchenswerth machten, und unter denen eine war, die mich mehr als gewöhnlich feſſelte; da es eine junge ſchöne, an einen ſehr reichen Kaufmann verheirathete Frau war, deſſen Familie alle ihre Schritte genau beobachtete, ſo hatten wir uns ſehr in Obacht zu nehmen, und der alte ehrliche Pfarrthurm, oder vielmehr deſſen finſtere Stiegen, waren der Ort unſerer geheimen Zuſammenkünfte; während ich gerade in den Thurm ging, machte ſie den Gang durch die Domkirche dahin. Auch mit noch einigen andern Damen hatte ich Rendez-vous in dieſem verſchwiegenen Gemäuer, wovon ſich die lieben Frau Baſen Frankfurts nichts träumen ließen.

Auf dieſe Art ging mir der Winter in Frankfurt, Homburg und Offenbach auf eine ziemlich angenehme Weiſe herum, ich beſuchte fleißig die Bälle, machte manchmal eine Jagdpartie mit, und führte ſo zu ſagen ein wahres Schlaraffenleben, während der Congreß in Wien brütete und die Nachrichten von daher keinerlei Erwartungen entſprachen, zu langweilen begannen, und Frankfurt noch immer in ſeinen Verfaſſungswehen lag.

Eines Vormittags als ich eben ein Pferd beſtiegen hatte um nach Homburg zu reiten, fand ich die Straßen Frankfurts äußerſt bewegt und mit ungewöhnlich viel Menſchen angefüllt, die alle einen rennenden Schritt führten; beſonders nahm ich dies über die Zeil reitend wahr. Hier begegnete ich einem Bekannten, den ich fragte, was dieſer Tumult bedeute? „Wie, Sie wiſſen nicht, erwiederte derſelbe, Napoleon iſt wieder in Frankreich gelandet! — Iſt's möglich? — Ganz gewiß, die officielle Nachricht davon iſt vor einer Stunde per Eſtaffete eingetroffen. — Sind Sie deſſen gewiß? — Kein Zweifel mehr, ich habe es aus der erſten Hand. — Ich machte ſchnell Rechtsumkehrt, und ſtatt nach Homburg, ritt ich wieder heim, und brachte den Meinigen, die noch beim Frühſtück ſaßen, brühheiß die große Neuigkeit, worüber ſie nicht wenig ſtaunten und die ſie zu glauben Mühe hatten; bald ſtellte ſich jedoch die Wahrheit derſelben über allen Zweifel heraus, und die noch denſelben Tag ankommenden Pariſer Journale meldeten die Landung des „tollen Abenteurers Bonaparte,“ der zur Stunde indeſſen wohl ſchon in einem Gefängniß der Provence ſitzen werde. Den andern Tag las man jedoch in denſelben Blättern, daß der General Bonaparte, zu dem einige Haufen gewiſſenloſes Militär und Geſindel übergegangen ſeyen, gegen Lyon marſchire, wo er nicht ermangeln könne, das Ziel ſeines abenteuerlichen Unternehmens zu finden. Die nächſten Zeitungen berichteten die Ankunft des Exkaiſers zu Lyon und daß er gegen Grenoble ziehe, und wenige Tage ſpäter hieß es in obigen Journalen, Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon ſind unter dem Jubel des beglückten Volkes in Frankreichs Hauptſtadt eingerückt. — Ich war unter dieſen Umſtänden, da mein Urlaub ohnehin bald zu Ende war, entſchloſſen, nach Straßburg zurückzukehren. In Frankfurt herrſchte jetzt große Beſtürzung, man glaubte die Franzoſen ſchon wieder vor den Thoren, und die ängſtlichen Gemüther machten es wie vor einigen zwanzig Jahren, keiner wollte über Napoleon geſchimpft, keiner

einen Freudenſchuß gethan haben. Ich traf Anſtalten, um baldigſt nach Frankreich abzureiſen, obgleich meine Verwandten alles mögliche thaten, mich davon abzuhalten. Als ich reiſefertig war, miethete ich mir einen Wagen nach Carlsruhe,. nahm Abſchied von den Meinigen und fuhr gegen 8 Uhr Morgens von Haus ab. Als ich aber zu Sachſenhauſen an das Affenthor kam, welches ich paſſiren mußte, hieß man den Kutſcher ſtill halten und ein öſtreichiſcher Unteroffizier trat an den Schlag und fragte mich nach meinem, von dem Etapekommandanten unterzeichneten Paſſirſchein, und da ich ihm ſagte, daß ich ein ſolches Ding nicht kenne, ſo erklärte er mir, daß ich nicht paſſiren könne; in dieſem Augenblick trat auch der Platzadjutant aus der Wachtſtube und kündigte mir an, daß ich Stadtarreſt habe und, wenn ich nicht mein Ehrenwort gebe, die Stadt nicht ohne Erlaubniß der Militärbehörden verlaſſen zu wollen, dieſer ſich ſofort in ſtrengen Arreſt verwandeln könne. Hierüber aufgebracht, ſagte ich, dies ſeyen Gewaltſtreiche, die man ſich gegen mich erlaube, gegen die ich proteſtire, u. ſ. w. Dies half aber alles nichts, und man machte Miene, mich zu verhaften; ich ließ den Kutſcher umwenden, und wollte es verſuchen zu einem andern Thor hinaus zu kommen, aber eine Ordonnanz ſetzte ſich auf den Bock und ich mußte auf die Commandantur fahren. Hier ſtellte ich den Major Schröer wegen dieſem Verfahren zur Rede, dieſer zuckte aber die Achſeln, ſprechend: daß er auf höhern Befehl handle; „Sie ſind in franzöſiſchen Dienſten, ſetzte er hinzu, und ich habe Befehl vom General Hardegg, kein franzöſiſches Militär unter den jetzigen Umſtänden mehr nach Frankreich zurückgehen zu laſſen, eine Colonne franzöſiſcher Gefangener, die geſtern hier ankam und heute weiter ſollte, muß gleichfalls zurückbleiben.“ — Aber mein Gott, ich bin ja kein Kriegsgefangener, ſondern auf Urlaub. — Das macht halt nix, Sie ſind's ämal in franzöſiſchen Dienſten und müſſens da bleiben; wenn Sie mir aber Ihr Ehrenwort geben wollen, die Stadt nicht zu verlaſſen, ſo können's frei in derſelben umhergehen, wohin Sie wollen. — Ich wollte ihm eben etwas derb antworten, als ſich die Thür des Büreaux öffnete und General Hardegg hereintrat, der mir das Nämliche wiederholte; ich mußte mich fügen, wollte ich nicht Arreſt auf der Hauptwache erhalten. Als ich nun wieder zu Hauſe ankam, empfingen mich meine Geſchwiſter lachend, und es wurde mir bald klar, was mein jüngſter Bruder, der mir beim Weggehen

lächelnd zugerufen hatte: ich nehme keinen Abſchied, wir ſehen uns doch bald wieder, damit hatte ſagen wollen. Meine Familie war nicht ohne Mitſchuld an dem was mir ſo eben begegnet war. Zwei Tage darauf kam mein Oheim von Homburg und drang in mich, ich ſolle ſuchen in preußiſche Dienſte zu kommen, er nehme es auf ſich, mir eine Anſtellung in denſelben zu verſchaffen; das Hirngeſpinnſt des Erbadels, oder wenigſtens deſſen Vorrechte ſeyen aus den Reihen des preußiſchen Heeres verſchwunden, ich würde von der Landgräfin und ihm die beſten Empfehlungen an die Prinzeſſin Wilhelm erhalten, eine glänzende Carriere in Preußen könne mir nicht fehlen, und dies ſeyen die Truppen, die ſich im letzten Feldzug am tapferſten geſchlagen, in der öffentlichen Meinung am höchſten ſtünden und allgemein geehrt würden. Ich erwiederte, daß ich vorerſt unmöglich darauf eingehen könne und wenigſtens einige Tage Bedenkzeit haben müſſe. Er lud mich jetzt ein, mit ihm nach Homburg zurückzufahren und wieder ein Paar Tage bei ihm zuzubringen, während denen ich mich hinlänglich beſinnen könne. Als ich ihm bemerkte, daß ich die Stadt nicht verlaſſen könne ohne die Erlaubniß der Militärbehörde, zog er eine ſolche nebſt einem gedruckten Paſſirſchein für mich aus der Taſche. Ich nahm nun die Einladung an und fuhr mit dem guten Onkel nach Homburg, wo ich diesmal von der landgräflichen Familie mit der ausgezeichnetſten Freundlichkeit aufgenommen wurde, und wo ich den Herrn von Balthazar, der Sohn deſſen, der früher als Emigrant mit ſeiner Familie in Homburg gelebt, ebenfalls jetzt zum Beſuch an dem gaſtfreundlichen Hof antraf, und der eines Tages an der Tafel erzählte, daß er es geweſen, der 1810 aux français die Orange auf die Bühne geworfen, in welcher ein Louisd'or in Papier eingewickelt war, auf dem die Worte: gardez le Louis et jettez l'ecorce (le corse), geſtanden.

Als ich wieder eines Tags an der Tafel ſpeiste und man beim Deſſert ächten Tokaier-Ausbruch, den der Erbprinz von Homburg ſeinen Eltern von Wien geſchickt, der einzige den ich wohl je ächt getrunken, ſervirte, ſagte die Prinzeſſin Auguſte zu mir: Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie werden dem Corſen nicht wieder dienen? — Dieſe Frage ſetzte mich in keine geringe Verlegenheit, und war mit ſo unendlicher Liebenswürdigkeit ausgeſprochen, daß es mir nicht möglich war, ſie anders als mit einem: „Nein, Durchlaucht!“ beantworten zu können. Jetzt war es ausge-

ſprochen, mein Oheim triumphirte, wir fuhren zuſammen nach Frankfurt zurück, wo der gute Mann meine Eltern mit den Worten anredete: Einen Franzoſen habe ich mitgenommen und einen Preußen bringe ich zurück. Nun war der Jubel in der ganzen Familie groß, es regnete Gratulationen, man gab mir abermals Feten, und bald darauf befand ich mich, mit den beſten Empfehlungsſchreiben von dem Landgrafen, der Prinzeſſin Auguſte und meinem Oheim an die Prinzeſſin Wilhelm und guten Wechſeln verſehen, auf dem Weg nach Berlin.

So war denn die erſte Hauptabtheilung des Luſt- und Trauerſpiels meines Lebens beendigt; die zweite, wenn auch weniger thatenreich, doch toll und unterhaltend genug, ſollte beginnen.

VII.

Reiſe von Frankfurt nach Berlin. — Gelnhauſen. — Die Schlachtfelder bei Lützen. — Leipzig. — Die Meſſe. — Ein Paar Harfenmädchen. — Eine Parthie nach Giebichenſtein. — Wittenberg. — Treuenbriezen. — Berlin. — Prinzeſſin Wilhelm. — Die Theater. — Iffland und Devrient. — Potsdam und ſeine Schlöſſer. — Graf Luſt und Friedrich der Große. — Sansſouci. — Das neue Schloß. — Eine alberne Klatſcherei. — Ein bübiſcher Studentenſtreich. — Urania. — Meine Anſtellung. — Die Familie Pokwiſch. — Anekdoten vom Kronprinz. — Ich ſoupire mit ſechs Damen. — Eine Künſtlerhaushaltung. — Das Inſtitut Bernhard. — Die Tabagien. — Eindruck der Schlacht bei Waterloo. — Das Opernhaus. — Das Zeughaus. — Das Schloß. — Frankfurt an der Oder. — Dresden. — Die Elbbrücke. — Das grüne Gewölbe. — Das Brühl'ſche Palais. — Das große Opernhaus. — Rückkehr nach Berlin. — Abreiſe nach Colberg.

Es war im April 1815 als ich zum Zweitenmal meine Vaterſtadt verließ, um dieſelbe Laufbahn wieder anzutreten, und ich hoffte ſie im Vertrauen auf meine hohe Protektion recht glänzend zu beginnen. Außerdem hatte ich während meines Aufenthaltes in Frankfurt allerdings eine große Vorliebe für das

Digitized by Google

preußiſche Militär, für dieſes Land und ſeinen wackern und ſo rechtlichen König gefaßt, die deſto größer wurde, je mehr ich die Groß- und Heldenthaten der preußiſchen Nation, die ich jetzt erſt in Erfahrung gebracht und kennen gelernt hatte, zu bewundern gezwungen war, ſo wie ich auf der andern Seite das Benehmen Napoleons und ſeiner Lieutenante gegen dieſes Volk und ſeinen Herrſcher verachten und verabſcheuen mußte. Seit des macedoniſchen Philipps Zeiten hatte man nicht mehr erlebt, daß ſich ein Staat, der ſeinem völligen Ruin ſo nahe war, in ſo kurzer Zeit wieder auf einen ſo hohen, Ehrfurcht erregenden Standpunkt der Macht und der Wohlhabenheit geſchwungen hätte. Macedonien und Preußen, welches man füglich das nordiſche Macedonien nennen könnte, ſind ſich in manchen Dingen, und namentlich in kriegeriſcher Tapferkeit, ähnlich.

Ich trat die Reiſe nach Leipzig per Extrapoſt mit einem Kaufmann aus Elberfeld, Namens Rittershauſen, ein Bekannter von unſerm Haus, an. Wir kamen ohne Unfall bis vor Gelnhauſen, wo uns die Vorderachſe des Wagens brach, was einen Aufenthalt von mehreren Stunden verurſachte, den ich benutzte, die Ueberreſte von Barbaroſſas (Friedrich I.) altem Pallaſt, das St. Petersmünſter und das Dreifaltigkeitsſtift zu beſuchen. Die alte Burg des nur ſchlafenden Kaiſers liegt in einem ſchönen Thal auf einer Inſel der Kinzig, von der man ringsherum eine ſchöne Ausſicht auf Wälder, Berge und Hügel hat. Die Ruinen der Kaiſerburg ſind großartig, ja coloſſal; im innern Hof iſt Barbaroſſas Bild mit einem langen Bart, von rothem Stein angebracht; noch ſind dicke Thürme, Säle, Hallen und Kapellen, ziemlich gut erhalten, vorhanden. Gothiſche, mauriſche und toskaniſche Baukunſt iſt hier angebracht, und aus dem Ganzen ſpricht eine gewaltige Zeit. Die Burg wurde erſt im dreißigjährigen Kriege zerſtört.

Nachdem unſer Wagen reparirt war, fuhren wir weiter, aßen in Fuld bei einer ſehr niedlichen Wirthin, die ſich Frau Knips nannte, zu Abend, verſprachen ihr das baldige Wiederkommen, worauf ich einen Abſchiedskuß a compte von ihr erhielt. — In Eiſenach zeigte man uns die von dem Springen eines Pulverwagens der retirirenden Franzoſen ſehr beſchädigten Häuſer. Ueber 50 Perſonen hatten bei dieſer Gelegenheit das Leben eingebüßt; die zerriſſene Bruſt eines ſchönen jungen Mädchens, das durch dieſe Exploſion zerſchmettert worden, war an einem Fenſter hängen ge-

blieben. — Ich bewog hier meinen Reiſegefährten einen Abſtecher auf die nahegelegene Wartburg zu machen, wo wir das von Luther bewohnte Zimmer, ſammt dem Dintenkler beſahen, den der wackere Mönch machte, als er dem Teufel ſein Dintenfaß an den Kopf warf. Wir beſuchten auch die Kirche, auf deren Kanzel Luther 1521 während ſeines hieſigen gezwungenen Aufenthaltes gepredigt hatte, und man zeigte uns die Rüſtung des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen.

In Gotha beſah ich während der Umſpannung das dortige Schloß. — In Erfurt bekam ich weder die berühmte große Glocke, noch eine andere Merkwürdigkeit, den Dom ausgenommen, zu ſehen, auch Luthers Celle im Auguſtinerkloſter blieb mir verſchloſſen, dagegen wohnte ich am Abend einer Vorſtellung der Teufelsmühle im Theater bei, die ſo ſchlecht war, daß ich ſie nicht zu Ende ſehen mochte. — Weimar, das ich ſchon kannte, reizte meine Neugierde ſo wenig, als ich Luſt hatte Göthe nochmals einen Beſuch abzuſtatten. — Naumburg intereſſirte mich wegen ſeinen Erlebniſſen in dem Huſſitenkrieg. Hier beſuchte ich die dreithürmige Domkirche mit ihren Alterthümern; die unterirdiſchen Gewölbe zu ſehen hatte ich eben ſo wenig Zeit, als die nahen Ruinen des Bergſchloſſes bei Schönburg, wo einſt Ludwig der Springer reſidirte, zu beſteigen. Das ſchöne Schloß Neu-Auguſtusburg ſahen wir nur im Vorüberfahren bei Weißenfels auf einem Berg liegen. Bei Lützen aber konnte ich unmöglich vorüber, ohne deſſen berühmte Schlachtfelder zu beſichtigen, ſo ſehr auch mein, mit türkiſchem Garn handelnder Merkursdiener dagegen proteſtiren mochte. Die Stelle, wo 1632 Guſtav Adolph gefallen, war mit einem einfachen Stein bezeichnet und von einigen Pappeln umgeben, auch das Schlachtfeld, wo vor kaum anderthalb Jahren, 1813, Napoleon noch gegen die Ruſſen und Preußen gekämpft hatte, und wo Prinz Leopold von Homburg geblieben war, hielt mich faſt eine Stunde auf; ich hätte mich noch länger verweilt, hätte ich nicht gefürchtet, daß Rittershauſen vor Ungeduld den Wagenkaſten einſtampfen möchte.

In Leipzig kamen wir gerade zur Meßzeit an. Da dies das Ziel meines bisherigen Reiſegefährten war, ſo trennte ich mich jetzt von dieſem und legte den Reſt der Reiſe mit einem jungen Mann aus Darmſtadt zurück, der in Berlin ſeine mediciniſchen Studien vollends beendigen wollte, und mit unſerer Familie befreundet war. Wir beſchloſſen jedoch, uns ein Paar Tage in Leipzig

zu verweilen. Das Meßgewühl daſelbſt war außerordentlich, und weder Frankfurt noch Beaucaire oder Sinigaglia können in Vergleich damit kommen. Es war ein Gewirre, eine Geſchäftigkeit, ein Wühlen und eine Maſſe von Menſchen aus allen Gegenden Europas, die nicht zu beſchreiben, namentlich bemerkte ich auch viel Griechen, Türken und Armenier, ſogar Aſiaten hier; die Frankfurter Meſſe iſt in der That nur ein Jahrmarkt dagegen, beſonders iſt der Handel und Umtauſch en gros von der größten Bedeutung. Daß das Schlachtfeld vom 18. October, auf dem Deutſchlands Befreiung von fremdem Joch erkämpft wurde, mich mehr als alles andere anzog, war natürlich, auch irrte ich einen ganzen Tag mit einem Führer auf demſelben umher, konnte aber keine genügende Auskunft auf meine Fragen von dieſem erhalten. Die durch einen armen Mineur-Corporal, nach den napoleoniſchen Bülletins ſo ſehr zur Unzeit geſprengte Brücke über die Pleiſſe betrachtete ich längere Zeit, bedenkend, an welche Zufälle ſich oft das Ungeheuerſte, das Schickſal der Reiche und Nationen knüpft. Mit Wehmuth erfüllte mich aber die Stelle, wo Poniatowsky ſeinen Tod in der Elſter fand. Das Denkmal des ehrlichen Gellert, deſſen Fabeln mich als Kind ſo ſehr ergötzt hatten, in der Johanniskirche ſuchte ich, ſo wie deſſen Grab auf dem Johanniskirchhof auf, eben ſo das des Jablonowsky in der katholiſchen Kirche. Auch Auerbachs Keller, aus dem der Teufelsbeſchwörer Fauſt auf einem Faß geritten, konnte ich nicht unbeſucht laſſen. In dem Theater ſah ich nur eine Vorſtellung, es war Klingemanns Moſes, der ſehr mittelmäßig gegeben wurde.

Wir beſahen alle Meßraritäten, und beſuchten einige öffentliche Gärten, in denen es recht luſtig zuging, in einem derſelben waren ein Paar blutjunge, recht hübſche böhmiſche Harfenmädchen, von denen die jüngere ſang und eine ſilberhelle Glockenſtimme hatte, auch trug ſie mit viel Feuer und Ausdruck vor. Ich lud ſie ein, den Abend in den Gaſthof, wo ich logirte, zu kommen, wo ſie reichlich beſchenkt wurden, da ich für ſie ſammelte und ſelbſt einige Achtgroſchenſtücke auf den Teller warf. Ich hatte mir vorgenommen, einen Abſtecher nach Halle, oder vielmehr nach dem mir hiſtoriſch und theatraliſch ſo merkwürdigen Giebichenſtein zu machen, und lud die beiden Mädchen ein, mit von der Parthie zu ſeyn, um auf der alten Bergveſte den Klang ihrer Harfen und ihre Stimme ertönen zu laſſen. Die Fahrt dahin war recht munter, aber die

Ruinen der alten Burg ſagten mir nicht zu, weil ich durch ſie von der gänzlichen Unmöglichkeit, daß Ludwig von ihnen einen Sprung in die Saale hinab habe machen können, überzeugt wurde, da die Ufer des Fluſſes noch eine zu weite Strecke von dem Felſen, auf dem das Schloß liegt, entfernt ſind. Unwahrſcheinlich iſt es auch, wie mehrere Geſchichtsſchreiber annehmen wollen, daß ſeit jener Zeit die Saale ihren Lauf ſo ſehr verändert habe; man würde Spuren davon entdecken und ein ſolches, nicht unwichtiges Ereigniß würde ſich in Chroniken aufgezeichnet finden. Das Wahrſcheinlichſte an der Sache iſt, daß ſeine beſtochenen Wächter ihn entlaufen ließen, und dann zu ihrer Rechtfertigung die Mähr von dem Sprung erfanden.

Die Ausſicht von dem hohen Giebichenſtein iſt wunderſchön, auf den Ruinen der Veſte ſitzend, nahm ich ein kleines Mahl mit meinen hübſchen Harfeniſtinnen ein, wobei wir ein Paar Flaſchen von Leipzig mitgenommenen Champagner leerten, unter dem freien Himmel ſangen und überaus fröhlich waren. Bis zur Dämmerung brachten wir hier zu und kamen erſt gegen Mitternacht wieder in Leipzig an, wo ich die Mädchen, denen ich eine Stube in meinem Gaſthof geben ließ, bei mir behielt und wir noch ein leckeres Souper unter Schäkereien einnahmen und dann bis zum Grauen des Morgens jubelten und uns vergnügten ꝛc. Ich entließ jetzt die Mädchen, die mir mittheilten, daß ſie die Abſicht hätten, nach der Meſſe nach Berlin zu gehen, um dort ihr Glück zu verſuchen, und wo ſie hofften mich wieder zu finden. Ich reiſte den ſechsten Tag nach meiner Ankunft in Leipzig mit einer Retourgelegenheit dahin ab. Der Weg ging meiſtens durch Sand, ſo daß man faſt immer Schritt fahren mußte, was mich zwar ungeduldig machte, aber mir dennoch keine Langeweile verurſachte, da ich alle mögliche Bilder der Vergangenheit und einer wahrſcheinlichen Zukunft an meiner Einbildungskraft vorübergehen ließ. Ueberhaupt habe ich in meinem Leben von meiner früheſten Kindheit an nie gewußt, was Langeweile iſt, ausgenommen wenn ich das Unglück hatte, mit einfältigen Leuten zuſammen zu ſeyn, die mich durch ihr Geſchwätz langweilten, aber allein iſt die Fülle meiner Gedanken immer ſo groß, daß ſie vollkommen ausreicht, und au dela.

Auf der preußiſchen Grenze wurde Coffer und Paß ſorgfältig geprüft, jedoch alles mit großer Artigkeit und Delikateſſe von Seiten der königlich preußiſchen Zollbeamten, und ohne die

mindeſten Chicanen, ob ich gleich noch als franzöſiſcher Offizier auf meinem Paß angeführt war. In Wittenberg, das die Preußen vor kaum 18 Monaten im Sturm von den Franzoſen erobert hatten, wobei der franzöſiſche Commandant, General Lapoipe, mit dem Degen in der Hand im Schloß gefangen worden war, beſuchte ich die Schloßkirche, in welcher Luther und Melanchthon und Friedrich der Weiſe begraben liegen. Lucas Cranach war hier Apotheker und Bürgermeiſter, das Altarblatt der Marienkirche iſt von ihm. Zu Treuenbritzen, das ehedem nur Britzen hieß, und das Prädicat Treu erhielt, weil ſeine Bürger ihrem Fürſten auch dann noch treu blieben, als der falſche Waldemar erſchien, beſah ich das Rathhaus, in welchem jenes Ereigniſſes in einer lateiniſchen Inſchrift erwähnt iſt. Hier iſt auch der Kapellmeiſter Himmel geboren, der Fanchon den deutſchen Ohren durch ſeine liebliche Compoſition ſo angenehm zu machen verſtand. Von hier aus hielt ich mich nirgends mehr als ein Paar Stunden in Potsdam auf und traf den zweiten Tag nach meiner Abfahrt von Leipzig in Berlin ein, wo wir durch das ſchöne Brandenburger Thor fuhren, auf welchem jetzt die berühmte Quadriga wieder thronte, die Napoleon nach Paris hatte ſchleppen laſſen, die aber die Preußen bei ihrem erſten Gegenbeſuch daſelbſt wieder heim ſchickten und auf den ihr gebührenden Standpunkt ſtellten. So viel ſchöne Städte und Gebäude ich auch ſchon geſehen hatte, ſo war ich dennoch bei dem Anblick des Brandenburger Thores, der Anſicht der Linden und des ſchönen Platzes zwiſchen dieſen und dem Thor überraſcht. Ich fuhr nach dem mir empfohlenen Gaſthof, der Stadt Rom, der auf der linken Seite der Linden liegt.

Von Leipzig bis hierher hatte ich ſehr unangenehmes, rauhwindiges Wetter gehabt, das mir einen ſtarken Schnupfen und Catarrh verurſachte; dennoch ließ ich mich ſchon am andern Morgen bei Ihrer königlichen Hoheit der Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, geborne Prinzeſſin Mariana von Heſſen-Homburg, anmelden und wurde noch den nämlichen Tag auf das Schloß beſchieden, wo ich mich en grande tenue in franzöſiſcher Uniform einfand, der hohen Dame meine Empfehlungsſchreiben von ihren Verwandten ausgeſtellt, überreichte, und ſehr gnädig aufgenommen wurde. Ich habe wenig Frauen geſehen, die ein würdevolleres, edleres, ja majeſtätiſcheres Anſehen gehabt hätten, als dieſe Prinzeſſin, dabei hatte ſie dennoch etwas überaus Wohlwollendes und

Freundliches in ihren edlen Zügen und eine große aber erhabene Einfachheit in ihrem Benehmen; welch ein Unterschied zwischen dieser Dame, so wie überhaupt der meisten deutschen Fürstinnen mit den neugebackenen Prinzessinnen der Familie Buonaparte, die auch nicht die mindeste Achtung einzuflößen im Stande waren, während man bei dem Anblick der Prinzessin Wilhelm von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen war, so daß trotz ihrer großen Schönheit kein unlauterer Gedanke aufkommen mochte. Sie erkundigte sich bis auf die kleinsten Details nach allem was ihre Familie in Homburg betraf, so wie nach meinem guten Oheim daselbst, auch hatte sie die Gnade mir mitzutheilen, daß sie bereits in meiner Angelegenheit auf Veranlassung meines Oheims an den sich mit dem König bei dem Congreß zu Wien befindlichen Kriegsminister von Boyen geschrieben und befriedigende Antwort hinsichtlich meiner Anstellung erhalten habe, die wohl nicht lange ausbleiben werde, und sie hoffe, daß ich eine glänzende Carriere in der preußischen Armee machen werde, ich müsse aber jetzt auch ächt deutsche und preußische Gesinnungen zeigen. Sie erinnerte sich der jugendlichen Spiele im Schloßgarten zu Homburg, so wie daß ich als Knabe manchen tollen Streich verübt, erzählte mir, daß sie fortwährend in vertrautem Briefwechsel mit meiner Cousine Henriette in Bremen stehe, und daß diese sie öfters in Berlin besuche und dann bei ihr im Schloß wohne. Sie entließ mich endlich mit der Versicherung, daß sie für mich thun werde was ihr möglich sey. Ueber diesen Empfang vergnügt, empfahl ich mich, mußte aber, da sich mein Catarrh sehr verschlimmerte, mehrere Tage das Zimmer hüten, während welchen ich Muße hatte, das Treiben und Wogen unter den Linden gehörig zu beobachten, meine Bemerkungen anzustellen und mich einstweilen theoretisch, das heißt durch Bücher, mit Berlin bekannt zu machen. Lange hielt ich aber diesen Zimmerarrest nicht aus, sondern folgte den nächsten Sonntag Nachmittag der zahllosen Menge der schönen und nicht schönen Welt, die an meinem Fenster vorüber dem Brandenburger Thor zuströmte und sich in dem Thiergarten und unter den Zelten verlor. Die Berlinerinnen, bei denen Schönheit und zierlicher Wuchs keine Seltenheit, sind meistens sehr elegant und mit Geschmack gekleidet, und wenn sie auch gerade nicht die zierliche Grazie der Pariserinnen besitzen, so sind sie doch durch ihre weit größern körperlichen Reize um so anmuthiger, und ich fand seltene Schönheiten unter ihnen.

Als ich mich auf der Polizei meldete und der Inſpektor in meinem Paß das Wort „franzöſiſcher Capitain“ las, machte er große Augen, examinirte mich umſtändlich über meine Verhältniſſe, wo mein letzter Aufenthalt geweſen u. ſ. w., namentlich kam es ihm unglaublich vor, daß ich zuletzt in Corfu geſtanden und nun preußiſche Dienſte ſuche. Er verließ mich, um, wie es mir ſchien, höhere Inſtructionen einzuholen; nach einer guten halben Stunde kam er zurück und ertheilte mir eine Aufenthaltskarte auf 14 Tage mit der Weiſung, dieſelbe, wenn ſie abgelaufen, erneuern zu laſſen. Indeſſen merkte ich doch ſoviel, daß man mich unter geheime polizeiliche Aufſicht ſtellte, und deßhalb Verordnungen gab. Mit einem Wort hätte ich allerdings das polizeiliche Mißtrauen beſeitigen können, allein ich konnte und durfte meine hohe Beſchützerin unmöglich auf der Polizei namhaft machen. Die Verehrung, welche der Prinzeſſin Wilhelm damals in Berlin und in ganz Preußen gezollt wurde, grenzte an Vergötterung, ſie hatte ſich aber auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen auf eine Weiſe benommen, welche dieſe Verehrung vollkommen rechtfertigte. Nicht nur daß ſie ſich faſt all ihres Schmuckes und Geſchmeides beraubt hatte, um es zu Gunſten des bedrängten Vaterlandes zu verwenden, und auf das einfachſte lebte, ſo daß ihr Tiſch nicht beſſer bedient war als der eines gewöhnlichen Bürgersmannes, um deſto mehr für das allgemeine Beſte ſpenden zu können, ſondern ſie ſelbſt hatte faſt täglich die Lazarethe beſucht, den Verwundeten Troſt gebracht, Muth eingeſprochen, ſie beſchenkt, und deren Verpflegung und Verbindung beaufſichtigt. Eines Tages hatte ſich einer der Verwundeten bei ihr beſchwert, daß ihn ein Feldſcheerer, den er denſelben Morgen ſchon zweimal darum angeſprochen, noch immer nicht verbunden, und er große Schmerzen habe. Sie wandte ſich ſogleich an den eben am Bette des Verwundeten vorübergehenden Chirurgus, ihn deßhalb zur Rede ſtellend; dieſer, der die hohe Dame nicht kannte, gab ihr zur Antwort: „Die Weiber ſollen ſich um ihre Waſchkeſſel und nicht um die Lazarethe bekümmern, geh' Sie in Ihre Küche.“ — Einer der Wärter ſtieß den Grobian am Arm und flüſterte ihm zu: „Mein Gott, was machen Sie, es iſt ja Ihre königliche Hoheit die Prinzeſſin Wilhelm.“ — Der Chirurgus war ſtarr, wollte ſich entſchuldigen, aber die Prinzeſſin ſagte: „Es iſt unnöthig, thun Sie in Zukunft Ihre Schuldigkeit.“ — So oft die hohe Dame in einen ſolchen Lazarethſaal trat, war es den

Verwundeten und Kranken, als erſchiene ihnen ein ſegenbringender Engel des Himmels.

Acht Tage nach meiner Ankunft kam auch mein Bedienter, den ich in Frankfurt zurückgelaſſen, mit zwei Reitpferden an, welche ich noch vor meiner Abreiſe daſelbſt gekauft, weil mir in Homburg inſinuirt worden war, daß ich in Berlin mit einigem Glanz auftreten müſſe, wenn ich einigermaßen reüſſiren wolle. Ich machte nun Beſuche und gab die mitgebrachten Empfehlungsſchreiben ab, unter denen an Hufeland und von Uhden waren, welche mir aber außer Einladungen zu Diners und Thees, wenig nützten. Eines Vormittags, als ich mit dem Wirth des Hôtels eine Converſation anknüpfte, erzählte mir derſelbe lächelnd, daß ſich anfänglich die Polizei außerordentlich um mein Thun und Treiben bemüht habe, aber es jetzt gewiß unterlaſſen werde, da er den Herren mitgetheilt, daß ich ſchon einigemal in das Schloß zur Prinzeſſin Wilhelm, königliche Hoheit, citirt worden. Ich ſagte ihm nun den Grund, warum wohllöbliche Polizei ſo ſehr um mich beſorgt ſey, nämlich daß man mich wahrſcheinlich für einen franzöſiſchen oder vielmehr napoleoniſchen Spion gehalten habe. Uebrigens aber wurde ich, ſo wenig wie jeder andere Fremde, in Berlin auch nicht im mindeſten von der Polizei mit Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten moleſtirt, wie dies im Oeſtreichiſchen und beſonders in Wien der Fall iſt, wo jeder Fremde eine Art peinliches Verhör durchzumachen hat, um ſeine Privatverhältniſſe bis in die kleinſten und kleinlichſten Details befragt wird, ſich darüber auszuweiſen hat, ob er auch hinlängliche Mittel beſitzt, die Koſten der wenigen Tage ſeines Aufenthaltes in der Kaiſerſtadt zu beſtreiten, und was dergleichen Abſurditäten mehr ſind. Ueber das furchtbare Unglück, wenn unter tauſend Reiſenden einmal einer Oeſtreich auf ein Paar Tage zur Laſt fiele! wahrlich, nach dem Verfahren der öſtreichiſchen Polizei ſollte man glauben, ſo ein Vorfall ſetze die Exiſtenz der ganzen Monarchie auf's Spiel.

In Erwartung meiner Anſtellung, beſichtigte ich Berlins Merkwürdigkeiten, worunter das Schloß, das Zeughaus, der Platz am Opernhaus, mit der katholiſchen Kirche im Hintergrund, links die Bibliothek, gegenüber die Univerſität die vorzüglichſten waren. Schauſpiel und Oper waren damals vortrefflich beſetzt, zwar war Iffland ſchon todt, aber durch Devrient, den viele Perſonen jenem noch vorzogen, vollkommen erſetzt. Bei Iffland war alles hohe

Kunſt, vollendetes Studium, auch ſpielte er jede Rolle einmal wie das andere, alle ſeine Bewegungen, ſeine Schritte und Mienen waren faſt mit mathematiſcher Genauigkeit abgemeſſen, in dieſer Scene dieſer Rolle trat er ſicher um keine Linie mehr vor- oder rückwärts, als das Erſtemal daß er ſie ſpielte, jede Geberde war vor dem Spiegel eingeprägt, während Devrient ganz Genie, ſo ſpielte, wie es ihm das Gefühl des Moments eingab, daher er auch durch ſein Feuer weit mehr das Publikum hinriß, als es Iffland vermocht hatte. Ferner waren Mattauſch, Blume, Beſchort, Fiſcher, Wurm, die Damen Milderhauptmann, Schulze, Devrient, und vor allen die liebenswürdige Demoiſelle Düring, ſpätere Stich, in der vollen Blüthe ihrer Kunſt und ihrer Jugend. — Ich machte nun einen Ausflug nach Potsdam, das mir wegen ſeinen Erinnerungen an Friedrich den Großen ſo ſehr intereſſant war; außerdem hatte ich das Empfehlungsſchreiben an den ehemaligen Geſandten Friederichs, den Grafen Luſi, abzugeben, welches mir der Graf Mocenigo in Corfu mitgegeben hatte, und von dem ich nicht geglaubt, jemals Gebrauch zu machen. Luſi nahm mich mit außerordentlicher Freundlichkeit auf, ließ ſogleich meine Effekten und Pferde in ſeine Behauſung bringen und beſtand darauf, daß ich während meines Aufenthaltes in Potsdam, der wenigſtens 14 Tage dauern, bei ihm wohnen und mit ſeinem Tiſch vorlieb nehmen müſſe. Ein ſonderbarer Zufall wollte, daß während ich bei ihm in Potsdam wohnte, ſein Sohn, der damals als Premier-Lieutenant bei der königlich preußiſchen Garde ſtand, als dieſe durch Frankfurt kam, bei meinen Eltern einquartiert war. — Der alte Luſi war ein Grieche von Geburt, und konnte ſich nicht genug nach ſeinem Vaterland, das er in langer Zeit nicht mehr geſehen, bei mir erkundigen. Leider war ich außer Stand, ihm die gewünſchte Auskunft geben zu können, da ich, die Inſel Corfu und die Küſten Albaniens ausgenommen, von Griechenland keine andern Gegenden kannte; dennoch ſprach der alte Graf gerne und viel von ſeinem Vaterland, und ich konnte ihm nicht genug von Corfu erzählen. Die Weiſe, auf welche Graf Luſi des großen Friedrichs Bekanntſchaft machte und in deſſen Dienſte kam, iſt ſeltſam genug, und ein Beweis ſowohl von Luſi's Scharfſinn als wie ſehr der große Monarch es verſtand, die Leute zu wählen, die für ſeine Dienſte und Abſichten am paſſendſten waren, eine ſchwere Aufgabe, die nur ausgezeichnete Männer zu löſen verſtehen. Hier

was mir der alte Luſi ſelbſt deßhalb mittheilte. Friedrich der Einzige hatte in einer Berliner Zeitung, ich entſinne mich nicht mehr welche Verfügung einrücken laſſen, zu gleicher Zeit aber noch einige andere diplomatiſche und politiſche Maßregeln ergriffen, hieraus combinirte und errieth der Graf äußerſt ſcharfſinnig des Königs geheime Zwecke und Abſichten und machte ſie in der Zeitung von Venedig bekannt. Friedrich, dem dieſer Artikel von ſeinem Geſandten zugeſchickt wurde, gab dieſem Befehl, alles anzuwenden, um deſſen Verfaſſer herauszubekommen, was demſelben auch a force d'or gelang. Er war erſtaunt, daß ein ihm ganz unbekannter Graf derſelbe geweſen, denn er hatte geglaubt, der Artikel ſey durch Verrath von Perſonen aus ſeinem Cabinet in die Hände des Zeitungsredakteurs gekommen. Friedrich wandte ſich jetzt mittelbar an den Grafen ſelbſt und vermochte dieſen zu einer Reiſe nach Berlin. Als er Luſi perſönlich kennen gelernt, fragte er ihn eines Tages, durch welche Mittel er ſeine Abſichten errathen? — Luſi erwiederte ihm: Ew. Majeſtät haben dies und jenes in ihren Zeitungen abdrucken und dabei dieſe und jene Demarchen machen laſſen, wodurch es mir möglich wurde, was Sie damit beabſichtigten zu errathen. — Friedrich war über Luſi's Scharfſinn verwundert, bat ihn in ſeine Dienſte zu treten, was der Graf annahm, und in denſelben eine glänzende Carriere machte.

Obgleich ſchon ſehr bejahrt und auch kränkelnd, war Luſi doch ſo gütig, ſelbſt den Ciceroni zu machen und mir Potsdams Merkwürdigkeiten zu zeigen und zu erklären. Er führte mich in den Schlöſſern umher, und bei jeder Stelle, an welcher Friedrich der Große geweilt, irgend etwas verrichtet, mit ihm einige gewichtige Worte geſprochen, erinnerte er ſich deſſen, und erzählte mir mit großer Selbſtzufriedenheit, wie ihn der große Mann häufig um ſeine Meinung befragt. Im Schloß ließ er mich den Marmorſaal, die Marmorgallerie, den Speiſeſaal, die Marmortreppe bewundern, auch die Zimmer ließ er öffnen, welche der liebenswürdigen, 1810 verſtorbenen Königin Louiſe gehört hatten, ſo wie die des Königs. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, das einen großen Hof einſchließt, der Haupteingang deſſelben iſt am Markt. Dieſes Schloß wurde erſt 1701 vollendet und ſteht auf der Stelle einer alten Burg, von der man noch Kunde hat. Friedrich der Einzige hat aber erſt die Gebäude in der Schönheit und Pracht, in der ſie ſich jetzt befinden, hergeſtellt. Auch in Sansſouci und deſſen weit-

läufigen Gärten führte mich mein vornehmer Ciceroni umher, und hier wiederholte er wohl Hundertmal mit selbstgefälliger aber verzeihlicher Eitelkeit: auch auf dieser Stelle hatte ich eine Unterredung mit Friedrich.

Potsdam mit seinen vielen Schlössern, es zählt deren nicht weniger als fünf, ist die zweite Residenz des Königreichs, und liegt an der Havel auf dem Potsdamer Werder; es wird in die Alt- und Neustadt eingetheilt und hat 5 Vorstädte. Ueber den Kanal, der durch die Stadt fließt, führen 7 zum Theil sehr schöne Brücken. Die Zahl ihrer Einwohner mochte mit der starken Garnison, es lagen mehrere Garderegimenter zu Fuß und zu Pferde hier, die aber in dem Augenblick schon nach Frankreich abmarschirt waren, 30,000 Seelen betragen. In uralten Schriften wird diese Stadt, oder vielmehr das damalige Dorf Pozdupimi genannt, was in slavischer Sprache so viel als: „unter den Eichen“ bedeutet; der Ort war ursprünglich der Aufenthalt wendischer Fischer, die ihre Hütten an dem Ufer der Havel erbaut hatten. In Urkunden vom 10ten Jahrhundert wird er noch ein Dorf, in denen vom 14ten aber schon eine Stadt genannt. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich Wilhelm I. vergrößerten und verschönerten beide Potsdam und machten zuerst die Stadt bedeutend, aber erst durch Friedrich den Großen erhielt sie ihre jetzige Berühmtheit und ihre Prachtbauten. Dieser Monarch ließ über 600 Privathäuser daselbst erbauen, so wie das vor der Stadt liegende Schloß Sans-souci und das nahegelegene neue Schloß. Das Marmorpalais am heiligen See, so wie das Lustschloß auf der Pfaueninsel, das Schauspielhaus und noch viele andere Gebäude verdanken jedoch Friedrich Wilhelm II. ihr Daseyn; Friedrich Wilhelm III. hat auch nicht wenig zur Verschönerung Potsdams beigetragen und manche sehr nützliche und wohlthätige Anstalten daselbst gegründet. Die Stadt hat im Allgemeinen schöne und breite Straßen und 7 Plätze; der sogenannte Lustgarten liegt zwischen dem Schloß, der breiten Straße und der Havel und ist mit Büsten preußischer Helden geziert. Sans-souci, wohin mich Graf Lust fuhr, bewohnte Friedrich nachdem es vollendet war, vorzugsweise, und theilte die Zeit seines Aufenthaltes zwischen diesem Schloß und dem neuen Palais, nur selten kehrte er mehr in die Stadt zurück. Durch das Brandenburger Thor und über den Louisenplatz, der zu der Brandenburger Vorstadt führt, kamen wir

durch eine Allee bis an das Gitter von Sans-souci. Rechts von dem Garten liegt der Hügel, auf welchem Friedrich II. das berühmte Schloß erbauen ließ. Sechs Terraſſen und eben ſo viele Treppen führen zu demſelben; von der oberſten Terraſſe hat man eine entzückende Ausſicht. Das Schloß hat drei getrennte Abtheilungen, nämlich das eigentliche Schloß, die Bildergallerie und das Cavalierhaus. Die Terraſſen, von denen jede über ein halbes Tauſend Schuh Länge hat, ſind mit Weinſtöcken und andern Gewächſen, die unter mehr als 800 Glasfenſtern gepflegt werden, verſehen. Hier ſtehen im Sommer auch die Orangen- und Citronenbäume mit ihren goldnen Früchten, ſo daß man ſich nach Welſchland verſetzt glaubt. Die Bruſtbilder der 12 erſten römiſchen Kaiſer, eine liegende Cleopatra und eine Flora nebſt andern Gruppen von Marmor ſind hier angebracht. An der Hand meines kundigen Führers betrat ich ehrfurchtsvoll das Schloß, welches ſo lange der Aufenthalt des großen Königs war. Es hat nur ein Geſchoß oder Stockwerk, ſeine Façade, deren Geſimſe von 36 Caryatiden getragen wird, geht nach dem Garten, die hintere Seite hat eine aus 96 corinthiſchen Säulen beſtehende Halle, zwiſchen denen Pomeranzenbäume aufgeſtellt ſind; von hier aus erblickt man auch den Ruinenberg. Auf der linken Seite des Schloſſes, in deſſen Mitte ſich ein ovaler Marmorſaal befindet, ſind die Gemächer, die Friedrich der Große bewohnte, die aber leider deſſen unmittelbarer Nachfolger, nach Angabe eines gewiſſen Erdmannsdorf, gänzlich verändern ließ; nur die Bibliothek und ſein Schlafzimmer waren noch im alten Zuſtand. Nicht ohne Aufregung betrat ich das Gemach, in dem dieſer Monarch am 17. Auguſt 1786 den Geiſt aufgab, Luſi zeigte mir die Stelle, auf welcher der Lehnſtuhl ſtand, in dem er den letzten Athemzug aushauchte. Der Saal der Bildergallerie iſt einer der ſchönſten und prächtigſten die ich jemals ſah, er iſt dritthalb hundert Fuß lang und an 40 breit, das Geſimſe tragen 16 corinthiſche Säulen, jede aus einem cariſchen Marmorblock gehauen und mit vergoldeten Capitälern verziert, der Fußboden iſt von antikem Marmor. Im Cabinet hängen zum Theil vortreffliche Gemälde und im Corridor ſtehen viele Statüen, von denen mehrere antik ſind. Die großen Gärten ſind von dem in die Havel fließenden Canal umgeben und die verſchiedenen Parthien ſind mit viel Geſchmack angelegt. Auf den beiden Seiten des Schloſſes ſind Bogengänge und Laubkabinette, Rondelle, Alleen ꝛc.

mit Büſten und Vaſen geſchmückt. Das japaniſche Haus iſt von zwölf, Palmbäume darſtellenden Säulen umgeben, ganz vergoldet und mit chineſiſchen Statüen verſehen, es enthält mehrere Gemächer, unter denen ein vergoldeter Saal. In dem offenen Tempel der Freundſchaft befindet ſich die Bildſäule von Friedrichs Schweſter, der Markgräfin von Baireuth; an den Säulen dieſes Tempels ſind Medaillons angebracht, welche ausgezeichnete Handlungen der Freundſchaft aus dem Alterthum andeuten. Dieſem Gebäude gegenüber iſt der Antikentempel, mit ſchönen Bildſäulen und Vaſen aus dem Alterthum. Außerhalb der Gärten ſteht ein chineſiſcher Thurm, den man das Drachenhaus nennt, und in dem ſich mehrere Wohnzimmer befinden. Indeſſen war es in dieſen ſchönen Gärten eben ſo öde und menſchenleer, wie in denen zu Verſailles, während ich die von Aranjuez ſo belebt gefunden. Nahe bei Sansſouci liegt das große neue Schloß, mit einem mit Statüen geſchmückten Halbrondel, das Friedrich **II.** von 1763 bis 1769 erbauen ließ und nahe an 3 Millionen Thaler koſtete. Dieſer Bau, der gleich nach Beendigung eines langen und koſtſpieligen, aber für Preußen und ſeinen Herrſcher glorreich beendigten Kriegs mit großem Nachdruck begann, ſetzte Europa in Erſtaunen und gab eine große Idee von des Königs unerſchöpflichen Hilfsmitteln, Niemand konnte begreifen, wo er dies Geld hernahm, und doch war die Sache ſehr einfach; Friedrich fütterte kein Heer von Höflingen, Günſtlingen, Schmarotzern oder Maitreſſen, welche die Staatsgelder verpraßten. Dieſes treffliche Beiſpiel befolgte auch der jetzt regierende König Friedrich Wilhelm **III.**, daher auch dieſer unverſiegbare Quellen beſaß, und ſo war es möglich, daß ſich Preußen nach dem verderblichen franzöſiſchen Krieg ſo ſchnell wieder zu einer ſo hohen Stufe von Macht und Anſehen emporſchwingen konnte. Ueber dem Fronton dieſes Schloſſes erhebt ſich eine Kuppel, auf welcher 3 coloſſale Genien ein Kiſſen mit einer Krone tragen. Das Innere deſſelben iſt ſehr reich dekorirt und meublirt, es zählt einige ſiebenzig Säle und Gemächer, die alle mehr oder minder treffliche Gemälde und koſtbare, künſtlich gearbeitete Tiſche, Kronleuchter und andere Mobilien aufzuweiſen haben. Sehenswerth iſt hauptſächlich der Grottenſaal, deſſen Fußboden, Wände und Decken von Marmor mit Korallenzweigen, Muſcheln, Cryſtallen ꝛc. eingelegt und verziert ſind. Ueber demſelben befindet ſich ein Marmorſaal von ſchleſiſchem und ſpaniſchem rothen und

weißen Marmor, mit ſchönen großen Gemälden. Im Schauſpielſaal ſind keine Logen, ſondern nur halbrunde Bänke, die ſich der Bühne gegenüber amphitheatraliſch erheben, ſo daß jeder Zuſchauer nur einen Kopf über ſeinen Vordermann hinausragt, doch hat nur ein ſehr kleines Publikum Platz in demſelben. Auf dieſem Theater gab einſt der berühmte Lekain mehrere Vorſtellungen. Wenn ſich Friedrich in dieſem Schloß aufhielt, was jedoch nicht ſehr oft der Fall war, ſo bewohnte er den linken Flügel des Erdgeſchoſſes nach Sansſouci zu.

Das Marmor-Palais am heiligen See iſt von Friedrich Wilhelm **III.** erbaut und äußerſt geſchmackvoll eingerichtet, es hat ein kupfernes Dach mit einer vergoldeten Kindergruppe, und iſt von blauem und weißem ſchleſiſchen Marmor. Durch einen unterirdiſchen Gang kömmt man zu einem halbverſunkenen Tempel, deſſen Inneres eine Kirche iſt. Dem Palais gegenüber ſteht ein marmorner Obelisk; der dieſes Schloß umgebende Garten iſt äußerſt anmuthig, lieblich und mit Geſchmack angelegt, ein gothiſcher Thurm deſſelben enthält eine koſtbare Bibliothek und eine ägyptiſche Pyramide verbirgt eine Eisgrube. Jenſeits des Sees liegt eine pittoreske Eremitage, auch ein mauriſcher Tempel, eine Meierei, Grotten, eine Faſanerie und mehrere Wohngebäude ꝛc. befinden ſich in dieſem Garten.

Einer der anmuthigſten und maleriſchſten Orte um Potsdam iſt jedoch die eine kleine Stunde davon entfernte Pfaueninſel. Unfern dem Marmorpalais und an dem Wege nach Berlin zu bildet die Havel eine Inſel, die ungefähr 5000 Schritte im Umfang hat und mit uralten Eichen bepflanzt iſt, man nennt ſie Kaninchenwerder; hier trieb der im 17ten Jahrhundert berüchtigte Alchymiſt Kunkel von Löwenſtein ſein Weſen. Friedrich Wilhelm **II.**, um ſeine Luſtorte bei Potsdam, wo er die meiſte Zeit hinbrachte, zu vermehren, legte im Jahr 1794 hier einen ſchönen Park an, in den er eine große Menge Pfauen bringen ließ, wodurch die Inſel den Namen Kaninchenwerder mit dem der Pfaueninſel vertauſchte. Das Landhaus, welches dieſer König erbauen ließ, iſt von zwei runden Thürmen flankirt, die durch eine Brücke mit einander verbunden ſind, und dem Ganzen das Anſehen eines gothiſchen Schloſſes geben, deſſen Fenſterſcheiben von gebogenem Glas ſind; auch die ſich auf dieſer Inſel befindliche Meierei iſt im gothiſchen Geſchmack erbaut. Wenn ſich der König hier aufhielt, gab er

glänzende Feste. Ich besuchte auch das auf einer Havelinsel liegende Städtchen Werder, welches wegen seinem Weinbau berühmt ist, und in Jahren wo der Wein geräth, was jedoch nicht oft der Fall, und dessen Qualität immer mittelmäßig ist, an 1000 Fässer liefert; es hat auch einen bedeutenden Obstbau und setzt jährlich für 30,000 Thaler Obst ab. Zu der an der Krangenitz liegenden Räuber- oder Römerschanze führte mich Graf Lust, sie hat einen sehr hohen Wall mit einer Oeffnung, und ist auf zwei Seiten durch Wasser geschützt, man glaubt sie römischen Ursprungs und hat daselbst schon viele Alterthümer von Bronze, Urnen u. s. w. gefunden. Von dem Wartthurm auf dem an die Teltower Vorstadt grenzenden Brauhaus hat man eine treffliche Aussicht. Der König ließ dies Gebäude 1805 nach einer von ihm selbst gemachten Zeichnung im wendisch-gothischen Geschmack aufführen, es ist burgartig und über 50 Schuh hoch.

Von Potsdams Kirchen besuchte ich die Garnisonskirche und die Hofkirche. Als ich meinem gräflichen Wirth den Wunsch geäußert, daß ich gerne das Grab Friedrich des Großen sehen möchte, bat er, ihm zu erlauben, mich nicht dahin zu begleiten, veranstaltete aber, daß mir die Gruft, in welcher die Ueberreste des großen Mannes in einem zinnernen Sarge ruhen, geöffnet wurde. Der Eingang zu derselben ist gerade unter der Kanzel, Friedrich Wilhelm I. liegt neben ihm in einem Sarg von schwarzem Marmor. Hier stand ich nun, fast schauerlich ergriffen und mir die Thaten, Großthaten und Schwächen des großen Todten ins Gedächtniß rufend, denn ich hatte eben erst seine Biographie in Lust's Bibliothek, der mich außerdem fast nur von ihm unterhielt, wieder gelesen, und abermals wurde ich auf das lebhafteste an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Größe erinnert. Erst vor wenig Jahren hatten der russische Kaiser Alexander, der König von Preußen und dessen Gemahlin Louise an dieser Stelle gestanden und sich ewige Freundschaft geschworen, aber letztere war bereits hinübergegangen. Auch Napoleon hatte diese Gruft besucht. Fast eine halbe Stunde verweilte ich hier, und hatte dann keinen Sinn mehr für die andern Merkwürdigkeiten der Kirche, die ich bald verließ.

Damals erzählte man sich in Potsdam eine auffallend alberne Anekdote von dem jungen Grafen Lust, der, wie ich schon erwähnte, Premier-Lieutenant im ersten Garderegiment war, und den ich erst

11 Jahre ſpäter als königl. preußiſchen Geſchäftsträger in Stuttgart perſönlich kennen lernte. Der junge Graf war ein ausgezeichnet ſchöner Mann mit einem wahrhaft antik griechiſchen Kopf, mit Formen wie ſie nur aus den Händen eines Prariteles hervorgehen können, dabei hatte er einen Wuchs, Anſtand und Haltung, die ungewöhnliche Anmuth verriethen, und war der einzige Sohn des für ſehr reich geltenden alten Grafen, es war demnach kein Wunder, daß dieſen, die Schönheiten Apollos und Adonis in ſich vereinenden jungen Mann alle heirathsfähigen Schönheiten der haute volée von Potsdam und Berlin zu beſitzen wünſchten, ihre Angeln und Netze nach ihm auswarfen und Jagd auf ihn machten. In allen Damen-Geſellſchaften hörte man nur von dem jungen und reichen Grafen ſprechen, überbot ſich in Lobeserhebungen und des Rühmens ſeiner Perſon war kein Ende. In Potsdam befand ſich zu jener Zeit ein Fräulein von P..., die Tochter aus einem ſehr guten aber nicht reichen Haus, ſie war eine ausgezeichnete Schönheit. Von dieſer glaubte man daß ſie dem jungen Luſi mehr als alle andern gefallen habe und behauptete ſogar, daß er ihr vor ſeinem Abmarſch einen Verlobungsring an den Finger geſteckt und die Ehe verſprochen, doch hatte er auch noch andere Damen und Mädchen mit Andenken beſchenkt. Etwa 14 Tage nach Luſi's Abmarſch, ſo wurde in allen Salons erzählt, hatte man in dem Haus des Fräuleins von P.... eine große Wäſche; als ſich eines Nachmittags das Fräulein zufällig ganz allein in der Bügelſtube befand, ſtreckte ſich plötzlich aus einem mit Weißzeug gefüllten Waſchkorb eine Hand mit einem Arm in der Uniform von Luſi's Regiment empor und ſchleuderte den Haarring mit der goldnen Chiffre, welchen das Mädchen dem Geliebten bei der Abreiſe mitgegeben, mitten in die Stube und verſchwand. Die bald darauf eintretenden Büglerinnen fanden das Fräulein bewußtlos auf dem Boden liegen und hatten große Mühe, es wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Das Tollſte war, daß alle Damen die Wahrheit dieſes einfältigen Mährchens zu beſchwören bereit waren, und böſe wurden wenn man einige beſcheidene Zweifel hegte. Der alte Luſi, der dieſe ſeltſame Sage erſt durch mich erfuhr, lachte herzlich darüber und ſagte mir, er wiſſe wohl, daß ſein Sohn Bekanntſchaft mit jenem Fräulein gehabt, gebe auch zu, daß er ihr einen Ring verehrt habe, was jedoch bei ihm von keiner großen Bedeutung ſey, denn er habe der Ringe ſchon gar viele verſchenkt und ſey in

dieſem Punkt eben nicht ſehr ſcrupulös; da ich neugierig war, die Dame welche dieſer Vorfall betraf, kennen zu lernen, ſo erbot ſich der alte Graf dies zu veranſtalten, und machte daß ich ein Paar Tage darauf mit ihr in einer Geſellſchaft zuſammentraf. Das Mädchen war ſchön, eine junge, friſche, blühende Blondine mit großen blauen Augen und ätheriſchem Wuchs. Da ſie muſikaliſch war, eine gute Stimme hatte und recht artig ſang, ſo kam ich bald in nähere Berührung mit ihr, machte den Eltern, durch den Grafen Luſi empfohlen, meine Aufwartung, der Vater bekleidete eine angeſehene Stelle, und ich wurde ſehr freundlich aufgenommen. Ich brachte eines Tages die Sprache auf jene lächerliche Erzählung, die Familie kannte ſie, und das Fräulein ſagte mir, daß eine Nebenbuhlerin dieſelbe auf ihre Koſten in der Stadt in Umlauf geſetzt habe, an der ganzen Geſchichte ſey kein wahres Wort, als daß ſie eine große Wäſche gehabt. Uebrigens ſey ſie ſchon hinſichtlich des Grafen Luſi längſt im Reinen, da ſie ſehr wohl wiſſe, was ſie von einer Auszeichnung und den ſchönen Reden dieſes Flattergeiſtes zu halten habe. Ringe habe ſie weder von ihm bekommen noch ihm gegeben. Als ich das hübſche Mädchen auf dieſe Weiſe von ihrem vermeintlichen Geliebten ſprechen hörte, entzündete ſich plötzlich ein Hoffnungsſtrahl in meinem Herzen, und ich bemühte mich, bei der Dame in Gunſt zu kommen, was mir aber nur bis zu einem gewiſſen Grad gelang, indem ich es nicht weiter als zu kleinen Tändeleien brachte, dagegen aber machte ich in Potsdam die Bekanntſchaft mancher jungen ſchönen Offiziersdamen, deren Männer mit dem Heer ausmarſchirt waren und die eben nicht zu den unerbittlichſten gehörten, und ſich nach kurzer Belagerung bald ergaben. Es war beſonders eine ſehr liebenswürdige Majorin von H.... die mich vor allen anzog. Indeſſen war es Zeit an meine Rückkehr nach Berlin zu denken, um daſelbſt meine Anſtellungsangelegenheit zu betreiben, aber die hübſche Majorin war an manchem Parforceritt ſchuld, den ich von Zeit zu Zeit noch von Berlin nach Potsdam machte, wo ich außerdem noch eine uralte Bekanntſchaft erneuert hatte. Hier wohnte nämlich die Gattin des Plankammerinſpectors Holzwarth, derſelbe der die Tochter des Advokaten Dietz zu Frankfurt, eine Freundin meiner Mutter, während der Anweſenheit der preußiſchen Garden daſelbſt entführt hatte, die deßhalb ſo ganz mit ihrem Vater zerfallen war, jetzt wenigſtens 8 Kinder hatte und ſich eben nicht in den glänzendſten Umſtänden

befand. Diese Familie besuchte ich einigemal und fand an der ältesten Tochter Amalie ein allerliebstes siebzehnjähriges Kind. Meinem gastfreien freundlichen Wirth, bei dem ich über drei Wochen zugebracht, sagte ich nun ein dankbares Lebewohl, er wollte durchaus, daß ich bis zur Entscheidung meiner Angelegenheit bei ihm ausharren solle, indem er mir vorstellte, daß ich ja jeden Tag nach Berlin fahren könne und mir sogar seine Equipage zu diesem Zweck zur Verfügung stellte; ich lehnte das gütige Anerbieten ab, denn noch wenig hatte ich Preußens schöne und lebenslustige Hauptstadt kennen gelernt, von Potsdam aus hatte ich mich nur zweimal dahin begeben, um der Prinzessin Wilhelm meine Aufwartung zu machen, und trotz aller Annehmlichkeiten Potsdams zogen mich doch die Linden, die Theater, der Thiergarten und Berlins andere Schönheiten dahin zurück. Ich versprach dem Grafen Lusi, ihn öfters zu besuchen, und hielt wenigstens anfänglich Wort.

Noch immer war keine Antwort und kein Resultat auf meine Gesuche erfolgt, und ich trotz der hohen Protection in Ungewißheit, ob und wann ich angestellt werden würde. Prinzessin Wilhelm schrieb dieß dem Drang der überhäuften Geschäfte und den kriegerischen Umständen zu. Der Aufenthalt in der Stadt Rom unter den Linden fing an mir zu kostspielig zu werden, und mein Geldbeutel wurde täglich dünner, weßhalb ich den theuren Gasthof mit einem billigern, nämlich dem goldenen Engel in der Heiligengeist-Straße vertauschte, wo ich jedoch auch nicht viel besser wegkam; was mich am meisten kostete, war der Unterhalt meiner Pferde, weßwegen ich auch schon nach zehn Tagen dies Hôtel wieder verließ und eine Privatwohnung von zwei Zimmern in der Mittelstraße, gleich hinter den Linden bezog, was ich gleich anfangs hätte thun sollen, und dann wenigstens 1000 Thaler gespart haben würde. Den Tag oder vielmehr die Nacht bevor ich den heiligen Geist quittirte, verübten ein Paar Studenten, welche bis beinahe Mitternacht sich mit Trinken vergnügt hatten, noch einen tollen, eigentlich bübischen Streich, sie zündeten nämlich die Fenstervorhänge ihres Zimmers an und schrieen dann durch alle Gänge Feuer! Feuer! so daß alle Fremde, unter denen viele Frauenzimmer, in dem tiefsten oder vielmehr gar keinem Negligée, sondern in den Hemden aus ihren Zimmern in die Gänge stürzten, wo sie von den Brüder Studiosen mit schallendem Gelächter

empfangen wurden, die sich noch ihrer Heldenthat rühmten und sagten, sie hätten ihre Vorhänge nur deßhalb angezündet, um die Gäste des Heiligen-Geistes in ihren Blößen bewundern zu können. Daß die saubern Bursche noch in derselben Nacht eingesteckt wurden, bedarf wohl kaum der Erwähnung, doch kamen sie noch mit ziemlich geringer Kerkerstrafe davon.

Ich lebte indessen, trotz der Ungewißheit meines Schicksals, wegen der Zukunft ganz unbesorgt und so ziemlich in den Tag hinein. Da ich fortwährend die trefflichen Theatervorstellungen fleißig besuchte, so erwachte allmählig meine frühere Leidenschaft zur Bühnenkunst wieder und ich dachte schon: wenn alle Stricke reißen, so machst du Gebrauch von deinem Schauspielertalent, wozu hier die allerbeste Gelegenheit ist, da die ersten dramatischen Künstler Deutschlands in Berlin vereint sind. Schon fing ich heimlich zu wünschen an, daß aus meiner militärischen Anstellung in preußischen Diensten nichts werden möge, um so einen Grund zu haben, auf die Bühne zu gehen. Ich besuchte nun das Theater jeden Abend, wenn mich nicht eine besondere Veranlassung davon abhielt. Durch Uhdens Vermittlung erhielt ich jetzt auch Eintrittskarten in das Liebhabertheater, Urania genannt, wo in der That oft ganz vorzügliche Vorstellungen statt fanden und sich mitunter ungewöhnliche Talente zeigten und ausbildeten; noch war ein anderes Liebhabertheater, die Concordia, vorhanden, das jedoch bei weitem weniger gut als das erste war. Ich wurde mit mehreren Mitgliedern der Urania bekannt und erbot mich, einige Rollen daselbst zu spielen. Der Antrag wurde mit Vergnügen angenommen und ich gab nacheinander den Ferdinand in Kabale und Liebe, den Fritz Hurlebusch im Wirwarr, Carl Ruf in der Schachmaschine u. s. w., und aus meinen Geliebten auf der Bühne wurden nicht selten auch meine Geliebten in der Wirklichkeit, wenigstens auf kurze Zeit, ich spielte dann mit einem Feuer, das alle Zuschauer hinriß. Aber vor allem war es eine Künstlerin der königlichen Schauspiele, Fräulein D., deren wahrhaft göttliches Spiel verbunden mit ihren himmlischen körperlichen Reizen mich entzückte, deren feurigster Anbeter ich wurde, und die den Wunsch, keine militärische Anstellung zu erhalten noch mehr in mir rege machte, um mich dann mit aller Liebe der Kunst und ihrer schönen Priesterin widmen zu können, — nicht bedenkend, welchen Aufruhr dies in meiner Familie machen könne, und daß sich wahrscheinlich auch Prinzessin

Wilhelm, der ich so sehr empfohlen war, wenigstens einer Anstellung bei der königlichen Bühne zu Berlin widersetzt haben würde. — Endlich aber kam der König nebst dem Kriegsminister von Boyen von Wien zurück und ich erhielt sogleich die Weisung von der Prinzessin, mich unverzüglich bei letzterm zu melden. Dieser schickte mich zu dem General Grafen von Tauentzien, auf dessen Büreau ich erfuhr, daß man mich schon seit länger als vier Wochen gesucht und meine Wohnung nicht habe ausfindig machen können, da schon längst die Anstellungsordre von dem Kriegsministerium für mich gekommen sey, die man mir übergab, und durch welche ich zum Premier-Lieutenant in der Armee ernannt wurde, ohne daß jedoch noch das Regiment bestimmt war, dem ich zugetheilt werden sollte. Dieses Zurücksetzen um einen Grad war mir sehr empfindlich, ich protestirte auch dagegen, aber der General Tauentzien verwies mich an den Kriegsminister, und dieser vertröstete mich auf baldiges Avancement. Ich war deßhalb sehr mißmuthig und gerne würde ich die Uniform für immer an den Nagel gehängt haben, auch äußerte ich mich unverholen darüber bei der Prinzessin Wilhelm, die mich wie Herr von Boyen mit baldigem Avancement tröstete. Jetzt erhielt ich auch eine Anweisung auf das Billetamt, um einstweilen einquartiert zu werden, und ein Quartier bei einem Banquier, der wenn ich nicht irre, Lahr hieß, in der Breitenstraße, das ich jedoch, da es mir nicht sehr zusagte, nach wenig Tagen mit einem andern vertauschte, und ein Billet bekam, das mich zu einem Herrn von Pokwisch in der Jerusalemerstraße führte, der Hauptmann außer Diensten und jetzt bei der Seehandlung angestellt war; sein Bruder war Flügeladjutant des Königs gewesen, aber wenn ich nicht irre, bei Leipzig geblieben. Herr von Pokwisch hatte eine zwar nicht schöne, aber sehr gute und liebenswürdige Frau, und ich fand eine ausgezeichnet gute Aufnahme in dieser Familie. Obgleich man der Einquartierung durchaus nichts als die Wohnung zu geben schuldig war, so bat mich Herr von Pokwisch doch, mit seinem Tisch vorlieb nehmen zu wollen. Ich nahm dies mit großem Dank, unter der Bedingung an, daß wenn ich nicht zur bestimmten Stunde da sey, man auch keinen Augenblick auf mich warten möge, denn ich wollte eben so wenig geniren als genirt seyn. Herr von Pokwisch, dessen Frau sehr vermögend war, hatte seine Mutter bei sich, eine zwar alte, aber dennoch liebenswürdige und sehr geistreiche Dame, deren Unterhaltung nicht

nur sehr angenehm, sondern auch piquant war. Eine geborne Fräulein von Pfündöl und ehemalige Hofdame, war sie noch jetzt mit den Verhältnissen des Hofs und der eleganten Berliner Welt genau bekannt und vertraut, und hatte einen unerschöpflichen Schatz von interessanten, zum Theil sehr komischen Hofanekdoten, die sie gerne zum Besten gab. Sie lebte in der größten Einigkeit mit ihrer Schwiegertochter, und diese drei Personen, Pokwisch's hatten keine Kinder, bildeten eine gemüthliche Dreieinigkeit. Durch diese Familie erhielt ich nun Zutritt in vielen andern angesehenen Familien, und wurde wegen meinem musikalischen Talent überall wohl aufgenommen, was Veranlassung zu manchen galanten Abentheuern gab. Die Unterhaltung in den Berliner Salons der eleganten Welt ist im Allgemeinen sehr geistreich und witzig, die Berliner haben in der Regel einen sehr aufgeweckten Verstand, viel Humor, sind zur Satyre aufgelegt, sarkastisch und kaustisch, dagegen lebt man mäßig, ohne sich zu überfüllen, aber auch ohne sich gerade etwas abgehen zu lassen, während in manchen Städten Süddeutschlands das Essen und Trinken die Hauptsache ist, man daselbst nur für dieses, so wie überhaupt nur für die sinnlichen Vergnügungen zu leben scheint, wodurch dann allerdings der Geist, wenn auch einer vorhanden, niedergedrückt und verdummt wird. Die Berliner und Dresdner Salons füllt der Dampf geistiger Nahrung, die Münchner, Frankfurter und Wiener mehr der der materiellen. Damals coursirten in Berlin einige artige Anekdoten, den noch sehr jungen Kronprinzen betreffend; eine derselben berührte den Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, dem man vorwarf, die Juden in ganz besondern Schutz zu nehmen. — Als Hardenbergs Geburtstag war, sandte der König den Kronprinzen zu demselben, ihm in seinem Namen Glück zu wünschen und zu sagen: er möge sich irgend eine Gnade ausbitten; der Kronprinz fuhr zu dem Fürst Kanzler und richtete den ihm von seinem Vater gewordenen Auftrag aus, worauf Hardenberg erwiederte: „mein Gott, Ihro Majestät haben mich schon so mit Gnaden überhäuft, daß ich in der That nichts mehr zu erbitten wüßte. — Doch, mein Fürst, es fehlt Ihnen noch eines. — Das ich nicht wüßte, Hoheit. — Ja, ja, ganz gewiß. — Und was meinen Eure Hoheit? — Bitten Sie meinen Vater, daß er Sie zum König der Juden machen solle, da Sie doch eine so große Vorliebe für dieses Volk haben. — Hardenberg fand sich beleidigt und bat sich zurückziehen zu dürfen. Er theilte den

Vorfall dem König mit, und der Kronprinz erhielt 24 Stunden Arreſt. — Ob die Sache vero oder ben trovato iſt, kann ich nicht verbürgen, aber ſo wurde ſie allenthalben erzählt, und bekannt war es, daß der Kronprinz, ſo wie die ganze Armee und das Volk die Juden haßten, die damals vortreffliche Geldgeſchäfte in ihre Säckel zum Nachtheil des Staates machten. Eine andere Anekdote betraf den Staatsrath von Kleewitz, den der Kronprinz ebenfalls nicht leiden mochte, weil er die Juden, wie man ſagte, aus beſondern Gründen begünſtigte. — Eines Abends ſagte er zu demſelben in einer Aſſemblee: Herr Staatsrath, ich will Ihnen eine zweiſylbige Charade zu errathen geben: das Erſte frißt das Vieh, das Zweite beſaßen Sie nie, und das Ganze ſind Sie (Kleewitz). Es iſt jedoch möglich, daß auch dieſe Anekdote auf den wenig beliebten Staatsrath ein müßiger Kopf erfand und dem Kronprinzen in den Mund legte.

Aus Italien hatte ich mehrere Hefte der ausgezeichnetſten und lieblichſten Melodien, Canzonette, Cavatinen und Enſembleſtücke mitgebracht, die ich in den Salons vortrug. Die Duette gaben Gelegenheit, ſie mit verſchiedenen liebenswürdigen Damen in den Morgenſtunden tête à tête einzuſtudieren, wobei ich dann nicht unterließ, mich möglichſt in deren Gunſt feſtzuſetzen. In dem Haus des Herrn von Pokwiſch wohnte im zweiten Stock ein Beamter, Namens Pfeifer, mit ſeiner Familie, der eine ſehr hübſche Tochter, Minchen genannt, hatte, die ganz artig Klavier ſpielte und eine ſonore glockenreine Sopranſtimme beſaß; dieſe Nachtigall war eine ſchlanke neunzehnjährige Blondine, welche die beliebteſten Opernarien mit viel Geſchmack und Ausdruck vortrug. Sehr bald hatte ich Zutritt bei der mit Pokwiſchs ſehr befreundeten Familie, und muſicirte und — küßte nach Herzensluſt. Noch ein anderes, ſehr niedliches Minchen (Ott) und eine hübſche Louiſe hatte ich unter den Zelten und bei Hofjägers kennen gelernt, und fuhr nun bald die Eine bald die Andere in einer Guige nach Charlottenburg, Potsdam ꝛc. ſpazieren. Noch war ich im Beſitz der Wohnung in der Mittelſtraße, die ich auf mehrere Monate gemiethet, mir jetzt trefflich als Abſteigequartier zu ſtatten kam, und wohin ich manche meiner Schönen zu einer geheimen Zuſammenkunft zu perſuadiren wußte. Hier war ich ſo ganz ungeſtört und veranſtaltete manches Souper fin, namentlich mit Demoiſelle D.... Man konnte in dieſer Hinſicht in Berlin eben ſo ungeſtört und unbeachtet, wie in Paris

leben, da ſich die Leute nicht um das Treiben der andern bekümmerten. Eines Abends aber lud ich in meinem Uebermuth ein halbes Dutzend meiner Freundinnen, von denen jedoch keine die andere kannte, zu einem Abendeſſen in dieſe Wohnung ein, unter ihnen waren die beiden Minchen, eine Bertha, eine Caroline, eine Louiſe und Demoiſelle D..., mit deren Genehmigung ich das Feſt veranſtaltete und die die Königin deſſelben ſeyn ſollte. — Sie fand ſich zuerſt ein und empfing die nacheinander erſcheinenden und ſehr erſtaunten Schönen auf das artigſte und zuvorkommendſte, ſo daß ſie deren Verlegenheit bald zu beſeitigen wußte. Alle waren ſo klug, vorerſt die beſte Miene zu dem böſen Spiel zu machen, keine hatte ja der andern etwas vorzuwerfen, und ein ſplendides, ſchwelgeriſches Souper mit Champagner und einem Kaiſerpünſch zum Deſſert that das ſeinige, ſo daß zuletzt alle überfröhlich wurden, über die Sache ſcherzten und meinten, ſo müſſe es wohl in einem Serail zugehen, und des Tändelns und Küſſens war kein Ende, wir ſangen fröhliche Lieder, und ſtimmten: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben, und: Wenn's immer, wenn's immer ſo wär'" an. Ich brachte endlich eine Jede im Wagen nach Hauſe und blieb zuletzt mit Demoiſelle D..., welche den Genieſtreich allerliebſt fand, bis gegen Morgen allein.

In der Weinwirthſchaft von Luther und Wegner, wo ich bisweilen ein Frühſtück mit gutem Rheinwein einnahm, hatte ich auch die Bekanntſchaft des Schauſpielers Devrient gemacht, der, da dieſe Wirthſchaft ganz in der Nähe des Theaters war, oft während den Proben und ſogar in den Zwiſchenakten der Vorſtellung einen Sprung hierher machte, um ſich durch ein Paar Gläſer alten Rheinwein zur Fortſetzung ſeiner Rolle zu ſtärken und noch mehr zu begeiſtern, denn der Wein war ihm eine unentbehrliche Requiſite. — Die Darſtellung ſeines Franz Moor, ſeines Rudolphs in Körners Banditenbraut, ſeine Drillinge, ſein Nachtwächter ꝛc., werden mir ewig unvergeßlich ſeyn. Ich beſuchte ihn jetzt öfters in ſeiner Wohnung und fand an Madame Devrient eine äußerſt liebenswürdige Frau, wenn auch keine ſo große Künſtlerin wie Demoiſelle D... Da Devrient den Bacchus zu ſeinem Abgott gemacht, ſo vernachläßigte er über dieſem Dienſt gerne den Hymens, und folglich ſeine liebe Frau, die ſich aber zu entſchädigen wußte, und mit der ich, wenn ſie im Theater nichts zu thun hatte, manchen ſchönen Abend entzückt hinbrachte. Einige ihrer Darſtellungen,

wie die der Johanna d'Arc in Schillers Jungfrau, die ihr der Gemahl noch in den Flitterwochen einſtudirt hatte, waren dennoch ausgezeichnete Leiſtungen. Eine ſeltſame Wirthſchaft war in dieſer Haushaltung eingeführt. Wenn die Gagen für Herrn und Madame Devrient gebracht wurden, ſo warf Madame Devrient das Geld, nachdem ſie die Rollen aufgebrochen hatte, in ein auf einem Conſoltiſch ſtehendes Körbchen, es untereinander rüttelnd, und aus dieſem Korb nahm nun Jedermann, der zu ihrem Haus gehörte, nach Belieben und Bedarf heraus, Herr Devrient ſteckte Händevoll davon ungezählt in ſeine Taſchen, Madame zahlte alle ihre Phantaſien davon, das Kammermädchen, die Köchin, der Bediente, alle holten ohne zu fragen, was ſie bedurften ad libitum. Die gewöhnliche Folge war, daß der Korb ſchon mehrere Tage leer war, bevor neue Gagengelder einliefen. Wurden nun Rechnungen zum Bezahlen präſentirt, ſo hieß es: „es iſt kein Geld mehr im Korb, Sie müſſen wiederkommen wenn er voll iſt.“ — Ein wahres Künſtlerleben.

Eines Tags fuhr ich mit Frau von Pokwiſch und noch einigen Damen, das Denkmal der Königin Louiſe zu beſuchen, nach Charlottenburg, wo wir einige zwanzig außerordentlich aufgeputzte und aufgedonnerte Mädchen auf der Terraſſe an einer Gartenmauer ſitzen ſahen. Ich fragte Madame Pokwiſch, ob ſie nicht wiſſe wer dieſe Damen ſeyen, ſie ſchlug aber verlegen und erröthend die Augen nieder und die andern Damen lachten, keine konnte oder wollte mir Auskunft geben. Dies reizte meine Neugierde um ſo mehr, und als ich kaum in Charlottenburg ausgeſtiegen war, fragte ich einen Mann, der mir zuerſt in den Wurf kam, darnach: — Ei, das ſind ja die Fräuleins der Madame Bernhard, erwiederte er lachend. — Der Madame Bernhard? wer iſt dieſe Madame Bernhard? — Wie, Sie kennen deren berühmtes Hôtel und Inſtitut in der Friedrichsſtraße nicht? — Nein. — Das größte und ſchönſte Bordell in ganz Berlin. — Ach ſo. — Nun, dieſe hat ein Landhaus hier in Charlottenburg, wo ſie jeden Nachmittag mit einem Theil ihrer Nymphen zubringt. — Auch die verſtorbene Königin hatte einſt, an dieſem Landhaus vorbeifahrend und die vielen geputzten Mädchen ſehend, dieſelbe Frage gethan, auf welche ihr ein Hofherr geantwortet: ein Penſionat für vermögensloſe Mädchen. — Ach, die armen Kinder, verſetzte die Königin, ich werde ihnen ein Geſchenk zukommen laſſen, ſie ſind

aber doch alle schon sehr herangewachsen. — Sie erhalten hier ihre letzte Ausbildung, sagte der Hofmann. — Das beabsichtigte Geschenk wußte man jedoch der Königin auszureden.

Auch die merkwürdigsten Tabagien Berlins, in denen jeden Abend getanzt wird, besuchte ich, versteht sich incognito, und lernte in ihnen das ziemlich wilde Leben des Berliner Volks kennen; besonders war eine in der letzten Straße, die mit fast orientalischer Pracht ausgeschmückt und unterhalten war, berühmt. Der Saal bildete eine große Rotunde, aus welcher ringsherum Thüren in Nebenzimmer führten, oben waren Logen auf einer Gallerie angebracht. Der Hauptthüre gegenüber war das Orchester auf einer erhöhten Tribüne; Thüren, Fenster, Logen und Tribünen waren mit rothem Sammet drapirt. Hier fanden sich, sobald die Dämmerung eingetreten, die Berliner Grisetten und Studenten in Masse ein, so wie auch andere leichtgeschürzte Nymphen, und manches hübsche Bürgermädchen besuchte heimlich diesen Ort der Freude, nachdem sie mit einer Freundin oder Gespielin bis zur eintretenden Nacht die Linden auf- und abspaziert war. Venus, Bacchus und Ceres hatten hier zugleich ihren Thron aufgeschlagen, boten ihre Freuden zu ziemlich hohen Preisen feil, und rupften die Federn der fremden Gimpel und Landjunker, welche so gemüthlich in die oft plumpen Fallen gingen, die man ihnen stellte. Diese Nymphen, wenigstens die vom Handwerk, waren fast alle im Futter des Eigenthümers der Tabagie, und ihr Hauptzweck ging dahin, die Gäste zu möglichst großen Depensen zu verleiten, in einen exaltirten Zustand zu versetzen und trunken zu machen, wobei sich dann auch gute Freunde einfanden, die höchst erfreut ob der neuen Bekanntschaft, kostenfrei Theil an den Gelagen nahmen und Brüderschaft bis zum Umfallen tranken, indem sie den neuen Freund hochleben, dabei vom Orchester Tusch mit Pauken und Trompeten machen ließen, und Vivat Herr Bruder Fritz oder Paul ꝛc. brüllten, was diesen ob der großen Ehre in Entzücken versetzte, und mit Vergnügen zahlte er den Thaler Courant, den das Orchester für einen jeden solchen Tusch erhielt, den es mit dem Veranlasser und dem Wirth brüderlich theilte. Man tuschirte so lange noch Thaler in der Tasche der Gefeierten waren, bis sie endlich bewußtlos auf das Ruhebett eines Seitenkabinets gebracht werden mußten, wo sie schwerlich der Knall einer Bombe wieder zu sich gebracht haben würde; daß die Dirnen dabei nach Kräften mit-

wirkten, verſteht ſich von ſelbſt. Eines Abends machte ich mir mit noch einigen Bekannten den Spaß, ein Paar Dutzend ſolcher Tabagien hintereinander zu beſuchen, um die verſchiedenen Phyſiognomien derſelben, ſo wie das Volksleben in allen ſeinen Abſtufungen, bis zur letzten und ſchmutzigſten kennen zu lernen. Für den Philoſophen wie für den Pſychologen iſt ſo eine Wanderung immer von großem Intereſſe, ſo wie für den der die menſchliche Miſere in ihrer ganzen Sublimität kennen lernen will.

Während wir ſo ſorglos in Berlin in den Tag hinein lebten, es waren damals noch ſehr viele Offiziere aus dem Weſtphäliſchen und den Rheinprovinzen hier, welche Preußen übernommen hatte und die ebenfalls ihre definitive Anſtellung abwarteten, ging der Waffentanz in den Niederlanden los, und die Nachricht von der Schlacht bei Ligny, am 16. Juni 1815, brachte in Berlin eine peinliche Niedergeſchlagenheit hervor, ſo daß die Kleinmüthigſten ſchon wieder an die Rückkehr der Franzoſen glaubten, die aber Niemand als die öffentlichen Dirnen wünſchte, welche ihre beſten und freigebigſten Kunden mit deren Abmarſch verloren hatten. Glücklicherweiſe dauerte dieſer Zuſtand kaum 24 Stunden; die Nachricht von dem glänzenden, den 18. Juni bei Waterloo erfochtenen Sieg erfüllte ganz Berlin mit unglaublichem Jubel, beſonders da es die Preußen waren, die ihn erfochten und der Schlacht den Ausſchlag gegeben hatten, denn Wellington mit ſeinen Engländern war bereits geſchlagen und auf der Retirade, als ihn Blücher mit 30,000 Preußen aus der Patſche zog und Napoleon ſo auf's Haupt ſchlug, daß dieſer, Hut, Degen und Wagen im Stich laſſend, im bloßen Kopf, ventre a terre davonjagte, um den Preußen nicht in die Hände zu gerathen, in welchem Fall es ihm auch leicht hätte ſchlimm ergehen können, denn Blücher hatte vor ſeiner Abreiſe zu ſeinem König geſagt: „Majeſtät, wenn ich den Spitzbuben kriege, ſo laſſe ich ihn ohne weiters und ohne anzufragen erſchießen,“ und der alte Feldherr war der Mann Wort zu halten. — Der Courrier der die Nachricht von dem großen Sieg brachte, wurde mit 24 blaſenden Poſtillons eingeholt und durch alle Hauptſtraßen Berlins unter Vivatgeſchrei geführt. An demſelben Tag war auch die hochverehrte Prinzeſſin Wilhelm mit einer Tochter niedergekommen, die zum Andenken an dieſen Sieg, unter vielen andern Namen auch den: „Victoria“ erhielt. Nun war Freude und Fröhlichkeit an allen Ecken und Enden, und die

Liebe und Anhänglichkeit an das königliche Haus zeigte ſich mitten im Taumel im ſchönſten Licht; beſonders war es auch Blücher, den man hochleben ließ. In dem großen Opernhaus, das Friedrich der Große im Jahr 1740 hatte erbauen laſſen, und welches geräumiger als die damaligen Opernhäuſer zu Paris und London war, wurde eine Vorſtellung bei feſtlich erleuchtetem und geſchmücktem Theater gegeben. Das Haus iſt mit Geſchmack erbaut, die königliche Loge bildet einen ovalen Saal mit einer Kuppel, die 8 vergoldete Säulen tragen; es faßt an gewöhnlichen Tagen an 3000 Zuſchauer, wenn aber große Redouten in demſelben ſind, wo Parterre und Bühne gleichgeſchraubt werden, haben an 6000 Menſchen Platz in dem ungeheuren Saal. Den 7. Dezember 1742 wurde das Haus mit der Oper „Cleopatra“ von Graun eröffnet. Das in der Nähe befindliche Zeughaus iſt nach dem von Venedig wohl das erſte und ſchönſte der Welt, es wurde erſt 1706 vollendet (1695 hatte man den Bau begonnen); vorher ſtand ein altes Zeughaus auf dieſer Stelle, deſſen werthvoller und merkwürdiger Inhalt in das neue verpflanzt und dann wohl um das vierfache vermehrt wurde. Das Haus bildet ein prächtiges freiſtehendes Viereck, in deſſen Mitte ſich ein geräumiger Hof befindet, und von dem jede Seite 3 Thore zählt. An 100 eiſerne, mit Ketten verbundene, halb in die Erde gegrabene Kanonen umgeben das Arſenal auf 3 Seiten und überall ſind herrliche Trophäen und Armaturen auf das ſinnreichſte angebracht; über dem Hauptportal ruht Pallas auf Siegeszeichen von gefeſſelten Sclaven umgeben, über den Nebenportalen ebenſo dargeſtellt Mars und Bellona. Im Innern befinden ſich zwei ungeheure Säle, einer über dem andern, welche höchſt merkwürdige Waffenſammlungen aus allen Zeiten, Rüſtungen, Trophäen, Säbel, Feuergewehre, Fahnen, Streitärte, Armbrüſte ꝛc. ꝛc. in maleriſchen Gruppen aufgeſtellt und aufgehängt, enthalten. Auch ſind ſehr viele Modelle von Kriegsmaſchinen aus allen Zeiten vorhanden, ſo wie hiſtoriſch merkwürdige Rüſtungen, ſowohl zu Pferd wie zu Fuß. Dem Zeughaus gegenüber liegt das königliche Palais; verſchiedenen, gerade nicht ſehr geſchmackvoll aufgeführten Gebäuden gaben die witzigen Berliner allerlei Spottnamen, ſo nannten ſie z. B. das Univerſitätsgebäude des Königs Commode, die Bibliothek deſſen Kleiderſchrank und das Schauſpielhaus des Königs Reiſekoffer; dieſe Benennungen waren wegen der Aehnlichkeit, welche dieſe Gebäude mit den dieſen Namen führenden

Mobilien hatten, nicht unpassend. Der Gensdarmenmarkt, auf dem das Schauspielhaus nebst zwei gleich gebauten Kirchen, die französische und die deutsche, mit ihren Domen stehen, gewährt einen großartigen Anblick und ist der größte Platz in Berlin; die Häuser welche denselben umgeben, ließ fast alle Friedrich der Große erbauen.

Das königliche Schloß ist ein kolossales, weitläufiges, zu verschiedenen Epochen aufgeführtes Gebäude; es verdankt seine Entstehung dem Kurfürsten Friedrich **II.**, der an der Spree eine Art Burg in dem Stadttheil, Kölln genannt, erbauen ließ, um die Bürger von Berlin besser im Zaum halten zu können, aber während dem Bau kam es zu Händeln mit ihnen, wodurch derselbe öfters unterbrochen wurde, 1451 war er endlich fertig nachdem man an 10 Jahre daran gearbeitet hatte. Diese Burg stand jedoch keine 100 Jahre, denn Joachim **II.** ließ sie schon 1538 wieder niederreißen und ein neues Schloß an ihrer Stelle erbauen, von dem noch jetzt ein Flügel an der Spree erhalten ist; spätere Kurfürsten vergrößerten dasselbe allmählig, es wurde auch ein Lustgarten an demselben angelegt, und der große Kurfürst ließ es, nachdem es ziemlich zerfallen, wieder in besten Stand setzen. Friedrich **III.** ließ das ganze, aus sehr heterogenen Theilen zusammengesetzte Gebäude, so weit es thunlich war, durch die Architekten Schlüter und von Göthe in möglichste Harmonie bringen. Aber erst unter dem König Friedrich Wilhelm **I.** wurde das Schloß, so wie es jetzt steht, vollendet. Es bildet ein großes längliches Viereck, das nahe an 1500 Fuß im Umfang und wohl an 600 Zimmer oder Gemächer hat, unter denen der Thronsaal, der Schweizersaal, der Rittersaal, der weiße Saal, der Gemäldesaal, die Schloßkapelle, die Prunkgemächer, die vielen Gemächer für fremde fürstliche Personen, die Kunstkammer, die Schatzkammer im Souterrain ꝛc. gesehen zu werden verdienen, viele Zimmer haben auch vortreffliche Hauteliſſe-Tapeten, historische Factas darstellend.

Das königliche Palais ist äußerst geschmackvoll und prächtig eingerichtet, es hat ebenfalls einen Thronsaal, einen Spiegelsaal, eine Bibliothek ꝛc. Die Zimmer welche die schöne Königin Louise bewohnte, waren noch ganz unverändert geblieben. Außerdem hat Berlin Ueberfluß an prächtigen Palläſten und Hôtels, die denen zu Paris nichts nachgeben, ja diese zum Theil noch übertreffen. Das Gebäude der Akademie hat beinahe denselben Umfang wie das Palais-Royal. Der Wilhelmsplatz mit seinen Statüen, der

Luſtgarten, der Pariſer Platz, der Leipziger Platz ꝛc. ſind alle von anſehnlicher Größe und mit ſchönen Bauten umgeben. Auch ziemlich viel Statüen hat Berlin aufzuweiſen und die Helden aus dem ſiebenjährigen Krieg blicken noch immer ehrfurchterregend um ſich. Eine der ſchönſten Zierden dieſer Stadt iſt jedoch das Brandenburger Thor mit ſeiner Quadriga und der Siegesgöttin; es iſt gewiß das prächtigſte Thor der Welt und wurde nach dem Propyläum in Athen aufgeführt, es koſtete beinahe eine halbe Million Thaler und hat fünf Durchgänge oder Portale, von denen das mittelſte ausſchließlich für die königliche Familie iſt. Berlin mit ſeinen ſchönen breiten, regelmäßigen und reinlichen Straßen iſt gewiß eine der ſchönſten Städte der Welt, ſo wie ſie hinſichtlich des geiſtigen Verkehrs, der Geſelligkeit und der Stufe der Bildung, auf der ihre Bewohner ſtehen, vielleicht die angenehmſte iſt, eben ſo hinſichtlich der Liebenswürdigkeit des ſchönen Geſchlechts. Dummköpfe, Ignoranten und Bauchgötzen werden ſich freilich in Berlin nicht gefallen, wo ſie die unfehlbare Zielſcheibe des Witzes und der Satyre ſind. Während ein gewöhnliches Weib, wenn man ſich ihrer Gunſt zu erfreuen gehabt, beſonders die Wienerinnen und andere Süddeutſche, ſelbſt aus den höhern Klaſſen, in der Regel nur Ueberdruß und tödtliche Langeweile erregen, wiſſen die Berlinerinnen ſich durch geiſtreiche Unterhaltung und jovialen Humor nur noch liebenswürdiger zu machen. Nirgends war in ganz Deutſchland damals der Patriotismus mehr zu Hauſe als in ganz Preußen und Berlin, wenig oder nichts war zwar von altdeutſchen Trachten, Röcken, Barretten u. ſ. w. zu ſehen, wie z. B. in Frankfurt, wo dies auf einige Zeit eine Modeſache wie jede andere geworden, dagegen war faſt die ganze Jugend und alle Männer bis zum fünfzigſten Jahr und drüber in das Feld gezogen, um Deutſchland von der furchtbarſten Schmach zu befreien, die je auf ihm gelaſtet, und alle hielten ſich wacker und ſchlugen ſich tapfer. Ohne Preußen würde wohl heute noch das drückendſte Joch einer infamirenden Fremdherrſchaft auf Deutſchland laſten.

Schon länger hegte ich den Wunſch, die Namensverwandtin meiner Vaterſtadt, Frankfurt an der Oder zu ſehen; ich brachte eine Parthie mit Fräulein D... und noch einer andern Dame dahin zu Stande. Wir fuhren eines Abends nach Beendigung des Theaters mit Extrapoſt nach Frankfurt ab und kamen mit dem anbrechenden Morgen daſelbſt an. Die 10 Meilen welche die Ent-

fernung beträgt, hatten wir, da ich gute Trinkgelder gab, in acht bis neun Stunden sehr vergnügt zurückgelegt und ein gutes Souper im Wagen bei dem Schein einer Laterne eingenommen. Erst lange nach Mitternacht fielen einem oder dem andern auf kurze Zeit die Augen zu. Nachdem man im Gasthof ausgeruht, machten die Damen Toilette, und gegen Mittag spazierten wir schon in den Straßen Frankfurts umher und über die 300 Schritte lange Brücke, welche über die Oder führt. Die Stadt hatte noch Gräben und Mauern, war aber nicht sehr fest. Als Meßplatz ist sie bedeutend, man traf gerade Vorbereitungen zu der Julimesse, und es wurden schon Geschäfte gemacht.

Markgraf Johann I. und Otto III. waren die Gründer dieser Stadt; hier endete Kleist, nachdem er bei der Schlacht von Kunersdorf schwer verwundet worden war, sein ruhmvolles Leben, man hat ihm ein Denkmal errichtet, welches aber einer Restauration sehr bedurfte. Hier fand auch der Prinz Leopold von Braunschweig seinen Tod in den Fluthen der Oder, als er am 27. April 1785 bei einer furchtbaren Ueberschwemmung eine arme Familie, die in Todesgefahr schwebte, retten wollte. Die Abbildung dieser menschenfreundlichen Handlung ist in der Hauptkirche aufgestellt. Kleist, Cocceji, Albinus und andere berühmte Männer wurden hier geboren. Wir besuchten noch die Promenaden, gingen auf dem Damm, im Park, an dem Anger und auf dem Thonberg spazieren, konnten aber entferntere Orte nicht aufsuchen, da wir noch an diesem Abend nach Berlin zurückkehren mußten, indem weder die Damen noch ich Urlaub hatten, erstere konnten zwar ziemlich sicher seyn, da das Repertoir in Berlin fast nie abgeändert wurde. Gegen 8 Uhr Abends fuhren wir wieder von Frankfurt ab, machten unterwegs einen halbstündigen Halt im Städtchen Müncheberg, um uns zu erfrischen, und fuhren nach 6 Uhr wieder zum Frankfurter Thor zu Berlin herein, wo mich ein kleines Donnerwetter erwartete; ich hatte nämlich die Reise unternommen ohne meinen freundlichen Wirthen, Pokwischs, etwas davon zu sagen; nun hatte Minchen Pfeifer, mit der ich jeden Morgen Duette durchging, erfahren, daß ich zwei Nächte nicht zu Hause geschlafen und man nicht wisse was aus mir geworden. Nachdem ich von der Familie Pokwisch und Minchen Vorwürfe deßhalb erhalten, fand letztere für gut, eine Zeitlang mit mir zu maulen, obgleich sie eine Bekanntschaft mit einem jungen Bataillonschirurgus, der noch bei dem

Heer ſtand, hatte, und mit demſelben correſpondirte, der ſie auch nach ſeiner Rückkehr zu ehelichen beabſichtigte.

Noch einen Abſtecher machte ich von Berlin, und zwar nach dem ſchönen Dresden, doch ohne alle Damenbegleitung; diesmal nahm ich jedoch Urlaub ſowohl von der Militärbehörde, wie von meinen Hauswirthen und Genoſſen. Vorher verkaufte ich noch meine Pferde für 60 Friedrichsd'or, und fuhr dann ohne mich aufzuhalten, über Mittenwalde, Baruth, Luckau, Sonnenwalde, wo ſich ein ſchönes Schloß befindet, Elſterwerda, nach Sachſens Hauptſtadt ab. Dresdens Lage iſt unbeſchreiblich ſchön, mitten im Herzen des Königreichs; die Felsgebirge, in denen ſich die ſogenannte ſächſiſche Schweiz befindet, ſind nicht weit davon entfernt, Zweige dieſes Gebirgs begrenzen im Oſten das Thal, in welchem Dresden liegt, und ſind meiſt mit Weinreben bepflanzt. Dieſe Gegend erinnerte mich theilweis an das paradieſiſche Arnothal bei Florenz, eine Menge freundlicher Häuſer mit rothen Dächern ragen aus den buſchigen Gärten dieſer Höhen hervor, und vermißt man auch hier die idylliſch-ſchönen Strohflechterinnen, ſo begegnet man doch manchem hübſchen Sachſenkind, das den toskaniſchen Schönheiten nichts nachgibt, und das Sprichwort: In Sachſen wo die ſchönen Mädchen wachſen, und in Berlin wo ſie blüh'n, findet ſich hier wie dort bewährt. Der an Naturſchönheiten ſo reiche plauiſche Grund, den die Weiſeritz durchſtrömt, bietet die maleriſchſten und romantiſchſten Parthieen. Auf der nordweſtlichen Seite Dresdens führen herrliche Alleen durch ein großes Gehege, welches die Elbe umſtrömt, an deren rechtem Ufer ſich eine mit Reben bepflanzte Höhe befindet, die ſich, mit dem Fluß gleichlaufend, auf eine weite Strecke ausdehnt, während die Höhen gegen Norden ziemlich wild und mit Nadelholz bewachſen, den Horizont begrenzen, ſo daß man Süd- und Nordgegend zumal hat. Die Prachtbrücke über die Elbe, die hier nahe an 500 Fuß breit iſt und die Reſidenz in zwei Theile theilt, iſt eine der ſchönſten der Welt. Die Altſtadt, auf dem linken Elbufer gelegen, hat viele große und ſchöne Plätze, unter denen der Schloßplatz und der Alt- und Neumarkt ſind. Die Stadt iſt eigentlich in 4 Haupttheile eingetheilt, nämlich in die Alt- und Neuſtadt, die Friedrichsſtadt und den neuen Anbau. Die Hofkirche ſteht auf dem Schloßplatz und iſt deſſen ſchönſte Zierde, wirklich ein Prachtgebäude. Aus er Altſtadt kommt man über die erwähnte, mit Recht allgemein bewunderte, unter Auguſt II. durch den Baumei-

ſter Pepelmann aufgeführte Brücke in die Neuſtadt; zuerſt war hier eine hölzerne, und erſt im 13ten Jahrhundert wurde ſie durch eine ſteinerne erſetzt. Die jetzt ſtehende hat 16 prächtige Bogen und bei 36 Fuß Breite eine Länge von 1400 Fuß, ſie ſcheint für die Ewigkeit erbaut und allen Stürmen, Ueberſchwemmungen, Eisgängen Trotz bieten zu können, denn jeder Bogen hat auf beiden Seiten zwei thurmähnliche dicke runde Pfeiler, die oben eine Plattform haben, welche mit ſchönen Eiſengittern umzäunt iſt und auf denen Ruhebänke für Spaziergänger angebracht ſind. Auf beiden Seiten der Brücke ſind bequeme Trottoirs und zur größern Bequemlichkeit der Fußgänger iſt es geſetzlich eingeführt, daß ſich Jedermann immer auf der ihm zur Rechten liegenden Seite halten muß. Jenſeits der Brücke kömmt man auf den ſchönen Neuſtädter Marktplatz, auf dem das Commandantenhaus und die Reiterſtatüe Auguſt II. in römiſcher Tracht mit einer — Perrücke ſteht; ein Augsburger Kupferſchmidt war der Schöpfer dieſer Bildſäule. — Die Neuſtadt wurde früher Alt-Dresden genannt, als ſie aber nach der furchtbaren Feuersbrunſt von 1685 beinahe ganz abbrannte, wurde ſie 1724, nachdem ſie gleich einem Phönix wieder verjüngt aus ihrer Aſche hervorgegangen war, die Neuſtadt genannt, der Neubau der ſeit 1730 entſtanden iſt, ſchließt ſich an ſie an. Das königliche Schloß hat einen hohen Thurm, iſt ziemlich groß aber nicht ſchön zu nennen, ſeine innern Gemächer ſind jedoch zum Theil ſehr prachtvoll, namentlich der Rieſenſaal, in welchem ungeheure Prunkfeſte und ſogar Scheibenſchießen gehalten wurden. Die Schloßkapelle iſt beſonders wegen ihren Gemälden von Rubens und Mengs, ſo wie wegen ihren herrlichen Hauteliſſe-Tapeten mit hiſtoriſchen Gegenſtänden ſehenswerth. Der heilige Petrus hat hier vier Bildſäulen, von denen mindeſtens drei, wo nicht alle vier zuviel ſind. Die Silberkammer und das berühmte grüne Gewölbe ſind im Erdgeſchoß des Schloſſes, letzteres enthält einen großen Werth an Edelſteinen aller Art, Perlen, Gold- und Silberarbeiten zum Theil von hohem Kunſtwerth, ebenſo von Elfenbein und Perlmutter, unter denen auch einiges von Michel Angelo. Dieſe koſtbare Sammlung ſtiftete der Kurfürſt Auguſt, ſie wird in ſieben Gemächern aufbewahrt, unter denen ein Prätioſenzimmer, ein Elfenbeinzimmer, ein Juwelenzimmer ꝛc., in dem letztern befindet ſich ein weißer Diamant von 194 und ein grüner von 160 Gran, prächtige Smaragden, ein Tempel des Apis ꝛc. ꝛc. Mehr als 6

Personen auf einmal werden hier nicht zugelassen und auch diese haben sich genau über ihre Persönlichkeit auszuweisen; dennoch ist schon manches abhanden gekommen, denn dergleichen ist gar zu verführerisch, selbst für hohe Damen, wie man aus Erfahrung weiß, darum, o Herr: führe uns nicht in Versuchung.

In der Rüstkammer, die an Waffen, Trachten, Harnischen sehr reich ist, findet man viele altdeutsche Stücke, unter andern auch die erste Donnerbüchse, die Rüstungen Heinrich des Frommen und des Kurfürsten Moritz, das schwarze Panzerkleid Johann Friedrichs, das er in der Schlacht bei Mühlberg trug, das Rüstzeug Ferdinand II. in türkischem Geschmack, den prächtigen Harnisch Christian II., den Krönungsanzug August II., den Hut und Degen Peter I., viele chinesische, persische und indische Trachten vornehmer und fürstlicher Personen, Schilder, Helme ꝛc. Die Gemäldegallerie enthält treffliche Meisterwerke, und die sich im Stallgebäude befindende Gewehrsammlung hat mehr als 2000 der seltensten Gewehre. Im Zwinger *) ist das sehr ansehnliche Naturalienkabinet, so wie die Kunstkammer, in der man auch Luthers Schrank und Tillys Commandostab aufbewahrt, nebst vielen tartarischen und japanischen Geräthschaften, so wie einem Kirschkern mit 120 eingeschnittenen Gesichtern und dem in 910 Zeilen geschriebenen neuen Testament. Die Modellkammer enthält alle mögliche Modelle zu Festungen, Maschinen, Bauten u. s. w. und in einem besondern Zimmer des Zwingers wird sogar ein Model von Salomons Tempel und der Stiftshütte aufbewahrt, die ein Hamburger Rathsherr nach der Beschreibung in der Bibel fertigen ließ und August II. dann für die Summe von 18,000 Thalern verkaufte, wobei er einen Gewinn von wenigstens 10,000 Thalern und mehr machte. Wenn man die Flügel des Tempels wegnimmt, sieht man das Innere desselben, man zählt an 7000 zum Theil sehr künstlich gearbeitete Säulen und wohl 6000 Drahtfenster. In der Stiftshütte findet sich alles was man zu dem hebräischen Gottesdienst gebraucht. Im japanischen Palais befindet sich die Bibliothek, die Antikensammlung, das Münzkabinet und eine Porzellansammlung. Ich sah

*) Der Zwinger, der 1711 erbaut wurde, war anfangs zum Vorhof eines neuen Schlosses bestimmt, es ist jetzt ein großer, von mehrern Pavillons umgebener Raum, in welchen im Sommer die Bäume aus der Orangerie gebracht werden und mehrere Springbrunnen sprudeln, so daß er einen angenehmen Spaziergang bildet.

alle dieſe Dinge nur ſehr oberflächlich, denn ich hatte nur auf wenige Tage Urlaub, und hätte Wochen, ja Monate gebraucht, alles mit gehöriger Muße zu unterſuchen, auch war man mir, als einem preußiſchen Offizier, die damals in Sachſen nicht beliebt waren, nicht übermäßig gefällig, und es hatte mich viel Mühe und Laufereien gekoſtet, bevor mir das grüne Gewölbe und die Kunſtkammer geöffnet wurden. Dem ehemaligen Brühl'ſchen Palais machte ich auch einen Beſuch, konnte aber nicht ohne Lachen die ungeheure Garderobe muſtern, die deren längſt modernder Eigenthümer beſaß, eine Hoſen-, Weſten- und Röcke-Sammlung allerdings einzig in ihrer Art, bei deren Anſicht aber ein früherer Beſucher geäußert hatte: „**Montrez moi des vertus et non pas des culottes.**“ Mir ſchien ſie die Garderobe eines Hanswurſts. Brühl hatte, ich weiß nicht wie viel Hundert Anzüge von allen Farben, Stoffen und Schattirungen, und zu einem jeden derſelben waren beſondere Hüte, Perrücken, Tabacksdoſen, Degen, Uhren, Schnallen ꝛc. vorhanden. Die Excellenz ließ ſich jeden Morgen das Buch vorlegen, in welchem alle dieſe Coſtüme abgemalt waren, und brachte Stunden mit der Wahl der Anzüge zu, die es ihr beliebte an dieſem Tage anzulegen. — Wie mag man nur einen ſolchen Pinſel zum Miniſter machen, und was für Narren hat die Sonne nicht ſchon beſchienen! An der hintern Seite dieſes Palais zieht ſich die ſogenannte Brühl'ſche Terraſſe hin, ein ſehr beliebter Spaziergang der Einwohner Dresdens, und mit Recht, denn man hat hier eine herrliche Ausſicht längs den Ufern der Elbe, begegnet auch manchem ſchönen Sachſenkind; leider hinderte mich mein zu kurzer Aufenthalt deren nähere Bekanntſchaft zu machen, ausgenommen die einer jungen Dresdnerin, und zwar einer Prinzeſſin, wenn auch nur vom Theater; es war erſt eine angehende Prieſterin Thaliens, die Tochter einer penſionirten Wittwe, die ich auf einem Spaziergang kennen gelernt hatte, und bei der ich ein Paar ſehr fröhliche Abende, die ſich bis nach Mitternacht verlängerten, zubrachte, indem ich das Souper aus dem Gaſthof bringen ließ. Da die kleine Bertha ein hübſches Stimmchen hatte und eben am Einſtudieren der Zerline und Suſanna war, ſo machte ich ihr zwei elegante Anzüge zu dieſen Rollen zum Präſent, die ihr unendlich viel Vergnügen gewährten.

Das Theater war damals nicht beſonders beſetzt, das große Opernhaus, welches an den Zwinger ſtößt oder vielmehr zu dem-

ſelben gehört, ſtand leer und war verödet. Auguſt II. hatte daſſelbe 1718 durch Bibiena erbauen und Vorſtellungen in demſelben mit einer Pracht und Verſchwendung geben laſſen, die Alles was man bis dahin in der Art geſehen, übertrafen. Oft waren ein halbes Tauſend Menſchen, viele Pferde, lebendige Elephanten, Dromedare ꝛc. zumal auf der Bühne und über 6000 Zuſchauer in dem Haus. Eine einzige dieſer Vorſtellungen koſtete oft 100,000 Thaler, zu jener Zeit eine ungeheure Summe. 1769 wurde die letzte Oper in dieſem Haus gegeben; ſpäter wurde daſſelbe noch einigemal bei feierlichen Gelegenheiten zu großen Redouten benützt, wie 1792 bei der Anweſenheit Leopold II., dann bei der Friedrich Wilhelms und Napoleons. 1812 war ein Rieſenconcert in dieſem Haus, dem alle damals in Dresden zuſammengekommenen Souveraine beiwohnten. Das Schauſpielhaus, welches in dem ſogenannten italiäniſchen Dörfchen liegt, wurde 1754 erbaut. Dieſes Dörfchen beſteht aus einer Reihe Häuſer, welche für die italiäniſchen Bildhauer, Maler und andere Künſtler, die bei dem Bau der katholiſchen Kirche verwendet wurden, hinter der es ſich befindet, eingerichtet waren. Jetzt haben noch Italiäner Buden mit ihren Waaren in denſelben. Von Dresdens Kirchen ſah ich nur die katholiſche Hofkirche und die Frauenkirche; erſtere hängt durch einen bedeckten Gang mit dem Schloß zuſammen, und hat unter andern ſchönen Gemälden eine Himmelfahrt Raphaels, ihre beiden Hauptkapellen ſind dem heiligen Benno und dem eben ſo heiligen Nepomuk geweiht. Die muſikaliſchen Meſſen, die hier gehalten werden, ſind ſo trefflich, daß ſie einen wahren Hochgenuß gewähren und allerdings Herz und Geiſt erheben. In der Frauenkirche am Neumarkt, die ſchon im eilften Jahrhundert gegründet wurde, ſtieg ich in die unter derſelben vorhandenen Catacomben hinab, die gerade ſoviel Raum unter der Erde, wie die Kirche über derſelben einnehmen, ſie bilden einen Kreuzgang mit vier Gewölben, in denen zinnerne Tafeln die Stellen bezeichnen, an welchen Särge eingemauert ſind. Uebrigens haben dieſe Catacomben mit denen zu Rom, Neapel oder Paris nur den Namen gemein.

Dem Neuſtädter Kirchhof vor dem ſchwarzen Thor machte ich ſeines berühmten Todtentanzes wegen einen Beſuch, dieſer iſt an den Kirchhofsmauern, unfern der Wohnung des Todtengräbers angebracht. Se. unfehlbare Heiligkeit der Papſt eröffnet den Reigen mit dem noch weit unfehlbarern Tod, ihm folgen Cardinäle,

Biſchöfe, Kaiſer, Könige ꝛc., alle Stände bis zum Bettler herab. Dieſen Tanz müſſen wir alle ohne Ausnahme mitmachen, es iſt ſo ziemlich das einzige ganz Gewiſſe auf Erden, und ſo wenig einer auch Tanzluſt verſpüren mag, von dieſem Kehraus dispenſirt ihn nichts. Nur flüchtig ſah ich noch einige Palais, die Militärakademie, und von den Umgebungen Dresdens, außer dem Plauiſchen Grund, wohin ich noch einmal mit meiner Prinzeſſin eine empfindſame Tour machte, nichts, nicht einmal Pillnitz, Pirna und die Moritzburg. Ich nahm nun zärtlichen Abſchied von meiner Schönen und ihrer Mama, verſprach das Wiederkommen und fuhr nach Berlin zurück, wo ich ohne Unfall ankam, und bei meiner Ankunft die Ordre vorfand, mich ſofort nach Colberg zum ſiebzehnten Garniſons-Bataillon zu verfügen, bei dem ich vorerſt angeſtellt ſey, und zwar eine Compagnie befehligend, ohne jedoch die Compagnieführer-Zulage zu erhalten. Bei einem Garniſons-Bataillon angeſtellt zu ſeyn, wollte mir wieder nicht in den Kopf und ich verfügte mich deßhalb zum Oberſten Inſpecteur von Witzleben, um Einſprache zu thun; dieſer entgegnete mir jedoch, daß dies nur proviſoriſch ſey, und er nichts in der Sache ändern könne. Ich mußte alſo wohl Ordre pariren, dem freundlichen Berlin und meinen Wirthen und Schönen Lebewohl ſagen. Prinzeſſin Wilhelm konnte ich mich nicht perſönlich empfehlen, ſie war noch Wöchnerin und empfing Niemand, ich ſchrieb ihr daher einen gehorſamſten Abſchieds- und Dankſagungsbrief. Noch ehe ich abreiſte, war die Nachricht von Napoleons Einſchiffung nach St. Helena angekommen. So war denn ſeine Rolle auf dieſer Welt ausgeſpielt, Mürat war ſchon früher in Pizzo erſchoſſen und alle Brüder Napoleons von ihren Thronen herabgeworfen und fortgejagt worden. Das große Drama des ephemären franzöſiſchen Kaiſerreichs war vorbei, und alle ſeine Acteure traten wie andere Schauſpieler, nach dem letzten Herabfallen des Vorhangs einer gewöhnlichen theatraliſchen Vorſtellung, wieder von der Bühne ab und in die Miſere des bürgerlichen Alltagslebens zurück.

Ich erhielt einen freien Poſtpaß von Berlin nach Colberg, nebſt zwei Monate rückſtändigen Gehalts und ſetzte mich, nachdem ich noch freundlichen Abſchied von Demoiſelle D..., meinen beiden hübſchen Minchen ꝛc. genommen, in den federloſen Rumpelkaſten, Poſtwagen genannt, der nach Stargard fuhr.

VIII.

Reiſe von Berlin nach Colberg. — Eine Amazone. — Ankunft in Colberg. — Die neuen Dienſtverhältniſſe. — Colberg und ſeine Umgebungen. — Einfachheit und Wohlhabenheit der Einwohner. — Die Marienkirche. — Geſellſchaftliche Verhältniſſe. — Nettelbeck. — Die letzte Belagerung. — Feier des Geburtstags des Königs. — Madame G... und ihre Couſine. — Das Verſteckenſpiel im Bullenwinkel. — Eine Reiſe nach Cöslin. — Eine Luſtfahrt auf einen pommerſchen Edelhof. — Die Colberger Freuden. — Ich gehe auf Urlaub nach Berlin. — Ein polniſcher Reiſeſchatz. — Die verrätheriſchen Auſternſchaalen. — Fürſt Blücher. — Die Berliner Weihnachtsfreuden. — Die Redouten und Porcellanfuhren. — Die ſchöne Louiſe. — Spandau. — Eine glänzende Schlittenfahrt. — Rückreiſe nach Colberg.

Wer ſich noch der damaligen Beſchaffenheit der preußiſchen und ſächſiſchen Poſtwagen erinnert, wird mir eingeſtehen, daß es keine geringe Marter war, mehrere Tage und Nächte faſt ununterbrochen in einem ſolchen Behälter transportirt zu werden. Dieſe ſchlecht gebauten, auf der Achſe gehenden Wagen rüttelten den Körper auf eine ſchmähliche Weiſe zuſammen und machten die Knochen ſo mürbe, daß man ſie zu brechen fürchtete, beſonders wenn es in den Dörfern über die Knüppeldämme ging, denn Chauſſeen gab es ebenfalls nur ſehr wenige und die Wege waren abſcheulich, zudem hatte ich einen Seitenſitz. Indeſſen ſollte mich eine liebenswürdige Reiſegefährtin für all dies Ungemach entſchädigen. In der einen Ecke des Wagens ſaß ein wunderſchönes Mädchen, ein Mädchen wie ſie der Himmel nur ſelten und nur wenige erſchafft. In ihrem ganzen Weſen war etwas Heroiſch-Liebliches, auf ihren Feuerwangen, in ihren blitzenden Augen, in ihren Zügen lag etwas ſo Edles, etwas ſo Mark und Bein bis ins Innerſte Durchbohrendes, daß man davon durch und durch erſchüttert wurde; ihr Wuchs, ihr Anſtand, ihre ganze Figur war das ſchönſte Ideal einer Amazone, oder Bellonas ſelbſt. Bald knüpfte ich ein Geſpräch mit dieſer Huldgöttin an, von der ich jedoch anfangs nur ſehr kurze und einſylbige Antworten erhielt. Die übrige Reiſegeſellſchaft hatte wenig Intereſſe für mich und ſchien es auch, bis

auf eine ältliche Frau, deren Züge eine tiefe Schwermuth ausdrückten, nicht zu verdienen. In Werneuchen, der ersten, drei Meilen von Berlin entfernten Station, wo der Postwagen nach der damaligen löblichen Gewohnheit, wie auf allen Stationen, mehrere Stunden, wohl auch wie in Stargard, Naugarten ꝛc. halbe Tage liegen blieb, um alle Packete, Passagiere, Koffers ꝛc. gehörig zu sortiren und einzuschreiben, gelang es mir, meiner schönen Unbekannten ein Paar Worte mehr zu entlocken. Gesprächiger aber wurde sie erst in Freienwalde, dem bekannten, sechs Meilen von Berlin entfernten Badeort, wo wir, während der Postwagen rastete, die artigen Anlagen und den Gesundbrunnen des Orts besuchten, der in einem anmuthigen, von einer waldigen Höhe umgebenen Thal liegt, und besonders von gichtbrüchigen und am Gehör leidenden Kranken besucht wird. Hier erfuhr ich, daß sich die, gleich der Kriegsgöttin einherschreitende Schöne, Johanna mit ihrem Vornamen nenne, den Familiennamen verschwieg sie mir aber noch; ihr ganzes Benehmen hatte etwas Seltsames und Räthselhaftes. Beim Abfahren von Freienwalde war ich nicht weiter wie vorher, doch führte ich jetzt eine fortwährende, zusammenhängende Unterhaltung mit ihr. In Königsberg in der Neumark, wo wir des Nachts ankamen, gingen wir zusammen auf den Straßen spazieren, bis der Wagen wieder weiter fuhr, da es ihr unangenehm war, in der Gaststube unter den andern Passagieren mehrere Stunden zu verweilen. Als ich ihr den Ort meiner Bestimmung, Colberg nannte, schien sie dies zu frappiren, und es entfuhren ihr die Worte: „da will ich auch hin, meine Verwandten zu besuchen.“ Ich drang nun mehr und mehr in sie, und brachte bald von ihr heraus, daß sie die Tochter eines in Danzig angestellten Kriegsraths sey, der sich L.... nenne. Das Mädchen war wissenschaftlich gebildet, in der Geschichte wohl bewandert, zeigte dabei einen so glühenden Franzosenhaß, und namentlich gegen Napoleon, daß, so oft die Rede auf diesen kam, ihre Wangen gluthroth wurden, und ihre Augen Feuer sprühten. Auch in der Ortsgeschichte der Städte, durch die wir kamen, war sie sehr kundig; so erzählte sie mir, daß, als Königsberg im Jahr 1732 durch Casimir von Pommern belagert wurde, ein Schuhmacher diesen Fürsten von der Mauer herab getödtet habe, und von der nächsten Station, Bahn, wußte sie mir zu sagen, daß Barmin I. den Ort erbaut und der Heermeister Wallmoden 1399 hier durch den

kräftigen Keulenschlag, den der starke Arm eines hiesigen Bürgers geführt, erschlagen wurde. Vor allem waren es aber die neuesten politischen Zustände und französischen Kriege, von denen sie mit großer Theilnahme und mit einem, bei einem Mädchen ganz ungewöhnlichen Enthusiasmus sprach, und als ich im Laufe des Gesprächs ihr von dem fanatischen Eifer der Calabresen und Spanier erzählte, da war sie ganz Ohr und hörte mir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; sie wurde nun immer zutraulicher, freundlicher, und sagte endlich mit Wärme zu mir: aber gegen die Deutschen, gegen die Preußen haben Sie doch nie gefochten, nicht wahr? — Dies konnte ich mit dem besten Gewissen mit: Nein beantworten. — Wohlan, dann gebe ich Ihnen gerne die Hand. — Sie reichte sie mir hin, ich ergriff sie schnell, drückte und küßte sie. Ehe wir nach Pyritz, dem alten Periscum der Pommern kamen, wo, wie man behauptet, Kotzebue hauptsächlich den Stoff zu seinen klassischen »deutschen Kleinstädtern« geschöpft habe, als er einst mehrere Tage hier verweilen mußte, erzählte mir meine interessante Reisegefährtin, daß hier ein alter Brunnen sey, in welchem seiner Zeit die ersten 7000 Pommern durch Bischof Otto von Bromberg getauft wurden. Wir besuchten diesen Brunnen. Auch wußte Johanna, daß Pyritz ehemals eine Festung war, von der jetzt noch vier bis fünf hohe Thürme und drei alterthümliche Thore übrig waren. Von hier fuhren wir nach Stargard und kamen an einen großen See, der wegen seinen köstlichen Maränen, sehr delikate Fische, die man sonst nirgends im Land findet, und mit denen die Pyritzer gute Geschäfte machen, berühmt ist. In Stargard, wo der Wagen wieder vier Stunden hielt, ließen wir uns ein Zimmer geben und ein Mittagessen in demselben serviren. Hier fing des Mädchens Neugierde hinsichtlich meiner an rege zu werden, und sie gab sich viel Mühe, meine frühern Verhältnisse zu erforschen, ich theilte ihr manches was ich für gut fand mit, und sie schien ganz Auge und Ohr, endlich aber ließ auch ich den Wunsch blicken, näher über ihre Verhältnisse unterrichtet zu werden. Des Mädchens Wangen überzog nun eine leichte Röthe, die jedoch immer stärker und zuletzt fast hochroth wurde, dabei funkelten ihre Augen wie Feuer, sie nahm endlich meine Hand, faßte sie krampfhaft und sprach: Sie flößen mir volles Vertrauen ein und ich will mich Ihnen ohne Rückhalt entdecken. Ich war die Verlobte eines der Offiziere von Schills Corps, die Napoleon so feigerweise erschießen

ließ. Wir liebten uns beide auf das Innigste und wollten bessere Zeiten abwarten, unsere Vermählung zu feiern. Der grausame unverdiente Tod meines Geliebten machte mich beinahe rasend und fast zur Menschenfeindin, wenigstens zur eingefleischtesten Franzosenfeindin. Als nun unser edler König den Aufruf zur Befreiung und Rettung des Vaterlandes an sein treues Volk erließ, da schwoll auch mir die Brust und das Herz bebte mir vor Ungestüm und Rachedurst im Busen. Ich legte Mannskleider an, verließ, ohne ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, das elterliche Haus, trat bei dem Bülow'schen Corps als Freiwilliger ein, und habe als solcher die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht. — Als ich sie verwundert und etwas zweifelhaft anblickte, da streifte sie den rechten Aermel ihres Kleides in die Höhe und zeigte mir eine erst kurz vernarbte breite Wunde, die sie von einem französischen Chasseur a cheval bei Brienne erhielt, und sie längere Zeit im Lazareth zurückgehalten hatte, bei welcher Gelegenheit man auch zuerst ihr Geschlecht entdeckte. Erst jetzt hatte sie an ihre bekümmerten Eltern geschrieben, was aus ihr geworden. Sie kam nun ganz genesen von Berlin, wo sie sich in der letzten Zeit aufgehalten, wollte ihren Oheim in Colberg, der daselbst verheirathet war und eine Civil-Anstellung bekleidete, besuchen, bevor sie in das Vaterhaus zurückkehrte, wovor sie einige Scheu hatte und das Vergangene durch den Oheim erst zu vermitteln wünschte. Daß dies Alles ganz der Wahrheit gemäß war, davon hatte ich später Gelegenheit mich vollkommen zu überzeugen. Wir erzählten uns nun gegenseitig Begebenheiten aus unsern Feldzügen und wurden dadurch so vertraut, daß wir bald nur noch ein Herz und eine Seele waren. — Als wir wieder in den Wagen stiegen, kam ein neuer Passagier, ein ältlicher Mann noch hinzu, es war der Gatte der Frau mit dem schwermüthigen Blick, beide trockneten sich die verweinten Augen, und wir erfuhren nun, daß dieses Ehepaar auch einen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling verloren hatte, der bei dem Schill'schen Corps als Unteroffizier gestanden und mit seinen Gefährten gefangen auf die Galeeren Frankreichs abgeführt worden war, wo er kurz vor dem Frieden von 1814 starb. Seine Mutter hatte eigens die Reise nach Frankreich unternommen, um sich Gewißheit über das Schicksal ihres Kindes zu verschaffen, die ihr auf eine traurige Weise ward. „Ha, der Wüthrich, der Spitzbube Napoleon! rief Johanna knirschend aus. In Rau-

garten angekommen, wo die unglücklichen Eltern zu Hause waren, trennten sie sich von uns, und da von hier eine Seitenpost nach Colberg besonders abging, so mußten wir abermals einen halben Tag auf die Weiterbeförderung warten. Wir brachten diese Zeit recht vergnügt zu, und ich bewog Johanna, nachdem wir uns ein Zimmer hatten geben lassen, ihre Jäger-Uniform einmal anzulegen, die sie in einem Mantelsack bei sich führte. Sie willigte lächelnd in meinen Wunsch und ich war ihr im Anlegen derselben möglichst behülflich, die Uniform kleidete sie allerliebst. Wir machten nun förmlich Kameradschaft miteinander, tranken Brüderschaft auf Du und Du, und ruhten endlich Arm in Arm erschöpft und matt aus. Ich half zuletzt meinem liebenswürdigen Kameraden seine weiblichen Kleider wieder anlegen, da die Zeit der Abfahrt herannahte. Von hier bis Colberg aber ging nicht einmal ein bedeckter Wagen mehr, sondern, wie auf allen Seitenstationen, nur ein offener Korbwagen, das heißt, ein gewöhnlicher Bauerwagen, in den man ein Korbgeflechte gelegt und einige Strohsitze angebracht hatte. Dies waren die Postwagen zu den Orten, die nicht an der großen Heerstraße lagen. Meine Kriegsgefährtin und ich waren die einzigen Passagiere von hier bis Colberg, wir ruhten recht traulich Arm in Arm und fuhren die ganze Nacht durch über Greifenberg und Treptow an der Rega. Auch in der Nähe dieser Stadt befindet sich ein Brunnen, an dem Otto von Bromberg über 1000 Heiden durch die Wassertaufe in Christen verwandelte. In dieser Gegend liegt auch das Stift Belbuk, bekannt, weil dessen Abt sammt all seinen Mönchen 1513 plötzlich lutherisch wurde, ohne sich an den päpstlichen Bann, noch an die verheißene ewige Verdammniß und ihre Höllenschlünde, die ihnen der heilige Vater mit grellen Farben vormalte, zu kehren. Es war zwar eine Julinacht die wir durchfuhren, und ich hatte deßhalb auch nur sehr leichte Sommerbeinkleider auf dem offenen Wagen angelegt, nicht bedenkend, daß ich nicht mehr am mittelländischen, sondern in der Nähe des baltischen Meeres war. Wir schliefen beide, Johanna an meiner Brust ein, je näher wir aber der Küste kamen, desto fühlbarer wurde ein sehr rauher und unfreundlicher Wind, und gegen Morgen überfiel mich ein kalter Schauer und Frost, ich fühlte mich unwohl und war froh als wir endlich über die Zugbrücken und durch die Thore der Festung Colberg einfuhren. Ich eilte mit meinem Kameraden, der mehr an

dieſes Klima gewöhnt und nicht ſo erfroren war, in das erſte beſte Gaſthaus, die Stadt London auf dem Markt, wo ich uns jedoch Anſtands halber zwei Zimmer geben ließ. Es war erſt vier Uhr des Morgens als wir ankamen, und Johanna konnte ihren Oheim ſo frühe nicht aufſuchen, auch kannte ſie deſſen Wohnung nicht. Ich hatte mir eine furchtbare Erkältung zugezogen und warf mich unter den heftigſten Leibſchmerzen auf das Bett. Faſt drei Monate hatte ich mit dem Uebel zu kämpfen, das kein Arzt zu heilen verſtand, bis endlich der Zufall mich ein wirkſames Heilmittel entdecken ließ, und dies waren — Heidelbeeren; nachdem ich einen tüchtigen Teller voll mit rothem Wein gekocht davon gegeſſen, war ich plötzlich wie durch ein Wunder wieder hergeſtellt. Erſt gegen Mittag, nachdem ich mich ein wenig erwärmt hatte, war ich im Stand das Bett zu verlaſſen; ich ſteckte mich raſch in die Uniform und eilte nach der Commandantur, um mich zu melden, Oberſt Streit aber empfing mich mit einem Wiſcher, weil ich mich nicht früher gemeldet, und doch mit der Morgenpoſt angekommen ſey, es war gerade Zeit zur Parade, er beſchied mich nach derſelben wieder zu ſich. Ich meldete mich nun auch bei meinem Bataillons-Commandanten, dem Major von Hackwitz, der aber das Bataillon nur interimiſtiſch commandirte, dieſer empfing mich ſehr artig, und auf der Parade umringten mich meine neuen Kameraden, unter denen viele Weſtphalen und einige ältere Offiziere waren. Als ich mich nach der Parade der erhaltenen Ordre gemäß wieder auf die Commandantur begab und anklopfte, da empfing mich der barſch: „eintreten“ rufende Oberſt mit den Worten: „Bettelleute klopfen an, aber nicht die Herrn Offiziere.“ Dieſer abermalige unfreundliche Empfang machte einen äußerſt unangenehmen Eindruck auf mich, und ich konnte mich nicht enthalten zu erwiedern: aber Herr Oberſt, ich trete eben erſt in preußiſche Dienſte, und kann unmöglich ſchon alle Details derſelben kennen. — Wohl, Sie müſſen ſich aber bemühen, ſie ſo ſchnell wie möglich kennen zu lernen. — Dies wird mein Beſtreben ſeyn. — Nun frug mich der Commandant Verſchiedenes, was auf meine frühern Dienſtverhältniſſe Bezug hatte, und war dann weniger mürriſch, ſo daß wir zuletzt ziemlich gut von einander ſchieden. Ich übernahm jetzt das interimiſtiſche Commando der erſten Compagnie des Bataillons, deren Hauptmann, ein Herr von Pfündöl, in Bälde von Gumbinnen hierher verſetzt, eintreffen ſollte. Der

Feldwebel brachte mir nebst dem Compagnierapport ein Quartierbillet, vermittelst dessen ich zu einem Kaufmann Namens Hackstock, unweit dem Markt in der Börsenstraße, einquartiert wurde. Johanna hatte sich indessen zu ihrem Oheim begeben, der an ihre Eltern nach Danzig geschrieben, deren Antwort sie bei demselben abwarten wollte. Wir brachten einstweilen jeden Abend vergnügt und traulich mit einander zu. Ich trat meinen neuen Dienst an, bestrebte mich die mir obliegenden Verrichtungen möglichst bald kennen zu lernen, was auch schnell der Fall war. Doch zog sich gleich in den ersten acht Tagen ein artiges Donnerwetter aus folgender Veranlassung über meinem Haupt zusammen. In französischen Diensten hatten wir fast nie die Degenquasten (dragonnes), die man im Deutschen ganz fälschlich portépée (Degenträger) nennt, angemacht, namentlich trug sie fast kein Offizier im Feld, und sie galten für eine sehr unwesentliche Verzierung. Ich hatte mir zwar in Berlin eine solche von Silber und schwarz, wie sie im preußischen Heer seyn muß, angeschafft und an meinen Säbel gemacht, jetzt mußte ich jedoch einen preußischen Degen tragen, kaufte mir einen solchen, vergaß aber die Quaste an denselben anzulegen, und so kam ich ohne Portepée auf die Parade. Bald bemerkten dies mehrere ältere Offiziere, man zischelte sich einander zu, auf mich sehend, der Major und der Commandant wurden endlich auch aufmerksam, und Oberst Streit fuhr mich nun mit einem schweren Donnerwetter an, so daß es ein allgemeines Aufsehen erregte und sich alle ältern Offiziere nicht genug verwundern konnten, wie ein Offizier ohne Portepée erscheinen könne, sich zum Theil auch etwas hämisch deßhalb ausließen; dies Alles machte mir zuletzt den Kopf so warm, daß ich ganz piquirt und laut, daß es Jedermann verstehen konnte, sagte: „der Offizier steckt doch wahrlich nicht in der Degenquaste; wenn der Mann nichts taugt, so läuft gewiß kein Feind vor dem Portepée davon, und ich habe mich lange genug ohne ein solches tüchtig geschlagen.“ Diese Worte machten einen furchtbaren Rumor, der sich damit endigte, daß mir der Commandant sofort einen 24stündigen Arrest ankündigte und noch obendrein einen Verweis gab. Diese Vorfälle machten mir gleich anfänglich den Dienst sehr zuwider und setzten böses Blut, hierzu kam noch mein langes Unwohlseyn in Folge der Erkältung. Die sehr öde und traurige Lage Colbergs an der Persante, ohnweit der Mündung dieses Flusses in die Ostsee, wo sich nur ein

einziger, kaum leidlicher Spaziergang nach der ſogenannten Maikuhle, ein kleines Gehölz, befand, war nicht geeignet, dieſe Mißſtimmung zu mindern. Ich hatte Anfangs auch nicht einen einzigen Bekannten, und den neunten Tag nach unſerer Ankunft verließ auch Johanna die Stadt wieder, um ſich zu ihren Eltern, die ſie mit großer Sehnſucht erwarteten, zu begeben. Ich fühlte mich jetzt recht einſam und verlaſſen, um ſo mehr, da die Feſtung vorerſt auch nicht die mindeſte Zerſtreuung bot, die Offiziere ſtanden ſich alle noch ſehr fremd einander gegenüber, der Garniſonsdienſt war ſehr ſtreng und mußte recht pedantiſch kleinlich verſehen werden. Nachdem ich ungefähr 14 Tage hier verweilt, erhielt ich plötzlich eine Einladung zur Tafel bei dem Commandanten, der nun zuvorkommend freundlich war, allerlei Scherze machte und eine ſehr liebenswürdige feingebildete Dame zur Frau hatte, die früher Hoffräulein am Deſſauer Hof war, und er als Wittwer heirathete; von jetzt an wurde mir der Aufenthalt etwas erträglicher, es kamen auch immer mehr Offiziere an, von denen mehrere verheirathet waren und eine liebenswürdige Familie mitbrachten, unter ihnen auch unſer wirklicher Bataillonschef, der Obriſtlieutenant von Witke, ein verdienſtvoller Militair, der drei ſehr liebenswürdige, eben aufblühende Töchter hatte.

Die Stadt Colberg ſelbſt liegt einſam und öde in einem Winkel an der Oſtſee, hat nur wenige und eben nicht ſonderlich anmuthige Gärten, keine Baumſtücke, keine Gemüſefelder, keine bunten Blumenwieſen umgeben die ernſte Feſtung. Ein Spaziergang um das Glacis derſelben oder nach Kuhphals Wirthsgarten war die ganze Recreation in der Nähe der Stadt, etwas weiter war die ſchon genannte Maikuhle, ein mit Bäumen bepflanzter und mit Blockhäuſern und Schanzen verſehener Sandhügel; eine gute Stunde von der Stadt befand ſich ein Wald, der Buſch genannt, in dem ein Jägerhaus lag, nach dem im Sommer bisweilen Parthien zu dem Förſter Ott gemacht wurden, der Weg dahin war aber kahl und zog ſich zwiſchen lauter Kartoffelfeldern hin. Noch ein anderer ländlicher, weniger entfernter Ausflug ging nach dem Bullenwinkel, wo man ſich bei Buttermilch und mitgebrachten Semmeln ergötzte. Dies waren alle Naturſchönheiten, die Colbergs Umgebung aufzuweiſen hatte. Das Innere der Stadt war womöglich noch unfreundlicher, die Straßen hatten faſt lauter uralte Giebelhäuſer, andere ſah man nur ausnahmsweiſe. In einem

ſolchen Haus befand ſich in der Regel nur eine lange ſchmale Stube mit einem ſehr großen Fenſter und einem Alkoven im Hintergrund, in welchem die Familie ſchlief. Dieſe Gebäude waren meiſt von Stein, aber ſchlecht und ohne alle Symetrie gebaut, ſehr hoch, mit einem ungeheuern Vorplatz und großen Thüren; der einzigen Stube gegenüber und durch einen Gang getrennt befand ſich in der Regel ein Laden, Magazin oder die Werkſtätte; der übrige Raum bis zum Giebel beſtand in 4 bis 5 ungeheuren Böden für Frucht, Gerſte, Malz und dergleichen, nebſt ein Paar Kammern. Dieſe Einrichtung ſchreibt ſich noch aus den Zeiten her wo in Colberg die Niederlage des großen Kornhandels an dem baltiſchen Meer war, der ſich aber ſchon länger als ein Jahrhundert weg, und meiſt nach Danzig gezogen hatte. Obgleich die meiſten Einwohner, etwa 8000, wohlhabende und mehrere enorm reiche Leute waren, ſo dachten doch nur wenige daran, ſich bequemere Wohnhäuſer zu bauen, ſie waren einmal an dieſe, größtentheils höhlenartigen Wohnungen von Eltern und Ureltern her gewöhnt, wußten es nicht beſſer und befanden ſich ganz behaglich in denſelben, obgleich Mauern und Wände feucht, beſonders in den Alkoven ſalpeterartig waren, ſind ihre Bewohner dennoch gewöhnlich ein ſtarker und geſunder Menſchenſchlag. Ihre Lebensart war eben ſo einfach wie ihre Wohnung, das tägliche Mahl beſtand in der Regel in Häringen, Kartoffeln und Buttermilch; Fleiſch, grüne Gemüſe und an hohen Feſten ein fetter Gänſebraten wurden nur ausnahmsweiſe genoſſen; mehr ſpeiste man Seefiſche, die aber nicht immer ſehr friſch waren und oft ſchon einige Tage im Lande herumgefahren wurden bevor ſie auf den Markt nach Colberg kamen. Neunaugen, geräucherte Lachſe und Spickgänſe oder geräucherte Gänſebrüſte waren Delikateſſen, die meiſtens ausgeführt wurden. Die pommerſchen Gänſe ſind wegen ihrer Größe und ihrem Fett berühmt und über die gewöhnlichen Gänſe eben ſo erhaben wie die weſtphäliſchen Schweine über andere deutſche Schweine. Der wenige Luxus der hier herrſchte und die geringe Gelegenheit Geld auszugeben, während doch immer noch anſehnlich verdient wurde, machte, daß es ſehr viel reiche Leute gab, die von Urgroßeltern und noch länger her ſchon die alten Thaler in Kiſten und Kaſten aufgeſpeichert, Mädchen mit einer baaren Ausſteuer von 50, 80 und 100,000 Thalern waren gerade keine ſo große Seltenheit. Unter den Merkwürdigkeiten der in vieler Hinſicht

ſonderbaren Stadt ſteht die große Marienkirche oben an, es iſt ein hohes weitläufiges Gebäude, deſſen ungeheurer, faſt ganz leerer Raum ihm ein ſchauerliches Anſehen verleiht, um ſo mehr, da die Kirche in einem ſo ſchlechten Zuſtand war, daß überall Wind und Luft Zugang fanden, und Eulen und andere Nachtvögel ihre Reſidenz in derſelben aufgeſchlagen hatten, ja die Sperlinge waren ſo unverſchämt, während dem Gottesdienſt die Naſe des Predigers auf der Kanzel zu umſchwirren. Die Kirche hat viele Seitengebäude und Anhängſel, iſt uralt und von dem Ertrag der Pfennige erbaut worden, die zwei Mönche von den frommen Seelen in ganz Deutſchland erbettelten, ſie war urſprünglich dem katholiſchen Glauben gewidmet. Eigentlich war es nur noch eine gut erhaltene Ruine mit ſehr dürftiger Ausſchmückung; mehr als tauſend Scheiben der großen Fenſter waren zerbrochen, ſie machte die Wirkung eines unermeßlichen Grabgewölbes auf mich. An einem der dicken Pfeiler hing ein altes ſeltſames Gemälde, welches folgende, eben ſo ſonderbare Begebenheit darſtellte. Als die Stadt Colberg — ich entſinne mich nicht mehr in welchem Jahr — vor vielen Jahrhunderten einſt von den Wenden belagert wurde, ſchon in der höchſten Bedrängniß, und die Noth am größten war und Alles verloren ſchien, da thaten ſich, o Wunder! die Gräber der Todten auf dem Kirchhof auf, und die Gerippe der Verſtorbenen entſtiegen trefflich bewaffnet denſelben, kamen den lebenden Kämpfern noch gerade zur rechten Zeit zu Hülfe, ſchlugen die Wenden in die Flucht und jagten ſie zum Teufel. Als dies geſchehen und die Stadt von dem furchtbaren Feind befreit war, ſuchten die Todten wieder ihre Gräber auf, und legten ſich in denſelben abermals zur Ruhe, als ob gar nichts vorgefallen ſey. Auch ein ſehr großer ſiebenarmiger Rieſenleuchter, den man vor mehrern Jahrhunderten in dem Meer bei Colberg gefunden, iſt im Hintergrund dieſer Kirche aufgeſtellt. Mehrere Colberger behaupteten in allem Ernſt, es ſey einer der Leuchter aus dem Tempel Salomonis. Der ziemlich hohe Thurm dieſer Kirche iſt in nicht viel beſſerem Zuſtand als dieſe ſelbſt, und wenn bei gewiſſen Gelegenheiten, wie z. B. in der hier ſehr eiſigen kalten heiligen Nacht, die Geburt Chriſti durch Poſaunen von demſelben verkündet wird, ſo tönt es in den Gewölben der Kirche, als kündige man das jüngſte Gericht an, beſonders wenn die gewaltigen Nordſtürme ein obligates Accompagnement dazu ſaußen, wie dies in der Regel der Fall iſt. Colberg

ſteht überhaupt in einem ſo entlegenen und von den großen Heerſtraßen entfernten Winkel, daß ſich nur ſelten Fremde oder Reiſende hierher verirren, meiſtens wandernde Künſtler oder Musterreiter, beide machen aber in der Regel ſchlechte Geſchäfte. Das Klima iſt unfreundlich, das Wetter meiſt ſtürmiſch, der Winter immer ſehr ſtreng und kalt, der Schnee liegt lange und hoch und ſelbſt im hohen Sommer entſteigen in der Mittagsſtunde dichte kalte Nebel der See, die ſich ſchnell über die ganze Gegend ausbreiten und ſie in einen dichten grauen Schleier hüllen. Wer ſich ſo plötzlich aus einem Klima wie das von Corfu, wo ich noch einen Theil des vorjährigen Sommers zubrachte, hierher verſetzt findet, dem ſcheint dies Land ein wahres Siberien. Dabei iſt die Stadt das wahrhafte und wirkliche Krähwinkel, jedoch nicht in Bezug auf ihre braven Bewohner, denn in dieſer Beziehung ſind es viel größere Städte, wie z. B. Frankfurt weit mehr, ſondern weil ſich die geflügelten wirklichen Krähen zu Hunderttauſenden die Giebeldächer der alten Stadt ſeit undenklichen Zeiten zu ihren Sitzen auserſehen haben, deren Geſchrei und graues Ausſehen das Düſtere noch vermehrt. Uebrigens ſind die Einwohner ſehr biedere, wackere und brave Leute, noch von altem Schrot und Korn, und ſtehen ihren Mann auch vor dem grimmigſten Feind, wie ſie es ſchon öfters zur Genüge bewieſen haben; ſie ſind dabei geſellig, zuvorkommend gegen Fremde, und freundlich gegen die Garniſon, ſie ſelbſt ſcheinen ſich ihrer Verdienſte unbewußt, und erwähnten nur mit der äußerſten Beſcheidenheit der letzten heldenmüthigen Vertheidigung Colbergs, zu der ſie doch das meiſte beigetragen. Der geſellſchaftliche Verein der hieſigen gebildeten Welt führte den Namen Harmonie, und zwar mit Recht, denn dieſe herrſchte damals ungeſtört in demſelben. In dem Lokal dieſer Geſellſchaft wurden Bälle, Concerte, Feſtmahle u. ſ. w. veranſtaltet. Die Frauen und Töchter der Honoratioren kamen zweimal in der Woche hier zuſammen, um miteinander zu plaudern und zu arbeiten, im Sommer geſchah dies in dem Harmoniegarten, im Winter wurden alle 14 Tage Bälle, im Carneval auch in Coſtümen gegeben. Die Familien der Angeſtellten, die Offiziere der Garniſon und die Kaufleute bildeten einen anſehnlichen Cirkel, dem ſich der in geringer Zahl hier befindliche pommerſche Adel anſchloß, auch kamen häufig die adeligen Gutsbeſitzer aus der Umgegend mit ihren Familien zu den Feſten in der Stadt.

Als Festung ist Colberg um so bedeutender, da es nebst Stralsund der einzige feste Platz an der pommerschen Küste ist, auch sind ihre Außenwerke, Schanzen und Redouten, die östlich bis zum Wolfsberg und nördlich bis zum Hafen an der Münde laufen, wichtig, außerdem kann man den größten Theil der Umgegend unter Wasser setzen. — Colbergs Entstehung ist ungewiß, wahrscheinlich verdankt sie Fischerhütten ihren Ursprung. Im 10ten Jahrhundert wurde sie schon befestigt, im Jahr 1462 vertheidigte sie Hans von Schliefen lange und ruhmvoll, nicht minder brav wußte sie von Heiden im siebenjährigen Krieg gegen die Russen, und Gneisenau 1806, während fast alle andere preußische Festungen gleich Kartenhäusern fielen, gegen die Franzosen zu vertheidigen. Bei dieser letzten Belagerung war der tapfere Schill und der brave Nettelbeck, so wie die gesammte Bürgerschaft Colbergs vorzüglich thätig und zeichneten sich auf das rühmlichste aus, sogar die Frauen trugen das ihrige dazu bei, die Kämpfenden aufmunternd und den Verwundeten und Kranken Hilfe und Pflege bringend. Die ganze Einwohnerschaft machte damals fast nur eine einzige Familie aus, das schon halb zusammengeschossene, mitten in der Stadt liegende Rathhaus wurde in ein großes Blockhaus umgewandelt, was es jetzt noch war und auch zur Hauptwache diente. Ein schon 1334 erbautes Seilerhaus war von einer seltsamen Bauart; auch einen ziemlich geräumigen Packhof und große Magazine hatte die Stadt. Die Salinen sind eine halbe Stunde von derselben entfernt, und eine gute aber theuer zu unterhaltende Wasserleitung versorgt die Festung mit gesundem Trinkwasser. Ramler wurde hier geboren; der alte Nettelbeck aber war gewiß ihr bester Bürger, er war damals schon 76 Jahre alt, aber immer noch ein sehr rüstiger Mann, von dem lebhaftesten Geist. In seiner Jugend war er ein Seemann, hatte mehrere Reisen nach Ost- und Westindien gemacht, und in seinem hohen Alter bildete er noch junge Leute zu Matrosen und Steuermännern aus. Bei seinen großen Verdiensten war er der einfachste und anspruchsloseste Mann, dessen große Rechtschaffenheit und Redlichkeit zum Sprichwort geworden war, und Friedrich der Große, den er noch gekannt, stand in hohem Ansehen bei ihm, sein Muth war über alles Lob erhaben. Eines Tages hatte der Blitz in den hohen Thurm der Marienkirche geschlagen und dessen Spitze schon gezündet, da eilte der alte Nettelbeck ganz allein mit einer Handspritze hinauf und löschte das

Feuer. Als bald nach der Schlacht bei Eylau Napoleon ein beträchtliches Corps gegen Colberg ſandte, welches, nachdem es die Verſchanzungen bei Naugard genommen, ſich zur Belagerung der Feſtung anſchickte, da ſtellte ſich der edle Greis Nettelbeck an die Spitze der wackern Bürgerſchaft und war überall bei der Hand wo die Gefahr am größten war. Die Franzoſen hatten ſich bereits der Schanze auf dem hohen Berg bemächtigt, aber die Colberger befeſtigten nun die Mündung der Perſante und die Maikuhle und brannten die Lauenburger Vorſtadt ab. Schill, der ſich in die Feſtung geworfen hatte, machte faſt jeden Tag Ausfälle und vertrieb die Belagerer wieder aus den Schanzen. Nun wurde auch noch die Gelbern-Vorſtadt abgebrannt, und Schill ſchlug mit ſeiner Reiterei, die eine große Tapferkeit bewies, einen Theil der Belagerer in die Flucht. Aber der Commandant Colbergs, ein Oberſt Loucadou, von franzöſiſcher Abkunft, war eine Schlafhaube, ſprach von Uebergabe, bis ihm Nettelbeck mit einigen Bürgern auf die Stube rückte und ihm erklärte, daß ſie den der von Uebergabe ſpräche, für einen Hochverräther anſehen und als ſolchen beſtrafen würden. Er wurde auch bald abberufen und durch den braven Gneiſenau erſetzt, der ſogleich dem Feind die Schanzen am Bullenwinkel wieder abnahm. Die Franzoſen beſchoſſen jetzt die Stadt heftig und faſt ununterbrochen, aber Nettelbeck und ſeine Bürger, die mit der Beſatzung in der Vertheidigung der Stadt wetteiferten, waren überall bei der Hand wo es eine Gefahr gab, ſie hatten ſich in mobile Compagnien eingetheilt, bedienten einen Theil des Geſchützes, und Gneiſenau that faſt nichts ohne den Rath oder die Meinung Nettelbecks zu hören, der ſein beſter Adjutant und überall war. Zündete eine Haubitz-Granate irgendwo, ſo ſtand gewiß Nettelbeck mit ſeinem Schlauch an der gefährlichſten Stelle, die er nicht verließ bis das Feuer wieder gelöſcht war, und gab es außerhalb der Stadt ein Gefecht mit dem Feind, ſo ſaß er hoch zu Pferde, die Truppen anfeuernd, verſorgte ſie mit Munition, und brachte dem Commandanten unter einem Kugelregen die Berichte. Er beſorgte die Ueberſchwemmungen mit einer Umſicht, welche Scharfſinn und den richtigſten Ueberblick verrieth. Durch ſeinen Muth und Patriotismus verſetzte er die Bürger in Enthuſiasmus, und all dieſe Dienſte that er ohne die mindeſte Vergütung oder Beſoldung zu erhalten, obgleich er durchaus ohne Vermögen war und von ſeinem bürgerlichen Verdienſt lebte. Vier-

mal hatten die Bomben und Granaten ein gefährliches Feuer angefacht und viermal hatte es Nettelbeck gelöscht. Die Redoute auf dem Wolfsberg wurde mehrmals vom Feind genommen, aber die Belagerten erstürmten sie wieder, tödteten dem Feind 500 Mann, während sie nur 100 verloren, unter denen der Vicekommandant Wallenfels war, den eine Kugel zerschmetterte, und machten 250 Gefangene. Den folgenden Tag nahmen die Franzosen durch ungeheure Uebermacht die Redoute wieder, aber das Corps Schills erbeutete einen Transport Lebensmittel, die ein Dutzend Wagen für die Belagerer herbeiführten. Aus den Stubenhager Schanzen wurden die Franzosen wieder hinausgeworfen und bei einem Sturm auf die Lauenburger Vorstadt mit großem Verlust zurückgeschlagen, drei Tage währte der wüthende Kampf auf dieser Seite. Den 1. Juli wurde die Stadt mit einem Bomben- und Kugelregen überschüttet, und eine derselben zündete den Munitions-Vorrath auf der Kirche, was eine furchtbare Explosion verursachte, durch welche viele Leute, namentlich Artilleristen getödtet wurden. Zu gleicher Zeit näherten sich drei starke feindliche Colonnen der Festung, das Rathhaus stand in Flammen und brannte sammt seinem Thurm nieder, die Franzosen nahmen den Wolfsberg weg, von dem sie nach der Münde vordringen wollten, aber die Schillschen Husaren hieben so derb ein, daß sie die Flucht ergriffen. Gerade als sich der Kampf am wüthendsten entspann, machte ihm die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden ein Ende. Das Belagerungscorps, aus Franzosen, Polen, Holländern und Sachsen bestehend, war an 20,000 Mann stark, während die Besatzung sammt den kampffähigen Bürgern nicht den vierten Theil betrug. Das Belagerungscorps kommandirten hintereinander drei Generale, unter denen Mortier war. Diese tapfere Vertheidigung Colbergs ist ein Lichtpunkt in dem sonst so düster-unglücklichen preußisch-französischen Krieg von 1807, hätte sich das mächtige Magdeburg und die andern Festungen so gehalten, niemals wäre Preußen von den Franzosen unterjocht worden. Der König erkannte Colbergs und Nettelbecks Verdienste wohl an, sprach das erste von aller Kriegs-Contribution, nahe an 200,000 Thaler, frei, und dem braven Nettelbeck wurde die Ehre zu Theil, an die königliche Tafel gezogen zu werden, wo er den Ehrenplatz zwischen dem König und der Königin einnehmen mußte; seine Tochter, noch ein Kind, wurde auf königliche Kosten erzogen, erhielt eine bedeu-

tende Aussteuer, und aus Colbergs Besatzung wurde ein Regiment gebildet, das auf alle Zeiten den Namen Colberg führen sollte.

Ich begann nun mich nach und nach heimischer zu finden, obgleich meine Dienstverhältnisse gerade nicht immer die angenehmsten waren, woran ich indessen zum Theil selbst große Schuld trug, da ich mich über manche Dinge, die mir ungewohnt waren oder ungereimt schienen, ganz unverholen und oft sehr schonungslos ausließ, was mir dann sowohl bei meinen Vorgesetzten als ältern Kameraden Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten verursachte, die oft nur durch die Klinge beigelegt werden konnten und mich in den Ruf eines händelsüchtigen Menschen brachten. Ich konnte zu wenig den französischen Felddienst und das französische Leben vergessen und moquirte mich gern über manches was wohl nach Pedantismus roch, doch war damals schon der preußische Dienst fast von allen kleinlichen Erbärmlichkeiten gereinigt und in hohem Grad human, besonders auch gegen den gemeinen Mann. Das große Rechtlichkeitsgefühl und Wohlwollen des Königs war von den höchsten bis zu den untersten Klassen der militärischen Hierarchie gedrungen.

Die ersten Bekanntschaften unter den Einwohnern machte ich bei der Feier des Geburtstags des Königs, die mit großem Jubel begangen wurde. Nach der großen Parade war ein Diner und Abends Ball in der Harmonie, den der Commandant mit einer Polonaise eröffnete. Unter den anwesenden Damen bemerkte ich sogleich eine sehr zierlich und fein gebaute junge Frau, die sich mit außerordentlicher Anmuth im Tanz bewegte. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß es die Gattin eines Kaufmanns, Namens G... war, und engagirte sie zum ersten Walzer; kaum hatten wir dreimal die Tour im Saal gemacht, so dankte sie, setzte sich wieder auf ihren Platz, und ein Paar Sekunden darauf tanzte sie schon wieder mit einem andern; da ich diese, hier allgemein gebräuchliche Sitte nicht kannte, so fiel mir dies gewaltig auf, und ich wollte meine hübsche Tänzerin so eben deßhalb zur Rede stellen, als ich sah, daß es die andern Damen mit ihren Cavalieren ebenso machten, und durch einen Kameraden erfuhr, daß dies in Pommern Mode sey, eben um Zurücksetzungen und Händel zu vermeiden, da auf diese Weise jeder Herr mit jeder Dame zum Tanz kommen könne. Ich fand dies jetzt sehr vernünftig und

tanzte in demſelben Walzer nochmals mit Madame G... nachdem ſie abermals abgedankt hatte. Auf dieſem Ball waren ſo ziemlich alle Schönheiten der Honoratioren Colbergs beiſammen, und wunderſchöne und liebliche Mädchen unter denſelben, wie die Fräulein von Gundenreich, drei ſehr reiche Erbinnen, ein Fräulein Justke, von Bayinsky, eine Frau Doktor M. u. ſ. w., eine wahre Flora von Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, daß einem die Wahl hätte ſchwer werden können, doch fand ich an Madame G... ein ſo anmuthiges, aufgewecktes und zierliches Weibchen, daß ich von ſoviel Liebenswürdigkeit hingeriſſen, mich von dieſem Tag ihrem Dienſte vorzüglich zu widmen beſchloß. Ein tragi-komiſcher Vorfall machte, daß dieſes Feſt auf eine kurze Zeit unterbrochen wurde. Der Chef der Artillerie hatte nämlich mit dem Commandanten von Colberg, Oberſten Streit, als die Herren ſchon ziemlich allegro bei einer Bowle Punſch ſaßen, um ein Dutzend Flaſchen Ungarwein gewettet, daß letzterer auch nicht einen Kanonenſchuß in der Feſtung thun laſſen könne ohne ſein Wiſſen und ſeine Genehmigung (die Ordre dazu mußte erſt an den Artilleriechef gelangen und ihm gemeldet werden, da kein Artillerieoffizier ohne dieſe abfeuern laſſen konnte). Oberſt Streit aber gab dem Platz-Adjutanten insgeheim Befehl, ein Paar Reſerve-Kanonen aus dem Zeughaus, wozu die Schlüſſel bei der Commandantur waren, holen, ſie ſo geräuſchlos wie möglich in der Börſenſtraße gegen die Harmonie zu auffahren und richten, ſo wie durch Artilleriſten aus dem Invaliden-Bataillon bedienen zu laſſen, und dann auf ein von ihm mit einem weißen Schnupftuch am Fenſter gegebenes Zeichen abzufeuern. Als man dem Commandanten berichtet hatte, daß alles nach ſeiner Ordre bereit wäre, ſagte er zum Major v. Gaeti, Chef der Artillerie: Nun, Herr Major, laſſen Sie uns die Geſundheit Sr. Majeſtät unſers hochverehrten Königs ausbringen und mit Kanonendonner accompagniren. Der Major erwiederte lächelnd: ich bin es zufrieden und ſtieß mit dem Oberſt an, der ausrief: Hoch lebe unſer edler König! zugleich mit dem Schnupftuch an dem Fenſter winkend, und in demſelben Augenblick, es war gegen Mitternacht, donnerten die Kanonen zum Schrecken und Erſtaunen der ganzen Harmoniegeſellſchaft, aber auch alle Fenſterſcheiben fielen klirrend in den Saal, ſo daß die Damen ſchreiend die Flucht ergreifen wollten; Jedermann ſah ſich betroffen gegenſeitig an und wußte nicht was er von dem Vorfall denken ſollte, zumal da ſich

die Kanonenschüsse erneuerten und deren einige zwanzig fielen; doch klärte sich die Sache bald auf, und das unterbrochene Fest nahm wieder seinen, nicht ferner gestörten Fortgang. Der Herr Oberst hatte zwar den Ungarwein gewonnen, mußte aber ein paar hundert Thaler für die zerbrochenen Scheiben zahlen, denn nicht allein alle Fenster der Harmonie waren zerschmettert, sondern auch links und rechts die der Häuser in der Börsenstraße, von dem Platz wo die Kanonen standen bis zum Harmoniegebäude, welches Face machte. Es war demnach eine sehr theuer gewonnene Wette. — Erst um drei Uhr endigte das Fest, auf dem ich mit Mad. G... schon so weit gekommen war, daß sie mir mit vielsagendem Blick eine beste Nacht wünschte. Wenige Tage darauf sah ich sie nebst noch andern Damen wieder in dem Harmoniegarten, wo die neue Bekanntschaft freundlichst fortgesetzt wurde. Kurz vorher war der Hauptmann von Pfündöl angekommen, dem ich nun die Compagnie hatte übergeben müssen, er befand sich auch bei der Gesellschaft im Garten, und als die Sprache auf Berlin kam, erzählte ich, daß ich daselbst bei meinem Wirth, ein Herr v. Pokwisch, eine so überaus freundliche Aufnahme gefunden und überhaupt die Berliner nur zu rühmen hätte. Pfündöl fragte mich hierauf mehr und sehr genau nach den nähern Umständen der Familie v. P., so daß es mir auffallen mußte. Ich konnte ihm indessen nur Gutes und Lobenswerthes von jedem Mitglied derselben mittheilen. Endlich fiel er mir lächelnd mit den Worten in die Rede: Herr Kamerad, das war Ihnen gerathen; wissen Sie, daß die alte Frau von Pokwisch meine Schwester und deren Sohn folglich mein Neffe ist, die junge Frau habe ich aber noch nicht gesehen. Von diesem Augenblick an waren wir die besten Freunde und Kameraden.

Noch denselben Tag schritt ich in der Gunst der Madame G. so weit voran, daß sie mir das Haus einer ihrer Bekannten, eine gewisse Madame Sparschuh, empfahl und zu verstehen gab, daß ich sie in demselben oft antreffen könne, ich fand auch schnell Mittel, mich bei dieser, schon etwas ältern Dame, deren Gatte die meiste Zeit abwesend war, zu introduciren, und bald brachte ich ganze Nachmittage in Gesellschaft der Madame G... daselbst zu, während Madame Sparschuh so gütig war, sich mit Haushaltungsangelegenheiten zu beschäftigen und uns manches Stündchen ganz allein zu lassen, wohl auch dafür zu sorgen, daß wir nicht unan-

genehm überraſcht werden konnten, was wir dann beſtens zu benutzen verſtanden.

Damals waren gerade viele junge Soldaten zu dem Bataillon gekommen, die einexercirt und im Dienſt geübt werden mußten, weßhalb die wachthabenden Offiziere vom Commandanten dahin inſtruirt worden waren, die Wachen öfters zur Uebung unters Gewehr treten und präſentiren zu laſſen, dies benutzte ich nun wenn ich die Hauptwache kommandirte, ſo oft eine von meinen Schönen vorüberging, was häufig namentlich mit Madame G... der Fall war, die, wenn ſie wußte daß ich auf der Wache war, einigemal des Tages kam. Bald bemerkten es indeſſen die der Hauptwache gegenüberwohnenden Nachbarn, und beſonders eine Apothekersfrau Namens Julius, welche nicht ſehr ſchön und liebenswürdig, auf die jüngern Damen eiferſüchtig war, und es einzurichten wußte, daß die Sache dem Commandanten zu Ohren kam, der darauf einmal bei der Parade die Herren Offiziere vornahm — es waren noch mehrere welche daſſelbe Manoeuvre ausführen ließen — und mit einem bedeutenden Blick auf mich und meine Kameraden ſagte: „die Herrn wachthabenden Offiziere möchten doch nicht gerade in dem Augenblick die Wache ins Gewehr treten laſſen wenn gewiſſe Damen ſichtbar würden.“ — Wir ließen uns dies geſagt ſeyn und mieden es fortan. — Außer Madame G... machte ich bald noch die Bekanntſchaft ihrer hübſchen Couſine, der Frau Doctor M., bei einer Kaffeegeſellſchaft im Bullenwinkel. Die Colberger Damen veranſtalteten nämlich ſehr häufig ſolche Kaffeeklatſche's, im Winter in ihren Häuſern, im Sommer aber auf einem nahegelegenen ländlichen Ort, wobei außer Kaffee und Kuchen noch reichlich ſüße Weine, Spickgans und andere Leckerbiſſen ſervirt wurden. Diejenigen Damen welche intimere Bekanntſchaften mit Offizieren hatten, ließen dieſe wiſſen wenn eine ſolche Zuſammenkunft auf dem Land, wozu man faſt immer den Bullenwinkel wählte, ſtattfinden ſollte, und ſie ſtellten ſich bei denſelben wie auf einem zufälligen Spaziergang ein, man lud ſie dann höflichſt, eine Taſſe Kaffee anzunehmen, und brachte ſo den Nachmittag recht vergnügt mit ländlichen Spielen: Schaut euch nicht um, der Fuchs geht herum; Gut Bier feil, und beſonders Verſteckens ꝛc. zu. Der romantiſche Bullenwinkel beſtand aus einigen Wirthſchafts- und Oekonomie-Gebäuden, die an den Ufern eines mit

Erlen, Eschen und Weiden besetzten Baches lagen. Die Gesellschaften waren immer einige zwanzig bis dreißig Personen und mehr stark, und die Blüthe der Colberger Frauen und Mädchen kam da zusammen, um Kaffee oder auch Buttermilch zu schlürfen und neue Bekanntschaften zu machen, während die Männer und Väter dieser Damen ganz ruhig auf ihren düstern Schreibstuben bis zum Untergang der Sonne arbeiteten und in Kaffee, Zucker, Weinen ꝛc. spekulirten. Mit einem andern jungen Offizier, dem Lieutenant Willmann, hatte ich nähere Freundschaft geschlossen, so daß wir uns unsere Abentheuer und Verbindungen gegenseitig mittheilten und einander behülflich waren. Seine Auserkohrene war eine junge Wittwe, die Kriegsräthin W., eine ziemlich türkische, das heißt corpulente Schönheit, denen ich nie einen Geschmack abgewinnen konnte; dagegen hatten Madame G... und ihre Cousine beide Sylphidengestalten, erstere war aber von einem so zarten Nervenbau, daß sie vor lauter Entzücken oder auch aus Aerger und Gemüthsbewegung leicht in einen völlig bewußtlosen Zustand versank, und bis zur Beängstigung in demselben verblieb. Bald merkte sie, daß ich mit der Frau Doctor M. auf einem freundschaftlichern Fuß als ihr lieb war, stand, was zu Neckereien und unangenehmen Scenen Veranlassung gab. Als eines Nachmittags im Bullenwinkel wieder Versteckens gespielt wurde, hatte mir ihre Cousine leise zugeflüstert: ich verstecke mich in das hohe Federbett der Wirthin, dort findet mich gewiß Niemand. — Außer mir, erwiederte ich. — Das dürfen Sie nicht, weil ich es Ihnen gesagt habe. — Nun wir werden sehen. — Als alle versteckt waren, schlich auch ich mich in die Schlafkammer der Wirthin, wo ich richtig die Frau Doctorin fand, die ihr allerliebstes Köpfchen aus den berghohen Federbetten der Wirthin streckte. — Beste Frau Doctorin, ließ ich mich vernehmen, ich kann Ihnen nicht helfen, aber ich weiß keinen andern Platz zum Verstecken zu finden, als bei Ihnen im Bett. — Ja unterstehen Sie sich! — Und warum nicht? ich unterstand mich und war mit einem Hui in den Federmassen, unter der Decke und mit der liebenswürdigen Frau vereint. — Aber mein Gott, wenn man uns hier zusammen findet! — Man wird uns nicht finden, ich habe es mit der Wirthin abgemacht, lassen Sie uns also den günstigen Augenblick benützen. — Sophie wollte protestiren, mich wieder hinaus haben, aber ich war nicht der Mann, der einmal in einer Festung, dieselbe so leicht wieder

aufgab, da half kein Sträuben und Ach; aber plötzlich knarrte die Thüre, und ich schlüpfte tief unter die schwere und breite Bettdecke, bis zum Ersticken zugedeckt. Es war Madame G..., die mich überall gesucht hatte und endlich auf den Einfall gekommen war, zu sehen, ob ich mich nicht in der Wirthin, ihr und mir schon wohlbekanntem Schlafzimmer befände. Sie trat an das Bett, und ihre Cousine mit sehr erhitztem Aussehen in demselben liegen findend, sagte sie: „So, du hast dich hier verborgen, das ist so übel nicht, ich will mich mit dir zusammen verstecken.“ — Bewahre der Himmel, das geht nicht, wo denkst du hin. — Ich sehe nicht ein warum .... Nein das leide ich ein für allemal nicht, du gehst deiner Wege. — Aber Madame G... war nicht die Frau die sich so leicht abschrecken ließ, und zog und zerrte schon an der Bettdecke, welche die Doctorin um so fester an sich hielt, wobei ich ihr unterbettischerweise so behülflich war, daß es der Madame G... nicht gelang die Decke herabzureißen, und so entstand ein gewaltiges Hin- und Herzerren. Da beide Cousinen sehr laut wurden, so daß ich fürchtete, noch andere Personen möchten dazu kommen, entschloß ich mich, der Sache rasch ein Ende zu machen, warf die Decke von mir, sprang zum Bette heraus und stellte mich zwischen beide, fast gleich verblüffte Damen, suchte sie zu besänftigen, indem ich ihnen vorstellte, daß sie beide gleiches Interesse hätten, daß die Sache verschwiegen bliebe und der türkische Sultan ja ein Paar hundert Frauen zumal habe, ich also wohl auch zwei Geliebte auf einmal besitzen dürfe, besonders da ich beide gleich heftig liebe, wie sie versichert seyn könnten. Um dieser Versicherung mehr Nachdruck zu geben, küßte ich beide abwechselnd, wenn schon Madame G... sich gewaltig sträubte; die Doctorin aber, die sich besser in das Geschehene zu finden wußte, rief ihr zu: „So ziere dich doch nicht so, Minchen, es ist jetzt einmal nicht anders, und dann bleibt's ja unter der Verwandtschaft.“ — Es wurde endlich, wenigstens scheinbar, der Frieden geschlossen und besiegelt, wir begaben uns alle drei wieder zur Gesellschaft, nahmen kühlende Buttermilch zu uns und spielten dann wieder: „Schaut euch nicht um, der Fuchs geht herum,“ bis mit der Dämmerung ich beide Cousinen am Arm heimführte. Madame G... konnte aber diesen Vorfall nicht so leicht verschmerzen, sondern spielte die Eifersüchtige fort, ließ soviel wie möglich alle meine Schritte beobachten, und durch eine ihrer Mägde sogar meinen Burschen bestechen, der mir

jedoch alles wieder rapportirte und, von mir gehörig instruirt, nur sagte was ich für gut fand ihn sagen zu lassen. Indessen ließ sie dennoch ihre Cousine so genau bewachen, daß es dieser fast unmöglich wurde, einen Schritt zu thun ohne daß es Mad. G... nicht erfahren hätte, die es so einzurichten verstand, daß wir uns fast nie allein sprechen konnten. Um dies bewerkstelligen zu können, kam ich mit der Frau Doctorin überein, daß sie eine kleine Reise zu einer nahen Anverwandten nach dem 5 Meilen von Colberg entfernten Cöslin machen und ich für einige Tage Urlaub dahin nehmen solle, das Vorhaben aber so geheim zu halten, daß Madame G... vor unserer Abreise nichts erfahre. Dies glückte, und um sie irre zu führen, hatten wir hinterlassen, daß Sophie nach Treptow und ich nach Cöslin gegangen sey, fanden uns aber schon eine halbe Meile hinter Colberg zusammen und setzten nun den Weg nach Cöslin in einem offenen Wagen fort.

Cöslin ist eine hübsche freundliche Stadt, regelmäßig gebaut und noch mit einer von Thürmen flankirten Mauer umgeben. In frühern Zeiten war es stark befestigt und soll über 50 dicke Thürme gehabt haben. 1718 brannte fast die ganze Stadt ab, wurde aber nach dieser fürchterlichen Feuersbrunst so wie sie jetzt noch steht, wieder aufgebaut. Friedrich I. war der Wiedererbauer, seine Bildsäule steht mitten auf dem schönen Marktplatz zwischen zwei Wasserbehältern. Cöslin hat vier Vorstädte und über 6000 Einwohner, und da sich die Regierung, das Oberlandesgericht von Pommern und noch andere Behörden hier befinden, so ist der Ort sehr lebhaft und gesellig, auch ist noch ein altes Schloß vorhanden. In seiner Nähe befindet sich der Gollenberg, der höchste Berg in Pommern, und die Ufer des baltischen Meeres sind nur eine Stunde davon entfernt. Der beste Geschichtsschreiber Pommerns, Mutänius, ist hier geboren. Durch Fehden, Kriege, Pest und Feuer hat die Stadt in frühern Zeiten außerordentlich gelitten, war aber jetzt wieder im Flor. — Als die verstorbene Königin Louise einst hier durchfuhr und sie viele pommersche Edelleute zu Pferde eine Strecke geleiteten, machte sie einem derselben, der ein sehr schönes Thier ritt und auch ein guter Reiter war, deßhalb ein Compliment. Der Landjunker erwiederte: Ja, Ihro Majestät, es ist ein gutes Thier, nur hat das infamige Beest fortwährend alle Löcher aufgesperrt! — Ein anderes Abentheuer widerfuhr hier dem König Friedrich Wilhelm III. als er durchkam. Dieser Monarch

ſprach bekanntlich in ſehr abgebrochenen Worten; als ſein Wagen an der Poſt umgeſpannt war, ſagte er zu den Poſtillonen: „regulair fahren!“ dieſe aber verſtanden: an die Regierung fahren, fuhren dahin und hielten dann ſtill. Der König erkundigte ſich, was dies bedeuten ſolle, und es wurde ihm die Antwort: Majeſtät, hier iſt die Regierung. — Nachdem derſelbe erklärt, daß er da nichts zu thun habe, löste ſich das Mißverſtändniß auf; nun mußten die Poſtillone in der ziemlich engen Straße auf dem Topf umwenden, was ſie ſo ungeſchickt thaten, daß der Wagen um- und auf einen ziemlich hohen Lehmhaufen fiel, ſo daß der Sturz nicht ſehr hart und faſt ohne alle Beſchädigung ablief. Die Poſtillone hatten jetzt große Angſt und faſt Kopf und Führung verloren, der König der ausgeſtiegen war, ſprach ihnen jedoch Troſt und Muth ein, und ſie erhielten für die ausgeſtandene Angſt jeder einen Friedrichsd'or Extra-Trinkgeld.

Nachdem ich mit Sophie den dreitägigen Aufenthalt in Cöslin auf das beſte benutzt hatte und bei ihren Verwandten ſehr gut aufgenommen worden war, fuhr ich einen Tag früher ab, damit man in Colberg, namentlich Madame G... weniger argwöhniſch ſeyn und uns nicht auf die Spur kommen möge. Aber die Dame hatte bereits Verdacht geſchöpft, da ihre Couſine ihr kein Wörtchen von der Reiſe mitgetheilt, bald kam ſie auch durch ihre Spione hinter die Wahrheit, und es ſetzte Scenen in der Doctorin Wohnung, wobei die nervöſe Madame G... furchtbare Krämpfe bekam und in gänzliche Bewußtloſigkeit fiel. Um der Doctorin den Streich wett zu machen, veranſtaltete ſie nun gleichfalls eine kleine Luſtreiſe, wobei ich ihr ſchwören mußte, das Vorhaben ihrer Couſine nicht zu verrathen, ein Schwur den ich aber nicht hielt, und da ich wußte, daß Sophie weit vernünftiger als Minchen war, ihr die Sache mittheilte, worauf wir beide herzlich darüber lachten. — Diesmal ſollte die Fahrt auf das Gut eines pommerſchen Landedelmannes gehen, mit dem der Mann der Madame G... einige nicht ſehr bedeutende merkantiliſche Geſchäfte machte, und der Dame einſt en passant hingeworfen hatte: ſie möge ihn doch einmal auf ſeinem Gut beſuchen. Madame G... arrangirte nun eine Parthie dahin, wozu ſie auch noch außer mir, Herrn und Madame Sparſchuh und ein Fräulein von Bajinsky einlud, um die Sache nicht zu auffallend zu machen. Wir fuhren einen Sonnabend Nachmittag ab und längten erſt gegen neun Uhr Abends in dem Dorf

des Edelmannes an. Je näher wir kamen, desto ängstlicher wurde Madame G..., die anfing einzusehen, daß sie auf eine so oberflächliche Einladung hin, wenigstens nicht noch vier fremde Personen hätte mitbringen sollen, und erst nahe bei dem Dorf entdeckte sie mir und den andern ihre Bedenklichkeiten. Ich war sogleich dafür, daß wir andern in der Schenke des Dorfes übernachten müßten, während Madame G... allein von der Einladung des Edelmannes Gebrauch machen solle, aber dies wollte sie eben so wenig, namentlich nicht daß ich mit dem Fräulein von Bajinsky, ein niedliches junges Mädchen, die Tochter eines pensionirten Majors, ohne sie unter einem Dache schlafen sollte, auch war der Krug (das Wirthshaus) in dem Dorf so beschaffen, daß wir alle in einer Kammer auf einer Streu hätten liegen müssen. Wir hielten indessen am Krug an, von wo sich Madame G... allein nach dem Schloß des Edelmannes begab, und diesem, indem sie ihm ihren Besuch ankündigte, zu gleicher Zeit auf eine Weise mittheilte, daß sie in Gesellschaft von noch vier Personen gekommen, die im Krug geblieben, daß der gute Mann wohl nicht anders konnte, als ihr den Vorschlag zu machen, sie zu ihm zu bringen; sie kam nun triumphirend zurück, uns einladend ihr zu folgen. Wir wurden indessen ziemlich frostig empfangen, besonders von der gnädigen Frau, die Unwohlseyn vorschützend, sich bald nachdem sie uns gemustert, wieder entfernte, uns dann durch einen Bedienten unsere Zimmer anweisen, zum großen Verdruß der Madame G... eines für die Damen mit drei Betten und ein anderes für die Herren, und uns auch ein ziemlich frugales Abendessen auf denselben serviren ließ, nach welchem wir alle etwas verstimmt und kleinlaut uns zur Ruhe verfügten, da wir Niemand von dem Haus mehr zu sehen bekamen. Den andern Morgen wurde uns um 8 Uhr der Kaffee gebracht und der aufwartende Bediente theilte uns mit, daß sich seine Herrschaft bestens entschuldigen lasse, und bedaure, uns nicht mehr sehen zu können, sie habe aber mit Tagesanbruch auf ein benachbartes Gut fahren müssen, dessen Eigenthümer sie diesen Besuch schon vor 14 Tagen versprochen. — Dies war denn doch ein wenig zu arg, ich dankte für das Frühstück, befahl sogleich anzuspannen, die übrigen waren vollkommen meiner Meinung, und den Domestiquen 5 Thaler in Gold als Trinkgeld hinwerfend, verließen wir den gastfreien Edelhof und waren zu Mittag wieder in Colberg zurück, sammt und sonders von dieser Plaisir-

reiſe wenig erbaut, und Madame G... ein wenig beſchämt. — „Der ſoll mir aber nach Colberg und zu uns kommen, ſagte ſie wohl Hundertmal unterwegs, ich will ihm wieder mit Ungarwein aufwarten, dem Flegel ....“ Niemand war über dies Reſultat erfreuter, als Frau Doctor M..., der ich alles nebſt den kleinſten Nebenumſtänden mittheilte, und die ſich darüber kindiſch freute und halbtodt lachen wollte. Ich hatte indeſſen bei dieſer Gelegenheit nähere Bekanntſchaft mit dem liebenswürdigen Fräulein Bajinsky gemacht, die ich nun auch bald auf mein Regiſter ſetzen zu können hoffte. Ich gefiel mir immer mehr in Colberg und hatte eben einen Wechſel von 400 Thalern von Haus erhalten, die mir der Banquier Mendelſohn in Berlin bei dem Haus Plüdemann in Colberg, einer der reichſten Kaufleute, anwies, und da dies ſchnell in der Stadt herumkam, ſo galt ich für ſehr reich und alle Leute waren jetzt noch dreimal ſo artig, wie früher, gegen mich. Den hübſchen Töchtern meines Bataillonschefs, ſo wie der elfjährigen Tochter des Commandanten gab ich Unterricht in der franzöſiſchen Sprache und im Singen, ſo war ich ſehr gern geſehen und erhielt mehr Einladungen als mir lieb war; eine junge Majorin von G... bat mich ebenfalls, ihr doch einige Stunden auf der Guitarre geben zu wollen, was ich unmöglich ausſchlagen konnte, da es nicht nur eine hübſche, ſondern auch ſehr geiſtreiche Frau war. Nach vielen Bemühungen brachte ich auch ein kleines Liebhabertheater zu Stande und wurde ſogar in der Harmonie zum **Maitre des plaisirs et des ceremonies** ernannt, war ſo überall Hahn im Korbe und wohlgelitten, trotz dem daß ich oft in Gegenwart der Männer und Eheherrn den Damen Schelmlieder vorſang, wie folgendes, worüber man herzlich lachte und mich oft bat es zu wiederholen:

Ihr lieben Männer laßt euch rathen,
Ich mein' es wahrlich mit euch gut:
Bekommt ihr ins Quartier Soldaten,
So ſeyd nur fein auf eurer Hut,
Die Herrn ſind tapfer in den Kriegen
Und fliehen nicht im ärgſten Streit,
Und Weiberherzen zu beſiegen
Iſt ihnen eine Kleinigkeit.

Will der Soldat die Frau bezwingen,
Betrachtet er als Feſtung ſie;

Als Sieger ſich empor zu ſchwingen
Spart er nicht Kunſt, nicht Kniff', nicht Müh',
Ihm iſt vor ſeinem Feind nicht bange,
Bald läuft er Sturm, bald braucht er Liſt,
Kurzum er balget ſich ſo lange,
Bis er der Feſtung Meiſter iſt.

Hat nun die Feſtung ſich ergeben,
Ruft der Soldat: Victoria,
Dies Alles muß der Mann erleben
Und ſteht noch wie ein Gimpel da.
Drum ſchärft die Augen, ſpitzt die Ohren,
Kommt ein Soldat zu euch ins Haus,
Gebt ihr nicht Acht, ſeyd ihr verloren
Und obendrein lacht man euch aus. Ha, ha, ha.

Oder auch das:

Wenn ich die Mädchen zählen müßte,
Die ich ſchon herzte und ſchon küßte,
Dann würde mir der Athem ſchwer
Bis ich mit Zählen fertig wär. :,:

Schon in meinem zwölften Jahre
Küßt' ich u. ſ. w.

und dann des jovialen Langbeins Heufahrt und Heidelbumbei ꝛc. Dies hinderte nicht, daß die guten Männer ſelbſt darob lachten, und einer zum andern mit einem bedeutungsvollen Blick foppend ſagte: Ja ſo geht's, Herr Bruder, nicht ahnend, daß er ſelbſt zum großen Heer der Betrogenen gehöre. Ich arrangirte nun Extra-Bälle, kleine Concerte, gab alle Geſellſchaftsſpiele an, und war in der That **l'enfant cheri des dames**, und auch hier mußte mir die zum Thurm der Marienkirche führende Treppe, bei den gefährlichſten und geheimſten Rendez-vous, zum verſchwiegenſten Gelegenheitsmacher dienen. Eine dieſer Damen, die von ihrem Gatten, einer hohen Militairperſon, ſehr überwacht wurde und deren Gängen man nachſpürte, machte den Abend wenn wir ein Stelldichein in dem Thurm verabredet hatten, drei bis vier Beſuche in verſchiedenen Häuſern bevor ſie ſich im Thurm einfand, um im Nothfall eine gute Ausrede zu haben und beſſer ein Alibi beweiſen zu können. — Auch an Heirathsanträgen, die mir ſo unter der Hand angegeben wurden, fehlte es nicht, es waren meiſt hübſche und reiche Mädchen, mit denen mich gefällige Baſen und

Tanten, trotzdem daß meine galanten Aventüren so ziemlich bekannt waren und Aufsehen erregten, beglücken wollten. Schöne und reiche Mädchen waren die Fräulein von Gundenreich, von denen man mir die älteste durchaus freien wollte. Aber kaum 26 Jahre zählend, hatte ich noch wenig Sinn für Hymens Freuden in der Ehe, und eben so wenig Werth hatte der Mammon für mich.

So kam allmählig der Winter heran. Hauptmann v. Pfündöl und ich erhielten sehr freundliche Einladungen von Pokwischs in Berlin, einen sechswöchentlichen Urlaub zu nehmen und sie zu besuchen. Trotz allen Freuden die mir jetzt in Colberg blühten, ließ ich mich doch bereden die gutgemeinte Einladung anzunehmen, auch hatte ich so halb und halb die Absicht, eine Versetzung an den Rhein auszuwirken, erbat mir und erhielt Urlaub und machte mich vierzehn Tage vor Weihnachten mit Pfündöl auf den Weg nach Berlin. Bis Naugarten hatten wir Extrapost genommen und uns dann in den von Danzig kommenden Postwagen gesetzt, in dem wir eine liebenswürdige Polin, die Gattin eines polnischen Uhlanen-Rittmeisters, der bei der Armee in Frankreich stand, trafen, die ebenfalls nach Berlin und von da weiter nach Frankreich zu ihrem Mann reiste, und gut französisch sprach, das Pfündöl, der außerdem schon ein Sechziger war, so wenig verstand wie die andern Passagiere. Ich fand die junge Frau, die aus Königsberg kam, allerliebst, und konnte mich um so ungestörter mit ihr unterhalten, da Niemand verstand was wir sprachen. In Stargard führte ich sie während dem mehrstündigen Aufenthalt daselbst in der Stadt herum spazieren, in Königsberg in der Neumark ebenso, und in Freienwalde gingen wir trotz Wind und Wetter den Gesundbrunnen aufsuchen. Es war schon 9 Uhr Abends als wir in Berlin ankamen, was ich zum Vorwand nahm um nicht sogleich zu Pokwischs zu gehen, sondern im goldnen Engel, wo ich schon früher logirte, mit der Frau Rittmeisterin abzusteigen, worauf auch Pfündöl einging, da er seine Verwandten nicht noch so spät incommodiren wollte. Mit meiner schönen Polin war ich im Postwagen schon so weit gekommen, daß ich sie für meinen Reiseschatz erklärt hatte, und sie mir in dieser Eigenschaft nicht wohl mehr etwas abschlagen konnte. Ich schlich mich nach elf Uhr auf Katinkas nicht verschlossenes Zimmer, in dem noch Licht brannte, sie lag aber schon mit hochwallendem, zur Hälfte entblößtem Busen im Bette und schlief, oder wenigstens that sie so. Ich weckte die Scheintodte mit

Küſſen, die ſich nun ſtellte als erwache ſie aus tiefem Schlaf, und als es ſchon zu ſpät war, ihre Unſchuld zu retten, aber immer noch früh genug, um im Hochgenuß mitfühlend zu ſchwelgen. Ihre bald weitgeöffneten ſchwarzen Feueraugen verriethen alle Gluth hoher Luſt, die Frau war ſo üppig und reizend gebaut, daß ich ſelbſt in Spanien nie einen ſchönern Frauenkörper kennen gelernt; erſt gegen Morgen verließ ich das Zimmer der ſchönen Polin wieder, kleidete mich an und begab mich dann in das Pfündöls, um mit dieſem zu frühſtücken und hierauf zu Pokwiſchs zu fahren, wo wir mit großem Jubel empfangen und freudig aufgenommen wurden. Die Frau Rittmeiſterin verweilte mir zu Gefallen noch acht Tage in Berlin, das ſie noch nicht kannte, und ich mich der Mühe unterzog ſie kennen zu lernen. Wir führten ſie bei Pokwiſchs ein, wo ſie während ihres kurzen Aufenthaltes täglich in dem gaſtfreien Haus zu Tiſche geladen wurde. — Minchen Pfeifer, bei der wir den andern Tag die Aufwartung machten, war unterdeſſen förmlich die Braut des bei dem Armeecorps in Frankreich ſtehenden Regimentschirurgius geworden; dies hinderte nicht, daß wir das frühere Verhältniß wieder anknüpften, ob ſie gleich, als ſie von Pokwiſchs erfuhr, daß ich wieder kommen würde, dieſen geſagt hatte: „Wenn Herr Fröhlich kommt, ſo ſuchen Sie doch ja zu verhindern, daß er mich unter den jetzigen Umſtänden beſucht.“ Als ſie mir bei der erſten Viſite die ich mit Pfündöl machte, zuflüſterte: „nun, werde ich Sie recht oft bei uns ſehen?“ erwiederte ich ihr: „Sie haben es ſich ja verbeten.“ — Ach das war nicht ſo gemeint, verſetzte ſie, aber man muß den Leuten ein wenig Sand in die Augen ſtreuen, damit man nicht für ſo leichtſinnig gehalten wird, wir können indeſſen immer zuſammen muſiciren, wenn ich auch Braut bin, das thut nichts, aber verſteht ſich, Alles in Ehren. — Ja mein Fräulein, in Ehren kann man Alles thun, und ſo wollen auch wir es machen. — Wir ſangen nun wieder öfters miteinander, und trugen die Duette, wenn wir allein waren, mit ſo großem Ausdruck und ſo handgreiflicher Action vor, daß auch der ſtrengſte Critiker und Recenſent hätte bezeugen müſſen, daß die vollkommenſte Natur dabei herrſchte. — Auch auf dem Schloß machte ich meine unterthänigſte Aufwartung bei der Prinzeſſin Wilhelm, die mich wieder ſehr freundlich empfing, und mich unter anderm fragte: wie es mir in den preußiſchen Dienſten gefalle? worauf ich ein: „vortrefflich, Hoheit,“ erwiederte, und während

meines Aufenthaltes in Berlin noch einigemal meine Aufwartung wiederholte. — Nachdem acht Tage verflossen, setzte die schöne Polin ihre Reise nach Frankreich fort, und ich wurde dadurch freier in meinem Thun und Treiben. Der diesmalige Aufenthalt in Berlin war noch unterhaltender für mich als der frühere, denn wir machten viele neue Bekanntschaften, da wir Empfehlungsbriefe von in Colberg garnisonirenden Offizieren an deren Verwandte mitgebracht hatten, wodurch wir viele Einladungen erhielten, die uns manche angenehme Stunde hinbringen halfen. Unter andern lernte ich auch die liebenswürdige Gattin des Herrn von L...., eines Abgeordneten aus Stralsund, das eben erst preußisch geworden war, und deßhalb Deputirte nach Berlin gesandt hatte, kennen, so wie eine Justizräthin von M.... und eine Oberstin v. M.... Jede dieser Damen war gleich anziehend für mich, und lange schwankte ich, welcher ich den Vorzug geben solle; die Munterkeit und das heitere Wesen der Justizräthin machte bald, daß ich mich vorzugsweise für diese entschied, sie war eine Schwägerin der Frau v. L..., und ich hatte nun freien Zutritt in all diesen Häusern, wo ich manche höchst vergnügte Stunde zubrachte. Dabei hatte ich auch einige der ältern Bekanntschaften wieder erneuert, namentlich die der reizenden Schauspielerin Demoiselle D...., die aber, wie sie mir selbst gestand, jetzt Besuche von einer hohen Person erhielt, und mich deßhalb nur verstohlen empfangen konnte. Mein Verhältniß mit der Justizräthin wurde indessen durch einen unangenehmen Zufall bald unterbrochen. Ich hatte eines Morgens einen Korb mit schönen Austern an dieselbe durch meinen Bedienten geschickt und ihr in einem Billetchen dazu geschrieben, daß ich mich um elf Uhr — die Zeit wo ich wußte daß ihr Mann in Amtsgeschäften sey — bei ihr einfinden würde, um die delikaten Schaalthiere mit ihr zu frühstücken. Das in unser Geheimniß eingeweihte Stubenmädchen empfing den Korb, etwas später mich, und wir aßen die Austern fröhlich zusammen und ließen sie in süßem Ungarwein schwimmen. Alles ging nach Wunsch und lief ungestört ab, vor ein Uhr entfernte ich mich, weil nach dieser Stunde der Herr Gemahl sich zum Mittagessen einzufinden pflegte. Nun hatte aber das unbesonnene Mädchen die Austernschaalen auf einem Wasserstein in der Küche stehen lassen, und als Herr v. M. gegen zwei Uhr kam und zufällig, gegen seine Gewohnheit einen Blick in die Küche warf, um zu fragen, ob das Essen fertig sey,

ſah er die Auſternſchaalen. — Was iſt denn das? fragte er das erſchrockene Mädchen, die nach einigem Zögern ſtotterte: Madame hatte plötzlich einen ſo großen Geluſt nach Auſtern, daß ich deren holen mußte. — So, und wie es ſcheint, eine ziemliche Quantität, da ſind ja mehr als 100 Schaalen. — Der Juſtizrath eilte nun in das Wohnzimmer und ſagte zu ſeiner Frau: „Du haſt heute Morgen Auſtern gegeſſen?“ worauf ſie erſchrocken verſetzte: „Ich glaube es träumt dir, mein lieber Mann.“ — Wie, die ganze Küche liegt voller Schaalen, und das Mädchen ſagte mir, du habeſt plötzlich eine ſo große Luſt nach dieſem Leckerbiſſen gehabt, daß ſie deren habe holen müſſen. Ich hätte nichts dagegen wenn es ein Dutzend geweſen wäre, aber über ein Hundert, das koſtet ja an zwei Friedrichsd'or. — Die Frau ſah jetzt wohl ein, daß ſie die Sache auf Rechnung ihrer Genäſchigkeit ſchieben müſſe, und dankte Gott, auf dieſe Weiſe, doch mit einem, wenn auch etwas derben Verweis davon zu kommen, indem der Mann ſagte: „Du biſt ja doch nicht in der Hoffnung ſoviel ich weiß, und wäre es, gleich ein Hundert zu verzehren, dergleichen Sprünge verbitte ich mir, ſonſt werde ich dir einen Riegel vorſchieben, der dich verhindern ſoll, künftig ſo extravagante Ausgaben zu machen; ein Hundert Auſtern, ſolche Depenſe macht der König nicht! — So wäre die Sache abgemacht geweſen, wenn der Juſtizrath nicht zwei Tage darauf ein anonymes Billetchen erhalten hätte, in dem man ihm ſchrieb: „Sie ſind ſehr ſchwachköpfig zu glauben, daß Ihre Frau die Auſtern, es waren ihrer anderthalb Hundert, allein verſpeist habe, ſie hat ſie bei einem tête a tête mit einem Offizier gegeſſen, und beide haben Ungarwein dazu getrunken.“ — Jetzt war der Teufel los, der Mann rannte heim, ſtellte ſeine Frau zur Rede, examinirte als geübter Juriſt wie in einem peinlichen Verhör die Mägde, aber alle leugneten beharrlich, ſchrieen über ſchändliche Verläumdung, und ſeine Frau ſagte: „Mein Gott, ſiehſt du denn gar nicht ein, lieber Mann, daß dich irgend ein Spaßvogel zum Beſten hat, und den Auſternſchmaus zum Vorwand nimmt, um dich zu hetzen, Zwietracht unter uns zu ſtiften, und dann ins Fäuſtchen zu lachen; beſinne dich nur, mit wem du von der Sache geſprochen, und es muß dir klar werden, wer den Wiſch geſchrieben.“ Die Zofen ſtimmten ſo kräftig mit den Worten ihrer Herrin überein, daß es dem armen Mann ganz ſchwül wurde, und er endlich den Gläubigen ſpielte; in der That

hatte er mit einigen Freunden von der Naſcherei ſeiner Frau geſprochen, aber dennoch traf er ſolche Anſtalten, daß dergleichen Frühſtücke oder Soupers wenigſtens in ſeinem Hauſe künftig unmöglich wurden, dagegen fand ſich Gelegenheit, uns außerhalb demſelben zu entſchädigen. Wer den anonymen Brief geſchrieben, konnten wir nicht herausbringen, aber wahrſcheinlich hatte eines der Mädchen, das einen Liebhaber gehabt, geplaudert, und ſo war die Sache weiter gekommen, und wurde dann in den Berliner Salons mit allerlei Zuſätzen ausgeſchmückt erzählt. Meine alte Liebhaberei, zu einer Garde zu kommen erwachte auch hier wieder, als ich der Muſterung der königlich preußiſchen Garden, die von Paris zurückgekommen waren, beiwohnte, und die nicht nur eine vortreffliche militäriſche Haltung, ein martialiſches Ausſehen hatten, ſondern auch faſt ausgeſucht ſchöne und noch junge Leute und ſehr elegant und geſchmackvoll uniformirt waren, namentlich die Cavallerie, beſonders die Uhlanen und Huſaren. Da ich nun in den Soireen und bei Diners mehrere Generale, unter andern auch den Geheimenrath Schmalz kennen gelernt und außerdem an der Prinzeſſin Wilhelm eine einflußreiche Beſchützerin hatte, ſo hoffte ich wohl mein Vorhaben durchſetzen zu können, aber vergeblich, man machte mir wenig Hoffnung, es hieß, daß nicht nur alle Garderegimenter vollzählig ſeyen, ſondern auch überdies eine große Zahl aggregirte Offiziere hätten; das Haupthinderniß mochte indeſſen wohl ſeyn, daß ich nicht zu der Claſſe der Hirngeſpinnſte gehörte, die man von Adel nennt, gewiß eines der albernſten und ſtupideſten Vorurtheile, welche menſchliche Dummheit je geſchaffen, und das dennoch ſo viele Jahrhunderte lang beſtehen konnte, was unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, für welche Abgeſchmacktheiten der menſchliche Geiſt empfänglich iſt. Seitdem jedoch der Glaube an Geſpenſter im Allgemeinen verſchwunden iſt, hat auch der an den Erbadel einen gewaltigen Stoß erhalten, und liegt jetzt in den letzten Zügen. Genug, ich konnte keine Verſetzung zur Garde erlangen, bei welcher damals faſt gar keine bürgerlichen Offiziere ſtanden, während der übrige Theil des Heeres wohl mehr als zur Hälfte mit ſolchen beſetzt war. Ich hatte indeſſen Gelegenheit gehabt, bei einem großen Diner, das im Börſenſaal gegeben wurde, und wozu Pfündöl und ich von einem Oberſt Scholten von der Artillerie, von deſſen Sohn wir an ihn empfohlen worden waren, eingeladen worden, den ſo tapfern als hochehrwürdigen

Feldmarschall Fürsten Blücher kennen zu lernen, ohne den schwerlich Deutschland von dem napoleonischen Sclavenjoch jemals befreit worden wäre, ohne den die Verbündeten noch weniger Paris erblickt haben würden, und ohne den die Schlacht bei Waterloo, wo Wellington mit seinen Engländern schon vollkommen geschlagen war, und mit ihr die deutsche Sache wieder verloren gewesen wäre. Nie hat mich ein Mann in so hohem Grade angesprochen wie Blücher, ich hatte Gelegenheit nur wenige Worte mit ihm zu wechseln, aber was er sagte war voll Kraft und Wahrheit, Biederkeit leuchtete aus seinen Augen und ging aus jedem seiner Worte hervor; vor diesem greisen Helden fühlte ich mich von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen, während ein Napoleon nur ein unheimliches und unangenehmes Gefühl in mir erregt hatte und ich keine Spur von Achtung empfand, ja ich befand mich vor diesem in einer fast peinlichen Lage und hätte ihm gerne sagen mögen: Seyn Sie vor Allem ein ehrlicher Mann und lassen Ihre heimtückische und erbärmliche Politik fahren, die Sie und andere ins Verderben stürzen muß; — während aus jeder Miene des tapfern Blüchers der Ehrenmann hervorsah. Er hatte nur Eine Leidenschaft, die aber bei ihm keine war, nämlich das Spiel, aber das Geld hatte keinen Werth für ihn, und er gewann und verlor mit demselben Gleichmuth die bedeutendsten Summen. Während sie im Hauptquartier im Befreiungskrieg immer zögerten, zauderten, überlegten, mit diplomatischen Spitzfindigkeiten alles abwogen und beriethen, und dann ihre Befehle abgehen ließen, hatte Blücher immer schon gehandelt, und wenn ihm so eine Depesche die Quere kam, als er im Begriff war eben einen Coup auszuführen, warf er den „Wisch“ wohl auch bei Seite, aus Furcht, er möchte etwas enthalten, das ihn von seinem, mit gesunder Vernunft gefaßten Vorhaben abhalten könnte, und erst wenn der Streich ausgeführt war, öffnete er das Schreiben und warf es dann mit den Worten: „Hab' ich's doch gesagt,“ unwillig hin, auch pflegte er bisweilen hinzuzufügen: das ist gewiß wieder von dem listigen Esel, dem überschlauen Metternich ausgeheckt, hätte ich dem Schafskopf gefolgt, so wäre das ganze Hauptquartier schon längst beim Teufel. — Oft drückte sich der wackere Degen auch noch derber und wohl mit einem: sie sollen mich ꝛc. aus, wenn ihm solche nach Kabinetsdiplomatie und dem Wiener Hofkriegsrath riechende Wische zukamen: „Was wir mit unserm guten Schwert erkämpfen, wollen

dieſe Schwernöther von Federfuchſern ſchlechterdings wieder verderben," ſagte er. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Feldmarſchall Blücher Vorwärts und dem öſtreichiſchen Generaliſſimus Schwarzenberg: „nur langſam voran, damit ich auch noch mit kann." Dieſer war durchaus gegen das Vordringen nach Paris, aber während er ſo zauderte, marſchirte Blücher mit ſeinen tapfern Preußen ſiegreich in Frankreichs Hauptſtadt ein. Blücher war eben ſo geliebt als der König von Preußen ſelbſt, denn dieſer Monarch war ſeiner Rechtlichkeit und ſeines biedern Sinnes und Wohlwollens wegen von ſeinem Volk faſt vergöttert, eben ſo im Heer. Nur eines tadelte man an dem König, nämlich, daß er zu wenig Vertrauen in ſich ſelbſt ſetzte, das frühere Mißgeſchick hatte ihn gegen ſich und ſeine Fähigkeiten mißtrauiſch gemacht, und zwar mit Unrecht. Auch der Kronprinz war damals ſehr beliebt, beſonders war es eine Anekdote, die man ſich von ihm erzählte, die ihn ſehr populär machte. Er hatte nämlich drei Pferde, von denen eines blind, das andere lahm und das dritte ſehr abgemagert war, ſo lange vor dem Palais ſeines Vaters des Königs auf- und niederführen laſſen, bis ſie endlich der Monarch bemerkte und fragte, was dies zu bedeuten habe? Der Kronprinz, der ſich in des Königs Zimmer befand, verſetzte: „das will ich Ewr. Majeſtät erklären: das magere Roß iſt das Volk, welches von Ihren ſchlechten Beamten ausgeſogen wird, das lahme aber iſt das Miniſterium, das nicht zu handeln verſteht, das blinde ſtellt Ewr. Majeſtät ſelbſt vor, die nicht ſieht, wie man blinde Kuh mit allerhöchſt derſelben ſpielt." — Der Kronprinz erhielt wieder Arreſt, aber der König unterſuchte ſtrenger und beſtrafte.

Die Weihnachten waren herangekommen, mit ihnen wurde es auch in Berlin recht lebendig, der ganze Weihnachtsmarkt war mit grünen Pyramiden, Spiel- und andern Waaren und den ſchönen und eleganten Kindern Berlins, zum Theil in koſtbare Pelze gehüllt, von Morgens bis Abends angefüllt, was mir Gelegenheit gab, dieſe lebendigen Chriſtpuppen die Muſterung paſſiren zu laſſen, manchen von ihnen auch in den nahegelegenen Conditorladen Joſty oder den entferntern eleganten des Conditor Fuchs unter den Linden zu folgen, wo ſich die ſchöne Welt verſammelte, unter grünen Laubdächern flüſſige und compakte Süßigkeiten einnahm, und der Harmonie einer hinter Gebüſch und Teppichen verborgenen Muſik zuhörte. Faſt alle Conditorläden, welche von den Berlinern und

besonders den schönen Berlinerinnen fleißig besucht werden, haben um diese Zeit sogenannte Ausstellungen, das heißt, es werden ganze Scenen aus Opern oder Schauspielen, ganze Volksfeste, wie der Stralauer Fischzug u. s. w., aus Figuren und Dekorationen von Kraftmehl in einem solchen Laden ausgestellt, die manchmal so meisterhaft ausgeführt sind, daß sich selbst ein Canova ihrer nicht zu schämen hätte. So entsinne ich mich, unter andern eine Scene aus Wallensteins Lager von Schiller, die ein vollendetes Meisterstück genannt werden konnte, in einem Conditorladen unter den Linden gesehen zu haben, nicht allein daß die Gruppirungen und der Ausdruck in den Gesichtern und den Stellungen ganz vortrefflich waren, sondern alle Figuren und Gesichter sahen den Schauspielern, welche die verschiedenen Rollen gaben, so sprechend ähnlich, daß man sie auf den ersten Blick erkannte, namentlich war dies mit dem Komiker Wurm und Devrient, der den Capuziner machte, der Fall.

Bei meinen freundlichen Wirthen veranstaltete ich eine kleine Bescheerung, zu der auch Minchen Pfeifer und noch einige andere Damen eingeladen wurden. Ich bestellte einen ungeheuern Baumkuchen, ein in Berlin sehr beliebtes Gebäck, bei Josty und besteckte ihn mit allerlei kleinen Gaben, deren Bestimmung durch Zettelchen angedeutet war, und die meist aus kleinen Bijouterien bestanden, der Hauswirthin aber verehrte ich noch besonders ein Theeservice von Porcellan, von dem sie eine große Freundin war, und das ich in der königlichen Porcellanfabrik erstanden hatte. Auch das Neujahr ging recht vergnügt herum, Herr von Pokwisch arrangirte einen kleinen Ball, auf dem wir bis gegen Morgen tanzten. Die Carnevalszeit brachten wir ebenfalls recht fröhlich zu, ich besuchte die prächtigen Redouten im Opernhaus, die freilich mit denen in San Carlo in Neapel unter Mürat nicht verglichen werden konnten, aber trotz dem sehr glänzend waren und Freuden die Fülle gewährten, namentlich durch die Porcellanfuhren, die ich mit meinen Bekanntinnen machte, und deren ich oft zwei bis drei in einer Nacht mit verschiedenen Damen veranstaltete. Für diejenigen, die Berlin nicht kennen, muß ich mit ein Paar Worten erklären, was es mit diesen Fuhren für eine Bewandtniß hat. Während den Redouten halten beständig eine ziemliche Anzahl großer und bequemer Wagen vor dem Opernhaus, bereit diejenigen aufzunehmen, die sich Paarweis von dem Ball schlei-

chen, um ſich in einer ſolchen Carroſſe recht bequem längs den Linden auf- und niederfahren zu laſſen. Diejenigen die ſonſt keine Gelegenheiten oder nur ſehr ſchwer zu Zuſammenkünften haben können, finden ſie hier am beſten, denn wie leicht kann man ſich nicht in einem ſolchen Gewühl unbemerkt auf ein halbes Stündchen entfernen und von läſtigen Bewachern trennen. Mit der Schauſpielerin Demoiſelle D..., der Juſtizräthin M... und noch einigen andern machte ich ſolche Spazierfahrten. Aus dem Opernhaus und nach Beendigung des Balls begaben ſich viele männliche Masken und Perſonen von den höchſten Ständen noch zur Madame Bernhard in die Friedrichsſtraße, deren Nymphen, wohl ein halbes Hundert, in der brillanteſten Toilette aufgedonnert, die Tapiſſerie eines prächtig meublirten Saales bildeten, in dem man ebenfalls maskirt und entlarvt auf- und niederwandelte, auch zu Nacht ſpeiste, Ananaspunſch und andere köſtliche Getränke zu ſich nahm, und ſich dann nach Belieben wieder entfernte, oder mit einer dieſer Nymphen verlor; dieſer Appendix der Opernredouten war recht unterhaltend, doch habe ich ihn nur zweimal in Pokwiſchs und Pfündöls Geſellſchaft beſucht, jedoch wirklich in allen Ehren, da die, ihre Reize ſo ausſtellenden und feilbietenden Dirnen nichts Verführeriſches für mich hatten, im Gegentheil degoutirten. Auch an einigen ſehr prächtigen Schlittenfahrten nahmen wir mit der Familie von Pokwiſch Theil. Bei einer ward mir das Glück, ein Fräulein von Trialsky, damals eine der berühmteſten Schönheiten Berlins, zu fahren, die mir das Schlittenrecht nach Beendigung derſelben mehrmals gewähren mußte, da ſich die Parthie mit einem Souper dansant bei Hofjägers endigte, und wir dann gegen Mitternacht bei Fackelſchein nach Berlin zurückkehrten, jeder ſeine Dame in ihre Wohnung fahrend. Ich ſpann die kleine Intrigue mit dem ſchönen Fräulein fort, aber ohne ein ſonderliches Reſultat zu erlangen, was mit daher kam, daß ich viel zuviel andere Zerſtreuungen hatte, und in einer Abendgeſellſchaft bei der Geheimräthin von W..., ein Fräulein von B..., deren Nichte, kennen gelernt, die mich durch ihr witziges aufgewecktes Weſen eine Zeitlang feſſelte und ich dadurch andere Intriguen vernachläßigte, bis eine Gräfin von Sch..., mit der ich öfters Porcellanfuhren machte, mich auch davon wieder abhielt; auch veranſtaltete ich einige Soupers fins bei Jagor mit mehreren Damen, ſo wie Nachmittagsparthien in die Wintergärten Bouchers, wo man Thee oder Kaffee in Lauben

einnahm, in denen die schönsten Blumen und Blüthen dufteten und die einladendsten Früchte, wie Ananas, Pfirsiche, Trauben ꝛc. reiften.

Etwas, das mir großes Vergnügen machte, war, daß man während meiner diesmaligen Anwesenheit die Zauberflöte, die seit vielen Jahren in Berlin nicht mehr gegeben worden war, neu einstudirt, neu dekorirt, die herrlichen Dekorationen waren von Schinkel, und neu kostümirt, wieder in Scene setzte. Die Aufführung war vortrefflich, ja vollendet zu nennen, besonders prächtig war die Erscheinung der Königin der Nacht, auf einem halben Mond aus einem Sternenmeer auftauchend. Ich wohnte fast jeder Vorstellung derselben bei, nur hatte man den unglücklichen Gedanken gehabt, diesem Meisterwerk Mozarts ein Ballet anzuflicken, so daß mehrmals und zuletzt im Sonnentempel eine ganze Heerde Papagenos und Papagenas ihre tollen Sprünge sehr unpassend machten; da dies mit Recht allgemeinen Tadel fand, so unterblieb es bald wieder. Bei einer dieser Vorstellungen, der ich mit Pfündöl im Parterre beiwohnte, da keine Plätze mehr in einer Loge zu haben waren, drängte sich während des Zwischenaktes ein Offizier von der Garde bis zu uns und sagte: „die Herren Cameraden sind vermuthlich fremd und wissen also nicht, daß es hier nicht Sitte ist, daß Offiziere in Uniform im Parterre Platz nehmen.“ — Wir waren beide höchst erstaunt über eine solche Anrede, und als ich dem Herrn Cameraden darauf antworten wollte, war derselbe schon wieder unter der Menge verschwunden, ohne daß ich ihm hätte folgen können. Ich erfuhr aber nachher von Pokwisch, dem wir den Vorfall mittheilten, daß allerdings die Offiziere von der Garde unter sich ausgemacht hätten, sich auf keinen andern Plätzen als im ersten Logenrang in Uniform sehen zu lassen. Bei einer andern Vorstellung dieser Oper, der ich nun in einer Loge des ersten Ranges beiwohnte, führte mich der Zufall in die Nähe von ein Paar Damen, die in der Nebenloge saßen, von denen die eine kaum siebzehn Jahre alt, das schönste blondgelockte Engelsköpfchen hatte, das ich in meinem Leben sah, die andere redete sie immer mit Louise an. Sie war wirklich so auffallend schön, daß während der ganzen Darstellung die Operngläser nicht aufhörten sie zu lorgnettiren, und sie der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung war, denn man sah fast mehr nach ihr als auf die Bühne. Da die Damen ganz vorn saßen, ich aber in meiner Loge etwas

zurück, so war es mir unmöglich eine Unterredung mit ihnen anzuknüpfen; mit Ungeduld erwartete ich das Ende der Oper, um wo möglich ihre Wohnung ausfindig zu machen, auch folgte ich ihnen nach deren Beendigung an den Wagen, der aber so rasch davon fuhr, daß ich trotz allem Rennen denselben bald aus den Augen verlor; gerne wäre ich hinten aufgesprungen, wenn mich nicht der sich da befindliche Bediente abgehalten hätte. Ein Paar Tage trug ich mich mit dem Bild dieser Louise herum, die Logenschließerin konnte mir keine Auskunft geben, und ob ich gleich alle Hunde losließ, so blieb doch jede Erkundigung fruchtlos. Schon hatte ich es aufgegeben, das Mädchen je wieder zu sehen, und sie mir also aus dem Sinn geschlagen, als ich eines Sonntags, gerade bei Beendigung der deutschen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt über diesen Platz ritt, und plötzlich unter der herausströmenden Menge die so lange gesuchte Schöne wieder erblickte, als sie aus der Thüre trat. Diesmal sollst du mir nicht mehr entwischen, sagte ich zu mir selbst, indem ich mir vornahm ihr in einiger Entfernung zu folgen, und es dabei verwünschte, daß ich gerade zu Pferde seyn mußte. Das Roß gehörte Herrn von Pokwisch und war ein sehr schönes aber etwas wildes Thier. Um mich meiner Schönen bemerkbar zu machen, setzte ich die Schenkel an, ließ es courbettiren, sich hoch bäumen, aber unglücklicherweise war etwas Glatteis auf dieser Stelle, die Eisen waren nicht geschärft, es glitt aus und stürzte mit mir, so daß ich unter das Thier zu liegen kam und lange brauchte, ehe ich mich hervorarbeiten konnte, glücklicherweise war es auf die Seite gefallen, so daß ich mit einigen Quetschungen davon kam, denn hätte es sich überschlagen, so hätte ich sicher den Hals gebrochen. Ich war sogleich von einem Haufen Neugieriger umringt, von denen einige behülflich waren, mir aufzuhelfen, meine Uniform, Beinkleider, die silberne Schärpe waren ganz beschmutzt und mein Federhut zerdrückt. Der Vorfall machte weit mehr Aufsehen als mir lieb war, und ich hinkte mein Pferd an der Hand führend und mich verschämt durch die Kirchenleute drängend, möglichst schnell in eine Seitengasse. Was mir bei der Geschichte das unangenehmste, war, daß ich die langgesuchte Schöne zum zweitenmal und wahrscheinlich für immer aus dem Gesicht verloren hatte, und mußte sie mir, wie ich glaubte, nun auch für immer aus den Gedanken schlagen; dennoch ritt ich täglich die Linden auf und nieder, oft hoch zu

Pferde an dem Eingang einer dahin einmündenden Querstraße haltend, um die Pelotons der Schönen in ihrem Winterputz an mir vorüberziehen zu lassen, aber ich konnte keine Louise unter ihnen entdecken, doch waren soviel schöne Gesichter unter ihnen, daß ich gerne der einen oder der andern ein Schnupftuch zugeworfen haben würde, seufzte, nicht alle besitzen zu können die mir gefielen, und unwillig über die Beschränktheit des menschlichen Könnens wurde, das nicht einmal so bescheidene Wünsche zu realisiren im Stande ist.

Der Commandant von Spandau war ein alter Kriegskamerad von Pfündöl, den er zu besuchen sich vornahm und mich einlud, ihn zu ihm zu begleiten. Ich kannte das berüchtigte Spandau noch nicht und willigte daher mit Vergnügen in den Vorschlag, auch Pokwisch war mit von der Parthie, und wir ritten eines Morgens früh nach Spandau ab. Als wir in das alte Nest kamen, hatte ich beinahe einen Schauder und es war mir ganz unheimlich zu Muthe, besonders machte die feste Citadelle einen schlimmen Eindruck und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn du hier einmal als Staatsgefangener dein Leben beschließen müßtest? — Beim Commandanten wurden wir aber so wohl aufgenommen und so gut bewirthet, daß ich schnell wieder andere Gedanken bekam. Nach Tische besahen wir die Nicolaikirche, deren Taufstein von Erz für das älteste Werk der Bildgießerei gilt und die einige merkwürdige Monumente, wie das des Grafen Rochow besitzt. Das alte kurfürstliche Schloß war in ein Zuchthaus verwandelt, in dem ein halbes Tausend der gefährlichsten Sträflinge saß. Spandau war längere Zeit die Residenz der ersten Kurfürsten aus dem Haus Hohenzollern und wurde schon im dreizehnten Jahrhundert zu befestigen angefangen, die Citadelle aber datirt sich erst aus dem sechszehnten. Der Name Spandau soll von dem wendischen Spanja stammen, das so viel als Ort der Ruhe, auch Schlaf bedeutet. Hier wurde schon 1430 das erste Schießpulver fabricirt. Als wir alle Spandauer Herrlichkeiten und Traurigkeiten besehen hatten und uns zur Heimkehr nach Berlin anschicken wollten, da fiel es Pokwisch ein, noch einen alten Major, einen Freund seines verstorbenen Vaters aufzusuchen, wohin wir ihn begleiteten. Als wir bei dem braven Mann eintraten, saßen zwei Damen auf dem Sopha, die uns bewillkommnend sich sogleich erhoben. Aber kaum traute ich meinen Augen, in der einen derselben erkannte ich

ſogleich meine ſo lange geſuchte Louiſe! — vor freudigem Erſtaunen war ich faſt ſtarr und ſprachlos, das holde Mädchen in einem ſehr einfachen weißen Kleid, ſah lieblicher aus wie ein Seraph und ſo friſchblühend, als ſey es die eben den Meereswogen entſtiegene Aphrodite, die unmöglich reizender geweſen ſeyn kann, als dieſes, ſo zu ſagen in Lieblichkeit und Anmuth ſchwimmende Kind, ein Engel ſcheinend, wie ſie vor Gottes Thron ſchweben müſſen. Der invalide Major hieß uns freundlich willkommen und ſtellte uns den Damen vor, wovon die älteſte ſeine Schweſter, die Oberſtlieutenant von D..., und die jüngere deren Tochter, ſeine Nichte war. Nie in meinem Leben habe ich das banale: „Es freuet mich außerordentlich Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen,“ mit mehr Wahrheit als dieſesmal ausgeſprochen, und noch glücklicher fühlte ich mich, als ich erfuhr, daß die Damen ſich nur zur Geburtstagsgratulation ihres Bruders und Oheims hier eingefunden und dieſen Abend ebenfalls nach Berlin zurückzufahren geſonnen ſeyen, wo ſie in der Kronenſtraße wohnten; daß wir ſie escortiren würden, nahm ich nun als ausgemacht an. Wir verweilten noch anderthalb Stunden in ihrer Geſellſchaft, während welchen ich Louiſens Mutter um die Erlaubniß bat und ſie erhielt, ihr in Berlin meine Aufwartung machen zu dürfen. Bei der Rückreiſe wich ich nicht vom Schlag der Kutſche und unterhielt mich auf das anziehendſte mit dem eben ſo geiſtreichen als ſchönen Mädchen, während Mama bald in Morpheus Armen ruhte. Tief in der Nacht oder vielmehr nach Mitternacht kamen wir bei der Wohnung der Damen an, die in geringer Entfernung von der unſrigen war, und erſt jetzt bemerkte ich, daß ich längſt meine beiden Reiſegefährten verloren hatte. Was ſo nahe war, hatte ich ſo lange und ſo weit geſucht, ſo geht es aber in der Regel. Noch eine ganze Stunde mußte ich zu Hauſe auf die Rückkunft meiner beiden Begleiter warten, die ganz gemächlich angeritten kamen und mit dem viel raſcher fahrenden Wagen nicht gleichen Schritt hatten halten wollen; als ich ſie deßhalb zur Rede ſtellte, erwiederten ſie mir: „Uns ſpornt auch kein Gott Cupido!“ — Ich hatte jetzt faſt für nichts mehr Sinn, als dem ſchönen Fräulein von D... emſig den Hof zu machen, wozu mir wieder die Muſik den Weg bahnte und Gelegenheit gab, da Louiſe eine ſchöne Stimme hatte und gut ſang. Eines Morgens, als ich eben aus unſerm Hauſe trat, um mich in dasjenige zu verfügen, welches jetzt ſo große Attractionskraft für mich hatte, trat

ein Bedienter in königlicher Livree auf mich zu und brachte mir eine Citation von der Prinzessin Wilhelm, die lautete, daß ich mich gegen Mittag bei derselben im Schloß einzufinden habe. So sehr mir auch zu jeder andern Zeit eine solche Ladung willkommen war, da mir die hohe Dame in der Regel nur angenehme Dinge mittheilte, so verwünschte ich sie doch diesmal, da sie mich vielleicht einer der schönsten Stunden meines Lebens beraubte; indessen war hier nichts anders zu thun als zu gehorchen, und ich eilte, in der Hoffnung daß es vielleicht bald abgemacht seyn würde, statt in die Kronenstraße auf das Schloß, wo ich zu früh ankam und eine gute halbe Stunde harren mußte, bevor ich die Prinzessin zu sprechen bekam, die mir mittheilte, daß sie gehört, ein Sohn des Hofraths Jung, dieselbe Familie die mit der unsrigen bekannt, bei der ich in Mainz so angenehme Stunden hingebracht und die früher in Homburg gewohnt hatte, sey in Berlin, ob ich ihn nicht kenne, und ich möchte ihn, wenn ich ihn ausfindig machen könne, doch zu ihr führen. — Ich wußte zwar selbst nichts von dem Hierseyn eines Sohnes vom Hofrath Jung, brachte aber bald heraus, daß ein solcher hier auf der Hochschule studiere, suchte ihn auf, erneuerte die alte Bekanntschaft mit dem Bruder der so früh gestorbenen liebenswürdigen Mimi, und brachte ihn zu der Fürstin, die sich auf das theilnehmendste nach seiner Familie erkundigte, und ihm sagte, wenn sie ihm in irgend etwas nützlich seyn könne, er ihr seinen Wunsch nur unverholen mittheilen möge. Die außerordentliche Herzensgüte und Theilnahme an allen Personen, welche das Glück hatten von der hohen Dame gekannt zu seyn oder sich ihr zu nähern, war wirklich rührend und mußte alle für sie einnehmen. — Vom Schloß weg war ich dennoch, obgleich es schon ein wenig spät und bald Mittagessenszeit war, in die Kronenstraße zur Oberstlieutenant von D... gerannt, wo ich Mutter und Tochter auf mich wartend antraf, und beiden, freilich mit sehr verschiedenen Gefühlen die Hand küssend, mittheilte, was mich abgehalten, früher zu kommen. Die Damen fanden meine Entschuldigung nicht nur sehr gültig, sondern waren von der gütigen Theilnahme der Prinzessin Wilhelm sehr gerührt; auch sie waren große Verehrerinnen von der edlen Frau. Ich ging nun noch einige Stücke aus der damals neuen und sehr beliebten Oper: „Johann von Paris“ mit Louisen durch und empfahl mich bis zum Abend, wo ich die Damen zu einem Thee zu Pokwischs ab-

holte. Die neue Bekanntſchaft machte mich gluth- und feuerſprühend wie noch wenige, aber vergeblich, denn Mama ließ das ſchöne Töchterchen, das ſelbſt noch ein gar ſchüchternes Täubchen war, auch keine Sekunde allein, ein verſtohlenes Händedrücken machte ſie ſchon am ganzen Leibe zittern; ſollte mich die innere Gluth nicht verzehren, ſo mußte ich ſie wohl von Zeit zu Zeit bei andern Schönen löſchen, was ich denn auch nicht unterließ. Geſtehen muß ich, daß wenn ich jetzt meine geheimen Tagebücher durchſehe, mir ſelbſt ſchaudert, ſo ein wilder Wüſtling geweſen zu ſeyn, da ich bisweilen einem ganzen Dutzend Frauen und Mädchen den Hof zugleich gemacht, und wohl auch manche, dereinſt vielleicht ſchwer auf mir laſtende Thräne und wohl gar Verwünſchungen hervorgerufen; indeſſen habe ich es nicht gemacht wie Don Juan, ſondern bin noch bei Zeit, das heißt, als Umſtände, Alter ꝛc. mich zwangen, zur Erkenntniß gekommen, weßhalb ich auch hoffe, vom Geiſt und den Teufeln verſchont zu werden, und betrachte die Sache wie längſt entſchwundene Träume. Die Götter werden mir verzeihen, warum haben ſie oder die Natur mich ſo geſchaffen; ſchlägt dereinſt mein letztes Stündchen, ſo wird, hoffe ich, auch dieſes trotz allen Sünden in Puncto Puncti, ruhig vorübergehen. — Daß ich alles mögliche verſuchte, auch Louiſen zu verführen, geſtehe ich ein, eben ſo daß ich es trotz der unſäglichſten Mühe nicht dahin bringen konnte, dank der Mama und den Grundſätzen die ſie dem Mädchen eingeprägt, die durchaus nicht einmal ein Briefchen von mir annahm. Freilich mag es Frau von D... wohl auf eine Heirath abgeſehen, und dabei Suſannens Grundſatz im Figaro: „Gar ſchnell wird die verachtet, die ſich zu leicht ergibt,“ vor Augen gehabt haben, der allerdings eine große Wahrheit iſt. Unter den vielen Manoeuvres und Umtrieben, die ich veranſtaltete, Louiſe zum Fall zu bringen, war auch eine glänzende Schlittenfahrt en Coſtüme, die ich mit Hülfe Pokwiſchs veranſtaltete. Der erſte, für die Muſik beſtimmte Schlitten ſtellte ein altgriechiſches Schiff vor, deſſen Maſt bunt bewimpelt war, und an deſſen Vorderſeite eine goldene geflügelte Victoria, die Siegesfahne in der Hand ſchwingend, ſchwebte. Vier prächtig geſchmückte Rappen zogen daſſelbe. Wir hatten über achtzig ſchöne Rennſchlitten, faſt alle vergoldete Thier- oder allegoriſche Figuren vorſtellend, zuſammengebracht, jeder hatte zwei Vorreiter, mehrere auch noch Nachreiter. Nun ging es, nachdem man ſich rangirt hatte,

mit rauſchender Muſik, Peitſchengeknall und Schellengeraſſel die Linden auf und nieder, dann über den Schloßplatz durch die Königsſtraße, die neue Friedrichsſtraße, die Heiligegeiſt-Straße, wieder über den Schloßplatz, am Hausvogteiplatz vorbei, dann durch die Jeruſalemerſtraße, die Leipzigerſtraße hinab, durch die Wilhelmsſtraße und am Wilhelmsplatz vorbei, die Mohrenſtraße wieder hinauf, durch die Markgrafenſtraße über den Gensdarmenmarkt, die Charlottenſtraße entlang, dann durch die lange Friedrichsſtraße bis unter die Linden, dieſe hinab und über den Pariſerplatz zum Brandenburger Thor hinaus nach Charlottenburg, wo ein ſplendides Mittageſſen beſtellt war und eingenommen wurde. Wir fuhren faſt durch alle Straßen, in denen Theilnehmer an dieſer Schlittenfahrt wohnten, und ich hatte es zu veranſtalten gewußt, daß beinahe alle Berliner Damen, mit denen ich näher bekannt, von der Parthie waren. Die Coſtüme waren zum Theil ſehr geſchmackvoll, reich und prächtig, meiſtens der romantiſchen Theater- und Dichterwelt entnommen, ſo z. B. die Hauptperſonen aus Arioſts Orlando, Wielands Oberon und Taſſos befreitem Jeruſalem. Louiſe, die zu fahren mir gelungen war, ſaß in einem, einen goldnen Schwan vorſtellenden Rennſchlitten und war als Diana coſtümirt. Nach Tiſch, der bis zur ſinkenden Nacht währte, wurde getanzt, und erſt gegen 10 Uhr fuhren wir bei dem Schein von einigen hundert Fackeln wieder nach Berlin zurück und durch deſſen Hauptſtraßen jede Dame heim.

Ich war jetzt ſo enchantirt von Berlin, ſeinen Vergnügungen und der ſpröden Louiſe, die mir denn doch, wenn auch in Gegenwart der Mama das Schlittenrecht hatte gewähren müſſen, daß ich mir vornahm, alles aufzubieten, den nächſten Winter ganz in Preußens Hauptſtadt zubringen zu können; zu dieſem Ende meldete ich mich bei dem Oberſt von Witzleben mit der Bitte, mich doch für das nächſte Jahr in der Kriegsſchule verwenden zu wollen, wo ich Vorleſungen über Fortifikation und den Feldbienſt überhaupt, ſo wie über Strategie zu halten beabſichtige. Da ich von mehreren Generalen und von der Prinzeſſin Wilhelm, der ich dieſes Vorhaben, das ſie vortrefflich fand, mitgetheilt, gute Empfehlungen hatte, ſo wurde mir auch eine ſolche Anſtellung für den nächſten Winter zugeſagt, wenn ich das hiezu erforderliche Examen beſtünde, wofür mir nicht bange war, da ich den Feldbienſt und was dazu gehörte ſehr practiſch kennen gelernt, und

außerdem noch 8 Monate hatte, mich auch theoretiſch mehr vorzubereiten. Aber die Vorſehung hatte mir eine andere Schule als die Kriegsſchule zu Berlin reſervirt, auch eine Art Prüfungsſchule; doch ich will den Ereigniſſen nicht vorgreifen. Noch wohnte ich dem Ordensfeſt, das diesmal äußerſt glänzend gefeiert wurde, ſo wie einem dieſerhalb zu Ehren gegebenen großen Diner bei, an dem faſt die ganze, in Berlin anweſende Generalität und die meiſten Stabsoffiziere Theil nahmen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich den König, einen Monarchen, der vollkommen die ſeltene Liebe und Hochachtung, die man ihm zollte, verdiente, in der Domkirche über eine Stunde ganz in der Nähe, und konnte bemerken, daß ſeine Andacht bei der religiöſen Feier gewiß keine erheuchelte war, ſondern ihm von Herzen ging.

Ueber zwei Monate waren wir nun ſchon in Berlin und hatten um 14 Tage Verlängerung unſers Urlaubs gebeten und erhalten. Meine Caſſe, ob ich gleich für den gewöhnlichen Unterhalt nicht zu ſorgen hatte, und trotzdem daß ich die des Banquiers Mendelſohn auf Rechnung meines Vaters einigemal angeſprochen, war durch die vielen außerordentlichen Ausgaben, wozu auch noch die Geburtsfeſte der beiden Frauen von Pokwiſch gekommen waren, denen ich nicht umhin konnte bei dieſer Gelegenheit elegante Präſente zu machen, ſo ziemlich erſchöpft, und es war daher hohe Zeit, wieder nach unſerer Garniſon Colberg abzureiſen, was wir auch nach gehörigem Abſchied von dem ſchönen Berlin und ſeinen anmuthigen Bewohnern und beſonders Bewohnerinnen thaten. Wir traten die Reiſe im Königsberger Poſtwagen an, gelangten Mitte Februar ohne alle Abenteuer wieder in die treffliche Feſtung und wurden freundlich und fröhlich empfangen.

IX.

Frau v. Schätzel. — Madame Schröder, der Colberger Crösus. — Ihre Feste und Landparthien. — Eine Schlittenfahrt mit Folgen. — Ein Duell. — Eine gefährliche Fensterpassage. — Ich belausche wider Willen eine Kaffeegesellschaft. — Ein Kaffeebad. — Ich führe einen Transport zu dem Occupationsheer nach Frankreich. — Stettin. — Ein Concert rettet aus Noth und Tod. — Ich werde vom Dienst suspendirt. — Rombergs Schauspieler-Gesellschaft zu Colberg. — Sechsmonatlicher Festungsarrest in Weichselmünde. — Neufahrwasser. — Danzig und seine Vergnügungen. — Abreise nach Marienburg.

Auch in Colberg waren bei unserer Ankunft die Winterfreuden, wenn auch im Vergleich mit Berlin in sehr verjüngtem Maßstab, in vollem Gang. Ich knüpfte die alten Bekanntschaften wieder an, machte neue dazu, unter denen die liebenswürdige Frau von Schätzel, eine geborne Schick, die früher in der Oper zu Berlin als treffliche Sängerin glänzte, und den Landrath von Schätzel, der sich sterblich in sie verliebte, geheirathet hatte. Aber kaum ein Jahr dauerte das Glück dieser Ehe ungetrübt fort, als der Landrath plötzlich verhaftet und in strengen Arrest gebracht wurde. Er hatte sich einen Unterschleif von mehr als 10,000 Thalern zu schulden kommen lassen, wurde kassirt und auf 10 Jahre auf die Festung Colberg gesetzt. Seine Frau war ihm dahin gefolgt und gab in den ersten Häusern daselbst Unterricht im Clavier und Gesang, wodurch sie sich anständig ernährte. Ihrem Mann gestattete der Commandant, in der Stadt wohnen zu dürfen, und mit Hülfe seiner Frau gelang es ihm, einen Journalcirkel zu errichten, der ihm ein Paar Hundert Thaler jährlich einbrachte, somit war die Familie wenigstens in leidlichen Umständen. Da Frau von Schätzel eine sehr liebenswürdige, geistreiche und talentvolle Dame war, so wurde sie zu allen Gesellschaften und Parties de plaisir eingeladen. Ich hatte zuerst ihre Bekanntschaft bei einem Fest gemacht, das der Colberger Crösus, eine Madame Schröder, gab und nicht weniger als drei Tage hintereinander währte. Den ersten Tag war großes Diner und Ball in ihrem neuerbauten

Haus auf dem Markt in der Stadt, an den beiden folgenden wurden Landparthien auf die Rittergüter der Dame gemacht, die deren nicht weniger als ein halbes Dutzend der ergiebigsten in der Umgegend von Colberg besaß, ein Einkommen von mehr als 40,000 Thalern jährlich hatte, und dabei eine Wittwe von etwa 38 Jahren seyn mochte. Wie sie, oder vielmehr ihr seliger Mann, der bis zum Jahr 1807 nur ein ganz unbedeutender armer Krämer gewesen, der Thee, Kaffee, Zucker ꝛc. lothweis verkaufte, zu diesem Reichthum kamen, verdient wohl angeführt zu werden. Als Napoleon die Continentalsperre gegen England in beinahe ganz Europa angeordnet hatte, ernannte er auch einen französischen Consul in Colberg, das, wie wir bereits wissen, keine Franzosen, Gefangene ausgenommen, unter denen sogar der Marschall Victor war, den man dahin gebracht, gesehen hatte. Das Haupt- oder alleinige Geschäft dieses Consuls war hauptsächlich, streng darauf zu sehen, daß keine englischen Waaren und von England kommende Colonialwaaren hier eingeschmuggelt würden. Der Kaffee kostete damals über einen Thaler das Pfund, der Zucker eben soviel in ganz Preußen und Deutschland; Schröder und noch ein anderes Haus Namens Plübemann verständigten sich mit dem Herrn Consul und erhielten ungeheure Quantitäten Colonialwaaren von England, die als von Dänemark kommend eingeführt wurden. Der außerordentliche Gewinn den dieses gewagte Unternehmen abwarf, wurde mit dem Consul getheilt, und über vier Jahre, bis 1813 Preußen gegen Frankreich aufstand, währte dieser lucrative Schmuggelhandel, bei dem die Betheiligten so klug waren, ihre gewonnenen Reichthümer so geheim zu halten, daß Niemand etwas davon ahnte. Erst als Schröder zu Anfang des Jahres 1814 starb und sein Testament eröffnet wurde, fand es sich, daß er bereits Besitzer von vier fetten pommerschen Rittergütern war, wenigstens ein halbes Dutzend Kauffahrteischiffe auf der See gehen hatte, die von den Engländern nichts zu riskiren gehabt, und an baarem Geld und pommerschen Pfandbriefen fanden sich mehrere Hunderttausend Thaler vor. In seinem Testament hatte er unter anderm verordnet, daß seine Wittwe, er hinterließ 4 Kinder, so lange sie lebe und sich nicht wieder verheirathe, über den Nießbrauch des Vermögens verfügen, ihr aber im letztern Fall nur ein Jahrgehalt von 1500 Thalern verbleiben solle; zu Testamentsvollstreckern und Vormündern der Kinder hatte er den Kaufmann Dresow und den

Apotheker Julius ernannt und Madame Julius ward nun die Gesellschaftsdame der Madame Schröder, wobei sie und ihr Mann sich trefflich standen, da die Dame ebenso schlau und listig als ihr Gatte stupid und Madame Schröder bornirt war. Letztere, die sich nun plötzlich von einer armen Krämersfrau, denn sie selbst hatte den Reichthum ihres Mannes nicht geahnt, in eine reiche Guts- und Capitalienbesitzerin verwandelt sah, wußte sich gar nicht in ihr großes Glück zu finden und beging eine Albernheit nach der andern, zu der sie durch ihre gute Freundin verleitet wurde, da diese ihren Vortheil bei den dummen Streichen fand. Das alte kleine Häuschen, in welchem der selige Mann so viel Geld erworben, war natürlich jetzt keine passende Wohnung mehr für die Frau Rittergutsbesitzerin, sie mußte einen Pallast auf dem Markt haben, da sich aber kein solcher auf demselben befand, so mußten einige alte Häuser erstanden und niedergerissen werden, damit er gebaut werden konnte. Madame Julius wollte ihre beste Freundin zur nächsten Nachbarin haben. Ein neben der Apotheke sich befindendes Haus war zu verkaufen, hatte aber nur eine sehr schmale Façade auf dem Markt, jedoch einen langen Hof, dessen Mauer in ein enges Seitengäßchen ging. Madame Julius beredete nun ihre Freundin, dieses zu einem sehr hohen Preis, sie erhielt von dem Eigenthümer das Drittheil als Makelgeld, zu kaufen, das Haus wurde niedergerissen und der Pallast an dessen Stelle erbaut, der nur drei Fenster in der Fronte auf den Markt, aber eine lange Façade in das Gäßchen erhielt, und da doch ein Stück vom Hof bleiben sollte, so waren die Gänge welche zu den Zimmern führten, so schmal, daß kaum zwei schmächtige Personen neben einander gehen konnten, Madame Schröder und ihre Freundin am wenigsten, da beide sehr korpulent waren. Nicht einmal die vier Pferde, prächtige Meklenburger, die Madame Schröder gekauft, konnten einen Stall in diesem Pallast erhalten und mußten auswärts einlogirt werden. Die Ameublirung dieses Hauses war so barok wie dessen Bauart, die Decken der Gemächer waren alle mit wunderlichen Figuren bemalt, an allen Ecken waren Amors angebracht, die ihre Pfeile abdrückten, und ein vergoldeter Cupido schwebte über dem Betthimmel der Dame und schoß seinen Pfeil gerade auf die Mitte des Bettes ab. In dem größten Salon war der ganze Olymp abkonterfeit, und zwar bei einem Göttermahl, bei dem pommersche Gänsebrüste, Hamburger Pökelfleisch,

Colberger Neunaugen, Lachs, Pasteten dampfend vor dem Herrn Jupiter und der Frau Juno standen, und Apoll und Frau Diana tranken Gesundheiten aus Champagnergläsern; Minerva trank Chokolade, Mars Ale, und Venus hatte eine Tasse Kaffee vor sich, dies Alles hatte Madame Julius so angegeben. In den nicht sehr großen Zimmern waren so viel Mobilien, Sophas, Commoden, Kanapees, Sessel und Quincallerien aufgestellt, daß sie wie bei vielen Pariser Parvenües, eher Waarenmagazinen als Wohnzimmern glichen. Madame Schröder und ihre Freundin fuhren nicht mehr anders als in einer Staatscarrosse mit den vier Meklenburgern lang bespannt aus, und wenn sie sich nur zu einer Kaffeegesellschaft in das Nebenhaus begaben, so daß oft die Kutsche noch an der Hausthüre der Madame Schröder hielt und die beiden Vorderpferde schon mit ihren Köpfen fast an das Haus, wo man sich hinbegab, reichten. Zu dem Einweihungsfest dieses Hauses waren alle Honoratioren und das ganze Offiziercorps der Garnison geladen; von Mittag bis zur Nacht währte die Mahlzeit. Ich hatte schon gar mancherlei Essen in so verschiedenen Ländern beigewohnt, aber noch nie war mir eine solche An- und Aufhäufung von allen möglichen Speisen durcheinander vorgekommen. Von Hamburger Pökelfleisch waren ganze Viertel aufgetragen, Pasteten von allen Formen und aus allen Weltgegenden standen in Reihe und Glied geordnet auf der Tafel; neben einer demüthigen, aber fetten gebratenen Gans prunkte ein hochmüthiger Pfau, Gelees von jeder Façon und Farbe standen zwischen Puddings, italiänischen und polnischen Salaten, See- und Süßwasserfischen, Ragouts und Fricasses, Kuchen und Torten, Früchten und Eingemachtem, Entremets und Hors d'oeuvres, Wildprett und Geflügel, Beilagen und Blumen-Vasen, Tafelaufsätzen und Zuckerbäckereien, alles wie Kraut und Rüben durcheinander und ebenso servirt. Zehnerlei Suppen und Gemüse auf einmal, und dabei nöthigten die Aufwartenden, wohl instruirt, nicht wenig, man hätte fünfzig Mägen, und zwar so groß wie ein Ochse haben müssen, um nur von allem zu kosten, ganz Colberg hätte mit den vorhandenen Speisen gesättigt werden können. Der Apotheker Julius war Ceremonienmeister bei dem Fest, und seine Frau hatte die Anordnungen getroffen. Der Keller war nicht minder reich wie die Küche bestellt, Rhein-, Ungar- und Franzweine jeglicher Gattung waren im Ueberfluß vorhanden. Indessen waren alle Schüsseln,

die nicht kalt ſervirt wurden und deren Inhalt man nicht von Berlin oder Hamburg verſchrieben hatte, ſondern in der Küche der Madame Schröder zubereitet worden, eben nicht für Fein-, Hoch- und Gutſchmecker, und rochen nach der etwas derben pommerſchen Küche. Ein halbes Dutzend pommerſcher Köchinnen mochten die Suppen ge- und verſalzen haben. Unmittelbar nach dem Eſſen, von dem manche der Gäſte mit beſchwerten Köpfen und zum Zerplatzen gefüllten Mägen den Tiſch verließen, folgte der Tanz. Während den Pauſen ſang ich einigemal Duette mit Frau v. Schätzel aus verſchiedenen Opern, und tanzte dann mit der hübſchen Sängerin mehr als ich ſollte, wodurch ich Madame G...., die Frau Doctor M.... und noch andere Damen in üble Laune verſetzte. Unter den fremden Gäſten befanden ſich auch einige Damen aus Treptow und Cöslin und die Familie des Edelmannes, auf deſſen Gut wir eine Nacht ſo wunderlich zugebracht hatten. Ich erneuerte die Bekanntſchaft bei dieſer Gelegenheit, und fand die Leute jetzt weit artiger als auf ihrem eignen Hof. Die ganze Nacht durch wurde getanzt, gebechert und geſchmauſt, und mit Tagesanbruch wurden Anſtalten gemacht, die Landparthie auf die Güter der Dame anzutreten. Jedermann begab ſich ein Paar Stunden nach Haus, um ſeine Landtoilette zu machen und gegen 10 Uhr Morgens fuhr die ganze Geſellſchaft, über hundert Perſonen, in einigen zwanzig Wagen, größtentheils Korbwagen mit Bauernpferden beſpannt, welche alle die freigebige Wirthin beſorgt hatte, nach dem nächſten Rittergut derſelben ab, wo man wieder mit Schmauſen und Zechen begann, muſicirte, tanzte und ſpielte, und dann weiter nach einem andern Gut fuhr. Am Tag ſang und beſchäftigte ich mich viel mit der äußerſt liebenswürdigen Frau v. Schätzel, und wenn die Nacht herankam, machten wir tête a tête romantiſche Promenaden in die Gärten und Felder au clair de lune, von denen wir immer etwas ermüdet heimkehrten. Drei Tage währte dies ſeltſame Nomadenleben, von dem alle die es mitgemacht, fatiguirt und abgeſpannt nach Colberg zurückkamen und froh waren, wieder in das Geleiſe des Alltagslebens einzutreten.

Auch mehrere Schlittenfahrten hatte ich kurz nach meiner Rückkehr von Berlin arrangirt, die, wenn auch nicht ſo glänzend wie die in der Hauptſtadt, deßhalb nicht minder amüſant waren, auch war immer ein Muſikſchlitten dabei. Jeder wohlhabende Bürger Colbergs beſaß wenigſtens einen Korbſchlitten, und nach-

dem wir einigemal die Tour um das Rath- und Blockhaus auf dem Markt und in den Hauptstraßen der Stadt gemacht hatten, fuhren wir in den Busch zu Ottos, wo ein frugales Mittagsmahl gehalten, dann getanzt und beim Fackelschein heimgefahren wurde. Rettelbeck war einigemal bei dieser Parthie, oder lieh mir seinen Schlitten sammt Pferdegeschirr, ich fuhr abwechselnd meine intimsten Bekanntinnen. Bei einer dieser Parthien, bei der sich ein sehr schönes Mädchen aus Cöslin, ein Fräulein Conrad, die Tochter eines dortigen Beamten befand, suchte ich bei Tisch mich neben dieselbe zu placiren, dasselbe that auch ein Ingenieur-Lieutenant, Namens Poselger, und es entspann sich zwischen diesem und mir ein kleiner Wortwechsel wegen der Placirung der Damen. Poselger, der vielleicht ernstliche Absichten auf das Mädchen hatte, verwechselte die von mir auf die Couverte gelegten Zettel, ich hatte es bemerkt, stellte ihn deßhalb zur Rede, und bestand darauf, daß die Zettel wieder auf ihre alten Plätze gelegt würden, wogegen er sich weigerte und mir ein trotziges: „es beliebt mir einmal so," entgegnete. Ich nahm aber die Zettel, verwechselte sie abermals, und erwiederte: „und mir beliebt es so, und dabei bleibt es, da ich Ceremonienmeister und Anordner des Festes bin." — „Schon gut, Herr Kamerad, versetzte jetzt mein Gegner, das wird sich morgen früh finden, ich erwarte Sie in der Wolfsschanze." — „Sie sollen nicht vergeblich warten, und so ist die Sache für jetzt abgemacht, da hier nicht der Ort zu weitern Erörterungen ist." — Ich saß nun neben dem Fräulein Conrad, mit der ich mich, meinem Nebenbuhler zum Trotz, der jetzt etwas schief uns gegenüber saß und wüthende Blicke schoß, auf das angenehmste unterhielt, und sogar von ihr erlangte, daß sie bei der Heimfahrt in meinem Schlitten neben der Frau Doctor M...., die ich gefahren, Platz nehmen würde. Ich ließ mich indessen durch nichts mehr in den Freuden der Tafel und des darauf folgenden Tanzes stören, sondern unterhielt mich vortrefflich, ja Fräulein Conrad war mir nun um so interessanter, und ich bat um die Erlaubniß, sie in Cöslin besuchen zu dürfen. Bei Tisch brachte ich einen Toast auf das Wohl der Colberger Damen aus, der von diesen eine Erwiederung zur Folge hatte; so endigte sich alles gut und mein Schlittenrecht übte ich in vollem Maß. Kaum aber war ich in meiner Wohnung angekommen, so erschien auch schon ein Artillerie-Offizier, Hauptmann Müller, der mich im Namen Posel-

gers aufforderte, mich um 6 Uhr den andern Morgen mit einem Sekundanten in der Wolfsschanze einzufinden, was ich zusagte, meinen Freund Willmann aufsuchte und diesen bat, mein Sekundant zu seyn, wozu er gleich bereitwillig war. Wir stellten uns zur bestimmten Stunde nebst einem Chirurgen an dem bezeichneten Ort ein, und es fand jetzt ein kurzes Pourparler wegen der Art des Fechtens statt. Poselger wollte sich schlechterdings nur auf den Hieb einlassen, was ich nicht gewohnt war, und deßhalb auf dem Stich bestand, oder daß jeder in seiner Weise fechten würde. Der auf den Stich Fechtende hat, besonders im Pariren, einen bedeutenden Vortheil; man machte Schwierigkeiten, und ich sagte: so bleibt uns nichts übrig als zu den Pistolen zu greifen. Endlich kamen wir überein, daß ich zwar **a la pointe** pariren, aber nur hauend attaquiren dürfe. Nach einigen Gängen hatte ich dennoch meinem Gegner eines ausgewischt, freilich mehr stechend als hauend, weßhalb mich dessen Sekundant zur Rede stellte, ich erwiederte aber: ich bin es einmal nicht anders gewohnt, deßhalb greifen wir zu Pistolen wenn Sie nicht zufrieden sind. — Man fand jedoch für gut, da Poselger eine tüchtige aber nicht gefährliche Fleischwunde hatte, es dabei bewenden zu lassen und die Sache als abgemacht zu betrachten. Nachdem Poselger verbunden war, ritten wir alle fünf (wir waren sämmtlich zu Pferde gekommen) in die Stadt zurück. — Denselben Abend als ich kaum zu Hause angekommen war, es mochte 10 Uhr vorüber seyn, klopfte es leise an meine Stubenthüre, auf das laute „Herein“ trat eine dicht verschleierte Frauengestalt ein, und fiel mir mit den Worten: „Du häßliches Ungeheuer, was hast du gemacht!“ in die Arme. An der Stimme und Gestalt erkannte ich Madame G...., deren Mann in Geschäften nach Copenhagen gereist war, und die mir nun eine lange, vorwurfsreiche Predigt hielt, die sich mit einem Friedensschluß und vollkommener Versöhnung endigte. Erst nach Mitternacht brachte ich sie nach Haus. So lange die Abwesenheit ihres Mannes dauerte, wiederholte sie diese Besuche jeden Abend in Begleitung eines vertrauten und artigen Stubenmädchens. Aber ein anonymer Brief verrieth dem wiederheimgekehrten Gatten das täglich bis tief in die Nacht hinein währende Ausbleiben seiner Frau, so lange er in Copenhagen verweilte. Der Mann examinirte, Madame leugnete, und meinte, man wolle sich einen Scherz mit Herrn G.... machen. Er mochte dies nun glauben oder nicht, auf jeden

Fall hatte er Verdacht geſchöpft, denn als er bald darauf eine zweite Geſchäftsreiſe unternehmen mußte, traf er ſolche Vorkehrungen, daß es ſeiner Frau ganz unmöglich wurde, Abends unbemerkt das Haus zu verlaſſen. Wir correſpondirten mit Hülfe einer alten Tante, welche die Zwiſchenträgerin machte, und bei der wir uns auch von Zeit zu Zeit am Tage ſahen. Da Madame G.... nun nicht mehr zu mir kommen konnte, ſo wollte ſie, daß ich ihr nächtliche Beſuche abſtatten ſolle, was indeſſen nicht ſo leicht war, da auf Befehl ihres Mannes jeden Abend die Hausthüre, ſo wie die untern Fenſterläden von einem der Ladendiener mit Vorhängeſchlöſſern und vorgelegten eiſernen Stangen gut verwahrt wurden. Aber die Liebe macht erfinderiſch, und Schwierigkeiten zu überwinden war von jeher eine Paſſion für mich. Vor dem Haus des Herrn G.... ſtanden, wie vor vielen Häuſern Colbergs, namentlich auf dem Markt, ein Paar Lindenbäume, jedoch noch in einer ziemlichen Entfernung von den Fenſtern. Ich kam nun auf den Einfall, mit Hülfe eines Brettes, das man des Nachts von einem obern Fenſter auf einen Baumaſt legen müſſe, in das Haus einzuſteigen. Die Sache ging auch ganz gut, indem das mit in's Vertrauen gezogene Stubenmädchen dieſe Art Zugbrücke nach zehn Uhr des Abends herabließ. Sie und ihre Herrin hielten das Brett an dem einen Ende feſt, während ich, wenn alles „ſtill und ſtumm war und nur noch die Verliebten und Geſpenſter umherwandelten," auf den Baum kletterte und dann die gefährliche Paſſage von ein paar Schritten über das Brett zum Fenſter machte, wo ich mit offenen Armen empfangen wurde, und in die Burg ſtieg. Dieſes Manoeuvre war wohl ſchon ein halbes Dutzendmal geglückt, als ſich eines Abends die Frauenzimmer ſo ungeſchickt benahmen, daß das Brett, als ich eben den Fuß darauf ſetzte, mit großem Gepolter auf die Straße hinabfiel. Glücklicherweiſe hatte ich mich noch mit der rechten Hand an einem ziemlich dicken Aſt feſtgehalten, ſonſt wäre ich hinabgeſtürzt, da ich ſchon mit einem Fuß auf dem Brett ſtand, und hätte wahrſcheinlich den Hals gebrochen: „das wäre eben kein großes Unglück geweſen," höre ich manche meiner Leſer, Ehemänner, und auch Leſerinnen ſagen; aber Sie wiſſen, Unkraut vergeht nicht, und ſo kam auch ich mit einem kleinen Schreck davon, die Frauenzimmer ſchrieen aber beide laut auf und glaubten mich verloren. Dies und das Gepolter des fallenden Brettes hatte die nicht ſehr entfernte Schildwache von der

Hauptwache gehört und Lärm gemacht, so daß der wachthabende Offizier mit einem Unteroffizier die Ronde um das Rath- und Blockhaus machten, da sie aber alles still und ruhig fanden und nichts Verdächtiges entdeckten, sich wieder in die Wachtstuben begaben. Nachdem ich nun die hinter dem Fenster ängstlich harrenden Frauengemüther hinsichtlich meiner gehörig beruhigt hatte, und wir nach längerem Ueberlegen kein Mittel fanden, wie ich den Uebergang ins Haus jetzt bewerkstelligen könne, denn sie hatten kein zweites passendes Brett bei der Hand, und das unten liegende konnte ich zu ihrem großen Verdruß nicht auf den Baum bringen, da Hände und Füße vollauf zu thun hatten, allein hinauf zu klettern, so mußten wir uns damit begnügen, uns für diesen Abend gegenseitig eine angenehme Ruhe zu wünschen, und das Mädchen sollte mit Tagesanbruch die Diehle möglichst unbemerkt ins Haus schaffen. Als ich aber den Baum hinabkletterte, führte das Unglück den Nachtwächter herbei, der mich bemerkte da ich zur Hälfte herab war, mich für einen Dieb hielt, schon „Diebe“ zu schreien begann und eben zu rasseln anfangen wollte, als ich mit einem Sprung auf dem Boden war, auf ihn zueilte, in der einen Hand eine Terzerole, die ich bei solchen Abenteuern immer bei mir zu tragen pflegte, in der andern zwei Thaler Courant haltend, ihm den Mund stopfend, und mich als Offizier zu erkennen gebend; aber es war zu spät, denn schon eilte eine Patrouille von der nahen Wache herbei, wo man das Geschrei gehört hatte. Ich ging ihr jedoch entgegen und sagte ihr, daß auch ich den Ruf des Nachtwächters gehört habe und auf denselben hergekommen sey, daß aber die Diebe, als sie mich erblickten, davongelaufen wären; dies bestätigte auch der bestochene Nachtwächter, und so lief alles glücklich ab. — Dies hinderte indessen nicht, daß, Gott weiß wie, die Kunde von diesem nächtlichen Ereigniß, mit allen möglichen Zuthaten ausgeschmückt, bald in allen Mäulern Colbergs war, und ich fand für gut, diese gefährlichen Besuche einige Zeit auszusetzen.

Wenige Tage darauf hatte ich wieder ein, wenn auch nicht so gefährliches, doch bei weitem unbequemeres Abenteuer zu bestehen. Ich hatte jetzt eine Wohnung bei einem Schornsteinfeger, Namens Neugebauer, gemiethet, der zwei artige Töchter besaß, die nichts weniger wie schwarz waren. Das Haus war neben dem des Doctor M...., dessen Frau ich auf seine eigene Einladung fast täglich besuchte und dessen Hausfreund ich war. Madame G.,

die immer noch nichts weniger als wegen ihrer Couſine beruhigt war, beſuchte dieſelbe häufig und oft zu den unpaſſendſten Stunden, um zu entdecken, ob ich mich nicht bei ihr befinde. Eines Nachmittags war ich kaum ein Paar Minuten bei der Doctorin, welche ſpäter eine Kaffeegeſellſchaft bei ſich erwartete, als Madame G.... wenigſtens um anderthalb Stunden zu früh erſchien. Da wir ſie hatten kommen hören, ſo ſprang ich raſch in das Nebenzimmer; kaum war ich daſelbſt, als ſie in das vordere Zimmer trat und ſagte: Du wirſt dich wundern daß ich ſo früh komme, aber ich wollte dir nur ſagen, daß ich nicht lange bleiben kann, weil ich mit meinem Mann nach Treptow fahren muß; indeſſen will ich doch ſehen, wie du alles arrangirt haſt. — Da ich dies hörte und fürchtete, ſie möchte auch in das Seitenzimmer kommen, in dem das Kaffeegeſchirr ſchon aufgeſtellt war, ſo kroch ich ſchnell unter das ſich daſelbſt befindliche Sopha. Madame G.... machte nun wirklich Anſtalt, auch in dieſes Zimmer zu kommen, wogegen ſich die Doctorin wehrte, ſie ſchob aber dieſelbe mit den Worten: „mein Gott, ſo ſey doch kein Kind,“ bei Seite, trat ins Zimmer, ſich allenthalben umſehend, und ſagte: nun, das iſt ja charmant. Die Doctorin M...., die etwas verlegen war, ſchien erſtaunt, mich nirgends zu ſehen, konnte ſich indeſſen wohl denken, wo ich ſeyn müſſe, da das Zimmer keinen weitern Ausgang hatte. Madame G.... warf ſich nun auf das Sopha, das ſie trotzdem daß ſie ihre Couſine perſuadiren wollte, wieder in das andere Zimmer zurückzukehren, nicht eher verließ, als bis die erſten Damen, unter denen Frau v. Schätzel und die Kriegsräthin Wißling waren, erſchienen, und ſich dann empfahl. Nun war an kein Fortkommen für mich mehr zu denken, und ich war verurtheilt, wenigſtens noch drei gute Stunden bewegungslos in der fatalen Lage zu bleiben, in die ich mich ſelbſt verſetzt hatte, das Geſchnatter all dieſer Kaffeegänſe, unter denen manche überbejahrte war, zu vernehmen, und ein halbes Dutzend ihrer Füße, derjenigen die den Ehrenplatz auf dem Sopha einnahmen, beſtändig vor mir zu ſehen. Es waren die Fußgeſtelle der Damen Schröder, Julius und Wißling, die ich in dieſen unterſophaiſchen Räumen zu beobachten Gelegenheit hatte, die alle ziemlich groß waren und mich mit einer faſt egyptiſchen Finſterniß umgaben. Mehr als einmal kam mir die faſt nicht zu überwindende Luſt an, eine oder die andere dieſer Schönen in die Beine zu zwicken, und nur mit großer Selbſtüberwindung ver-

mochte ich ſie zu bekämpfen. Die Unterhaltung, die mir in meinem engen Verſteck die Geſpräche der einige dreißig Frauen ſtarken Verſammlung, die ſich von keinen Männerohren belauſcht glaubten, gewährten, verkürzte mir indeſſen meine unbequeme Lage ſehr, denn es kamen Dinge zur Sprache, Dinge, über die ich faſt noch hätte erröthen können, und alle nicht Anweſenden wurden unter die Hechel dieſer Weiberzungen genommen, auch das ſämmtliche Offiziercorps und meine Wenigkeit mußte die Muſterung paſſiren, und uns wurden oft nicht die ſchönſten Epitheten. Oft war es nahe daran, daß ich vor Lachen hätte berſten mögen und konnte dies nur verhindern indem ich mir die Lippen faſt blutig biß, während die Doctorin M.... immer wie auf Nadeln ſaß, faſt alles verkehrt anordnete und beantwortete. Indeſſen nahm ſie doch meine Partei, wenn die große Mehrzahl der ältern Frauen auf das unbarmherzigſte über mich herfielen, ebenſo über Madame G...., wir waren Dank dieſer, ſchon längſt das Stadtgeſpräch; die Häßlichſten ſchimpften am meiſten. Sogar die nicht anweſende Commandantin mußte herhalten, und ihre Haushaltung wurde eine ſchlampige und liederliche genannt. Was mir am drolligſten, war die Erzählung von einem Kaffeebad, das die Frau eines Tuchhändlers, Namens Darkow, genommen, von der man wußte, daß die volle Kaffeekanne den ganzen Tag nicht aus ihrer Stube kam und ſie wohl mehr denn 30 Taſſen dieſes edlen Getränkes täglich zu ſich nehme. Ihr Mann, dem dieſe Liebhaberei ſehr mißfiel, beſonders da ſie außerdem ſehr wenig und bei Tiſche faſt gar nichts aß, wurde erzählt, ſey nun auf den Einfall gekommen, um ſeiner Frau den unmenſchlichen Kaffeegeluſt zu vertreiben, dieſelbe ein Kaffeebad nehmen zu laſſen unter dem Vorwand, die hyſteriſchen Zufälle, an denen ſie von Zeit zu Zeit litt und die wahrſcheinlich von dieſem Kaffeetrinken herrührten, dadurch zu heilen. Ein Spaßvogel von ſeinen guten Freunden hatte ihm zu dieſem Mittel gerathen. Er hatte zu dieſem Zweck zwölf Pfund Kaffee röſten, mahlen und in dem großen Waſchkeſſel kochen, 20 Maß Milch dazu thun und mit dieſem Gebräu die Badwanne ſeiner Frau füllen laſſen, die er dann mit der Verſicherung, der berühmteſte Berliner Arzt habe es angerathen und ſchon Wunderkuren damit verrichtet, zu dem Bad perſuadirte. Die Dame, die ſchon den Geruch des Kaffeedampfes wohlthuend fand, fand das Bad ſelbſt köſtlich und hätte ſich zugleich dabei ſatt getrunken, wenn ein halbes Dutzend Zucker-

hüte darin verschmolzen gewesen wären. Aber der Mann der gegenwärtig war, sagte seiner Gattin, daß wenn das Bad die gehörige Wirkung haben solle, so müsse sie wenigstens ein Dutzendmal in demselben untertauchen, nahm sie dann beim Schopf und hielt ihr den Kopf mit Gewalt einige Sekunden unter dem Kaffee. Trotz dem Sträuben der Dame wiederholte er das Manoeuvre einigemal schnell hintereinander, wobei ihr der Kaffee in die Nase, in die Ohren, den Mund und alle Oeffnungen ihres Leibes drang, worüber die Frau in großen Zorn gerieth und wie wüthend in dem Kaffee umherplätscherte; jetzt fand der Herr Gemahl für gerathen sich aus dem Staub zu machen, die Zofe als den Wetterableiter für die Wuth der Madam zurücklassend, die auch die ganze Fülle ihres Unwillens an dem unglücklichen aber dennoch fortwährend lachenden Geschöpf ausließ. Diese Pferdekur soll in der That der Dame den Kaffee, wenigstens für eine Zeitlang, gänzlich verleidet haben. — Diese Erzählung machte mich unter meinem Sopha beinahe ersticken. — Nachdem auch diese Damen reichlich Kaffee, Kuchen und süße Weine geschluckt, bequemten sie sich zum Aufbruch, und ich wurde endlich aus meinem Versteck erlöst, nachdem sich auch die letzte unter mir endlos scheinenden Complimenten empfohlen hatte. — Mit einem minutenlangen »Uff!« kroch ich unter dem Sopha hervor, nachdem die Doctorin das Zimmer inwendig abgeschlossen, sie war wegen den Gesprächen, die ich mit angehört hatte, nicht wenig verlegen, und überroth, ich redete ihr die Sache lachend aus, indem ich zu ihr sagte: sie möge sich deßhalb keinen Kummer machen, es sey nicht das erstemal daß ich dergleichen und noch weit tollere Frauen-Unterhaltungen mit angehört. — Wir amüsirten uns nun noch eine Stunde auf das angenehmste, sie lachte mit mir über mein Verstecken und was ich gehört, und trennten uns zuletzt beide seelenvergnügt.

Am andern Morgen wurde ich schon um 7 Uhr durch eine Ordonnanz zum Bataillons-Commandeur Oberstlieutenant von Witke gerufen, der mir ankündigte, daß ich mich sogleich marschfertig zu machen habe, um einen Transport Rekruten, der in einer Stunde abgehen müsse, zum preußischen Occupationsheer nach Frankreich zu führen. Ich wußte zwar, daß dieser Transport abgehen solle, wußte aber auch, daß Premier-Lieutenant R... zu dessen Führung commandirt gewesen, was ich dem Commandeur bemerkte, worauf er mir erwiederte: allerdings, aber der wurde

mir ja soeben krank gemeldet, indessen weiß ich schon was ich von dieser Krankheit zu halten habe, doch ich will Niemand unglücklich machen. — Herr v. R... hatte die unglückliche Leidenschaft, sich von Zeit zu Zeit dem Trunk zu ergeben, und diesen Morgen in aller Frühe, wahrscheinlich um sich zu dem bevorstehenden Marsch zu stärken, schon so tief ins Glas gesehen, daß er kaum auf den Beinen hatte stehen können, und also außer Stand war, abzumarschiren, noch viel weniger zu commandiren. Ich mußte daher in aller Eile meine Vorbereitungen treffen, und ehe eine Stunde verging, stand ich marschfertig an der Spitze meines, über 100 Mann starken Detachements, zu dem noch eine Abtheilung in Stettin stoßen sollte. Der Marsch war anfänglich ziemlich langweilig, über Naugard, Altdamm ꝛc. Gleich den ersten Tag gerieth ich über einen betrunkenen Soldaten, der schon beim Abmarsch nicht in Reihe und Glied hatte bleiben wollen und rechts und links taumelte, so in Zorn, daß ich ihm vor dem Thor ein Paar Hiebe mit der flachen Klinge versetzte, etwas das jetzt die preußischen Militärgesetze schwer verpönten. Ich erwähne dessen hier nur, weil es lange Zeit nachher ganz zufällig schlimme Folgen für mich hatte, denn als dieser Soldat wegen einem andern Vergehen in Untersuchung kam und befragt wurde, ob er sonst noch keine Strafe erlitten, antwortete er ganz absichtslos: „Noch nie, außer bei dem Ausmarsch von Colberg, wo mir der commandirende Offizier einige Hiebe mit dem Degen versetzte, weil ich betrunken war und nicht regelmäßig marschirte.“ — Als dies Verhör an das General-Auditoriat eingesandt wurde und man diese Aussage des Burschen fand, wurde dies nach Colberg berichtet, ich deßhalb ebenfalls in Untersuchung genommen, und erhielt vierzehntägigen Arrest. In Stettin hatte ich drei Ruhetage, weil die Leute, die ich noch mitzunehmen hatte, erst den andern Tag eintreffen sollten.

Stettin, eine der wichtigsten Handelsstädte und Festungen Preußens, verdankt ihre Entstehung einigen Fischerhütten und einer uralten Burg der Wenden, um die sich nach und nach mehrere Leute anbauten, und bald erhielt der Gott Triglaff einen Tempel daselbst; die Stadt hatte in frühern Zeiten durch Fehden, Krieg und Belagerungen großes Ungemach zu erleiden, sie liegt bis auf einen kleinen Theil, sammt ihren Vorstädten und Forts an dem linken Ufer der Oder; unter ihren 13 Thoren befindet sich eines, welches man das Frauenthor nennt, und das nicht weniger

als fünf hintereinander liegende, sehr finstere Pforten hat. Unter den größern Plätzen ist der Roßmarkt mit seinem Springbrunnen der schönste, auf dem Königsplatz ist das Brustbild Friedrich II. von Marmor von dem berühmten Schadow verfertigt, es wurde 1793 dem Landhaus gegenüber aufgestellt. Der Marienplatz hat seinen Namen von einer Marienkirche, die sehr prächtig und mit herrlichen Gemälden verziert war, die aber im vorigen Jahrhundert ein Raub der Flammen wurde. Die Straßen der Stadt sind meistens breit und hell, namentlich sind die Louisen- und die Oberstraße schön. Die Kirchen sind alle sehr alt, und die uralte Wallkirche, Peter und Paul, ist der älteste Gottestempel in ganz Pommern. Auch die Hauptkirche und die Johanniskirche wurden schon im 13ten Jahrhundert erbaut und die Jakobikirche im 12ten. In der letzten ist ein sehr schönes Gemälde, eine Abnahme vom Kreuze, von dem Stettiner Maler Lengerich. In der Schloßkirche sind die Begräbnisse der alten Herzoge von Pommern, deren ehemalige Residenz das noch auf einem Hügel stehende Schloß war. Das Rathhaus ist ein sehr altes Gebäude, und aus einem alten Nonnenkloster ist ein wohlversehenes Zeughaus geworden. Damals residirte die von dem Kronprinzen, nachmaligem Friedrich Wilhelm II., der Dicke genannt, aus besondern Gründen hierher verwiesene verwittwete Gemahlin, eine geborne Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, in Stettin, die einen kleinen Hof hielt. Friedrich der Große, dem gewisse Liebhabereien von ihr zu Ohren gekommen waren, verbot ihr zuerst Berlin und Potsdam und befahl die Scheidung. Der Zutritt zu ihr hielt nicht schwer und sie war äußerst leutselig. Stettin gab auch zwei russischen Kaiserinnen das Daseyn, nämlich der Mutter Pauls, der großen Catharina, und der Gemahlin Pauls, Maria Feodorowna. Dieserhalb erhielt die Stadt von den russischen Herrschern seitdem ein Exemplar von allen Goldmünzen, die in dem russischen Reich geprägt werden, und die man auf dem Rathhaus verwahrt. Um die Stadt herum befinden sich angenehme Spaziergänge. Der Handel ist sehr bedeutend, ebenso die Schiffahrt.

Nachdem ich mich in Stettin umgesehen und die nöthigen Gelder zur weitern Verpflegung des Detachements in Empfang genommen hatte, kehrte ich in mein Quartier, den englischen Hof, zurück. Gegen Abend fanden sich daselbst allerlei Leute ein, unter denen auch ein verabschiedeter Rittmeister, eine wahre Samielsphysiognomie, die durch zwei tüchtige Schmarren noch mehr ent-

ſtellt war. In ſeinem verzerrten Geſicht lag etwas hämiſch-diaboliſches, welches ſich beſonders wenn er ſprach und noch mehr wenn er lachte, ausdrückte; ſeine Züge ſchienen alsdann aus Schadenfreude und Hohn zuſammengeſetzt zu ſeyn. Nachdem die meiſten Gäſte ihr Abendbrot eingenommen hatten, näherte ſich mir der Rittmeiſter indem er mich mit einem: „Herr Kamerad!“ anſprach, erkundigte ſich nach meiner Beſtimmung, erzählte mir von ſeinen Feldzügen und endigte damit, mir mit einer affreuſen, geheimnißvollen Miene zu vertrauen, daß *jeden Abend in einem* obern Zimmer des Gaſthofs ein *honnetes Pharo-Spielchen gemacht* werde, wobei ſich verſchiedene Kaufleute, Offiziere, Beamte ꝛc. einfänden und etwas zu gewinnen ſey; er endigte damit, auch mich einzuladen, mein Glück zu probiren.

Noch jetzt iſt es mir ein Räthſel, wie ich mich von dem vor mir ſtehenden, ganz unverkennbaren Mephiſtopheles, deſſen betrügeriſche Tendenz aus ſeinen Blicken leuchtete, zu einem heimlichen Spiel konnte überreden laſſen; genug, es ging mir wie dem Vogel bei der Klapperſchlange, und ich nahm die Einladung an. Er bezeichnete mir das Zimmer, und ich folgte ihm bald; ein Aufwärter leuchtete mir zwei Stiegen hinauf und führte mich in ein, im hintern Theil des Hauſes gelegenes Gemach. Noch an der Schwelle deſſelben ſchien mich mein guter Engel warnen zu wollen, denn ich machte eine unwillkürliche Bewegung zum Umkehren und zog die Hand von der ſchon ergriffenen Thürklinke wieder ab, als ſich dieſelbe von innen öffnete und mich die daſelbſt verſammelte Geſellſchaft wahrnahm, ſo daß ich mich des Rücktritts ſchämte, und in das verhängnißvolle, etwas ſpärlich erleuchtete Zimmer trat.

Der Rittmeiſter in Satansgeſtalt, oder beſſer, der Satan in Rittmeiſtersgeſtalt hielt Bank, und es wurde ſchon friſch darauf los pointirt. Ich fing mit Viergroſchenſtücken, dem niedrigſten Satz, zu pointiren an. Anfänglich wollte mir das Glück wohl; ich gewann bedeutend, was mich immer mehr anfeuerte. Doch nur zu bald wandte mir die launige Göttin den Rücken, ich fing zu verlieren an, und in weniger als einer halben Stunde war der letzte mir gehörige Thaler fort. Jetzt nahm ich, durch meinen Verluſt und das Spiel in die Hitze getrieben, ein Paar Thaler von dem zur Bezahlung der Truppen beſtimmten Gelde, auch ſie waren bald fort, ich nahm 4, 6, 12, 20, und in wenig Minuten war das Geld, von dem meine Leute 10 Tage leben ſollten, ver-

spielt. In dieser schrecklichen Lage nahm ich den Wirth bei Seite und versetzte ihm meine Uhr, dann meine silberne Schärpe und die silbernen Fangschnüre für einige vierzig Thaler, die, da ich das Spiel forciren wollte, bald genug ebenfalls in des Satans Krallen waren, und stürzte, nachdem der letzte Thaler verschwunden, in einem fast bewußtlosen Zustand aus dem Spielzimmer, mich verzweiflungsvoll auf einen Stuhl des meinigen werfend. — Jetzt erst traten mir die schrecklichen Folgen meines unbegreiflichen Leichtsinns klar und deutlich mit den grellsten Farben vor die Augen. Hier war weder Ausweg noch Rettung, in einer mir weltfremden Stadt, wo ich auch nicht eine Seele kannte, war an keine Hilfe zu denken; Cassation, Entehrung, zehnjährige Festungsstrafe schwebten mir als unvermeidlich vor, die gräßlichste Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Nachdem ich meine Pistolen scharf geladen hatte, klingelte ich, ließ mir Briefpapier und eine Flasche Champagner kommen, schloß dann die Thüre ab, setzte mich, die Mordgewehre zu meiner Rechten legend, nieder, um noch einige Briefe an meine Verwandten und mir theure Personen zu schreiben, mit dem festen Vorsatz, mir nach deren Beendigung eine Kugel durch den Mund in das Gehirn zu jagen; die Batterien rieb ich mit wollenem Tuch, schärfte die Steine, um ja das Versagen zu verhindern, stürzte dann ein Paar Gläser hinunter und machte mich zum Schreiben fertig. Zur Unterlage nahm ich ein deutsches Liederbuch, aus dem ich öfters in Colberg gesungen hatte, das gerade mit Beckers Romanze: „der Sänger“ betitelt, begann. Ich hatte sie schon so manchmal in fröhlichen Cirkeln in Berlin und Colberg gesungen, und gerade der letzte Vers, der da heißt:

„Doch jetzt mach' ich eine Pause,
Nehmt die Lehre mit nach Hause
Und beherzigt sie.
Sing und Sang ist eine Gabe,
Wer sie hat — o der vergrabe
Sie im Leben nie.“

fiel mir in die Augen. Wie ein Blitzstrahl fuhr es mir durch den Kopf und erleuchtete mich, so daß ich zu mir selbst sagte: Wie, sollte dir denn dein Talent nicht aus dieser schrecklichen Lage helfen können? — Stargard, durch das du schon ein paar Mal gekommen bist, ist nur drei Meilen von hier, dort kennt d' ; keine lebende Seele, man liebt die Musik, hat wenig Gelegenheit etwas

zu hören, wie wäre es, wenn du da hinüber führest, und unter einem fremden Namen ein Concert gäbest? — Stargard ist eine nicht unbedeutende Stadt, es gilt nur einen Versuch, schlägt der fehl, je nun, so läuft dir das Todtschießen auf keinen Fall davon. Dieser Gedanke faßte immer mehr Wurzel bei mir, ich suchte was ich an Musikalien bei mir hatte hervor, fand auch ein italiänisches Cahier darunter, rief meinem Burschen, ließ mir einen Wagen für den andern Morgen um vier Uhr bestellen, vorgebend daß ich einen Bekannten in der Umgegend besuchen wolle, ließ meine Civilkleider auspacken, versetzte einen Rubinring, den ich noch hatte, für 10 Thaler bei dem Wirth, und fuhr um die bestimmte Stunde ganz allein nach Stargard ab, nachdem ich dem ältesten Unteroffizier des Detachements anempfohlen, es sich recht angelegen seyn zu lassen, den Dienst während meiner kurzen Abwesenheit bestens zu versehen. Um 7 Uhr Morgens kam ich in Stargard an, um 8 Uhr machte ich dem Herrn Bürgermeister meine Aufwartung, gab mich bei ihm für einen Sänger der italiänischen Oper von Wien aus, der sich Matuccio nenne, von Berlin komme und über Königsberg nach St. Petersburg reise, um daselbst zu gastiren. — Ich fand an dem Herrn Bürgermeister nicht nur einen sehr artigen und zuvorkommenden Mann, sondern auch einen großen Musikliebhaber, dem mein Antrag, noch diesen Abend ein Concert in Stargard zu geben, sehr willkommen war, und der mir versprach, alles dazu beitragen zu wollen, was in seinen Kräften stünde. Er übernahm es sogar selbst, sogleich ein Einladungscirculair herumgehen zu lassen, auf dem er sich mit seiner Familie zuerst mit fünf Billetten zu einem Thaler Courant unterzeichnet hatte; er übernahm es auch, ein passables Orchester, meist aus Dilettanten bestehend, zusammenzubringen, schickte den Rathsdiener mit der Subscriptionsliste herum, der noch denselben Morgen über 200 Billette absetzte. Jetzt war ich gerettet, Kosten hatte ich außer der Beleuchtung fast gar keine, da mir der gefällige Bürgermeister einen ziemlich großen Saal gratis überließ, auch führte er mich noch denselben Abend bei mehrern Dilettanten ein, unter denen die junge liebenswürdige Frau von F.... und das sehr schöne Fräulein von Z....tz, mit dem schalkhaftesten Cupido-Gesichtchen von der Welt, sich befanden. Beide Damen hatten die Gefälligkeit, in meinem Concert mit zu singen, jede trug eine Arie und ein Duett mit mir vor, und zum Schluß sangen wir noch ein Terzett; die meisten Stücke wurden

da capo verlangt. An der Caſſe waren auch noch über hundert Thaler eingegangen, denn man hatte ausgeſprengt, der erſte Sänger der italiäniſchen Oper von Wien gebe auf ſeiner ſchleunigen Durchreiſe nach St. Petersburg dies Concert aus Gefälligkeit für den Herrn Bürgermeiſter. Wer war froher als ich; nach dem Souper, zu dem mich der Herr Bürgermeiſter eingeladen, und an dem mehrere Stargarder Familien Theil nahmen, empfahl ich mich und fuhr noch in derſelben Nacht mit meinem erſungenen Geld, das vollkommen ausreichte mein Deficit zu decken, wieder nach Stettin ab, auch meine Effekten konnte ich, wie ich dem Wirth verſprochen hatte, wieder auslöſen, nur mein eigenes Geld war beim Teufel, doch daran war mir wenig gelegen. Ich kam anderthalb Stunden nach Mitternacht wieder in Stettin an, mit dem feſten Vorſatz, mich nie mehr zum Spiel, wenigſtens mit fremdem Geld, verlocken zu laſſen. Ich zahlte nun vor dem Abmarſch den Leuten den Sold aus, und machte mich mit faſt ganz leeren Taſchen auf den Weg. Erſt in Magdeburg fand ich ein Haus, das mit dem unſrigen in Verbindung ſtand, und von dem ich mir fünfzig Thaler geben ließ. Dieß Ereigniß hatte indeſſen einen ſo ſchlimmen und tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß mich ein höchſt unangenehmes Gefühl auf dieſem ganzen Marſch nicht verließ und ich gegen meine Gewohnheit weder für Natur-, Kunſt-, noch andere Schönheiten Sinn mehr hatte, ja ich unterließ es ſogar während dieſer Zeit mein Tagebuch zu führen, was ich ſonſt ſehr regelmäßig jeden Abend that. Ich war über Magdeburg, Caſſel, Aachen ꝛc., ohne mich um etwas anders als meinen Dienſt zu bekümmern, nach Frankreich marſchirt, wo ich meine Leute an die pommerſchen Regimenter abgab, denen ſie zugetheilt waren, und dann ſogleich die Rückreiſe per Poſt nach Colberg antrat, ohne nur meine Verwandten in Frankfurt zu beſuchen, wie ich es mir bei dem Abmarſch vorgenommen hatte. Als ich wieder durch Stargard kam, hielt ich mich möglichſt verborgen, ſo lange umgeſpannt wurde, da ich fürchtete, man möchte den italiäniſchen Sänger wieder in mir erkennen. Auch in Colberg währte dieſe Mißſtimmung noch, erhielt mich fortwährend bei übler Laune und machte mich faſt menſchenſcheu. Ich ſetzte den franzöſiſchen und muſikaliſchen Unterricht, den ich den Töchtern meines Commandeurs und der Nichte des Commandanten ertheilt hatte, nicht mehr fort, zog mich meiſt von der Geſellſchaft zurück, fand mich oft ohne irgend einen

erheblichen Grund beleidigt, nahm Scherze übel auf und bekam so alle Augenblicke mehr oder minder ernstlichere Händel. Ein Offizier Namens Rosenthal, ein äußerst gutmüthiger Mensch, nannte mich scherzweise „Franzos," ein Beiname, den man mir längst in Colberg ziemlich allgemein gegeben hatte, weil ich noch viel französische Manieren an mir hatte, wohl auch das, was an den Franzosen zu rühmen war, rühmte und mir deßhalb viele heimliche Feinde machte; ich warf ihm dagegen einige beleidigende Worte hin, die eine Herausforderung nach sich ziehen mußten und ein Duell auf die Klinge zur Folge hatten, das in der Maikuhle abgemacht wurde, und wo ich fast wider Willen, denn ich focht mit der größten Gleichgültigkeit, mir alle Blößen gebend, meinem Gegner eine unbedeutende Armwunde beibrachte. Hätte Rosenthal besser gefochten, so hätte er mir leicht einen tüchtigen Denkzettel anhängen oder gar das Lebenslicht ausblasen können. Wenige Tage nachher hatte ich eine andere, durch meine üble Laune herbeigeführte Rencontre, die weit schlimmere Folgen hatte. Ich besuchte den wachthabenden Offizier auf der Hauptwache, Lieutenant Campmann, und tadelte gesprächsweise manche Anordnungen im preußischen Dienste; lange nahm der Offizier die Sache im Scherz auf, als ich aber immer moquanter wurde, machte er mir in einem ernsten Ton die sehr richtige Bemerkung: „Wenn Ihnen die preußischen Dienste so mißfallen, warum bleiben Sie denn, man wird Sie nicht mit Gewalt halten wenn Sie gehen wollen." — Es gab nun ein Wort das andere und ich nöthigte zuletzt den wachthabenden Offizier den Degen gegen mich zu ziehen, indem ich auf ihn eindrang. Unglücklicher- oder glücklicherweise, denn wer weiß wie es abgelaufen wäre, trat in diesem Augenblick der Wachtschreiber und ein Unteroffizier, der eine Meldung zu machen hatte, in die Stube, als wir schon mit den Klingen handgemein waren, und diesen folgte noch der Platzadjutant auf dem Fuße. Jetzt hörte zwar das Gefecht augenblicklich auf, aber die Sache war eclat geworden und wurde dem Commandanten gemeldet. Die Folge war eine Untersuchung, während welcher wir beide, und zwar bis zur Bestätigung des von einem Kriegsgericht zu fällenden Urtheils, von unsern Functionen suspendirt wurden. Da sich die Sache sehr in die Länge zog und ich während dieser Suspension keine Gesellschaft, in der sich der Commandant und die Stabsoffiziere befanden, besuchen konnte, so hatte ich tödtliche Langeweile, die

mich immer mehr verstimmte und nur hie und da durch die intimere Bekanntschaft, welche ich mit mehrern Damen hatte, unterbrochen wurde. Glücklicherweise kam während dieser Zeit eine wandernde Schauspieler-Gesellschaft nach Colberg, deren Director ein gewisser Romberg war und bei welcher sich ein Paar hübsche Actricen befanden, von denen eine, Madame Vetterlein, nicht ohne Talent und sonst auch recht liebenswürdig war. Ich beschäftigte mich nun viel mit diesem Theater, ordnete das Repertoir an, verschaffte den Schauspielern manche nothwendige Requisiten und lieh ihnen auch manches von meinen kleinen Uniformstücken, und namentlich einem derselben einmal meine Schärpe. Mehrere Offiziere hatten dies bemerkt, den andern Tag kam es auf der Parade zur Sprache, daß eine preußische Offiziersschärpe auf dem Theater paradirt habe, worüber sich die ältern Offiziere sehr mißbilligend und als etwas „Unerhörtes“ aussprachen. Der Commandant ließ durch den Bürgermeister dem Director verbieten, künftig wieder eine Schärpe oder ein sonstiges Abzeichen der königlich preußischen Armee auf seinem Theater zu verwenden; man forschte auch nach, woher der Schauspieler die Schärpe hatte, und bald wußte man, daß ich sie ihm geliehen. Neues Donnerwetter, der Bataillons-Commandeur mußte mir einen Verweis geben und mir verbieten, irgend ein Uniformstück den „Comödianten“ zu leihen. Ich hatte mich gut entschuldigen, daß dies in der französischen Armee etwas ganz gewöhnliches sey, ja daß ich sogar in Berlin, in des Epemenides Erwachen von Göthe, eine ganze preußische Schwadron in Uniform und Schärpen auf der Bühne gesehen, dies half Alles nichts; ich moquirte mich wieder, so daß es zu den Ohren meiner Vorgesetzten kam, und meine ohnehin schon verdrüßliche Lage wurde eben nicht verbessert.

Die Aufführungen dieser Gesellschaft boten indessen manches dar, was komisch genug war und oft reichlichen Stoff zum Lachen gab. Da war keine Lessing'sche, Schiller'sche oder Göthe'sche Tragödie, kein Maschinenstück, an das man sich nicht gewagt hätte; auch Opern wurden gegeben. Die Bühne selbst war gerade über einem Kuhstall und nur durch einen dünnen Boden von demselben geschieden, und oft wurden die tragischsten Räuberscenen, Monologe oder Gesänge von dem Brüllen der Kühe und Ochsen accompagnirt, und Hamlets „Seyn oder Nichtseyn,“ oder Johannas

„Lebt wohl“ ꝛc. unterbrach häufig das crescendo und fortissimo des Rindviehs, ſo daß die Rede ganz unverſtändlich wurde.

Einſtmals begleitete ich Madame Vetterlein und Demoiſelle Zimmermann auf einem Spaziergang in die Maikuhle und zeigte ihnen die Schanzen, Caſematten und Blockhäuſer, aber auch dieſes wurde verrathen und mir inſinuirt, ich dürfe keine Fremden mit den Feſtungswerken bekannt machen, dies ſey ſtreng verpönt; ich erwiederte dann, daß Künſtlerinnen keinen andern Feſtungswerken als Herzen oder Beuteln gefährlich werden könnten.

Endlich kam das in meiner Sache mit dem Lieutenant Campmann gefällte kriegsrechtliche Urtheil beſtätigt von Berlin, und lautete für mich auf ſechsmonatlichen Feſtungsarreſt, in Weichſelmünde bei Danzig zu beſtehen, und drei Monate für meinen Gegner in Colberg. Ich mußte jetzt, von einem höhern Offizier begleitet, mit dem Poſtwagen nach Danzig abfahren, wohin wir über Cöslin, Stolpe, Neuſtadt ꝛc. reiſten, und beinahe drei Tage gebrauchten; ich konnte nun auch mit Kotzebues Herrn von Kreuzquer ſagen: „als ich von Stolpe nach Danzig reiſte“ ꝛc.

Mit einbrechender Nacht kamen wir in dieſer Stadt an und ſtiegen in dem eben nicht ſehr reinlichen Hôtel d'Oliva ab, meldeten uns den andern Morgen beim Commandanten, der uns artig empfing und eine Empfehlungsordre an den Commandanten der Veſte Weichſelmünde gab, wohin wir uns ſogleich verfügten. Dieſes Fort liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt an der Weichſel. Ich bekam ein ziemlich bequemes, aber ſehr vielwinkeliges Zimmer angewieſen. Der Commandant dieſes Forts war der Obriſtlieutenant von Brockhuſen, ein artiger Mann, der mich freundlich aufnahm, mir ankündigte, daß ich alle Freiheit habe in Civilkleidern hinzugehen wohin ich immer wolle, nur müſſe ich mich zum Schlafen wieder einfinden, ich könne aber nach Danzig, nach dem gegenüberliegenden Neufahrwaſſer, nach Oliva ꝛc. gehen und mich nach Belieben amüſiren. Geſellſchaft hatte ich große und zum Theil charmante in Neufahrwaſſer. Das ganze Offiziercorps eines Landwehrcavallerie-Regiments hatte, ſammt ſeinem Commandeur und Oberſten von Himmel, die Offiziere auf achtzehn Monate und der Oberſt für drei Jahre, hier Feſtungsarreſt mit derſelben Freiheit, wie ich. Die Verheiratheten hatten ſogar ihre Frauen und Kinder meiſt bei ſich, und alle führten ein ziemlich luſtiges Leben. Die Urſache ihres Arreſtes war folgende: Das

Regiment hatte einmal, als es der General Graf Henkel von Donnersmark zum Manöuvriren ausrücken ließ, nicht zu dessen Zufriedenheit exercirt und ein Paar Böcke gemacht; der General, darüber erbost, hatte sich gegen das Offiziercorps, welches meistens aus gedienten und wackern Leuten bestand, sehr beleidigend ausgedrückt und geschrieen: meine Herrn, Sie manöuvriren wie die S... Die Offiziere hatten sich darauf verabredet, den folgenden Tag, wo das Regiment wieder zum Exercieren ausrücken sollte, sammt und sonders wegzubleiben und dasselbe durch einen Rittmeister dem General vorzuführen, der es ihm mit den Worten: „Ich habe die Ehre Ewr. Excellenz das Regiment vorzuführen," übergab, dann seinen Säbel wieder einsteckte, davon ritt, den ganz verblüfften General, der eben angeritten war, stehen lassend. Dem Grafen Henkel von Donnersmark blieb nun nichts anders übrig, als die Truppen vom ältesten Wachtmeister geführt, wieder einrücken zu lassen, und den Vorfall dem Kriegsminister anzuzeigen, was eine umständliche Untersuchung veranlaßte, die das oben erwähnte Resultat hatte, aber auch dem General einen sechswöchentlichen Arrest zuzog. Das ganze, im Festungsarrest sich befindliche Offiziercorps hatte den Mittagstisch in dem Gasthaus zum englischen Hof in dem auf dem jenseitigen Ufer der Weichsel liegenden Neufahrwasser, wo auch ich, von meinen Arrestkameraden eingeladen, mich engagirte und man sehr gut bedient war. Die Wirthin, Namens Wex, hatte ein Paar junge Töchter, von denen die jüngere, Jettchen, recht hübsch war, ein Piano stand im Gastzimmer, die Mädchen sangen leidlich, und so war die Unterhaltung in den Nachmittagsstunden oft recht animirt.

Schon den zweiten Tag begab ich mich in Begleitung von ein Paar Offizieren nach Danzig, um mich in der berühmten alten Hansestadt umzusehen und sie kennen zu lernen. Sowohl als Festung wie als Handelsstadt ist sie eine der bedeutendsten Plätze der preußischen Monarchie. Gegen das Ende des ersten Jahrtausend, als der heilige Adelbert (990) hier zuerst das Christenthum predigte, muß Danzig schon eine ansehnliche Stadt gewesen seyn. Die deutschen Ordensritter legten die Neustadt an und vergrößerten den Ort beträchtlich. Im Bund der Hanse wurde sie bald eine der mächtigsten, reichsten und blühendsten Städte desselben, aber auch sie blieb von blutigen Kämpfen und zerstörenden Belagerungen nicht frei; furchtbare Seuchen suchten sie verschiedenemal

heim, und die Pest mit ihrem schrecklichen Gefolge von Hunger, Elend und Schrecken, verödete sie außerordentlich. Lange waren die Könige von Polen ihre Schutzherrn, später aber bildete sie eine unabhängige, merkantilische Republik, ein Unding, die schlechteste Staatsform für eine solche Stadt, wo dann immer einige Familien zum großen Nachtheil der übrigen Einwohner, alle Macht, Gewalt und Aemter an sich reißen, auch war ihr früherer Wohlstand sehr gesunken und die Stadt außerordentlich herabgekommen, als sie 1793 das Glück hatte, Preußen einverleibt zu werden. 1807 wurde sie von den Franzosen unter Lefebvre belagert, vertheidigte sich eine Zeitlang wacker, ergab sich aber endlich. Der Tilsiter Frieden machte sie dem Namen nach zu einer freien Stadt, die aber von französischen Proconsuln ganz nach Willkühr beherrscht, mißhandelt und tyrannisirt wurde. 1813 hatte sie eine harte Belagerung von den Russen zu bestehen; der französische General Rapp, der die hier liegende französische Garnison commandirte, hielt sich tapfer. Endlich kam sie Anfangs Februar 1814 wieder in die Hände von Preußen, unter dessen wohlthätiger und gerechter Regierung sich ihr Wohlstand und Handel sehr bald hob.

Die Stadt liegt noch eine gute Stunde vom baltischen Meer entfernt und hat viele Vorstädte; Neufahrwasser und das Fort Weichselmünde bilden ihren Hafen. Die Straßen sind größtentheils eng und düster, die Häuser hoch und haben meist Giebeldächer und große Vortreppen. Der Langemarkt, auf dem sich die Börse (der Artushof) befindet, ist indessen von schönen Gebäuden umgeben, Langgarten ist auch eine schöne und breite Straße; auf der sogenannten Speicherinsel, der Haupthandelsort der Stadt, sind fast nur ungeheuer hohe Magazine, Speicher und große Waarenlager. Die Stadt ist sehr fest und zählt über 70,000 Einwohner. Ihre Liqueurfabriken sind hauptsächlich im Norden bekannt und berühmt, namentlich das Danziger Goldwasser. Auch die Umgebungen sind schön und mannichfaltig, Heiligenbrunn, Langfahr, Zeschkenthal bieten angenehme Ausflüge; die merkwürdige Abtei Oliva hat einen hübschen Garten, in welchem sich prächtige, sehr hohe Lindenalleen befinden. An diesen Garten stößt der Carlsberg mit seiner herrlichen Aussicht auf Schwabenthal, den Eisenhammer Neufahrwasser, und weit im baltischen Meer erblickt man in neblicher Ferne die Halbinsel Hela; dicht vor den Augen liegt das schöne Kloster Oliva.

Sobald ich in meiner neuen Reſidenz, die ich ſtatt der Kriegsſchule in Berlin, wie ich das Projekt gehabt, dieſen Winter beſuchen mußte, inſtallirt war, und mit meinen zum Theil ſehr luſtigen Arreſtkameraden genauer bekannt wurde, verlor ſich auch mein bisheriger Mißmuth. Im engliſchen Haus gehörte ich bald zur Familie und machte beiden Schweſtern zugleich den Hof, aber der ältern, Hannchen, mehr zum Schein, während ich es mit der jüngern, Jettchen, ernſtlicher meinte, und Mama äußerte, ich würde mit keiner übel fahren, welche ich auch wählen möchte, ich aber vertröſtete ſie auf ſpäteres Avancement, da eine Frau Lieutenantin doch eine gar zu traurige Rolle ſpiele. Es war noch ein anderer guter Gaſthof in Neufahrwaſſer, zur Stadt Berlin, deſſen Beſitzer zwar keine Kinder, dafür aber zwei allerliebſte Nichten hatte, wo ich ebenfalls bald wie zu Haus war, ſo daß ich in der Regel die Vormittage in dem engliſchen Hof und die Nachmittage in der Stadt Berlin plaudernd, ſcherzend, muſicirend, küſſend ꝛc. zubrachte; auch lernte ich bald noch einige andere Familien daſelbſt kennen, unter denen die ſehr liebenswürdige eines Kriegsraths Schütz, der wieder artige Töchter hatte, und wo noch ein anderes fünfzehnjähriges, ausgezeichnet ſchönes Mädchen, die Tochter eines grimmigen Seebärs, eines Schiffskapitäns, deren Vater meiſt abweſend auf Seereiſen war, ſich einfand. In dieſem Haus wurde auch viel Muſik gemacht und die Mädchen ſangen recht ſchöne polniſche Lieder, die ich leider nicht verſtand. Selbſt in dem Fort Weichſelmünde fanden ſich weibliche, durchaus nicht zu verachtende Reize; außer der hübſchen Tochter des Commandanten war auch die junge Frau eines Rittmeiſters, eine blonde Königsbergerin, die ſeelenvolle himmelblaue Augen hatte, und bei Kuhns, ſo hieß der Wirth in der Stadt Berlin, wo wir öfters zu Nacht ſpeiſten, meine Tiſchnachbarin war, der zu gefallen ich manchen Abend im Fort zubrachte, wo kleine Commerzſpiele die Hauptunterhaltung ausmachten, bei denen ſich die meiſten Offiziersdamen einfanden.

Frau Wex, welche mit Kuhns rivaliſirte, veranſtaltete bald einen Ball paré, an dem alle Honoratioren des Ortes und mehrere Familien aus Danzig Theil nahmen. Hier lernte ich unter andern die Frau eines reichen Kaufmanns, der mehrere Schiffe in der See gehen hatte, kennen, und nach einigen Raſchwalzern, die ich mit ihr getanzt, verſtändigten wir uns ſchnell in einer Polonaiſe, begegneten uns zufällig auf einem Corridor, und lagen

uns eben so zufällig in den Armen. Dieser sonderbare Zufall wiederholte sich drei bis viermal, während der Herr Gemahl in einem Seitenzimmer mit aller Ruhe eine Parthie Whist machte. Die Dame vertraute mir, daß sie jeden Abend bis zehn Uhr ganz allein zu Haus zu treffen sey, indem ihr Mann nie verfehle seine Spielparthie um diese Zeit in Danzig oder in Neufahrwasser zu machen. Dies merkte ich mir wohl und fand mich schon den folgenden Abend in dem mir bezeichneten Haus ein, in das ich in der Dämmerung, in meinen Mantel gehüllt, schlich, wo ich freudig mit offenen Armen empfangen wurde. Diese Besuche wiederholte ich öfters, besonders wenn ich Herrn G....ch, so hieß der Mann, in der Stadt Berlin wußte, wo eine kleine Pharobank gehalten wurde, und ich ihm gegenüber pointirte, mich auf eine halbe Stunde entfernte, dann zurückkam und ganz ruhig weiter spielte. Bei meinem Arrest in Weichselmünde hing mir der Himmel voll weiblicher Baßgeigen; aber der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, G....ch mußte von meinen verstohlenen Besuchen durch irgend einen gefälligen Freund Wind bekommen haben, und als ich mich eines Abends wieder in seine Wohnung begab, begegnete ich in deren Nähe ein Paar wildaussehenden Seegesichtern, vulgo Matrosen genannt. Kaum hatte ich die Hausthüre hinter mir zugemacht und wollte eben die Treppe hinaufspringen, als ein Paar andere Exemplare dieser Bären aus einem Winkel hervorsprangen, während die, welchen ich begegnet hatte, in die Hausthüre traten, und einer derselben mich mit rauher Stimme fragte: was ich hier suche? — Dies geht Euch Schubiaks nichts an, erwiederte ich, indem ich eine Terzerole unter dem Mantel hervornahm und den Hahn spannte. Das Knacken desselben machte die Bursche doch stutzen, und ich sagte mit starker Stimme: „dem ersten der eine verdächtige Bewegung macht, jage ich eine Kugel durch den Kopf;“ die Kerls dadurch verblüfft, ließen mich nun ruhig wieder zum Haus hinaus gehen. Klar war es, daß es hier auf einen Hinterhalt abgesehen, und ich dankte Gott als ich im Freien war, denn wäre es zu einem Eclat gekommen, so würde mir als Festungsarrestanten noch eine zehnmal härtere Strafe auferlegt worden seyn. Ich begab mich nun in die Stadt Berlin, wo wie gewöhnlich gespielt wurde, setzte mich an den Spieltisch und pointirte ganz ruhig mit Viergroschenstücken, als sey nicht das mindeste vorgefallen. Etwa 20 Minuten später trat auch G....ch herein, dem ich einen sehr

freundlichen guten Abend wünſchte, ſtatt ihn aber zu erwiedern, warf er einen grimmigen Seitenblick auf mich, was ich nicht zu bemerken für gut fand, ſondern ganz gleichgültig zu ihm ſagte: Warum heute ſo ſpät, Herr G....ch, ich bin ſchon lange hier und ſpiele wieder einmal glücklich. — Das Glück ſcheint Ihnen gewogen, gab er mir, ſeinen Zorn verbeißend, zur Antwort, und das iſt Ihr Glück. — Den andern Morgen wurde ich durch ein Briefchen von Madame G....ch unterrichtet, daß ſie eine arge Scene mit ihrem Mann gehabt, dem man unſere Zuſammenkünfte verrathen habe, und ſie auf einige Zeit zu ihren Eltern nach Elbing verreiſe, wo ich ſie, wenn ich es möglich machen könne, doch beſuchen möge. Dieſer Vorfall war mir ſehr unangenehm, da es in Neufahrwaſſer bekannt wurde, daß ich die Urſache einer Trennung der G....ſchen Eheleute ſey, die ſich ſpäter jedoch wieder vereinigten. Ich ſuchte von jetzt an mich mehr in Danzig zu zerſtreuen. Hier hatte ich anfänglich faſt gar keine Bekanntſchaften; unter den Damen, die ich auf dem Ball im engliſchen Hof hatte kennen lernen, war auch eine gewiſſe Madame Mathias, die Frau eines Kaufmanns aus Danzig, mit der ich einigemal getanzt, und die nicht nur recht hübſch war, ſondern auch ungemein viel Geiſt hatte. Durch die Gattin eines hier verheiratheten Majors, den ich früher in Colberg hatte kennen lernen, wurde ich in mehrern Häuſern eingeführt, und namentlich auch bei Herrn Mathias, wo mich die Dame zur öftern Wiederholung meines Beſuches aufforderte. Schnell war ich in dem Haus zu Haus, und vom Handkuß kam es bald zum Stirn-, Wangen- und Mundküſſen u. ſ. w., da aber eine Schwiegermutter und Schwägerin die hübſche Frau gleich zwei Drachen hüteten und uns faſt keinen Augenblick allein ließen, ſo miethete ich mir, was ich ohnehin ſchon im Sinn hatte, da ich nicht wußte wo den ganzen Tag in Danzig zubringen, ein Abſteigequartier, und zwar auch bei einer hübſchen Frau, deren Mann Capitän eines Kaufartheiſchiffes, und faſt immer abweſend war. Hier und auch bisweilen auf den einſamen Wällen in den Schießſcharten der Kanonen hatte ich nun oft ſehr unterhaltende Zuſammenkünfte mit Madame Mathias, während ich auf der andern Seite mit meiner liebenswürdigen Seefrau bald auf dem vertrauteſten Fuß ſtand, und Mittags- und Abendmahl meiſt mit ihr einnahm. Letztere zählte erſt neunzehn Jahre und war kaum ſechs Monate verheirathet. Ich begab mich jetzt jeden Mor-

gen mit dem Früheſten nach Danzig, von wo ich in der Regel erſt gegen Mitternacht in meine, wenigſtens dreißigwinkelige Arreſtſtube, die eine gar ſeltſame Bauart hatte, zurückkehrte. Auch im Danziger Caſino, wo jede Woche Tanz und Muſik ſtattfand, wurde ich eingeführt und machte neue Bekanntſchaften daſelbſt, unter denen eine ſehr üppig gebaute ſchöne polniſche Gräfin von M...ka aus Poſen war, deren ſchlanker Wuchs, ein faſt verſchlingendes Auge, rabenſchwarzes Glanzhaar, eine äußerſt feine und weiße Haut, eine entzückende Anmuth mich wie faſt alle Männer, die ſie ſahen, bezauberte. Auf den Maskenbällen, die nun gegeben wurden und oft glänzend und reich an prächtigen Coſtümen waren, gelang es mir, die ſchöne Gräfin genauer kennen zu lernen. Auf einem derſelben hatte ich mich zuerſt als Zigeuner, dann aber als Spanier verkleidet, und ſetzte der Dame in der Maske des erſtern, durch meine Prophezeihungen ihr die gute Wahrheit ſagend, ſo gewaltig zu, daß ich ihre Neugierde in hohem Grade rege machte, namentlich indem ich ihr mittheilte: ſie würde, ehe vierzehn Tage vergingen, einen Anbeter haben, dem ſie nichts verſagen könne. Als der Zigeuner verſchwunden war, forderte der Spanier die als kaſſubiſches Landmädchen verkleidete Gräfin zu einer Polonaiſe auf, und erzählte ihr während der Promenade, daß ihm ein Zigeuner prophezeiht habe, er würde in Danzig noch ſehr glücklich werden und die Gunſt der ſchönſten Dame dieſer Stadt erhalten. — O dann iſt es gewiß nicht die meinige, meinte die Gräfin. — Und wer ſollte ſich an Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit mit Ewr. Gnaden in Danzig meſſen können? — Sie ſind ein gefährlicher Schmeichler. — Es iſt keine Schmeichelei wenn man die Wahrheit ſpricht. — Die Gräfin erzählte nun auch ihrerſeits, was ihr der Zigeuner geſagt. — Sonderbar, dies hat was zu bedeuten, erwiederte ich, dem hübſchen Landmädchen die Hand drückend. Die Polonaiſe löſte ſich endlich in einen Raſchwalzer auf, wir flogen ſinnenberauſcht dahin, und ſetzten uns endlich etwas ermüdet unter eine entlegene Fenſterhalle. Die Gräfin M...ka nahm ihre Larve ab und ſagte: die Hitze iſt unausſtehlich, länger halte ichs nicht aus, machen Sie es eben ſo. Ich befolgte den Befehl, worauf ſie mich erkennend ſagte: Dacht' ichs doch, Sie ſind der Offizier, mit dem ich ſchon öfters im Caſino tanzte. — Wir engagirten uns dann noch auf eine Tempête, eine Quadrille und ein Paar Walzer, und ich erhielt von der Dame das Verſprechen, daß ich bei der erſten

Schlittenfahrt der ſie fahrende Cavalier ſeyn ſolle. Der bald darauf gefallene Schnee machte auch eine ſolche möglich, und ich hatte das Vergnügen, das Verſprechen in Erfüllung gehen zu ſehen, und übte das Schlittenrecht in ſeiner weiteſten Ausdehnung. Kurze Zeit darauf hatte ich das noch weit größere Vergnügen, auch dieſe Dame in meinem Zimmer zu Danzig zu empfangen und zu bewirthen, ohne daß meine niedliche Wirthin, die mich öfters mit Morgenbeſuchen beehrte, etwas davon merkte, ſo wenig wie von noch andern Damenbeſuchen, die ich natürlich alle nur nach eingetretener Nacht empfing; mein Zimmer war au rez de chaussée. So ſchwanden mir denn die ſechs Monate Feſtungsarreſt in Weichſelmünde wie ſechs Wochen hin; bevor ſie aber um waren, erbat ich mir unter dem Vorwand, meine etwas zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen, denn ſie war es wirklich, wenn auch nicht durch die Kerkerluft, doch durch Strapatzen mancherlei Art, noch einen ſechswöchentlichen Urlaub, der mir bewilligt wurde, und den ich zu einer kleinen Reiſe nach Marienburg und Poſen zu verwenden beſchloß. Die Gräfin M ... ka ging mit dem Frühjahr ebenfalls dahin zurück, und gab mir die Erlaubniß, ihr daſelbſt meine Aufwartung machen zu dürfen, jedoch in allen Ehren, denn dort herrſche der Herr Gemahl, der nicht mit in Danzig geweſen, wo die Dame bei einer Freundin zum Beſuch war, etwas ſtreng.

Als ich meine Freiheit und meinen Degen zurückerhalten und die Urfehde geſchworen hatte, nahm ich Abſchied von Weichſelmünde, Neufahrwaſſer und Danzig, und trat die Reiſe nach Marienburg an.

X.

Marienburg. — Elbing. — Königsberg. — Pillau. — Marienwerder. — Graudenz. — Culm. — Bromberg. — Gnesen. — Posen. — Neustettin. — Rückkehr nach Colberg. — Eine furchtbare Mordgeschichte. — Eine Verirreise. — Ein Nicolausabend. — Diverse Campagnen unter Amors Fahnen. — Der Esel von Osten. — Noch ein Damensouper. — Arge Scandalosa. — Eine pommersche Hochzeit. — Ich mache ein Gespenst. — Abermaliger Festungsarrest. Meine Entlassung.

Was mich hauptsächlich zu einer Reise nach Marienburg bestimmte, war das weltberühmte Schloß der alten Hochmeister des deutschen Ordens, von dessen Merkwürdigkeiten man mir so viel und erst wieder in Danzig erzählt hatte, daß ich den Wunsch, diese prächtigen Ueberreste der einst so mächtigen Ordensritter kennen zu lernen, nicht unterdrücken konnte. Eine außerordentlich schöne Dekoration des Berliner Theaters, den Kapitelsaal dieses Schlosses darstellend, hatte mich längst lüstern gemacht, diesen in Natura zu bewundern. Die Reise oder vielmehr Fahrt nach Marienburg war sehr kurz und ging durch das uralte Städtchen Dirschau, Forsters Geburtsort. Ich verweilte nur 3 Tage in Marienburg, wo ich, nachdem ich das Schloß von Außen und Innen sattsam gesehen, bald tödtliche Langeweile verspürte. Dieses Gebäude, gewissermaßen die Wiege des preußischen Staates, ist in vieler Hinsicht bewundernswürdig. Die Fenster der an 150 Fuß langen Kirche haben herrliche alte Glasmalereien. Das Merkwürdigste ist aber das an 100 Fuß lange Refectorium, dessen Kreuzgewölbe in der Mitte auf drei achteckigen Säulen ruht, von denen eine von schwarzem und rothem, sehr fein polirtem Granit ist. Der Capitelsaal ist hauptsächlich seiner künstlichen Wölbungen halber sehenswürdig, so wie das Portal am ältesten Schloßtheil in Augenschein genommen zu werden verdient. Dieses Schloß wurde zu Anfang des 13ten Jahrhunderts erbaut, der dasselbe zuerst bewohnende Hochmeister war Siegfried von Feuchtwangen, und der letzte Ludwig von Ehrlichshausen; wäre er ein von Schelmshausen gewesen, so würde er vielleicht nicht als der letzte figurirt haben. In diesem Schloß war es, wo 1656 der große Kurfürst

Wilhelm das Bündniß mit Schweden schloß, und wo 1772 die Stände von Alt-Preußen Friedrich dem Großen huldigten. Nahe an der Stadt befindet sich der sogenannte Schloßhain, der gewöhnliche Spaziergang der Einwohner, deren Zahl etwa 5000 betragen mag und die sich zum Theil durch Fabriken und Handel ernähren. Marienburgs Geschichte knüpft sich an die des deutschen Ordens selbst an. Die Ordensritter, die von gutem altem Adel — ich gestehe zu meiner Schande daß ich bis jetzt noch nicht habe ergründen können was dies eigentlich sagen will — seyn mußten, kämpften hauptsächlich gegen die armen preußischen Heiden, denen sie durch Schwert, Blut und Mord recht handgreiflich zu machen suchten, was das Christenthum für eine Seligkeit sey. Diese Ritter waren besonders zur Bekämpfung und Vertilgung des Heidenthums verpflichtet, und wurden, ich entsinne mich nicht von welcher päpstlichen Unfehlbarkeit, die Schwertträger, auch Ritter des Dienstes Christi genannt. Nicht selten führten sie aber ein gar unchristliches, gottloses und unrühmliches Leben und wurden bisweilen von den Heiden schlimm heimgeschickt.

Von Marienburg fuhr ich eines Tags nach der nur wenige Meilen entfernten Stadt Elbing, die sammt einer Burg im Jahr 1237 von den Ordensrittern erbaut wurde. Sie liegt an der schiffbaren Elbing, ist ziemlich befestigt und zählt über 20,000 Einwohner, die ansehnlichen Handel treiben. Von der alten Burg ist nichts mehr übrig, im 15ten Jahrhundert wurde das dem deutschen Orden gehörige Schloß geschleift. Einige Arme der Elbing fließen durch die Straßen der Stadt, der Fluß selbst ist vermittelst des Kraffuh-Canals mit der Nogath verbunden. Elbing hat eine Alt- und eine Neustadt und mehrere Vorstädte, im Ganzen ist sie nicht schlecht gebaut, sehr wohlhabend und Danzigs gefährliche Nebenbuhlerin, in ihrer Nähe liegt ein schönes Kloster, das vor Zeiten mit faulen Bernhardinermönchen bevölkert war und eine Wallfahrtskirche hat. Der Vogelgesang ist der beliebteste Spaziergang der Einwohner, besonders der Damen. Gerne hätte ich Madame G....ch, die sich noch hier aufhielt, besucht, aber da sie bei Verwandten wohnte und ich nicht wußte, wie weit diese von dem Vorfall in Neufahrwasser unterrichtet waren, so unterließ ich es, auch blieb ich nur ein Paar Tage hier, und reiste dann über Braunsberg nach Königsberg. Die erstere Stadt soll ihren Namen von einem Brunnen haben, der braunes Wasser hat,

ich habe keines davon zu Geſicht bekommen. Hier wurde der bekannte Trenk geboren, den der große Friedrich etwas kleinlich verfolgte, weil er das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, einer preußiſchen Prinzeſſin, ich glaube es war des Königs Schweſter Amalie, zu ſehr zu gefallen, und daher viele Jahre in einem abſcheulichen Kerker zu Magdeburg ſchmachten mußte, wo er ſeine beſte Zeit zubrachte, endlich entwiſchte, und zuletzt, als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, nach Paris ging und daſelbſt guillotinirt wurde. Das Bier, welches früher in Braunsberg gebraut wurde, ſoll ſo ſubſtantiös geweſen ſeyn, daß es die deutſchen Ordensritter, die es ſehr gerne tranken, mit dem Namen Füllwurſt beehrten. In einem Nonnenkloſter wurde ſo ſtarker Zwirn verfertigt, daß er beinahe nicht zu zerreißen, und unter dem Namen Kloſterzwirn bekannt war. Zu Heiligenſtein, einem kleinen Städtchen durch das ich kam, ſtand einſt jene heilige Eiche, unter welcher die Heiden Preußens ihren Gott Kurcho verehrten. Bei dem Flecken Brandenburg kam ich an dem Schlachtfeld von 1712 vorüber. Es war beinahe Mitternacht, als ich in der alten Hauptſtadt Preußens, in Königsberg ankam. Eine ſtarke Verkältung zwang mich ein Paar Tage das Bett zu hüten. Mein erſter Ausgang, als ich wieder hergeſtellt, war nach der ehemaligen Citadelle, der alten Friedrichsburg, in der man mir den Moskowitenſaal und die Bernſteinkammer zeigte. Hierauf begab ich mich in den, vom Großmeiſter Lothar von Braunſchweig im 14ten Jahrhundert erbauten Dom. Unter den übrigen Kirchen iſt die Haburger ausgezeichnet ſchön. In dem Schauſpielhaus, das gerade nicht vorzüglich iſt, ſah ich einige nicht ſehr gut executirte Opern und Schauſpiele aufführen. Mehr erfreuten mich die zum Theil ſehr ſchön angelegten Promenaden, beſonders die am Schloßteich, dem Königsgarten und dem von Hippel angelegten Philoſophendamm. Hier ſchrieb der blinde Baczko und von hier aus brachte Kant die Philoſophenwelt in Aufregung und Zwiſt, und machte manchen philoſophiſchen Hirnkaſten vollends verrückt. Ich fuhr nach Friedrichsſtein, wo ein ſchönes Schloß mit einem Park iſt, auch nach dem Hafen von Pillau, deſſen Feſtungswerke Guſtav Adolph erbaut haben ſoll, doch ſah ich auch Werke die untrüglich aus einer ältern Zeit herrühren, machte ich einen Abſtecher. In der Nähe dieſer Stadt liegt das Paradies, das heißt, ein ſchöner Buchenwald, den die Einwohner ſo nennen. Der Störenfang iſt

hier sehr beträchtlich, man fängt von diesen Fischen, die bis 12 Fuß Länge haben und über 500 Pfund wiegen. Von Königsberg eilte ich nach Posen, und fuhr über Elbing, Marienwerder, Graudenz, Culm, Bromberg, Gnesen ꝛc. dahin ab, ohne mich an einem dieser Orte umzusehen. Nur in Marienwerder machte ich einen Gang zur uralten, wegen ihrer Mosaikarbeiten sehenswürdigen Kirche, in der mehrere Hochmeister des deutschen Ordens begraben liegen. Der erste König von Preußen, Friedrich I., hatte 1709 hier eine Zusammenkunft mit dem Czar Peter I. In Marienwerder lebte und starb im 14ten Jahrhundert die vom Papst Bonifacius IX. zur Heiligen fabricirte Dorothea, deren Celle man noch zeigt. Bei der Festung Graudenz, die wegen ihrer tapfern Vertheidigung durch den General Courbière bekannt, gleich Colberg nicht erobert, und deren Citadelle nach einer Handzeichnung Friedrich des Großen 1772 erbaut wurde, befindet sich eine Wasserleitung, die der ebenfalls große Copernicus anlegte. Culm mit seinen vielen hohen Thürmen liegt sehr malerisch und hoch zwischen herrlichen Fruchtfeldern und üppigen Wiesen, durch welche die Weichsel strömt, von der ein Arm am Fuß des terrassenartigen Berges, an dem die Stadt liegt, vorbeifließt. Culm ist in der Geschichte des Mittelalters berühmt, weil bei einer Belagerung im Jahr 1244 die tapfern Culmer Frauen den pommerschen Herzog Swantopolk zum Abzug nöthigten. Als sie noch ein Mitglied der Hanse, war ihr Handel bedeutend, doch waren auch viele Faulnester vom Orden der Benediktiner, Dominikaner, Franziskaner ꝛc. hier. Bromberg, durch welches ich die Nacht passirte, war der Sitz einer Regierung. In der Nähe dieser Stadt befindet sich der berühmte Netzcanal, der massive Schleußen hat, und die Brahe mit der Netz, und durch diese wieder die Oder und Spree, die Havel und die Elbe mit der Weichsel verbindet. In dem uralten Gnesen (Gniezno) machte ich Mittag. Hier erzählte mir der gelehrte Wirth in sehr schlechtem Deutsch, daß diese Stadt der ehemaligen Republik Polen das Wappen, einen Adler, verliehen habe, was daher gekommen, weil man in ihrer Nähe ein Riesen-Adlernest gefunden, welches so groß gewesen, daß sich ein polnischer Ochse ganz bequem in dasselbe habe betten können. Bei kaum 5000 Einwohnern, hat Gnesen gerade ein Dutzend Kirchen; dessen Erzbischöfe waren die ersten Personen nach den Königen im Lande.

Erst mit der einbrechenden Nacht kam ich in Posen an und

ſchlief in einem herzlich ſchlechten und eben nicht ſehr reinen Bett doch trefflich. So wie der Hunger der beſte Koch iſt, ſo iſt Ermüdung der beſte Schlafbereiter, auch erwachte ich erſt ſpät am Vormittag. Nachdem ich meine Toilette gehörig gemacht, ſchickte ich mich an, die Stadt zu beſichtigen. Poſen liegt zwiſchen kleinen Anhöhen, hat viele hohe Gebäude und hohe Thürme, die ihm ein impoſantes Anſehen geben. Die hier fluthende Wartha nimmt die Sowna auf. Die hübſche Wilhelmsſtraße iſt mit Linden beſetzt, der Marktplatz ſchön und groß, die Hauptwache von einer ganz eigenen Bauart. In der Stadt befinden ſich, die Kloſterkirchen mit inbegriffen, wohl ein paar Dutzend Kirchen, unter denen die Hauptkirche und die ſehr ſchöne Stanislauskirche hervorragen; auch die Griechen haben eine kleine Kirche oder vielmehr ein Bethaus hier. Das auf einer Anhöhe liegende Schloß war ehedem ein Collegium der Jeſuiten und jetzt die Reſidenz des Statthalters des Großherzogthums Poſen. Die Stadt mit ihren vielen Vorſtädten, wohl ein halbes Dutzend, nimmt ſich beſonders von St. Adalbert gut aus. Auch der Sapiehaplatz, von dem aus man das kaſtelartige Inquiſitoriat und die hochliegenden Gerichtsgebäude im Angeſicht hat, macht einen guten Eindruck. Bei der Parade ſah ich mehrere Offiziere, die ich ſchon in Berlin kennen gelernt hatte und die mich zur Offizierstafel einluden, was ich mit Dank annahm. Denſelben Tag zog ich noch Erkundigungen nach der ſchönen Gräfin M....ka ein und erfuhr, daß kein Offizier Zutritt in dem Haus des Grafen habe. Indeſſen ließ ich mich doch, wie ich es mit der Dame in Danzig verabredet, bei ihr melden, wurde auch angenommen, jedoch von dem Herrn Gemahl ziemlich froſtig empfangen, der mich auch nicht erſuchte meinen ſehr kurzen Beſuch zu wiederholen, mir indeſſen eine kurze Gegenviſite machte. Noch den nämlichen Abend kam ein ſehr niedliches Mädchen in polniſchem Coſtüme, das kein Deutſch, aber ſo ziemlich franzöſiſch ſprach, und mir ein Billetchen brachte, in dem man mich erſuchte, dem hübſchen Kammerzöfchen zu folgen, das mir ein Haus zeigen würde, wohin ich mich den folgenden Abend zu begeben habe, um eine gewiſſe Dame ſprechen zu können. Das Mädchen war ſo geſprächig und lud mich ſo zutraulich ein, mich ihrer Führung zu überlaſſen, daß ich nicht umhin konnte ihr auf die Wangen zu klopfen, ihr etwas tief in die ſchwarzen Augen zu blicken, und mit einem Kuß auf den runden Nacken und einen Thaler in die Hand drückend,

zu danken. — O Ihr galanten Damen, wenn Ihr Euch auch nur auf eine kurze Zeit der Treue Eurer Anbeter versichern wollt, so nehmt ums Himmelswillen kein hübsches Kammerkätzchen zu Eurer Unterhändlerin und Liebesbotin, der Teufel mag solchen verführerischen Dingern widerstehen, aber kein junger Mann von Fleisch und Blut: alte Weiber, Hexen mit triefenden Augen, die man kaum mit der Feuerzange berühren möchte, dies sind die zuverlässigsten Diplomaten bei solchen Unterhandlungen. — Auch ich widerstand nicht, wohl aber that das Mädchen so, und lispelte: **mais Madame la contesse! Mais Monsieur finissez donc, vous aimez ma maitresse! — Sans doute, mais cela ne m'empêche point d'aimer aussi la confidente.** Die weitern Antworten des allerliebsten Rosenmundes erstickte ich mit Küssen, und ließ mich nach einer halben Stunde von der Donetta nach dem erwähnten Haus führen, das in einer ziemlich engen Straße lag, klein und schmal war und nur zwei Fenster Fronte hatte. Ich trat mit meinem **ange polonais** ein, der mich der parterre wohnenden Frau vorstellte, welche früher in Diensten der Mutter der Gräfin gestanden hatte und aus alter Anhänglichkeit für die Tochter, sich derselben möglichst gefällig zeigte. Von hier begab ich mich zu der Soirée eines verheiratheten Majors, der mich bei der Parade eingeladen hatte, und wo ich mehrere hübsche polnische Damen traf, von denen aber die wenigsten deutsch, einige ziemlich französisch sprachen. Die Polinnen sind recht sinnlich liebenswürdig, meist sehr üppig gebaut, haben mit den Spanierinnen die größte Aehnlichkeit, nicht die mindeste mit den Französinnen; hätte ich die polnische Sprache gekannt, so würde ich gewiß auch mehrere recht artige polnische Abenteuer erlebt haben. Es wurde viel Musik gemacht, einige der polnischen Damen hatten herrliche Stimmen, sangen aber nur polnische Lieder, die, wie man mir sagte, meist politischen Inhalts waren und sich auf Polens Schicksale bezogen.

Als den nächsten Tag das Gestirn des Tages untergegangen war, fand ich mich zur bestimmten Zeit in dem bewußten Haus ein, wo mich die Frau willkommen hieß, aber nur wenig schlechtes Deutsch sprach, so daß wir uns mehr durch Pantomimen verständlich machen mußten. Ich hatte beinahe schon eine gute Stunde gewartet, als endlich die Gräfin, im Costüme eines polnischen Dienstmädchens und in Begleitung des ihrigen erschien. Beide

ſahen ſo reizend aus, daß mir faſt die Wahl wehe that, aber hier war keine Wahl mehr möglich. An drei Stunden brachte ich in einem Hinterſtübchen mit der verkleideten Gräfin zu, während die beiden andern in der vordern Wache hielten. Beim Weggehen ſagte ſie mir, ſie würde mich es jedesmal durch ihr Mädchen wiſſen laſſen, wenn ſie abkommen könne; dies ließ ich mir gerne gefallen, und die hübſche Abgeſandte war mir ſo lieb, daß in ihren Armen ermüdet, ich mehr als einmal die Einladung zum Stelldichein unter dem Vorwand, ſchon bei einem General oder Stabsoffizier zugeſagt zu haben, ausſchlug, wobei ich auf die Mithülfe des mich entſchuldigenden Mädchens ſicher zählen konnte. — So hatte ich ungefähr drei Wochen in Poſen zugebracht; es war Zeit an die endliche Rückreiſe nach Colberg zu denken, die ich nach gehörigem Abſchiednehmen bei ſehr ſchlechtem Wetter und auf abſcheulichen Wegen antrat, und zwar in einem offenen Wagen, über Czarnikow, Schneidemühl und Neuſtettin, wo Weg und Wetter erſt wieder etwas leidlicher zu werden begannen. In meinem Leben habe ich keine unangenehmere und langweiligere Reiſe gemacht. Uebernachten in ekelhaften Wirthshäuſern, elenden Krügen, ſchmutzige und ſo unreinliche Betten, daß ich das ganze Bettzeug hinauswarf, und auf friſchem Stroh, das ich mir bringen ließ, ſchlief, jämmerliche Koſt, auch nicht ein intereſſanter Gegenſtand auf dem ganzen Weg, keine hiſtoriſche Merkwürdigkeit, wenn ich allenfalls das von Barmin V. in Neuſtettin erbaute Schloß ausnehme, das jetzt ſtatt einem Armenhaus diente, dies alles gehörte zu meinen Reiſe-Annehmlichkeiten. Das keine 3000 Einwohner zählende Städtchen ließ Herzog Wratislaw IV. im 14ten Jahrhundert nach dem Vorbild Altſtettins erbauen.

Als ich endlich zu Colberg durch das Lauenburger Thor wieder einfuhr, da ward mir ganz ſonderbar zu Muthe und ſo unheimlich, daß ich mich gerne wieder 100 Meilen weit weggewünſcht hätte. Ich machte meine ſchuldigen militäriſchen Meldungen und hatte einige Flaſchen Danziger Goldwaſſer und einen ziemlichen Vorrath Königsberger Marcipan mitgebracht, das ich an die Töchter meines Commandeurs und andere verſchenkte, um mir eine gute Aufnahme zu bereiten. Ich trat nun meine Dienſte, ſowohl bei der Garniſon wie bei den mir befreundeten Damen wieder an, und allenthalben hieß es: „Fröhlich iſt wieder da; wir werden bald wieder Neues hören.“ Ich ließ es indeſſen vorerſt beim Al-

ten, ſcherzte mit Madame G..., beſuchte fleißig die Frau Doctor M..., ſang mit Frau v. Schätzel, brachte mit Hülfe der letztern einige kleine theatraliſche Vorſtellungen zu Stande, die im Haus der Madame Schröder und bei Kuhpfahls aufgeführt wurden, ꝛc. In dieſe Zeit fiel auch die Unterſuchung wegen dem Soldaten, dem ich ein Paar Hiebe mit der Klinge aufgemeſſen, weßhalb ich abermals Arreſt zu beſtehen hatte, der unſere theatraliſchen Darſtellungen eine Zeitlang unterbrach. Ein anderer, höchſt greulich-tragiſcher Vorfall, der ſich um dieſelbe Zeit in meiner Vaterſtadt Frankfurt am Main zutrug, machte auch in Colberg großes Aufſehen, da das Individuum, welches denſelben veranlaßt hatte, aus dieſer letztern Stadt gebürtig war, in der ſein Vater, ein ehrenwerther alter Zimmermann Namens Moog, noch lebte, und ſo unglücklicherweiſe die in Frankfurt von ſeinem Sohn begangene furchtbare That erfahren mußte. Der junge Moog, ein Tiſchler, hatte ſich in Frankfurt mit einer Bürgerstochter verheirathet und war ſo Bürger und Meiſter daſelbſt geworden; obgleich fleißig, arbeitſam und ſehr mäßig lebend, konnte er daſelbſt doch nicht voran kommen, woran hauptſächlich ſchuld war, daß er unbarmherzigen Menſchenſchindern, vulgo Wucherern in die Hände gefallen war. Als ſchon einmal die Noth am höchſten geweſen, hatte ſein alter Vater in Colberg 500 Thaler zuſammengepackt und dieſes Geld ſeinem Sohn, die Reiſe nach Frankfurt zu Fuß zurücklegend, ſelbſt überbracht. Ein Paar Jahre darauf war aber der Mann Dank den Frankfurter Wucherern wieder ſo weit wie vorher, wurde trübſinnig, ſah das Elend ſeiner Familie, er hatte bereits fünf Kinder, von denen das älteſte noch nicht ſieben und das jüngſte anderthalb Jahre alt war, unabwendbar, und wurde namentlich von einem gewiſſen Conrad R..s, dem er einige Gulden ſchuldete, bis aufs Blut gemartert. Er faßte nun einen verzweifelten Entſchluß, und nachdem er eines Morgens früh, er ſollte an dieſem Tag gepfändet werden, das Dienſtmädchen in einen von ſeiner Wohnung im Löwengäßchen weit abgelegenen Stadttheil unter dem Vorwand, daß bei einem Bäcker daſelbſt ganz vorzüglich gute Milchbrode zu haben ſeyen, weggeſchickt, ſchnitt er ſeiner Frau, ſeinen fünf Kindern und zuletzt ſich ſelbſt den Hals ab, ſo daß das rückkehrende Mädchen ſieben in einem Blutbad liegende Leichen antraf und ohnmächtig niederfiel. Dieſe ſchreckliche That hatte die ganze Stadt in Allarm gebracht. Der unglückliche Moog, den

besonders die Ambition, daß Niemand von den Seinigen der Stadt zur Last fallen solle, zu der schrecklichen That vermocht hatte, wurde von der unsinnigen Frankfurter Criminal-Justiz noch verurtheilt, nachdem er auf einem Schinderkarren zum Rabenstein geschleift worden, daselbst todt enthauptet zu werden, worauf man seinen Kopf auf eine Stange steckte und den Körper auf das Rad flocht. Dies geschah noch im Jahr 1817 zu Frankfurt! —

Auf diese Veranlassung hin erließ der Frankfurter Senat ein Schreiben an den Magistrat zu Colberg, worin er demselben Bericht über den gräßlichen Vorfall erstattete, und dabei bemerkte: daß es ihm (dem Senat) zum Trost gereiche, daß der schreckliche Mörder kein geborner Frankfurter, sondern ein Colberger sey. — Der Colberger Magistrat, zehnmal vernünftiger, zuckte die Achseln über diese unpassende Bemerkung und meinte, eine Regierung, deren Behörden solche absurde Mittheilungen zu machen im Stande seyen, müsse eben nicht zu den vernünftigsten gehören, und er hatte vollkommen recht. — Mehrere Jahre nachher wiederholte sich ganz dasselbe furchtbare Schauspiel, das diesmal ein geborner Frankfurter, Namens Lichtwerk, aufführte, ebenfalls durch Wucherer dazu veranlaßt, wozu denn auch die den Armen so ungünstige als den Reichen günstige Frankfurter Civiljustiz das ihrige beitrug. Der Reiche, besonders wenn er recht vollbesetzte Mittagessen zur rechten Zeit zu geben versteht und sich gewisser Rabulisten versichert, vermag bei der Frankfurter Themis Alles.

Als der arme alte Moog in Colberg, den ich persönlich gekannt, die Unthat seines Sohnes erfuhr, sagte er, wie von stillem Wahnsinn überwältigt: „dies war ja nicht mein Sohn,“ und wiederholte diese Worte so oft die Sprache von dieser That war. Er starb ein halbes Jahr darauf.

Ich führte nun mein früheres Leben in Colberg wieder fort, ging noch einigemal auf Urlaub nach Berlin, wo ich mich immer sehr vergnügte, und mehrere kleine komische Vorgänge, die ich in Gesellschaften oder auch auf Promenaden beobachtet hatte, dem dortigen, damals sehr beliebten Volksblatt: „der Beobachter an der Spree,“ mittheilte, dessen Redaction sie auch sehr willig und gerne aufnahm; damals ahnte ich aber noch nicht, daß diese von meiner Feder dem Druck übergebenen Erstlinge der Anfang einer, einige Jahre später zu beginnenden literarischen Carriere seyn würden. — Man fand sie, ohne daß man den Verfasser kannte, geißelnd und

satyriſch genug, namentlich gefielen ſie der alten Frau von Pokwiſch außerordentlich.

Ein Streich den ein Paar Studenten der reichen Madame Schröder geſpielt hatten, gab der ganzen Stadt Colberg viel zu lachen. Die Dame machte jetzt jedes Jahr eine Plaiſirreiſe in Geſellſchaft ihrer Freundin Julius. Schon einigemal waren ſie bis nach Berlin gekommen, hatten ſich aber noch nicht weiter gewagt, diesmal hatten ſie ſich jedoch Dresden zu ſehen vorgenommen. Sie reisten ohne andere männliche Begleitung als einen pommerſchen Kammerdiener, der nicht mehr Erfahrung und Weltkenntniß hatte als ſeine Herrinnen. In Dresden führte ſie der Zufall an der Table d'Hôte des Gaſthofs in dem ſie logirten, in die Nachbarſchaft von ein Paar Studenten, luſtige Zeiſige, welche die große Naivität der reiſenden Damen ſchnell lehrte, weß Geiſtes Kind dieſelben waren. Sie redeten ihnen zu, da ſie ſo nahe bei Prag ſeyen, doch auch dieſe merkwürdige Böhmenſtadt, von deren Raritäten ſie ihnen Wunderdinge erzählten, zu beſuchen und kennen zu lernen. Madame Schröder meinte, das ſey allerdings der Mühe werth, aber auf der Reiſeroute, die ihnen Herr Julius in Colberg ausgefertigt, ſtünde nichts davon geſchrieben, und ſie wüßten alſo nicht wie ſie es anzufangen hätten, den Weg dahin zu finden. — O wenn es weiter nichts iſt, meine Damen, ſagte der eine Studioſus, die will ich Ihnen ſchon angeben. — Wollen Sie die Gefälligkeit haben? — Mein Gott, warum denn nicht? Sie müſſen Ihre Pferde nur genau von einer Station zur andern ſo beſtellen, wie ich es Ihnen hier aufzeichnen werde. — Er nahm nun ein Papier zur Hand und ſchrieb eine Reiſeroute von etwa 10—12 Stationen auf, die bis wenige Meilen vor Prag führte, dann aber wieder auf einem andern Weg bis auf eine Station vor Dresden zurück; Prag ſelbſt ſchrieb er nicht auf, indem er zu den Damen ſagte: das iſt unnöthig, auf dieſer letzten Station beſtellen Sie die Pferde nur nach Prag. Die Damen bedankten ſich recht höflich für die ihnen erwieſene Gefälligkeit, und befolgten die ertheilten Inſtructionen auf das genaueſte. Frau Julius, welche ſich die klügſte dünkte, beſtellte die Pferde von Station zu Station, wie es auf dem Zettel ſtand; als ſie aber auf der letzten angekommen, dieſelben nach Prag requirirte, glaubte der Poſthalter, die Dame habe ſich verſprochen, und ſagte: Sie werden meinen nach Dresden. — O bewahre der Himmel, nach Prag, nach Prag. —

Ja da kann ich Sie nur für die nächste Station bedienen, dann müssen Sie weiter bestellen, bis zur letzten vor Prag. Die Damen wußten nicht was das zu bedeuten habe, und glaubten, der Herr Posthalter sey nicht recht bei Sinnen. Endlich, nach vielem Hin- und Herreden, und nachdem die Damen ihre, vom Studenten erhaltene Reiseroute vorzeigten, klärte sich die Sache auf, der Posthalter konnte das Lachen kaum verbergen, und die Damen waren im höchsten Grad erbost, als sie inne wurden, welchen Streich man ihnen gespielt. Sie fanden nun für gut, die Reise nach Prag ganz aufzugeben, kehrten wieder nach Dresden und zwar in denselben Gasthof zurück, wo sie sogleich dem Wirth die Geschichte erzählten, und nach dem boshaften Studenten fragten, der aber nach der Versicherung des Wirthes mit seinem Kameraden gleich nachdem die Damen weg waren, nach Leipzig abgereist sey, sich aber vorher noch des Geniestreichs, den er gemacht, rühmte, so daß der Wirth und andere Gäste vor der Rückkehr der Damen schon davon unterrichtet gewesen, die nun Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit in dem Gasthof waren, und verschönert kam die Geschichte in ganz Dresden herum. Sie selbst, so wie ihr Kammerdiener, erzählten, nach Colberg zurückgekommen, ebenfalls das gehabte Abenteuer, über den Studenten schimpfend, während die ganze Stadt lachte, und man sich allenthalben zurief: „nun, machen wir bald wieder eine Reise nach Prag?“ —

Herz und Zeit theilte ich jetzt zwischen literarischen Studien und der Unterhaltung mit einem halben Dutzend Damen. Unter den letztern war auch eine neue Amourette mit einem hübschen Klosterfräulein, die sich von B... nannte; doch war sie in keinem Kloster, sondern in einer Stiftung, die aus einem frühern Kloster, das wie so viele nach der Reformation, einging, dotirt war und von der junge Mädchen aus guten aber zurückgekommenen Familien einen Jahrgehalt erhielten, der wegfiel so bald sie sich verheiratheten. Diese wohnte bei einem Kaufmann G...l, mit dem sie verwandt war, der mehrere Kinder hatte und die hübsche Klostercousine ebenfalls gerne sah, was indessen seine Frau, Vertraute des Fräuleins, wußte, und deßhalb deren Bekanntschaft mit mir begünstigte, während mich der Mann ungern in seinem Haus sah. Um mich in demselben beliebt zu machen, schenkte ich den Kindern öfters allerlei Kleinigkeiten, und am Nikolaustag machte ich ihnen eine Bescheerung, so wie es früher in Frankfurt und der

Umgegend Gebrauch war, und in einigen Städten vielleicht noch ist. Ich verkleidete nämlich meinen Burschen, einen tüchtigen Pommern, in einen furchtbaren Nikolaus, der in ein Bärenfell gehüllt war, ließ ihm eine gehörnte Kappe aufsetzen, einen Zwerchsack umhängen, der mit vergoldeten und versilberten Nüssen und Aepfeln gefüllt war, und außerdem eine Menge Spielzeug, Pfefferkuchen u. s. w. enthielt; dabei gab ich ihm eine armsdicke bebänderte Ruthe und eine Rassel in die Hand, hing ihm Schellen um den Hals und schickte ihn so zu G...s, wohin ich mich schon kurz vorher begeben hatte. Da in Colberg dergleichen nicht üblich und also unbekannt war, so wurde der Nikolaus bald von einer Menge Leute verfolgt und kam im G...kelschen Haus mit einem großen Lärm und Geschrei an, so daß das ganze Haus in Schreck versetzt wurde. Er lief nun, der von mir erhaltenen Instruction gemäß, in die Wohnstube, wo die ganze Familie, Herrn G...l ausgenommen, der sich jeden Abend zu seinem Spiel in die Harmonie begab, sammt den Mägden, die sich ängstlich schreiend flüchteten, versammelt war, theilte seine Gaben, diesem Puppen, jenem Ruthenstreiche, Pfefferkuchen oder Mandelbrod, aus, und warf Nüsse, Aepfel und Zuckermandeln haufenweise auf den Boden in die Rappse. Die bald wieder beruhigten Geängstigten wagten es endlich darnach zu greifen, und die Furcht löste sich zuletzt in Freude, Fröhlichkeit und Lachen auf, nachdem ich erklärt hatte, was der Scherz zu bedeuten habe. Madame G...l, so wie das Fräulein von B... erhielten jede ein köstliches überzuckertes Herz, wobei erstere ausrief: „Ach, das ist gerade so wie dasjenige, welches mir der Lieutenant A..., als er nach der Belagerung Colberg verließ, verehrte, und das ich zum ewigen Andenken in einer Schachtel aufbewahre, es ist freilich schon ganz von der Zeit und den Würmern zerfressen, aber das thut nichts, selbst den Staub davon werde ich in einer Tüte bis zum letzten Hauch bewahren.“ Der Offizier war, wie man leicht denken kann, ein erhörter Anbeter der sentimentalen Dame gewesen. So weit war alles gut, als aber Herr G...l nach Haus kam und ihm die Kinder von der schönen Bescheerung erzählten, ich hatte mich schon entfernt, machte er eben nicht das freundlichste Gesicht, packte alles Spielzeug und den Tand zusammen, ausgenommen was schon verzehrt war, so wie die von den Damen bei Seite gebrachten Herzen, that die Sachen in einen Korb und schickte sie mir den andern

Morgen mit einem Briefchen zurück, in welchem er mir unter andern sehr trockenen Phrasen sagte: „Es sey gegen seine Grundsätze, Geschenke für die Seinigen von Fremden anzunehmen.“ Dies war natürlich so gut als mir das Haus verbieten. Das älteste Töchterchen hatte aber ein Paar Tage darauf bei Tische gesagt: Mutter, der Vater hat aber doch Dein Zuckerherz nicht zurückgeschickt. Dies gab nun noch eine Scene, da die Mama die Aussage de l'enfant terrible bestritt! Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht, der Nikolaus hatte einen kleinen Straßentumult, und dieser mir einen abermaligen Verweis vom Commandanten verursacht, sogar die Polizei hatte Notiz davon genommen. Ich sah indessen Fräulein von B... jetzt oft in einem dritten Haus, bei einer Frau Witt auf dem Markt, die so gefällig war, uns ganze Stunden in eine obere Kammer einzusperren und daselbst mit allerlei Erfrischungen zu versehen; auch sie ließ ihren Herrn Gemahl gerne blinde Kuh spielen. Da indessen Herr G...l der Cousine immer mehr zusetzte, so entschloß sich dieselbe, aus diesen und noch andern Ursachen sein Haus und sogar Colberg zu verlassen und in dem nahen Belgard zu wohnen, wo ich sie dann öfters heimsuchte. Eine andere Dame, mit der ich ein Verhältniß angeknüpft hatte, konnte ich nur, da sie zu sehr bewacht war, mit Hülfe der gefälligen Frau Witt, auf der Dachrinne zwischen dem Giebel ihres Hauses und dem der Dame sprechen, indem wir jedes aus einem Gaubloch (Dachfenster) stiegen, die mir so oft es ihr zu kommen möglich wurde, das Zeichen dazu durch ein Stückchen weißes Papier, welches sie an das Fenster klebte, gab, und zwar zu einer bestimmten Nachmittagsstunde, die ich in einer nahen Weinwirthschaft, die man „zur Mutter Blaurock“, ein Spottname, den man der etwas korpulenten und gutmüthigen Wirthin gegeben, abpaßte. Eines Abends, als wir nach eingebrochener Nacht uns wieder in der Rinne zwischen den zwei Giebeldächern recht angenehm unterhielten, hörten wir plötzlich Tritte auf dem Boden der Madame L..., die sich dem offen stehenden Gaubloch näherten, wir flüchteten uns schnell durch das Dachfenster des Wittischen Hauses auf den Boden, Madame L... glaubte ihren Mann zu erkennen, eilte die Stiegen hinab, über die Straße in ihr Haus, und in ein hinteres Gemach. Als der Herr Gemahl, denn er war es richtig gewesen, langsamen Schrittes vom Boden herabkam, fand er seine theure Ehehälfte ganz ruhig in demselben etwas räumen; er schüttelte

zwar bedenklich den Kopf, ſagte aber nichts, den andern Tag war jedoch das auf die Rinne führende Dachfenſter mit einem Vorlegeſchloß verwahrt, was aber nicht hinderte daß wir andere Mittel und Wege fanden, uns zu ſehen, und dies mit Hülfe kleiner Papierchen und gewiſſer Zeichen am Fenſter. Ein Paar alte Türkenjungfern halfen gerne aus, der Mann begleitete die Frau zu ihnen und holte ſie auch ſpäter wieder ab, nicht ahnend, daß ich ſchon vorher im Haus verborgen war. Die Dame erhielt bald darauf einen Beſuch von einer jungen Anverwandten, einem Fräulein von Campke aus Berlin, die ſie nun zu ihrer Liebesbötin machte. Das Mädchen war ſehr ſchön, hatte beſonders einen ätheriſchen Wuchs und einen Silphydengang, eine wahre Hebegeſtalt. War es ein Wunder, daß mich eine ſolche verführeriſche Abgeſandte, deren Stimme noch obendrein den harmoniſchſten Klang hatte, zur Untreue und zum Verrath an der Schönen, die ſie ſandte, verleitete? Auch war es faſt immer auf dem alten Marienkirchhof, zwiſchen Gräbern und Geſpenſtern, wo ſie mir zu ſagen hatte, ich möchte mich bei Türks einfinden, und ich ſie dann perſuadirte, ſich vorher bei mir einzuſtellen, nachdem wir eine Promenade zwiſchen den Gräbern und längs den Mauern der alten Kirche gemacht, und die Strophe der Romanze:

. . . . . .
Alles ſtill und ſtumm,
Die Verliebten und Geſpenſter
Wandeln ſchon herum."

verwirklicht hatten. Leider blieb das hübſche Mädchen eine viel zu kurze Zeit in Colberg, ſie gab mir aber die Adreſſe ihrer Wohnung in Berlin, in der Hamburger Straße, wo ſie ſich bei ihrer Tante, der Frau von Oſten aufhielt, die eine Verwandte eines Majors von Oſten war, der in Berlin bekannt, weil ihn ein Feldprediger, den er gerne aufzog und zum Beſten hatte, einſt auf eine arge Weiſe heimgeſchickt, ohne daß er deßhalb etwas hätte erwiedern können, ſo ſehr er ſich auch getroffen fühlen mußte. Die Sache war folgende: Bei dem Deſſert eines ſplendiden Mittagmahles, das ein Oberſt ſeinen Offizieren gab, neckte ſich der Major wieder mit dem Feldprediger, und zog ihn namentlich wegen den Wundern in der Bibel arg auf. Der Paſtor in die Enge getrieben, wußte ſich nicht anders zu helfen, als indem er zu ſeinem

Gegner sprach: O die Wunder, die Sie da erwähnen, sind noch gar nichts gegen die bei der Sündfluth, wo unser Herrgott dem Vieh jeder Art befahl, sich in die Arche zu verfügen, und dann unter andern zu den verschiedenen Thieren sprach: „Du Löwe von Süden, geh in den Kasten hinein; du Kameel aus Westen, geh in den Kasten hinein; du Bär von Norden, geh in den Kasten hinein, und du Esel von Osten, geh in den Kasten hinein, und sämmtliches Vieh gehorchte ohne Murren.“ — Bravo, Herr Pastor, erschallte es von allen Seiten des Tisches; der Major biß sich in die Lippen, war stumm und ließ den Feldprediger fortan ungehudelt.

Aus Mangel an andern Feldzügen und aus Langerweile, die in Friedensgarnisonen das Militär immer plagt, denn man kann auch mit dem besten Willen nicht ewig hinter den Büchern hocken, und der Dienst will nicht viel sagen, machte ich fortwährend Pläne, neue Campagnen unter Amors Banner zu eröffnen. So kam ich auf die Idee, die Scene, die ich schon einmal in Berlin gespielt, auch in Colberg zu wiederholen, nämlich alle meine Theuren, jedoch nur die Verheiratheten, bei einem Abendmahl zu vereinigen. Ich wohnte damals bei einem Brauer, Namens Paul, der ein Paar charmante junge Töchter, Minchen und Carolinchen, besaß, mit denen ich mich schnell auf einen vertrauten Fuß gesetzt hatte. Meine Wohnung war Parterre und hatte einen eigenen Eingang im Thorweg. Nachdem ich nun sieben Frauen zu diesem Abendessen, versteht sich, ohne daß eine etwas von der andern wußte, eingeladen, bat ich die beiden Mädchen, mir doch ein Essen zu bereiten, indem ich einige Kameraden bewirthen wollte, es solle aber nur aus kalter Küche bestehen. Sie machten ihre Sache vortrefflich, und bereiteten besonders einige sehr gute Gelees und Blancmangers, Pasteten hatte ich in der Stadt London machen lassen. Als die festgesetzte Stunde gekommen und der Tisch vollständig servirt war, daß keine Bedienung mehr nöthig, kamen nacheinander: Madame G..., Frau Doktor M..., Frau von Sch...l, Frau von St..., Madame Z...ke und Madame W..., die ich alle auf das freundlichste empfing, und so wie eine zweite leise anklopfte, jedesmal erstere theils in meine Schlafkammer, theils in eine andere Nebenkammer eiligst verbarg, ihr tiefes Schweigen empfehlend. Als endlich alle da waren, die siebente blieb aus, trat ich mit einem Licht in die Kammern, und bat die eben so überraschten als verschämten Schönen, mir zu erlauben, sie an den Tisch führen zu dürfen. Hier war

die Scene eine ganz andere wie zu Berlin, da sich die sämmtlichen Damen sehr genau kannten, auch blieben alle stumm und bewegungslos, bei einigen verrieth sich aber Zorn und Scham im Angesicht, keine wollte meiner Einladung Folge leisten. Dies wäre eine Gruppe für einen Hogarth gewesen, in allen seinen Zeichnungen findet sich nichts ähnliches, auch gaudirte ich mich nicht wenig an dem Anblick derselben. Die einen waren blutroth, die andern leichenblaß, und keine getraute sich umzusehen. Ich nahm endlich das Wort und sagte: Wohlan, meine Damen, das Souper erwartet sie, es ist zwar ein kaltes, wird Ihnen aber doch schmecken, verderben Sie sich den Appetit nicht, wir sind ja lauter Bekannte, unter solchen Umständen bleibt nichts anders übrig und ist es immer das Beste, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, seyn wir einig, Sie haben ja alle gleiches Interesse, daß dies Spiel nicht verrathen werde, also keine etwas von der andern zu fürchten, ein wenig Scham ist schnell vorüber. Noch immer gab keine einen Laut von sich. Ich nahm nun Frau von Sch... l und die Doctor M.. l. am Arm, führte sie halb mit Gewalt an den Tisch, placirte sie und machte es dann mit den andern eben so. Ich servirte, aber keine wollte zugreifen. Endlich machte Madame G... zuerst den Mund auf und löste ihre geläufige Zunge, indem sie sprach:

„Meine Damen, der Streich ist zwar unerhört, nein, so etwas lebt nicht mehr und ist gewiß noch nicht vorgekommen, so lange die Welt steht (hier ließ ich ein leises: Doch, doch, hören). Fröhlich ist ein Ausbund von Verrath und Falschheit, aber was wollen wir armen verrathenen Geschöpfe machen, kömmt die Geschichte an den Tag, so sind wir alle verloren, es bleibt nichts anders übrig als reinen Mund zu halten, oder unserm abscheulichen Wirth die Augen auszukratzen, ihn bis in den Tod zu hassen, oder noch besser, zu erwürgen.“ — Dies war eine schöne Aussicht für mich. Glücklicherweise machte keine der Damen Anstalt, einen so abscheulichen Rath zu befolgen, und ich mich ermannend, versetzte: „mein Tod, meine Damen, würde das Uebel, wenn es eines ist, in dem sie sich befinden, nur noch zehnmal ärger machen, denn sie könnten in den Fall kommen, alle gehängt zu werden; deßwegen ist mein Rath, statt den der Madame G... zu befolgen, sich sofort an die auf Sie schon längst harrenden, gut zubereiteten Speisen zu machen, sich es wohl schmecken zu lassen;“ dabei küßte ich eine nach der andern, trotz ihrem Sträuben, und nöthigte sie zum Essen, sie fanden sich

nach und nach in das Unvermeidliche, wurden geſprächiger, und nachdem erſt einige Gläſer Champagner geleert waren, fand ſich das Uebrige, ich ſpielte luſtige Tänze am Clavier, man wurde zuletzt heiter und fröhlich, und gegen zehn Uhr verließen ſie ſämmtlich meine Wohnung, mir beim Umarmen eine angenehme Nacht wünſchend. Der Spaß war nicht mit Gold zu bezahlen, wurde aber doch verrathen, denn Pauls Töchter hatten uns belauſcht und die Damen fortſchleichen ſehen, ohne ſie jedoch alle und genau erkannt zu haben, ſondern mehr vermutheten wer ſie zum Theil waren. Als ſie noch denſelben Abend zu mir kamen, den Tiſch wieder abzuräumen, lächelten ſie malitiös, und die jüngere, Carolinchen, eine friſche, kaum ſechzehnjährige Blondine, ſagte: „Ihre bewirtheten Kameraden waren ja alle ohne Bart.“ — Ich küßte ſie und erwiederte: ſo wie Du, mein Kind, und da ich wohl merkte, daß ſie gelauſcht haben mußten, nahm ich ihnen das feierliche Verſprechen ab, gegen Niemand etwas von dieſem Souper zu erwähnen und behielt ſie zum Deſſert bei mir. Sie hatten noch eine dritte Schweſter, eine junge, an einen Salinenbeamten verheirathete Frau, die öfters ihre Eltern beſuchte, mit der ich etwas ſpäter auch noch ein kleines Abenteuer hatte, dieſer erzählten ſie im tiefſten Vertrauen was bei mir vorgegangen war, und ſo machte die Hiſtorie mit vielen Varianten der Namen der Betheiligten, dennoch bald die Runde in der Stadt, wurde aber glücklicherweiſe von den meiſten Perſonen für ein Mährchen, oder doch wenigſtens als ſehr ausgeſchmückt und übertrieben gehalten, beſonders da man ſich hinſichtlich der Namen der betheiligten Perſonen durchaus nicht verſtändigen konnte. Auch wurde dieſe Geſchichte ſchnell wieder durch eine andere verdrängt.

Mein Freund Willmann, der in der Liebe weit beſtändiger war als ich, hatte noch immer großes Wohlgefallen an ſeiner corpulenten Kriegsräthin. Eines Nachmittags wurde im Garten bei Kuhpfahls die Chronik ſcandaloſa der damaligen Zeit von Colberg verhandelt, wo denn auch das Verhältniß Willmanns mit der Wißling zur Sprache kam, und ein Kaufmann Namens Hackſtock, bei dem Willmann wohnte, erzählte ganz ohne Hehl in dem Harmoniegarten, daß die Kriegsräthin gewiſſe Futterale von den feinſten Blaſen für den Offizier per Dutzend nähe. Dies wurde dem Vater der Kriegsräthin, einem Beamten Namens Juske, der noch andere hübſche unverheirathete Töchter hatte, hinterbracht, und der

Mann war einfältig genug, die Sache anhängig zu machen und den Erzähler als Verläumder zu verklagen, der sich nun zu beweisen erbot, was er gesagt, indem er selbst ein ganzes Packet solcher Dinger, von der Wißling geschickt, einem Mädchen abgenommen hätte ꝛc. Man kann sich denken, welch ein ungeheures Aufsehen diese Scandalosa in ganz Colberg machte, so daß die Kriegsräthin für gut fand die Stadt zu verlassen und sich nach Bromberg zurückzuziehen; doch auch hierher drang diese Historie, und sie zog nochmals weiter gen Norden, und zwar bis Königsberg. Dies und noch ein anderer Vorfall, durch einen Graf Schulenburg, einen verabschiedeten Garde-Lieutenant und Festungsarrestanten, bei der Mutter Blaurock veranlaßt, machte mein Souper und alle andere Dinge auf 14 Tage vergessen.

Ich hielt mich nun mehr an meine Hausdamen, Pauls und deren verheirathete Schwester, zu denen außerdem noch eine ganze Menge artiger Bürgersmädchen kamen, unter denen eine Louise Zielken, ein Louischen Plätzer, ein Hannchen Sinel, eine Sophie Reisinger, eine Madame Igel und eine wunderschöne Schornsteinfegersfrau mit einer feinen schneeweißen Haut, ganz allerliebste Kinder waren, denen zu lieb ich allerlei Spiele, namentlich auch Versteckens und Waldparthien veranstaltete, und mich bald mit der einen bald mit der andern in der Malzdarre des Hauses oder einem undurchdringlichen Gebüsch des Hains verbarg. Indessen war ich jetzt in Colberg, wo ich freilich schon über vier Jahre hauste, ein langer Aufenthalt, so wie jede kleine Stadt für einen Welt- und Lebemann, so von den Ehemännern und Familienvätern gefürchtet, daß sie schon zitterten wenn ich mit einer Frau oder einem Mädchen nur sprach, während mich die andern Leute mit einem: „Schlagkerl“ benannten. Aber dennoch wußte ich es immer so einzurichten, daß ich in den meisten Fällen zu meinem Zweck kam, wobei mir auch oft der Zufall sehr günstig war.

Eine recht unterhaltende Partie war eine Hochzeitsfeier, die ein wohlhabender Pächter der Madame Schröder im Bullenwinkel zu Ehren seiner Tochter, die einen Krämer in Colberg heirathete, veranstaltete, zu der er alle Honoratioren Colbergs durch reitende, mit Bändern und Blumen geschmückte Boten, wie es dort zu Land Sitte ist, eingeladen hatte. Der buntgekleidete Reiter, dessen Hut besonders bebändert und befedert ist, reitet von Haus zu Haus, wo er beauftragt ist Einladungen zu machen, und recitirt dieselben

in Verſen und einem ziemlich langen Gedicht, in welchem unter andern auch die bekannte Stelle: „In Sachſen wo die ſchönen Mädchen wachſen, in Berlin wo die holden Jungfern blüh'n“ ꝛc. vorkommt. Dieſe Feier währte nicht weniger als drei volle Tage und Nächte, während welchen unaufhörlich gegeſſen, getrunken, getanzt, geſpielt und geküßt wurde. Nie habe ich eine ſolche Menge von Kuchen, Würſten, Schinken, Gänſen, Hammels-, Kalbs- und Schweinebraten beiſammen geſehen, wie hier. Jeden Morgen kamen ganze Wagen voll Victualien angefahren, und die Bierfäſſer wurden an einem fort gezapft, auch Wein und Liqueure gab es, wurde jedoch nur den vornehmern Gäſten kredenzt. Außer der legitimen Hochzeit mag noch gar manche Nebenhochzeit hier gefeiert worden ſeyn. Die hübſchen Brauerstöchter meines Wirthes waren auch von der Parthie. Ein Apotheker Namens Benkendorf, ein halber Narr und toller Kerl, der ſich um das Fräulein Beitzke bewarb, in die er verliebt war, braute einen Trank, eine Art Philter, um dieſe ſich günſtig zu machen, er konnte ihn aber dem Mädchen nicht beibringen, dagegen tranken ein halbes Dutzend anderer Kinder mit Wohlbehagen davon und wurden bald ganz berauſcht und liebestoll, ſo daß ſie ihre Eltern wegführen und einſperren mußten; dieſe Tollheit hielt bei einigen vier Wochen und länger an. Die erſten 24 Stunden hatte ich das etwas wilde Hochzeitsfeſt ununterbrochen mitgemacht, den zweiten und dritten Tag aber fand ich mich immer erſt gegen Abend ein, um ein nächtliches Abenteuer zu beſtehen. Ein recht hübſches Landmädchen, das ich zu einer kurzen Mondſcheinpromenade beredete, ſagte mir ganz naiv: Aber Sie wollen mich doch nicht verführen? — Bewahre, nur lieb haben, mein ſchönes Kind. — Bei dieſem Verführen fiel mir ein nicht gar lange vorher vorgefallenes Hiſtörchen ein. Bei einer Paternitätsklage hatte der Richter der Klagenden geſagt: Mein Kind, was Ihr mir da vorbringt, iſt nicht hinlänglich, Ihr müßt mir gültigere Beweiſe bringen, daß Euch der Menſch verführt hat. — Einige Tage darauf erſchien das Mädchen wieder vor dem Richter und ſprach: Jetzt habe ich die beſten Beweiſe, Herr Richter! — So laßt hören. — Ja, er hat mich geſtern Abend ſchon wieder verführt! — Am vierten Morgen kehrte ich, ſo wie alle Gäſte, etwas ſtark ermüdet und mit einem kleinen Fieber heim. Als wir in die Stadt kamen, begegneten wir dem Apotheker Benkendorf, der zwei Burſchen hinter ſich hatte, von denen der eine einen le-

bernen Beutel voll kleiner Groschenstücke und Silbermünzen trug, und davon auf Befehl seines Herrn an alle Kinder und Bedürftige, denen er begegnete, austheilen mußte, während der andere einen schönen Offiziershut mit prächtigen Federn geschmückt hoch in der Hand hielt, beides um die Aufmerksamkeit der Leute und besonders des Fräuleins Beitzke auf sich zu ziehen. Der Mensch war rein verrückt, kam auch später noch insolvent ins Narrenhospital.

Mein Fieber nahm indessen zu, so wie ein arger Husten, der mir die Brust stark angriff. Das etwas wilde Leben das ich führte, mochte freilich viel Schuld seyn, indessen trug das frühe Exerciren am Strand der Ostsee, wo man sich oft bei kaltem neblichem Wetter bei dem beständigen Commandiren heiser schrie, sehr erhitzte, wohl auch das Seinige dazu bei, wozu noch kam, daß ich öfters, noch lange nicht abgekühlt genug, durch ein Bad in den Fluthen des baltischen Meeres mich von der Erhitzung und Ermüdung zu befreien suchte. Verdruß und mancher Aerger, die ich mir allerdings meist selbst zuzog, setzten mir auch zu. So hatte ich unter anderm mit einem Offizier gewettet, daß ich die Schildwache vor der Hauptwache um Mitternacht von ihrem Posten vertreiben wolle, ohne Gewalt zu gebrauchen, mit der Bedingung jedoch, daß er dieselbe davon nicht präveniren dürfe. Ich ließ mir zu diesem Ende ein Paar Stelzen machen, deren Tritte über vier Fuß vom Boden waren, und sie bis zu denselben schwarz anstreichen. Als nun der Tag herangekommen war, an dem der Offizier die Hauptwache befehligte, hüllte ich mich nach elf Uhr des Nachts in ein weißes Gewand, nahm eine weiße Todtenlarve vor das Gesicht, stieg auf meine unten mit Lappen umwundenen Stelzen und schritt so feierlichen Ganges über den Markt, wobei sich meine Gestalt gleichsam wie in der Luft schwebend ausnahm, und auf die Schildwache zu, die, ein kräftiger Pommer, ein donnerndes Werda rief, als sie mich erblickte, worauf ich nichts erwiederte, eben so wenig auf ein zweites und drittes Werda, und immer voranging, denn ich wußte ja, daß die Wache kein geladenes Gewehr hatte, und also keine Gefahr erschossen zu werden vorhanden war. Aber der Bursche wich nicht, stand wie eine Mauer, und fällte, als ich ihm näher auf den Leib rückte, das Bajonnet und rief die Wache ins Gewehr. Diese stürzte sammt dem Offizier heraus, und stutzte, einen, wie sie glaubte, in der Luft schwebenden Geist zu sehen. —

Ich ſprang jetzt, um der Sache ein Ende zu machen, von meinen Stelzen herab, warf das weiße Tuch herunter und rief aus: „Ich habe die Wette verloren!“ es galt ein halbes Dutzend Flaſchen Ungarwein. Die Sache blieb aber nicht verſchwiegen, ſondern kam zu Ohren des Commandanten, der mir durch den Bataillons-Commandeur 24ſtündigen Arreſt verkündigen ließ, mit dem Bemerken, ich könne froh ſeyn, ſo durch zu kommen, ich verdiente eigentlich vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. Hierauf konnte ich mich nicht enthalten zu antworten: O, es iſt noch lange nicht ſo arg, als wie die ganze Stadt durch Kanonenſchüſſe in den Straßen in Allarm, Furcht und Schrecken zu ſetzen, und hundert Thaler für zerbrochene Scheiben bezahlen zu müſſen, wie es dem Herrn Commandanten ergangen. — Auch dieſe Worte wurden wieder rapportirt und machten mich eben nicht beliebter bei ihm. Bald ſuchte er auch eine Gelegenheit mit den Haaren herbeizuziehen, mich ſeinen ganzen Zorn fühlen zu laſſen.

Eines Tages war Feuer in der Stadt ausgebrochen, ich wurde an das Gelberthor commandirt, wo ein Lieutenant Göricke die Wache hatte. Die Inſtruction lautete, daß bei einem Brand Niemand aus der Stadt gelaſſen werden dürfe, ſo lange er währte. Nun kamen eine Menge Mädchen, welche in der Vorſtadt Milch für ihre Herrſchaften holen wollten, es war noch frühe am Morgen, und da ſie der wachehabende Lieutenant nicht hinausließ, ſo wuchs ihre Zahl bald auf ein halbes Hundert an, mit denen ſich dann die Soldaten neckten und ſchäkerten. Das Feuer währte an 3 Stunden bevor es gelöſcht war; die Mädchen, denen wohl auch dies Spiel gefiel, harrten bis die Paſſage wieder frei ſey, und ihre Damen vergeblich auf die Milch wartend, mußten dieſen Morgen ohne den gewohnten, nicht zu entbehrenden Kaffee bleiben, oder ihn ohne Milch genießen, und wurden noch obendrein über das Ausbleiben ihrer dienſtbaren Geiſter, wodurch der ganze Morgen verloren ging und das Mittageſſen nicht zur rechten Zeit beſtellt werden konnte, erbost. Auch dies kam wieder zu Ohren des Commandanten, der mich bei der Parade deßhalb zur Rede ſtellte, und dabei ſagte: „der Befehl Niemand aus der Stadt zu laſſen, erſtrecke ſich nicht bis auf die Milchmädchen, aber es unterhielt die Herrn, dieſe Poſſen mit den Soldaten treiben zu ſehen.“ — Ich erwiederte dem Commandanten, daß ich nicht der wachehabende Offizier geweſen, ſondern nur das Commando der auf dieſen Al-

larmplatz beorderten Truppen gehabt, folglich mich diese Consigne gar nichts angegangen habe. — Hierauf versetzte er: das ist keine Entschuldigung, Sie waren der ältere Offizier im Grad, und hätten also auf Ordnung sehen müssen. — Dabei hatte es sein Bewenden, und er konnte mir wegen dieser Sache nicht wohl etwas anhaben, dagegen gelang es ihm den Sonntag darauf, wenn auch mit noch weit wenigerm Grund, mich so zu reizen, daß ich nach den Kriegsgesetzen allerdings sehr straffällig wurde.

Es war große Parade auf dem Markt, nach gehöriger Inspection schwenkten die Bataillone rechts ab, um zuerst im Paradeschritt vor dem Commandanten zu defiliren. Der Offizier, der den, dem meinigen folgenden Zug commandirte, hatte die gehörige Distanz beim Schwenken nicht behalten, sondern war meinem Zug viel zu nahe gerückt. Daß sich dies so verhielt, konnte Niemand besser als der außerhalb den Colonnen stehende Commandant bemerken; dennoch wandte er sich laut schreiend mit den Worten: Herr Lieutenant Frölich, Sie halten ja gar keine Distanz, Ihr Zug marschirt wie Rekruten! an mich. Der ganze Markt und die Fenster waren voll Zuschauer, welche alle diese Apostrophe gehört haben mußten; dies versetzte mich in einen solchen Zorn, daß ich nicht mehr Meister über mich selbst war, und dem Commandanten noch lauter erwiederte: „Herr Oberst, wenn Sie nicht sehen wollen daß mein Hintermann und nicht ich die Distanz verloren hat, so lassen Sie auf der Stelle einschwenken, und Sie werden sich zur Genüge davon überzeugen.“ — Statt aller Antwort, wurde die Colonne durch ein donnerndes Halt zum Stehen gebracht, mir sogleich der Degen abgenommen, ich vom Platzmajor in Arrest geführt, und dann meine abermalige Suspension vom Dienst bis nach abgemachter Untersuchung verordnet. Gleich den andern Tag kam ich bei meinem Commandeur mit einem Gesuch um meinen Abschied ein, worauf mir aber erwiedert wurde, daß erst nach beendigter Untersuchung mein Gesuch berücksichtigt werden könne. — Ich hatte schon längere Zeit im Sinn meine Enlassung zu nehmen, da ich einsah, daß unter den bewandten Umständen eben kein großes Glück mehr für mich in preußischen Diensten zu hoffen sey, und ich auf kein baldiges Avancement rechnen könne; mehrere Gesuche um eine Versetzung zu einem Regiment in den Rheinprovinzen waren mir abgeschlagen worden, und ich hatte durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß ich in den Conduitenlisten, welche

die Chefs alljährlich von den Offizieren einreichen, ziemlich schwarz angeschrieben stand. Wenn ich gerecht seyn will, muß ich gestehen, daß ich durch mein oft sehr unpolitisches Benehmen dies mit veranlaßt hatte. Nach 24 Stunden wurde ich vom Arrest wieder befreit, blieb jedoch suspendirt, und die Untersuchung begann. Während dieser Zeit, es dauerte über fünf Monate bevor das bestätigte Urtheil von Berlin zurückkam, lebte ich ziemlich eingezogen in meiner Wohnung, wo ich mich mit den liebenswürdigen Töchtern meines Wirthes und deren zahlreichen Freundinnen recht angenehm unterhielt, viel las und studierte, und den Nachmittag ein Paar Stunden in dem Harmoniegarten mit Lesen der Zeitungen und belletristischen Blätter zubrachte. Eines Tages befanden sich die Töchter meines Obersten, die des pensionirten Generals v. Fiebig und noch andere, zum Theil ganz junge Mädchen in dem an das Lesezimmer stoßenden Gartensaal, und machten nicht nur einen so gewaltigen Lärm daß es unmöglich war einen Gedanken zu fassen, sondern sie rannten wohl dreißigmal in einer Viertelstunde, Thüren auf- und zuschlagend, durch das Lesezimmer, so daß sich auch einige Bürger in demselben laut beschwerten. Ich schloß endlich die Thüre des Gartensalons ab, so daß die Mädchen nicht mehr heraus konnten, da er keinen andern Ausgang hatte, und ließ sie eine geraume Zeit an der Thüre pochen und rufen, bevor ich ihnen aufmachte, was ich endlich lachend that, worauf mir die jüngste Fräulein von Witke, ein kaum elf Jahre altes naseweises Ding, sagte: „Ich werde es dem Papa sagen, der soll Sie wieder in Arrest schicken;“ ich erwiederte ihr darauf: „mein artiges Fräulein, bei mir zu Lande ist es Gebrauch daß man die Gänschen jeden Abend einsperrt.“ — Aber nun fielen alle auf einmal über mich her und schnatterten so gewaltig, daß ich auch kein Wort verstand, sondern mich lachend entfernte. Durch Frau von Sch....l aber, die ich noch denselben Tag sprach, erfuhr ich, daß sich die ältere Fräulein Witke gegen die andern Mädchen geäußert habe: Laßt es nur gut seyn, der kömmt schön an, der Vater hat ohnehin schon in die Conduitenliste gesetzt, daß er unanständige Liebesintriguen habe, sich ungebührlich gegen seine Vorgesetzten benehme, und Schulden mache. — Ich mochte ungefähr ein Paar Hundert Thaler Schulden haben, die jedoch meist auf laufende Rechnung waren, und ich am Ende wohl noch bezahlen konnte und bezahlte. Dies und die Intriguen hätte man mindestens von einem

Drittheil der Offiziere in die Conduitenliste setzen können. Aber die Hauptsache waren die Vorgesetzten. Mein Urtheil kam endlich von Berlin und war abermals sechsmonatlicher Festungsarrest, den ich diesmal in Colberg selbst absitzen sollte. Der Commandant wies mir eine Stube auf dem Gelberthor an, mit dem Verbot, mein Arrestzimmer nicht verlassen und noch weniger in die Stadt gehen zu dürfen, ja er trieb es so weit, daß die wachthabenden Offiziere dieses Postens Ordre erhielten, daß ich ohne seine Erlaubniß keine Besuche annehmen dürfe, und alle an mich gerichteten Briefe durch die Hände der Commandantur gehen sollten. Nur zwei Stunden Vor- und zwei Nachmittags war mir ein sehr kurzer Spaziergang auf dem Wall unter den Augen der Schildwache erlaubt. Was die Briefe anbelangte, so wußte ich es schon zu machen daß ich sie auf anderm Weg erhielt. Ich ließ meinem Burschen eine Bürste mit einem verborgenen Schieber machen, in welche er jeden Morgen, wenn er kam um meine Kleider zu reinigen und das Frühstück zu bringen, die an mich in meiner Wohnung eingegangenen Briefe und Billets aus der Stadt hineinlegte, und so auch meine Antworten wieder mit fortnahm. Hatten Offiziere, mit denen ich auf einem vertrautern Fuß stand, wie Willmann, Bocksfeld, Melzer, Sanft ꝛc., die Wache, so empfing ich auch Abends Besuche, und sogar weibliche. Indessen wurde die Sache mit der Briefbürste doch verrathen, ein Unteroffizier, der den Burschen fragte und visitirte, ob er keine Papiere für mich bei sich habe, nahm zufällig die Bürste in die Hand, entdeckte den Schieber, schob ihn zurück und fand zwei Zettelchen von Pauls Töchtern und einen Brief von einer gewissen Frau Geib, welche die Unterhändlerin für eine andere Dame machte, die sie glücklicherweise nicht in dem Schreiben genannt hatte. Diese drei Personen ließ der Commandant nun durch die bürgerlichen Behörden, den Oberbürgermeister und den Polizeidirektor vernehmen und verwarnen, künftig sich in keine Correspondenz mehr mit Festungsarrestanten einzulassen; dies gab abermals einen heillosen Stadtscandal, die Mädchen konnten sich gar nicht mehr sehen lassen, und ich war außer mir. Uebrigens wurde mir die Zeit eben nicht lang auf meinem Thor, ich hatte Kameraden und Unterhaltung genug; ein alter, sehr lustiger Rittmeister, drei andere Offiziere, ein Bürgermeister der einen Landrath geprügelt, ein Forstmeister der aus Versehen einen Wilddieb erschossen hatte, saßen alle auf demselben Thor in ver-

ſchiedenen Arreſtſtuben. Wir kamen Morgens und Abends zuſammen, und jeder wußte eine Schnurre oder unterhaltende Begebenheit aus ſeinem Leben zu erzählen, beſonders der Lieutenant von Stolzenbach, der außerdem die niedlichſten Papparbeiten, ganze Burgen, Feſtungen, Tempel, Kirchen und andere Gegenſtände aus Pappe zu ſeiner und unſerer Unterhaltung verfertigte. Die Offiziere ſaßen meiſtens wegen gehabten Duellen. Auch hatte ich mein Clavier heraufbringen laſſen und vertrieb mir und den andern manche Stunde mit Muſik. — Was mich aber quälte, waren mein Huſten und meine Bruſtbeſchwerden, die immer bedenklicher zu werden begannen, ſo daß ſich ſchon ſchleichendes Fieber, ſtarke Nachtſchweiße und ſogar einiges Blutſpeien einſtellte. Der Stabsarzt Clebſch ließ mich nun eine Cur von isländiſchem Moosgelee, Roggenſuppen und Honigthee während vier Monaten ununterbrochen nehmen, durch welche ich ſo ziemlich wieder hergeſtellt wurde. Kurz vor Beendigung meines Feſtungsarreſtes erhielt ich die Anzeige vom Tode meiner Großmutter mütterlicher Seits, die mir ein beſonderes Vermächtniß von zwei Tauſend Thalern zugedacht hatte, und zwar aus dem Grund: „weil ich kein Comödiant geworden ſey;“ dieſe Worte ſtanden im Teſtament. Dieſes Geld kam mir gerade trefflich zu Statten, denn ich konnte nun die Paar Hundert Thaler Schulden die ich hatte, gleich tilgen und behielt ein kleines Capital in der Hand, wodurch ich vorerſt gedeckt war und den kommenden Ereigniſſen mit Ruhe entgegenſehen konnte. Meines Arreſtes entlaſſen, beſtand ich um ſo mehr auf meinem Abſchied, der mir dann auch ſechs Wochen ſpäter ward. Ich hielt mich jetzt nur noch wenige Tage in Colberg auf, wo ſich zufälligerweiſe ein Frankfurter Weinhändler Namens G...., ein guter Bekannter meiner Familie, eingefunden hatte, um Geſchäfte zu machen. Während dieſer Zeit wohnte ich bei dem Speiſewirth Sack, der auch Caſtellan der Freimaurerloge, von der der Commandant ein Mitglied war. Eines Abends ſchlich ich mich in die ſogenannte Probekammer und malte daſelbſt einen gehörnten und langgeöhrten Kopf mit Kohle an die Wand, und ſchrieb darunter: der Commandant. — Als dieſer es erfuhr und ſich augenſcheinlich davon überzeugt hatte, ich machte keinen Hehl daraus daß ich es gethan, ließ er mich deßhalb wieder vernehmen, ich gab aber auf alle an mich gerichteten Fragen keine andere Antwort, als: ich habe damit den Commandanten von Calcutta gemeint, findet ſich

der von Colberg dadurch getroffen, desto schlimmer für ihn. — Dabei blieb es, und nachdem ich gehörig Abschied von allen Bekannten und auch von dem braven Nettelbeck genommen hatte, der bei allen Gelegenheiten immer so sehr bescheiden war, daß man hätte glauben sollen, er schäme sich so viele Verdienste zu haben, fuhr ich, von Colberg abreisend, wo ich über 4 Jahre zugebracht, dem Freund G.... zu lieb über Cöslin, wo ich mich noch ein Paar Wochen aufhielt, nach Berlin.

XI.

Ein Polterabend. — Ich gebe ein Paar Gastrollen. — Reise von Cöslin nach Berlin. — Eine Reise nach Paris ohne Paris zu sehen. — Der Schabernack. — Schicksale meiner Cousinen. — Abreise nach Magdeburg. — Brandenburg. — Carnot. — Er fordert mich auf ein Geschichtswerk herauszugeben. — Magdeburg; seine Geschichte und furchtbare Zerstörung. — Der Dom und seine Reliquien. — Eine Schauergeschichte. — Avantüren. — Ich gerathe in große Feuersgefahr. — Abreise nach Bremen. — Angenehme Reisegesellschaft. — Braunschweig. — Vetter K... und Cousine Henriette. — Der Rathskeller, die Rose und die 12 Apostel. — Der Bleikeller. — Ein Hausfreund. — Gesinchen. — Die Giftmischerin Gottfried. — Signora Catalani in Bremen. — Abreise nach Frankfurt. — Hannover. — Hildesheim. Goßlar. — Eine Parthie auf den Blocksberg. — Cassel. — Wilhelmshöhe. — Zopfwuth des Churfürsten. — Ankunft zu Frankfurt.

In Cöslin wohnte ich mit Freund G.... bei Homanns auf dem Markt, wo zufällig den andern Tag die Hochzeit der Tochter aus dem Haus stattfinden und gefeiert werden sollte. Als ich mich den Abend nach meiner Ankunft, nach 10 Uhr, ziemlich ermüdet zu Bette gelegt hatte und eben eingeschlafen war, hörte ich plötzlich unter meinem Fenster einen gewaltigen Lärm, der durch das Zusammenschlagen von Töpfen, Flaschen, Krügen, Gläsern und anderm Geschirr entstand, und kein Ende nehmen wollte; wohl an zwei Stunden hatte der Scandal gewährt und mich am Einschlafen verhindert. Ich konnte gar nicht begreifen was dies zu

bedeuten habe; als ich das Fenster öffnete um zu erforschen was es sey, sah ich mehrere Mädchen nacheinander ankommen, die einen Topf, eine große Schüssel oder sonst ein leicht zerbrechliches Gefäß mit aller Kraft auf die Steine vor der Hausthüre warfen. Nachdem ich ihnen zugerufen, sie sollten mit dem Unfug aufhören, erwiederten sie mir lachend: es ist Polterabend! Den andern Morgen erkundigte ich mich, was es für eine Bewandtniß mit dem Polterabend habe, und erfuhr, daß es hier Sitte sey, wenn sich ein Mädchen verheirathe, den Abend vor der Hochzeit alles mögliche Geschirr vor ihrem Haus zu zerschlagen; die Bedeutung könne ich mir schon denken. Alle zerbrochenen Flaschen, Gläser, Schüsseln, Teller, Töpfe ꝛc. bewahrt man hier zu Lande auf, um sie bei einer solchen Gelegenheit gehörig verwenden zu können. Als ich mich, nebst andern Reisenden, am Morgen wegen der unruhigen Nacht beschwerte, wurden wir sämmtlich zur Hochzeit geladen, die uns eine Entschädigung gewähren sollte. Die Braut war so übel nicht, unter den Brautjungfern waren einige recht hübsch, man konnte sich schon mit der Entschädigung begnügen und so eine zweite Nacht schlaflos hinbringen. In Cöslin traf ich wieder Romberg mit seiner Gesellschaft an, bei der noch Madame Vetterlein war, mit der ich die alte Bekanntschaft, des Schlusses von Kotzebues bekanntem Lied:

„Und kommen wir wieder zusammen
Auf weise verhülleter Bahn,
So knüpfen ans fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an,"

eingedenk, wieder erneuerte. Die Gesellschaft hatte gerade ihren ersten Liebhaber durch Durchgehen verloren, Madame Vetterlein meinte, ich könne ihr zu Gefallen wohl ein Paar Liebhaberrollen übernehmen, und wenn ich mich nicht bei Romberg engagiren wolle, doch gastiren. Ich lachte über den Einfall der hübschen Actrice, die sich noch hinter den Direktor steckte, den ich einigemal in meinen Gasthof zum Mittagessen eingeladen hatte, ließ mich der liebenswürdigen Frau zu Gefallen wirklich verleiten, ein Paar Rollen, nämlich die des Carl Moor in Schillers Räubern und die des Ferdinand in Kabale und Liebe, zu geben, und fand bei dem Cösliner Publikum so große Gnade, daß alle Welt in Romberg drang, mich doch zu engagiren, was aber nicht in des guten Mannes

Willen ſtand, da ich den Antrag ablehnte, und ihm erklärte, daß mich meine Angelegenheiten zwängen, in wenig Tagen nach Berlin abzureiſen. Er bat mich, wenigſtens noch eine dritte Gaſtrolle, verſteht ſich, immer ohne Honorar, zu übernehmen, allein ſie kam nicht zu Stande, da er keines von den Stücken, in denen ich auftreten wollte, gehörig beſetzen konnte, und ich mich zu einer Geſangspartie nicht verſtehen mochte, da die Oper unter aller Critik ſchlecht beſetzt war. In Colberg aber hatte man ſich ſchon als große Neuigkeit erzählt: „Wiſſen Sie auch, daß Fröhlich unter die Comödianten Rombergs gegangen iſt? — wir werden ihn gewiß bald wieder hier auftreten ſehen.“ — So gut war es indeſſen den braven Colbergern nicht geworden, und ich reiste nach 14tägigem Aufenthalt zu Cöslin, wo man ſich mit allen möglichen Mährchen über meine werthe Perſon herumtrug, und ſich manche der Regierungsdamen mehr für mich intereſſirten als es ihren Männern wohl lieb war, mit einer jungen Franzöſin, welche 1815 zu Paris einen preußiſchen Armeebeamten geheirathet hatte, und nun a tout prix dieſes pays du diable, wie ſie es nannte, verlaſſen wollte, um in ihr geliebtes Frankreich heimzukehren, nach Berlin ab. Sie hoffte daß ich ſie wenigſtens bis an den Rhein begleiten würde, obgleich ich ihr geſagt, daß ich vorerſt nach Bremen gehen müſſe, ſie traute aber ihrer franzöſiſchen Liebenswürdigkeit zu, mich noch andern Sinnes zu machen. Daß ſie ſich zu viel zugetraut, wurde ihr ſchon den erſten Tag nach unſerer Abreiſe aus Cöslin klar, denn eine ſehr niedliche Frau, die Gattin eines Regierungsrathes zu Cöslin, die zu ihren in Magdeburg wohnenden Eltern zum Beſuch reiste, nahm meine Aufmerkſamkeit weit mehr in Anſpruch, als die unglückliche Franzöſin, die, wenn auch nicht häßlich, doch etwas ſo Verzerrtes und Fratzenartiges an ſich hatte, daß ſie mir bald zuwider werden mußte. Frau Regierungsräthin v. M...., die ſogleich den Künſtler in mir wieder erkannte, der als Major Walther ihren vollſten Beifall zu erhalten das Glück gehabt, wunderte ſich ſehr, im Poſtwagen mit mir zuſammenzutreffen, und war äußerſt neugierig, von mir ſelbſt etwas Näheres über meine Verhältniſſe zu erfahren, indem man in Cöslin die allerextravaganteſten Dinge über meine Perſon ausgeſagt habe. Lachend theilte ich ihr davon mit was ich für gut hielt. — „Aber wie mochten ſie ſich nur unter ſolches Comödiantenpack miſchen?“ rief zuletzt die ſchöne Frau aus. — Dies iſt nun ein-

mal meine Passion, gnädige Frau, und ich stehe nicht dafür, daß nachdem sich die Umstände gestalten, ich nicht heute oder morgen noch einmal ein wirklicher Comödiant werde, wenn ich bei einer guten stehenden Bühne eine passende Anstellung finde. — Die Dame schüttelte etwas unwillig das Köpfchen. Unterdessen wurde mir die Reise bis Berlin sehr kurzweilig, da ich mich mit den beiden Frauen, der Französin und der Magdeburgerin, recht angenehm unterhielt, obgleich erstere, die nur wenig Deutsch verstand und sprach, gar oft böser Laune wurde wenn ich mit der andern zu lange und ihr unverständlich sprach. In Berlin begaben sich die beiden Damen auf meinen Rath in den Gasthof zum Engel in der Heiligengeist-Straße, wo sie noch ein Paar Tage mit mir zusammen wohnten, hierauf die Frau Regierungsräthin zuerst nach Magdeburg abfuhr, wo ich sie in ein Paar Wochen zu besuchen versprach, und ich dann die Französin nach Frankreich abzureisen veranlaßte, indem ich ihr sagte, daß mich meine Geschäfte wohl noch Jahre lang in Berlin zurückhalten könnten. Ich machte nun meine Besuche bei Pokwischs, Pfeifers und andern alten Bekannten, hütete mich aber der Prinzessin Wilhelm unter den jetzigen Umständen meine Aufwartung zu machen, und ließ mir bei dem Banquier Mendelssohn 500 Thaler auf Rechnung meines großmütterlichen Legats gegen Anweisung geben, indem ich erst 500 Thaler in Colberg durch Freund G.... empfangen hatte. Wen ich aber zuerst in Berlin aufsuchte, das war Frau von Osten in der Hamburger Straße, bei der ich das schöne Fräulein v. Campke wußte, mit welcher ich das in Colberg angeknüpfte Verhältniß fortspann. Ich blieb diesmal in meinem Gasthof wohnen, obgleich mich Pokwischs einluden, wieder bei ihnen zu logiren, aber ich wollte ganz ungenirt seyn, wußte ohnehin nicht wie lange ich in Berlin bleiben würde, und widmete mich ganz dem Dienst der Fräulein v. Campke, mit der ich recht romantische Parthien nach Potsdam, Charlottenburg ꝛc. veranstaltete. Daneben lieferte ich dem Beobachter an der Spree wieder manche ziemlich piquante Beiträge von Geschichtchen, die mir zu Ohren kamen, und von denen ich hier nur zwei erwähne: die Reise nach Paris, und der Schabernack betitelt, die beide wenigstens komisch genug waren, und sich auf Thatsachen gründeten. Die erstere hatte folgenden Vorfall zum Grund: Ein preußischer Offizier wurde als Courrier in Staatsangelegenheiten nach Paris geschickt, dieser

hatte einen guten Freund, dessen sehnlichster Wunsch schon längst gewesen, einmal Frankreichs Hauptstadt zu sehen, wozu ihm aber die nöthigen Geldmittel fehlten. Der Offizier machte ihm nun das Anerbieten, ihn frei mitzunehmen und auch wieder zurückzubringen, da ihm dies selbst keinen Pfennig Kosten verursache, er brauche nur soviel Geld als er während eines 8—14tägigen Aufenthaltes in Paris zu seinem Vergnügen auszugeben gedenke. — Wer war froher als unser Freund, auf eine so wohlfeile Art nach Paris kommen zu können. Beide Freunde fuhren nun mit Extrapost rastlos Tag und Nacht, ohne sich irgendwo aufzuhalten, bis Paris, wo sie gegen acht Uhr Abends ankamen, in einem Hôtel abstiegen, worauf sich der Offizier ankleidete, um seine Depeschen in dem preußischen Gesandtschaftshôtel abzugeben und seinem Reisegefährten, der außerordentlich ermüdet war, empfahl, einstweilen der Ruhe zu pflegen, um den folgenden Tag die Sehens- und Merkwürdigkeiten von Frankreichs Hauptstadt neugestärkt in Augenschein nehmen zu können. Der Freund befolgte den Rath, begab sich zur Ruhe, und schlief auch gleich ein. Es mochte beinahe Mitternacht seyn, als der andere zurückkam und den vortrefflich schnarchenden Schläfer nicht ohne große Mühe aus seinem festen Schlaf weckte, und mit den Worten anredete: Du, stehe rasch auf und kleide dich an, wir müssen auf der Stelle wieder fort. — Der andere rieb sich die Augen, ließ sich die Worte zwei und dreimal wiederholen, und sagte endlich gähnend: Bist du toll? ich glaube du träumst! — Nichts weniger als dies, ich habe hier schon meine Depeschen, — hier zeigte er ihm einen Pack Briefe — und in einer Stunde muß ich schon wieder auf dem Weg nach Berlin seyn, dies ist mir von dem Gesandten auf das strengste anempfohlen worden, also spute dich, sonst mußt du hier bleiben, wenn dir dies recht, so ist es etwas anderes. — Wie kannst du so einfältig reden, du weißt doch daß ich nur 25 Thaler mitgebracht, wie kann ich bleiben, und mit was zurückreisen? — Darum rasch kleide dich an, wir haben keine Minute zu versäumen, die Pferde sind bereits bestellt und werden bald angespannt seyn. — Fluchend und wetternd erhob sich nun der andere mit noch ganz zerschlagenen Gliedern aus dem Bett, und kleidete sich fortwährend brummend und murrend an: Der Teufel soll die Reise nach Paris holen, ich wollte lieber ich hätte das Miserere gekriegt, als daß ich mit dir gereist wäre, ꝛc.; aber das half alles nichts, schon hörte man

das Trappeln der Pferde an der Hausthüre. Man trank noch ein Paar Tassen schwarzen Kaffee, den der Offizier in der Eile hatte kommen lassen, mußte sich dann in die Mäntel gehüllt, in den harrenden Wagen werfen, und bei eben so finsterer Nacht als wie man angekommen, fuhr man wieder aus Paris hinaus, und mit derselben Eile wie man hergereist, nach Berlin zurück, wo der Freund wahrhaft gerädert ankam und über acht Tage im Bette zubringen mußte, bevor er sich von den ausgestandenen Strapatzen wieder ganz erholt hatte. Daß der gute Freund für den Spott wegen dieser unglücklichen Reise nicht zu sorgen hatte, kann man sich denken, auch konnte man ihn nie daran erinnern ohne daß ihm der Zorn das Blut ins Gesicht jagte.

Zu dem zweiten Aufsatz: der Schabernack, gab folgende Begebenheit die Veranlassung. Ein Graf hatte sich in eine verheirathete Dame verliebt, bei der er jedoch kein Gehör fand, da sie schon einem andern ihr Herz geschenkt hatte, und man weiß, daß in solchen Fällen die Damen bisweilen die unerbittlichsten Tugendheldinnen gegen andere Liebhaber spielen. Eines Abends war große Gesellschaft bei der Dame, zu der auch der verschmähte Graf geladen war, der sich schon längst vorgenommen, sich auf eine recht eclatante Weise an der Grausamen zu rächen. Hier bot sich ihm zufällig die erwünschteste Gelegenheit dar. Einer seiner anwesenden Freunde, der Baron B..., bekam plötzlich gewaltiges Leibschneiden, so daß er sich kaum zu helfen wußte und einen gewaltsamen Durchbruch oder Durchfall befürchtete; in dieser hochnothpeinlichen Verlegenheit wandte er sich schnell an den Grafen, der sehr gut Bescheid in dem Haus wußte, mit der Bitte, ihm doch das heimliche Gemach geschwind zeigen zu wollen. Dieser antwortete fast höhnisch lächelnd: Freund, ein solches ist im ganzen Haus gar nicht vorhanden, dies ist eine besondere Grille vom Besitzer, aber seyn Sie ganz außer Sorgen, ich will Sie geschwind an einen Ort führen, wo Sie sich ihres Bedürfnisses ganz ungestört entledigen können. — Nur rasch, versetzte der Baron, und der Graf führte ihn in das Schlafzimmer der Dame, und sagte: hier bedienen Sie sich dieses Nachttopfs, ihm einen solchen in dem Nachttisch zeigend, und eilte dann in die Gesellschaft zurück, wo er der Dame vom Haus ins Ohr raunte: „machen Sie daß Sie eiligst in Ihr Schlafzimmer kommen, dort geht etwas Seltsames vor, Sie können ein Pärchen überraschen. Die Dame, äußerst

neugierig, ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und eilte nach dem bezeichneten Ort. Kaum war ſie zur Thüre hinaus, ſo ging der Graf zu ihrem Gemahl und ſagte dieſem ganz insgeheim: „Wenn Sie ſich von der Treue ihrer Gattin überzeugen wollen, ſo müſſen Sie geſchwind in deren Schlafzimmer gehen, wo Sie dieſelbe **en flagrant delit** mit ihrem Auserwählten überraſchen können.“ — Auch der arme Ehemann ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, rannte außer Athem nach dem Schlafgemach ſeiner Frau, und als er deſſen Thüre öffnete, erblickte er den angeblichen Geliebten derſelben, die Hoſen in der Hand haltend und ein grimmig ſchmerzliches Geſicht ſchneidend, während die Dame ein feuerrothes Antlitz hatte. Der Mann ſtürzte mit einem: Ha, ſchamloſer Ehrenſchänder! auf den unglücklichſten aller Barone los, der in ſeiner Bedrängniß die Hoſen herabfallen ließ, worauf eine furchtbar übelriechende Exploſion erfolgte. Die Dame nahm nun, ſich die Naſe zuhaltend, Reißaus, und der Gemahl ganz verdutzt, rief aus: was ſoll das heißen! und wollte über den Aermſten herfallen, der, wie Hofmarſchall Kalb in Kabale und Liebe, lange vergeblich ausrief: „Es iſt nichts, — iſt ja alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie ſind ja betrogen! — Ha, und daran mahnſt du mich noch! donnerte der andere. — Wie weit kamſt du mit ihr? — Bekenne, oder du biſt des Todes.

Jener wollte dem Mann nun den ganzen Zuſammenhang erklären, er ließ ihn aber gar nicht zum Wort kommen, ſondern rief ihm zu: es iſt alles nicht wahr, du haſt, als du mich ſahſt, vor Sch.... angſt in die Hoſen gemacht, und ſolche Sch.... kerle hat meine Frau zu Liebhabern! da möchte einem ja doch .....

Nichts half es was der andere auch betheuern und beſchwören mochte, der Ehemann hielt ſich für gehörnt und wollte ſich eben an dem Baron vergreifen, als glücklicherweiſe die Zimmerthüre weit aufflog und eine Menge der Gäſte, die der Lärm herbeigezogen, an deren Spitze der Graf und unter denen auch viele Damen waren, hereinſtürzten, letztere aber entflohen ſchnell wieder als ſie den Hoſenloſen in einem ſo gräßlichen Zuſtand erblickten, ſich ebenfalls die Naſen zuhaltend.

Der Graf warf ſich nun zwiſchen den beleidigten Ehemann und den Baron, ſpielte den Vermittler, und verſprach alles zur Beruhigung der betheiligten Partheien aufzuklären, andere miſchten ſich auch darein, man half dem Baron, der unaufhörlich über

verfluchtes Sauerkraut ſchimpfte, das er den Mittag in zu großer Quantität genoſſen und Urſache an dem ganzen Scandal ſey, beſtmöglichſt in Stand ſetzen, und nach einigen Minuten ſaß er im Wagen nach Haus fahrend, wo er ſchnell ein lauwarmes Bad nahm. Dem Eheherrn aber wurde von allen Gäſten die Unſchuld ſeiner Frau ſo ſehr betheuert und wahrſcheinlich gemacht, daß auch er endlich wieder ruhig ward, und das Feſt noch fröhlich endigte. Dieſe beiden Hiſtörchen machten ziemliches Aufſehen in Berlin, ſo daß für ein Paar Tauſend Groſchen mehr als gewöhnlich vom Beobachter an der Spree verkauft wurden, und mich die Redaktion um mehr ſolcher Beiträge erſuchte.

Außer dem Fräulein von Campke, hatte ich auch noch einer hübſchen Tänzerin, an die mir Graf Schulenburg eine Empfehlung gegeben hatte, den Hof nebenbei gemacht, alte Bekanntinnen, wie Minchen Pfeifer, die noch immer eine unglückliche Braut, Demoiſelle D...., die ſeit einigen Jahren an einen der bedeutendſten Künſtler des Berliner Theaters verheirathet war, ꝛc., ſuchte ich auch auf, und ſo ſchwanden mir die wenigen Wochen, die ich ziemlich planlos in Berlin verlebte, ſchnell dahin.

Schon längſt hatte ich das Projekt im Sinn, Bremen und meine daſelbſt verheiratheten Couſinen zu beſuchen, unter denen eine meiner erſten Jugendfreundinnen, die liebe Henriette war, an die mich von Frankfurt und Homburg ſo manche angenehme Erinnerung mahnte, und die an einen der angeſehenſten Kaufleute Bremens verheirathet war. Die vier Töchter meines Oheims Scholze hatten ſich in Bremen, nachdem ſie daſelbſt ein Paar Jahre gelebt, da es ſchöne und reiche Mädchen waren, kurz nacheinander an angeſehene Kaufleute verheirathet. Die zweite, Sophie, hatte den Senator H...., die dritte, Mina, den für ſehr reich geltenden Kaufmann G...., und die vierte, Hannchen, einen in Hamburg etablirten Kaufmann Namens P.... gefreit. Henriette hatte aber eine ſehr zarte Geſundheit und kränkelte faſt immer; Sophie kam nach ihrem erſten Wochenbett zehn Jahre lang nicht mehr aus dem Bett und mußte in Betten jedes Jahr in die Bäder gefahren werden, als Mädchen war ſie ein wahrer Dragoner geweſen; Mina die wie die Mama allerlei Liebesabenteuer gehabt, war närriſch geworden und in einem Haus in Berlin zur Geneſung, wo ſich die Prinzeſſin Wilhelm ihrer auf das freundlichſte annahm, ſie in lichten Stunden öfters zu ſich auf das Schloß holen ließ, bis ſie endlich einmal

in ihrer Gegenwart die tollsten Streiche machte, so daß das fernere Kommen unterbleiben mußte; ihr Mann aber fallirte später und wurde ganz arm, so daß die Schwestern die Unglückliche unterhalten mußten. Hannchen war neun Monate nach ihrer Verheirathung im ersten Wochenbett gestorben. Mein Oheim Scholze war noch nicht lange, nachdem er noch die Hälfte seines Vermögens durch unvorsichtige Güterkäufe, wozu ihm Freund Wrede sehr behülflich gewesen, verloren hatte, ebenfalls gestorben; dennoch sollten die Töchter noch sehr reich werden, da sie einen alten kinderlosen, noch lebenden Bruder ihres Vaters, den man in Bremen nur den reichen Scholze nannte, zu beerben hatten; aber auch diese Erbschaft ging später durch allerlei Spekulationen der Männer meist wieder verloren. — Dies war das Ende der Früchte einer Ehe, die unter den glücklichsten Auspicien in Frankfurt vollzogen worden war, und wegen der man unsere ganze Familie so sehr beneidet hatte.

Von Berlin reiste ich über Potsdam, wo ich noch einmal dessen Herrlichkeiten besuchte und zwei Tage verweilte, Großkreuz ꝛc. nach Brandenburg; hier hielt ich mich wieder einen Tag auf. Die Stadt ist alt, ansehnlich und liegt an der Havel, ihre Domkirche wurde schon im 13ten Jahrhundert erbaut, und ist wegen ihren Grüften und Statüen berühmt, hat auch einige sehenswerthe Gemälde. Brandenburg, das auch eine Rolandssäule hat, ist die Vaterstadt des Julius von Voß; sie hatte drei denkwürdige Belagerungen zu bestehen, die erste durch Heinrich den Vogelsteller, die zweite durch Albrecht den Bären, und die dritte durch Gustav Adolph. Von hier fuhr ich über Plauen, Genthin und Burg, nach Magdeburg, wo ich wieder in einem goldnen Engel auf dem breiten Weg, dessen Eigenthümer, Neuschäfer, früher Kellner in Frankfurt war, abstieg, mir aber, da ich einige Zeit in Magdeburg zu bleiben beabsichtigte, ein Paar Tage darauf eine Privatwohnung miethete. Zuerst suchte ich meine liebenswürdige Reisegefährtin von Cöslin nach Berlin, die Regierungsräthin v. M.... auf, bei deren Eltern ich sehr gut aufgenommen wurde, und die mich noch denselben Tag zu einer Promenade auf den Fürstenwall, vom Fürsten von Anhalt-Dessau angelegt, einlud, was ich mit Vergnügen annahm. Hier zeigte man mir den alten Republikaner Carnot, der einer der Direktoren der französischen Republik gewesen, und jetzt von den Bourbons als Königsmörder verbannt war, er hatte im Convent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt; mit

Genehmigung des Königs von Preußen lebte er in Magdeburg. Obgleich ich mir schon längst vorgenommen, keine Celebritäten mehr aufzusuchen, da meine Besuche bei Göthe und Fiesco so schlimm ausgefallen waren, so glaubte ich hier doch als ehemaliger französischer Offizier eine Ausnahme machen zu müssen, und that wohl daran, denn ich wurde sehr gut aufgenommen. Der alte Republikaner, ein zweiter Cato, der eigentlich die Pläne zu den glänzenden italiänischen Feldzügen Napoleons entworfen hatte, war äußerst angenehm und sehr mittheilend im geselligen Umgang. Ich war öfters bei ihm zu Tisch und machte dann eine mehrstündige Promenade auf dem Fürstenwall mit ihm, wo er sich durch sein einfaches Costüme, einen grauen Oberrock und einen sehr breitrandigen runden Hut, auszeichnete. Der Umgang und die Unterhaltung mit diesem berühmten Mann war in hohem Grad lehrreich für mich, er erzählte mir Vieles von den Begebenheiten der französischen Revolution, der Republik, des Kaiserreichs, wodurch ich über manche Dinge, die mir bisher dunkel und räthselhaft waren, vollkommen Aufschluß erhielt. Obgleich strenger Republikaner, gestand er mir doch zu, daß die Welt zu sehr im Argen liege, daß es der Schurken, Betrüger, Selbstsüchtigen, Schwachen und Herrschsüchtigen viel zu viele gebe, als daß man hoffen könne, eine die Völker beglückende Republik dauerhaft zu gründen. Eines Tages kam auch die Rede auf die Werke und Schriften, welche über die französische Revolution schon erschienen seyen, und daß er keine einzige Geschichte derselben kenne, welche vom Stande der Unparteilichkeit, mit Wahrheit, vollkommener Sachkenntniß und ohne Leidenschaft geschrieben sey, ein solches Werk fehle gänzlich, denn alle herausgekommenen athmeten mehr oder weniger gehässigen Parteigeist, seyen voller Vorurtheile und bewiesen oft die crasseste Ignoranz bei den wichtigsten Begebenheiten. Endlich sagte er mir: Sie sollten es versuchen, ein solches, wahrhaft verdienstliches Werk zu Tage zu fördern, ich halte Sie fähig dazu und auch unparteiisch und vorurtheilsfrei genug, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe. — Ich, mein General, versetzte ich lächelnd, wo denken Sie hin, hiezu gehören ganz andere Fähigkeiten, Talente und Kenntnisse, als ich besitze. — Das glaube ich nicht, wenn Ihre Darstellungsgabe in deutscher Sprache, denn in dieser müßten Sie es schreiben, eben so klar und faßlich ist, wie Sie sich in der französischen ausdrücken, dann haben Sie schon den Vortheil eines sehr anzie-

henden Vortrags, in der Geschichte sind Sie hinlänglich bewandert, Hülfsquellen will ich Ihnen die zuverläßigsten und besten geben. Haben Sie noch nie etwas geschrieben? — Nichts als kleine, meist komische oder satyrische Aufsätze in ein Berliner Volksblatt, und dann bin ich kaum der deutschen Sprache mächtig, da ich schon mit vierzehn Jahren in französische Dienste trat, und dann über acht Jahre lang fast nichts als französisch und italiänisch sprach. — Das wird sich geben, ich werde Ihnen einige Notizen aufsetzen, so wie, welche französische Schriften und Werke Sie hauptsächlich als Hülfsquellen benützen können. — Ich schüttelte sehr unschlüssig und ungläubig den Kopf und lächelte. Carnot, der es bemerkte, versetzte: nur Muth und Selbstvertrauen, die Sache ist nicht so schwer wie Sie glauben, und man kann leider von vielen Geschichtschreibern das sagen, was Oxenstierna von den Staatsmännern gesagt: wenn die Welt wüßte, mit wie wenig Sachkenntniß sie schreiben. — Etwa acht Tage darauf händigte mir der General ein Cahier von zwanzig geschriebenen Blättern ein, welches Datas und Anmerkungen zu den hauptsächlichsten Begebenheiten der französischen Revolution und des Kaiserreichs enthielt, zugleich übergab er mir auch eine Liste, auf welcher die Titel von einigen hundert historischen Werken und politischen Brochüren, die seit 1789 in Frankreich erschienen, verzeichnet waren, und die ich theilweise und mit Umsicht benützen müsse. Ich nahm alles dankbar an, aber an die Herausgabe eines solchen Riesenwerkes dachte ich im Ernste nicht, doch theilte ich in müßigen Stunden das Ganze oberflächlich in Abtheilungen und Kapitel ein und entwarf so nach und nach einen Plan, dessen Ausführung mir sehr problematisch schien.

Unterdessen machte ich mich auch mit dem historisch so interessanten Magdeburg bekannt; welche furchtbare Erinnerungen knüpfen sich nicht an die Geschichte dieser, in strategischer wie in mercantilischer Hinsicht gleich wichtigen Stadt! Man will ihre Gründung in die Zeit der Römer versetzen, was schwer zu beweisen seyn möchte, gewiß ist aber, daß die Sachsen schon 580 hier eine feste Burg hatten, welche sie gegen die Slaven schützte. Unter Carl dem Großen wurde sie sehr vergrößert und befestigt, und gewissermaßen erst vollendet. Die Sage erzählt aber, daß eine schöne Maid, eine wunderliebliche Jungfrau, die erste Veranlassung zu der Erbauung dieser Burg gegeben habe, daher der Name Magdeburg.

Die Stadt führt deßhalb auch eine Jungfrau mit einem Kranz in ihrem Wappen. Andere Geschichtsforscher behaupten jedoch, daß man bis zum Jahr 780 eine schöne Bildsäule der holden Göttin der Liebe, der Venus, hier verehrt habe, die erst Carl der Große umstürzen ließ, und daher stamme der Name der Stadt. Die Sache bleibt unentschieden, wie fast alle Sagen. Indessen war noch ein uraltes Bild vorhanden, welches Aphrodite mit fliegenden Haaren und einem Myrthenkranz auf dem Haupt, nackend auf einem goldenen Wagen stehend, der von zwei Schwanen und zwei Tauben gezogen wird, darstellt. Die Göttin hat eine Rose im Mund, die Weltkugel in der linken, drei goldene Aepfel in der rechten Hand, auch eine brennende Fackel und ein Pfeil fehlen nicht; hinter dem Wagen schweben die drei Grazien. Dieses Bild soll eine getreue Abbildung der durch Carl den Großen umgestürzten Statüe seyn.

Nachdem die Wenden und Hunnen Burg und Flecken zerstört hatten, erhob sich die Stadt unter Otto dem Großen um so prächtiger wieder aus ihren Trümmern. Otto stiftete zugleich das berühmte und reiche Erzbisthum Magdeburg, zu dessen Gründung er ungeheure Summen verwendete. Seiner Gemahlin Edita hatte er die ganze Umgegend als Leibgeding zur Morgengabe verschrieben. Als im sechzehnten Jahrhundert die Reichsacht über die Stadt gesprochen war, belagerte sie Churfürst Moritz 1550 und 1551, endlich ergab sie sich durch einen Vergleich. Dem furchtbaren Wallenstein hatte sie sieben Monate lang auf das tapferste widerstanden, aber zwei Jahre später, 1631, fiel sie dem schrecklichen Tilly in die Hände und wurde fast gänzlich zerstört und auf das grauenvollste verwüstet. Es war den 9. Mai um 7 Uhr Morgens, als sich die sehr ermüdeten und erschöpften Bürger kaum zur Ruhe begeben, denn Tilly hatte scheinbar alle Anstalten zur Aufhebung der Belagerung, die schon sechs Wochen dauerte, gemacht, und Ordre zum Abzug gegeben, als man stürmte. Ein Pfarrer der eine Frühpredigt hielt, sagte noch in derselben: „Strick ist entzwei und wir sind frei.“ Aber während sich die Einwohner der unglücklichen Stadt so in eine gefährliche Sicherheit wiegten und der Prediger noch auf der Kanzel stand, ordnete Tilly heimlich und schnell einen allgemeinen Sturm an, und in Zeit von einer Stunde war Magdeburg in Feindesgewalt. Jetzt wurden Gräuelthaten verübt, die das Blut in den Adern erstarren machen kön-

nen. Ueber ein halbes Hundert der schönsten Frauenzimmer wurden von den Croaten genothzüchtigt, und dies in der St. Catharinenkirche, wo sie ihnen sodann noch die Köpfe abschnitten; andere Weiber verstümmelten sie auf eine scheußliche Weise, viele spießten sie und hingen sie dann als Schilder aus den Wirthshäusern heraus. Mehr als dreißig Mädchen reichten sich einander die Hände und sprangen aus Angst, um furchtbaren Qualen und der Schmach zu entgehen, in die Elbe. Die kleinsten Kinder, Säuglinge an der Mutter Brust wurden gleich Lerchen von den Unmenschen an ihre Lanzen gespießt und die größern in Stücken gehauen während sie geistliche Lieder sangen. Nach einigen Stunden des Mordens und Raubens wurde sodann die Stadt in Brand gesteckt, und bald war sie nur noch ein Aschenhaufen und eine Ruine, nur der Dom und etwa hundert Fischerhütten entgingen der Wuth der Flammen. Fortwährend wurde geraubt, gemordet, gespießt und geschändet, bis sich die wilden Horden selbst vor der Gluth flüchten mußten, um nicht zu ersticken oder zu verbrennen, und als sie den andern Tag keine lebenden Frauen und Mädchen mehr fanden, kühlten sie ihren Kitzel an den Leichnamen derselben, schleppten ganze Berge von Leichen zusammen, auf deren Gipfel sie sich setzten, und so aus Töpfen einander Gesundheit zutranken, dies nannten sie: „die Magdeburger Hochzeit.“ Ueber Tausend Menschen hatten sich in den Dom geflüchtet, wo sie ohne Nahrung drei schrecklich angstvolle Tage zubrachten. Tilly begnadigte sie, nachdem ihn der Doctor Baclius auf den Knieen darum gebeten hatte. Ueber 30,000 Leichname warf man in die Elbe, nachdem man sie aus allen Winkeln der Stadt, von Thürmen und Giebeldächern herabgestürzt, aus Kellern und Gewölben hervorgeholt, und auf Mistkarren an den Fluß gefahren hatte!!!

In unsern Zeiten hatte Magdeburg das traurige Loos, im französisch-preußischen Krieg 1806, von seinem damaligen Commandanten, dem General Kleist, fast ohne Schwertstreich und ohne alle Noth den Franzosen übergeben zu werden. Den 11. November defilirte die Garnison, 22,000 Mann stark! 20 Generale und über 800 Offiziere, und nicht ein Mann von Ehre, vor dem Feind. Wäre hier nur ein halber Nettelbeck, nur ein Mann gewesen, der einen Funken Muth gehabt hätte, so wäre eine so schimpfliche, ehrlose Uebergabe unmöglich geworden, und hätte ich nur als Fähndrich bei der Armee gestanden, so würde ich so etwas nicht zugegeben,

ſondern mich eher haben todtſchießen laſſen. 54 Fahnen und 5 Standarten mußten geſtreckt werden, 800 Stück Geſchütz, die zu bedienen 2000 Artilleriſten vorhanden waren, nebſt reichlicher Munition auf eine lange Belagerung berechnet, prächtige Brücken-Apparate fanden die hohnlachenden Franzoſen vor. Wahrlich, es war beinahe ein Seitenſtückchen zu der Oeſtreichiſch-Ulmer Tragi-Comödie. Aber damals war freilich das ganze preußiſche Heer nur mit hochadeligen Offizieren beſetzt! Nur dieſe Uebergabe von Magdeburg machte die gänzliche Vernichtung der preußiſchen Armee möglich, deren zerſprengte Ueberreſte ſich hier hätten ſammeln können. Das Beiſpiel Magdeburgs, der ſtärkſten Feſtung des Reiches, wirkte auf das unheilvollſte auf alle übrigen Feſtungen, Colberg und Graudenz ausgenommen, dank Nettelbeck, Gneiſenau und Courbière. Deſto beſſer aber wurde Magdeburg im Jahr 1813 und 1814 von den Franzoſen vertheidigt. Sie iſt eine Feſtung erſten Ranges, ihre erſt 1680 erbaute Citadelle liegt mitten in der Elbe, vor dem Brückenthor, und hat ein großes Arſenal, nebſt einem Proviantthaus. Hier ſaßen Trenk, Lafayette und Becker gefangen. Auch die andern Werke der Feſtung, ſo wie ihre Auſſenwerke ſind von der höchſten Bedeutung, beſonders die Sternſchanze vor dem Sudenburger Thor, welche ſehr viele Gallerien und Minen hat, und in der ihr Erbauer, der General Walrawe gefangen ſaß.

Magdeburg theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt und hat außerdem zwei Vorſtädte, die Sudenburg und die Friedrichsſtadt. Auf dem Marktplatz ſteht die Statüe Otto des Großen. Unter ihren Kirchen iſt der im dreizehnten Jahrhundert erbaute Dom die merkwürdigſte, über anderthalb hundert Jahre verſtrichen bevor er vollendet war, er iſt aus prächtigen Quaderſteinen erbaut. Das Grab Otto's und ſeiner Gemahlin Edita, von ſchönem Marmor, iſt in dieſer Kirche im Hochaltar ſelbſt, der, ſo wie der in der Mitte derſelben ſtehende Taufſtein, ganz von Jaspis iſt. Ein hübſches Mädchen, die Tochter des Küſters, zeigte mir die innern Merkwürdigkeiten dieſes Tempels, unter denen mehrere Reliquien waren, wie ein Stück von dem Stab Moſes (ein ſchwarz gebeizter Dorn), eine Rippe von dem Wallfiſch, in deſſen Bauch der Prophet Jonas war, Palmzweige die bei dem Einzug Chriſtus zu Jeruſalem ſchon figurirten, Tetzels Ablaßkaſten und ein Paar Stiefeln Tillys, die an dem Eingangsgewölbe als Denkzeichen ſeiner Gnade aufgehängt ſind. Auch das ewig brauſende Meer ließ mich die

niedliche Küsterstochter hören, und zeigte mir dabei, wie ich meinen Kopf halten müsse, um das Brausen recht deutlich zu vernehmen, (Notabene, wir waren ganz allein in der großen Kirche), unsere Köpfe kamen sich dabei so nahe, daß unsere Wangen sich berührten, und ich nicht umhin konnte, dem Mädchen einen Kuß per Abschlag des Trinkgeldes, dann noch einen und dann — — ꝛc. zu geben. Von dem brausenden Meer gingen wir auf die Orgel, wo mir das holde Kind, sich vertraulich an mich schmiegend, eine wahre Schauergeschichte erzählte, die sich vor mehr als 900 Jahren in dem damals noch nicht gebauten Dom soll zugetragen haben. Sie begann: Im Jahr 950 nach Christi Geburt lebten ein Bischof und eine Aebtissin in Magdeburg, die eine geheime Liebschaft mit einander hatten. Als in einer Nacht der hochwürdige Herr gerade im besten Zug war der Frau Aebtissin die deutlichsten Beweise seiner Zuneigung zu geben, rief ihm eine unsichtbare Stimme zu: „Udo, laß ab von deinem Spiel, du hast's getrieben schon zuviel!“ aber Udo ließ nicht ab, und trieb es nach wie vor. Einstmals hatte sich aber einer der Domherrn, ein sehr frommer Mann, die ganze Nacht in der Kirche eingeschlossen, um zu beten und Gott wohlgefällige Handlungen zu verrichten. Da erschien ihm kurz vor Mitternacht plötzlich ein blutroth gekleideter Mann, der einer Gruft entstieg, ein furchtbar blitzendes Henkersbeil in der Hand hielt und mit überlauter Stimme rief: „Auf, auf, Ihr Todten und Heiligen, jetzt ist's nicht Zeit zur Ruhe, steht auf und haltet Gericht über einen argen Sünder!“ und siehe da, alle Gräber thaten sich auf und ihnen entstiegen die längst Verblichenen, zuletzt aber kam gar Herr Christus selbst mit seiner Mutter, der Jungfrau Maria, von allen Jüngern und Aposteln begleitet, sie nahmen ringsherum auf Stühlen Platz, und der heilige Mauritius, Schutzpatron der Kirche, vertrat die Stelle eines Anklägers. Bischof Udo wurde nun vorgeladen, aus den Armen seines Liebchens gerissen, herbeigeschleppt, und nach kurzem Verhör einstimmig als Verführer einer Christus zugedachten Braut verurtheilt, den Tod durch Henkershand zu sterben; das Urtheil wurde auch sogleich durch den Mann im rothen Kleide auf einem Stein vor dem Hochaltar vollzogen, worauf die ganze Erscheinung verschwand. Was aus der Aebtissin geworden, wußte man nicht. Der arme Domherr, der sich während dieses entsetzlichen Schauspiels unter eine Kirchenbank verkrochen hatte, kam erst nachdem der Tag zu grauen begann, aus seinem

Versteck hervor und sah auf dem Stein, auf welchem Udo geköpft worden war, wirklich Blutspuren, die mir mein weiblicher Ciceroni ebenfalls zeigte, und ich allerdings für rothe Flecken erkennen mußte.

Als ich, durch diese Erzählung wenig eingeschüchtert, meiner liebenswürdigen Führerin unzweideutige Beweise meines Wohlwollens gab, meinte sie, ich möge es nicht zu arg machen, damit es mir nicht wie dem Bischof Udo ergehe, aber auch durch diese Drohung ließ ich mich nicht irre machen, und das Mädchen ließ lachend geschehen was ich wollte. — Nachdem wir das Innere der Kirche sattsam inspicirt hatten, zeigte mir Clementine an dem einen Thurm von außen einen steinernen Schäfer mit drei Hunden von derselben Materie, von dem sie mir erzählte: daß als einst der ehrliche Mann sein Stückchen Brod unter freiem Himmel auf einem harten Stein verzehrte, aus diesem plötzlich eine Maus hervorkroch, die ihn um einige Brodkrumen bat, der Schäfer willfahrte dem Thierchen, und als es dieselben aufgezehrt, sprang es davon und des Hirten drei Hunde hinterdrein. Die Maus verschwand aber mit einemmal unter der Erde, die sie verfolgenden Hunde scharrten, kratzten und wühlten so lange, bis sie auf einen festen Gegenstand stießen; der Schäfer, der ihnen zusah, entdeckte nun eine schwere eiserne Truhe, die ganz mit Goldstücken angefüllt war. Von diesem Schatz erbaute er den Thurm, an dem er und seine Hunde in Stein ausgehauen sind, und war Zeitlebens ein reicher Mann. — Ueber zwei gute Stunden hatte ich mit Clementinen in dem Dom verweilt, und mich an ihren Erzählungen und sonstigen Unterhaltungen ergötzt.

Gleich nach meiner Ankunft zu Magdeburg hatte ich, wie gesagt, die Regierungsräthin von M . . . bei ihren Eltern aufgesucht und besuchte nun in ihrer Gesellschaft die zum Theil recht angenehmen Umgebungen Magdeburgs, den Vogelgesang, den Herrnkrug, das rothe Horn u. s. w. Nirgends sah ich in Deutschland und Frankreich niedlichere Landmädchen als in der Gegend um Magdeburg, nur die Strohhutflechterinnen im Arnothal übertreffen sie noch, dabei das coquette Costüme, die allerliebsten Häubchen, die ihnen so bezaubernd ins Gesicht stehen, es war kein Wunder wenn ich einer solchen Vilanella zu Gefallen mehr als einmal meine Frau Regierungsräthin im Stich ließ. Außerdem sind diese Mädchen äußerst graziös und selbst fein in ihrem Benehmen, die meisten sehr wohlhabend, ja mitunter reich, in einem solchen Bauernhaus findet man

nicht ſelten einen großen Luxus, in manchen Stuben ſogar ein Clavier. Die Wohnungen dieſer Landleute ſind durchgehends ſehr reinlich, zierlich, mitunter elegant. Kommen ſie an Markttagen in die Stadt, ſo haben ſie oft Pferde vorgeſpannt, die einem Staatswagen keine Unehre machen würden. Magdeburg ſelbſt iſt eine ſehr wohlhabende Stadt und ihr Handel von hoher Bedeutung, beſonders Spedition und Tranſitohandel, durch die Elbſchifffahrt; die vielen Gold- und Silberſchmiede haben reichlichen Verdienſt, denn auch das geringſte Landmädchen trägt ſein goldenes Kreuzchen, ſein ſilbernes Kettchen und dergleichen, viele aber ſind reich beſchmuckt. Einer Bauernhochzeit wohnte ich, durch die Eltern der Regierungsräthin eingeladen, bei, die Alles übertraf was ich noch der Art geſehen, ſelbſt die dreitägige im Bullenwinkel zu Colberg. Mehrere reiche Banquiers, Weinhändler und über achtzig bedeutende Großhandlungen zählte man damals in Magdeburg; mitunter gab es wohl auch tüchtige Fallimente, ſo fallirte während meiner Anweſenheit der für enorm reich gehaltene Banquier Wolf, aber noch ehe der Banquerout bekannt war, hatte er ſchon mit dem Leben fallirt, der Schlag hatte ihn bei einem zweiten Hundert Auſtern gerührt, das er zum Frühſtück bei einer Flaſche Bordeaux verzehrte, von dem er nicht mehr lebendig aufſtand. Erſt nach ſeinem Tod ergab ſich das ungeheure Deficit, wodurch gar manche Leute arm wurden. Uebrigens waren die Magdeburger Kaufleute meiſt ziemlich wiſſenſchaftlich gebildete Leute, mit denen ſich auch noch von andern Dingen als Procenten, Gewinn- und Verluſt-Conti reden ließ.

Das nicht ſchlechte Theater ſtand damals unter der Direktion der Herren Fabricius und Hoſtovsky. Ich ſah hier gerade den Sturm von Magdeburg durch Tilly, ein Schauſpiel von F. L. Schmidt aufführen, deſſen mise en scene meiſterhaft war und mit einem großen Aufwand von Dekorationen, Comparſen, Coſtümes ꝛc. gegeben wurde. Obgleich es keinen hohen dichteriſchen Werth hat, ſo iſt es doch eine getreue hiſtoriſche Darſtellung der furchtbaren Zerſtörung Magdeburgs und hat ergreifende Scenen, namentlich am Schluß, wo die Stadt im Schutt liegt und nur noch der Dom und die in ihm Geretteten vorhanden ſind.

Durch die Familie der Regierungsräthin wurde ich auch noch bald mit andern Häuſern bekannt, in denen ich unter andern die hübſche und ſehr lebensluſtige Frau eines Poſtſecretärs kennen

lernte, ein junges ſchalkhaftes Weibchen, die ſich gern allerlei drollige Streiche erlaubte, auch eine eben ſo joviale Schweſter hatte, die an einen nahen Gutsbeſitzer verheirathet war und faſt jede Woche ein Paarmal ſelbſtkutſchirend in die Stadt kam. Beide Schweſtern waren beſonders gut gewachſen, hatten viel Verſtand und waren ſehr beliebt in der ganzen Stadt. Die Gutsbeſitzerin lud mich ein, ſie mit ihrer Schweſter zu beſuchen, und ich machte mit der Frau Poſtſecretärin mehr als eine luſtige Fahrt nach dem Gut des Schwagers. Zu dem Hochzeitsſchmaus einer hübſchen Couſine von ihnen, die einen etwas mürriſchen Mann heirathete, wurde auch ich durch die Vermittlung der Poſtſecretärin geladen, es gab aber ſchon bei dem Hochzeitsmahl eine höchſt unangenehme Scene. In Magdeburg iſt es gebräuchlich, daß die Freunde der Neuvermählten und die Geladenen während dem Feſt allerlei zum Theil ſehr reiche Geſchenke überſchicken. Die Gutsbeſitzerin ließ der jungen Frau während dem Eſſen einen ſehr großen, prächtig geſtickten Pantoffel mit einem ſilbernen Abſatz übermachen, ohne daß man wußte von wem das Geſchenk kam. Die aufgeweckte, heitere junge Frau nahm ihn in die Hand, hielt ihn dem eben gebackenen Ehemann drohend vor, indem ſie ſagte: „Sieh, liebes Männchen, wenn Du nicht fein artig ſeyn wirſt oder maulſt, dann regiere ich dieſen.“ Der unfreundliche Mann nahm aber den Scherz übel, riß der Frau den Pantoffel aus der Hand, indem er ſagte: „das ſind ſchlechte Späße, wenn ich nur den dummen Jungen wüßte, der dies Geſchenk geſandt, ich wollte ihm ſchon den Kopf damit zurecht ſetzen.“ — Hierauf erwiederte die Gutsbeſitzerin lachend: Herr G...., der dumme Junge bin ich, ſetzen Sie mir den Kopf zurecht, wenn er noch nicht recht ſitzt. — G.... aber nahm den Pantoffel, warf ihn der Frau zu, indem er ſchrie: nun ſo behalten Sie auch Ihr Geſchenk. — Der Pantoffel fiel aber ſo unglücklich, daß er nicht nur einen Tafel-Aufſatz umwarf, ſondern auch eine Flaſche Wein und ein Paar volle Gläſer, wodurch das Tiſchtuch und ſogar die Kleider einiger Damen ſtark rothbefleckt wurden. Dies gab eine ſo unangenehme Störung, daß man das Hochzeitsfeſt das unterbrochene hätte nennen können, alle frohe Laune war dahin und blieb entfernt, da der Hochzeiter bis zu Ende des Feſtes mürriſch und verſtimmt blieb. — Eben kein erfreulicher Anfang der Ehe für die junge Frau, die allgemein bedauert wurde. Auch hatte ſie den Mann nicht aus Neigung genommen, ſondern war von

den Eltern dazu überredet worden, weil er ein gutes Auskommen hatte.

Mein Aufenthalt in Magdeburg hatte nun schon über die Gebühr gedauert, aber die Zeit war mir schnell und angenehm verflogen. Die Stunden, die ich nicht bei Carnot zubrachte, vertändelte ich mit Damen und machte Landpartieen, auch lieferte ich dem hier erscheinenden Beobachter an der Elbe einige komische Anekdoten. Endlich mußte ich doch an die Abreise, denn mein Leben in Magdeburg hatte keinen Zweck, an ein weiteres Fortkommen und eine mir anständige Zukunft denken, aber wie ich beides bewerkstelligen wollte, war mir noch ziemlich dunkel, ernstlich hatte ich noch nicht darüber nachgedacht, auch zog es mich nach Bremen. Indessen sollte ein sehr unglücklicher Zufall meinen Aufenthalt hier noch verlängern.

Ich hatte auf der breiten Straße ein Paar meublirte Zimmer in dem zweiten Stock eines Hinterhauses gemiethet, die Fenster meines Schlafzimmers gingen in den Hof. Zwei Tage früher, als ich meine Abreise festgesetzt hatte, wurde ich gleich nach Mitternacht, ich war noch nicht lange eingeschlafen, durch das Geschrei: „Feuer, Feuer,“ geweckt, und sah, die Augen öffnend, eine außerordentliche Helle vor meinen Fenstern im Hof, zugleich hörte ich das ganz nahe Knistern einer großen Flamme. Mit einem Satz war ich aus dem Bett, zog ein Paar Beinkleider an, öffnete meine Stubenthüre, durch welche sogleich ein gewaltiger Qualm drang, hinter dem die Flammen auf der Treppe schon hoch emporloderten, zugleich vernahm ich das Angst- und Hülfsgeschrei einer Frau, die mit ein Paar kleinen Kindern neben mir auf demselben Gang wohnte. Ich eilte zu ihr hinüber und fand sie in Verzweiflung, ihre Kinder in den Armen. Auch sie hatte schon gesehen, daß es eine Unmöglichkeit war, sich auf den schon in vollem Brand befindenden Treppen zu retten, das Feuer näherte sich mit jedem Augenblick mehr unsern Zimmern. Ich faßte jetzt schnell einen Entschluß, warf alles was sich von Betten, Kissen und Strohsäcken in den Zimmern vorfand, durch das Fenster hinab, band schnell sechs Bettücher zusammen und hieß die Frau sich zuerst hinablassen, sie ließ aber noch bevor sie ganz unten war, los, that sich jedoch auf die Betten fallend keinen Schaden; ich rief ihr nun zu, daß ich die Kinder wolle folgen lassen, sie möge nur unten das Bettzeug so ordnen, daß keines daneben fallen könne, worauf ich die

beiden Kleinen, eines nach dem andern hinabwarf, dann in mein Zimmer lief, das Kistchen mit meinen Tagebüchern und andern Schriften, sowie was ich von Kleidern, Wäsche ꝛc. geschwind zusammenraffen konnte, hinabwarf, auch noch meinen Koffer und dann selbst, an den Betttüchern hinabgleitend, mich folgen ließ. Schon war ich vor dem Fenster, da fiel es mir ein, daß ich meine Brieftasche, in der noch für ungefähr 150 Thaler Tresorscheine waren, vergessen hatte. Noch einmal schwang ich mich zum Fenster hinein, und es gelang mir auch diese zu retten, doch war es die höchste Zeit, denn schon ergriffen die Flammen mein Schlafzimmer und wenig Augenblicke darnach stürzte der Boden desselben brennend und krachend ein, ich aber kam mit einem Sprung vom ersten Stock wohlbehalten unten an, wo ich auch die Frau mit ihren Kindern unbeschädigt antraf. Das Bettzeug lag vier Schuh hoch aufgethürmt. Der Hof fing nun an sich allmählig mit Menschen zu füllen, da aber das Vorderhaus keinen Thorweg, sondern nur einen schmalen Durchgang hatte, so kostete es große Mühe bis man die Spritzen in die gehörige Thätigkeit setzen konnte, doch ward man noch vor Tag Meister des Feuers, aber das Hinterhaus und die Seitengebäude waren gänzlich niedergebrannt. Die arme Frau, die man mehr todt wie lebendig sammt ihren Kindern in ein benachbartes Haus gebracht hatte, wurde sehr krank und lag mehrere Tage in einem beständigen Delirium, Feuer und Hülfe schreiend. Auch auf mich hatte diese unglückliche Begebenheit einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß ich mehrere Tage brauchte, bevor ich mich wieder ganz erholen konnte.

Endlich saß ich in dem nach Braunschweig fahrenden Postwagen, wo ich eine gut unterhaltende Gesellschaft traf, nämlich einen sächsischen Rittmeister mit seiner jungen Frau, die er zu ihren Eltern nach Celle brachte. Da ich der hübschen Dame gerade gegenüber saß, so verursachte das Rütteln des Wagens beständig ein unwillkührliches Berühren der beiderseitigen Kniee, das bald in ein willkührliches, aber doch zufälliges Drücken von meiner Seite überging und mein vis a vis zu einem allerliebsten Lächeln brachte, dem bedeutungsvolle Oechiaten folgten. Unglücklicherweise konnte die Dame das Fahren nicht vertragen, es wurde ihr auf einmal übel und schwach, woran die große Hitze mit Schuld seyn mochte, man mußte ihr das Busentuch lüften, sie aufschnüren und ihr kölnisches Wasser vorhalten und die Schläfe damit reiben,

worauf es ihr bald beſſer wurde. Wir fuhren über Helmſtädt, Königslutter u. ſ. w., die ganze Nacht durch und kamen Morgens gegen 8 Uhr in Braunſchweig an, wo wir in demſelben Gaſthof abſtiegen und ein Paar Tage verweilten, obgleich der Rittmeiſter v. M .... ſchon den andern Morgen wieder weiter wollte. Aber hier hieß es: „Der Mann denkt und die Frau lenkt.“ Die Frau Gemahlin war nicht dieſer Meinung, klagte über Unwohlſeyn, und ſo mußte man bleiben. Da ſich der Offizier bei der unpäßlichen Frau langweilte, ſo machte er Spaziergänge in der Stadt, ich hatte zwar das Haus mit ihm zuſammen verlaſſen, trennte mich aber nach wenig Minuten unter einem Vorwand von ihm und kehrte in den Gaſthof zurück, wo ich mich ſogleich bei der Dame auf das angelegentlichſte nach ihrer theuern Geſundheit erkundigte, und ihr Befinden ganz leidlich fand. — Auf Reiſen darf man ſich eben nicht lange bei dem Courmachen aufhalten, denn wie bald trennt einen nicht das Schickſal wieder nach Oſt und nach Weſt, auch hatten ja unſere Kniee ſchon die Präliminarien im Wagen gemacht, und nach einigen Weigerungen pro forma wurde mir ſchnell ein Schäferſtündchen, halb erzwungen, bewilligt, worauf wir übereinkamen, daß das Unwohlſeyn der Frau Rittmeiſterin noch ein Paar Tage dauern müſſe. Ich entfernte mich endlich wieder, um die Stadt Braunſchweig näher kennen zu lernen. Sie liegt an der Ocker, iſt ziemlich groß, hat hübſche Promenaden, die Burgkirche oder der Dom enthält einige ſehenswerthe Monumente, nebſt der herzoglichen Gruft. Auf dem Burgplatz blickt Heinrichs eherner Löwe recht grimmig um ſich, und auf dem Grauenhofplatz ſteht der graue Hof, das herzogliche Schloß, deſſen Seitenflügel couliſſenartig angebaut ſind. Die Reſidenz der alten Herzoge, das Moſthaus genannt, iſt zu einer Caſerne umgeſchaffen. Das Zeughaus hat mehrere merkwürdige Kunſtſchätze. Mit Braunſchweiger Würſten und Mumme regalirte ich meine Reiſegefährten, die erſtern ſind vortrefflich und werden nicht nur in ganz Deuſchland als Leckerbiſſen, ſondern ſogar auch auf den Tafeln der Engländer in Oſtindien verzehrt. Das Theater war nicht beſonders, namentlich die Oper ſehr mittelmäßig beſetzt. Die meiſten Straßen Braunſchweigs ſind eng und haben ein alterthümliches Ausſehen, die große Mehrzahl ihrer Häuſer ſtammen noch aus dem Mittelalter, namentlich iſt dies bei dem Altſtadtmarkt mit der Martinskirche und dem gothiſchen Rathhaus der Fall.

Den zweiten Tag fand Frau von M.... für gut ſich etwas beſſer zu befinden, und zwar ſo, daß ſie im Stande war, mit ihrem Gemahl und mir ebenfalls die Schönheiten der Stadt zu beſichtigen. Wir begaben uns indeſſen bei Zeit nach Haus, weil ich von einem argen Schnupfen befallen war. Frau von M...., die großen Antheil an meinem Unwohlſeyn nahm, lud mich zu einem köſtlichen Thee ein, der mich nach ihrer Meinung über Nacht von meinem Catarrh befreien ſollte, wir blieben bis Mitternacht beiſammen. Den andern Morgen hielt ich es für paſſend das Zimmer zu hüten, aber während der Herr Rittmeiſter wieder eine Frühpromenade machte, ſtahl ich mich zur Dame, mit der ich eine recht goldene Morgenſtunde zubrachte. Der zurückkehrende Herr Gemahl fand mich aber noch in meinem Bett liegend, als er die Güte hatte ſich nach meinem Befinden zu erkundigen, mir aber auch zugleich verkündete, daß er heute noch weiter reiſen wolle, da ſich ſeine Frau nun wieder in einem vollkommen reiſefähigen Zuſtand befinde, und die kleine Tour nach Celle bequem machen könne. Auch ich ſehnte mich weiter und nach Bremen zu kommen, und mußte geſchehen laſſen was ich nicht verhindern konnte. Wir ſpeisten noch miteinander zu Mittag, und mit Erlaubniß des Rittmeiſters küßte ich ſeine Frau zum Abſchied in ſeiner Gegenwart, half beiden in den Wagen, und nahm mir vor, am andern Morgen mit dem früheſten ihrem Beiſpiel zu folgen. Leider ließ ich mich aber den Abend wieder zu einer Spielparthie in dem Gaſthof verführen, und verlor abermals all mein Geld, bis auf den letzten Groſchen. Glücklicherweiſe war es diesmal mein eigenes, und machte mir alſo keinen großen Kummer, nur wußte ich nicht wie ich weiter reiſen ſollte, hier bleiben bis ich wieder Mittel von Haus erhalten, hätte mir wenigſtens acht Tage Zeit geraubt; indeſſen ging ich mit dem Gedanken ſchlafen, über Nacht kömmt guter Rath. Den andern Morgen überlegte ich was zu machen ſey und erkundigte mich dann nach den erſten Bankierhäuſern Braunſchweigs bei meinem Wirth. Er nannte mir Herrn Johann Degener, ich ging nun zu dieſem, wies mich mit meinen Papieren aus, ſagte ihm, welches Geſchick mich in Braunſchweig plötzlich ganz aufs Trockene geſetzt habe, und bat ihn, mir gegen eine Anweiſung auf Frankfurt ſo viel Geld geben zu wollen, als ich noch zur Reiſe bis Bremen bedürfe. Nach einigem Bedenken fragte er mich, wieviel ich zu gebrauchen gedenke? — 25 — 30 Thaler. — Wohlan, ich will ſie Ihnen

geben, mit der Bedingung, daß Sie ſie meinem, ſich in einem Bremer Haus befindlichen Sohn daſelbſt gegen Ihren Schein wiedererſtatten. — Mit Vergnügen ging ich dieſe Bedingung ein, dankte für das gütige Zutrauen, empfing 30 Thaler und reiste noch denſelben Tag, mich nirgends mehr aufhaltend, über Hannover, Nienburg, Verden ꝛc. nach Bremen, wo ich wohlbehalten und wohlgemuth mit einbrechender Nacht ankam, aber nicht bei meinen Verwandten, ſondern im Gaſthof zum deutſchen Haus abſtieg, auch mich dieſen Abend nicht mehr meldete, ſondern noch den letzten Acten von Grillparzers Sapho im Theater beiwohnte und mich in allen Logen umſah, ob ich vielleicht Couſine Henriette erkennen würde, aber vergeblich.

Je mehr ich mich Bremen genähert, deſto mehr hatte ſich meine Neugierde und Ungeduld geſteigert, und die Engelsgeſtalt des jungen lieblichen Mädchens, das ich vor etwa 15 Jahren zum Letztenmal geſehen, ſchwebte mir gleich einer Lichtgeſtalt vor den Augen. Alle die traulichen Scenen der Kindheit, die ich mit dieſem Mädchen in Frankfurt, dem Homburger Schloßgarten, auf der Inſel im kleinen Tannenwald ꝛc. gehabt, ſtellten ſich meiner aufgeregten Phantaſie mit den lebhafteſten Farben dar, bevor ich, ſpät genug, einzuſchlafen vermochte. Den andern Morgen konnte ich kaum die ſchickliche Stunde erwarten, um meinem Vetter K. die Aufwartung zu machen. Es war gegen elf Uhr als ich mich dahin auf den Weg begab, man war von meiner Anweſenheit prävenirt. Herr K. empfing mich auf das freundlichſte, ſagte mir, ich möge ſein Haus während meines Aufenthaltes wie das meinige anſehen, entſchuldigte aber ſeine Frau, daß ſie mich noch nicht empfangen könne, da ſie noch im Negligee ſey, und bat mich, den Nachmittag um zwei Uhr wiederzukommen, wo ſie mich erwarte. Dies lähmte meine gehoffte Freude des Wiederſehens ein wenig, ich empfahl mich nachdem ich eine halbe Stunde mit K. verplaudert, um auch meinen andern Herrn Couſins und dem noch lebenden reichen Bruder meines Oheims Scholze die Viſite zu machen. Senator H...., ein ſchlichter Mann, nahm mich recht gutmüthig auf, auch Kaufmann G...., ſonſt ziemlich hochmüthig, bewies ſich doch ſehr freundlich gegen mich, ihre Frauen bekam ich aus den ſchon erwähnten Urſachen nicht zu ſehen, Hannchen war bereits längſt todt. Beim reichen Scholze wurde ich mit Danziger Goldwaſſer regalirt, hörte dann nichts weiter von ihm als bis

ich Abſchied nahm. Endlich war die erſehnte zweite Nachmittagsſtunde herangekommen, in der ich Henrietten wiederſehen ſollte, deren Anblick mich in der That überraſchte, denn ſtatt der lieblichen Engelsgeſtalt mit dem überaus feinen Amourettengeſichtchen, ſah ich eine ziemlich lange, ſehr hagere Frau, deren Geſicht zwar noch immer ſchön war, aber ſehr marquirte Züge hatte, welche die erfahrene Ehefrau nur zu ſehr verriethen; was thun fünfzehn Jahre nicht! ſie war jetzt einige dreißig alt. In ihrer Haltung lag indeſſen etwas majeſtätiſch Imponirendes und ihre Unterhaltung war nicht nur geiſtreich und piquant, ſondern verrieth auch eine nicht gewöhnliche wiſſenſchaftliche Bildung; ihre Muſik hatte ſie ſo ziemlich vernachläſſigt, dagegen malte ſie nicht ſchlecht in Oel, aber ſie ſpielte und affectirte dabei etwas ſtark die ſentimentale Mondſcheinsprinzeſſin, etwas das mir in den Tod verhaßt war und mich meilenweit jagen konnte. Ihre Toilette war ausgeſucht, nicht ohne Geſchmack, aber mit großer Kunſt faſt zu jugendlich angelegt, und es war mir bald klar, warum ſie mich nicht im Morgenanzug hatte empfangen mögen. Indeſſen war der Empfang bei dieſem Wiederſehen ein ſehr herzlicher, und ſie bat mich, den Reſt des Nachmittags mit ihr zubringen zu wollen, da wir uns nach ſo langer Trennung doch gewiß manches zu ſagen hätten, und manche Rückerinnerungen aus den glücklichſten Zeiten der Kindheit wieder ins Gedächtniß rufen könnten. Ihr Mann, ſich wegen ſeinen Geſchäften entſchuldigend, hatte ſich ſogleich nachdem er mich eingeführt, wieder entfernt. Ich brachte einen äußerſt angenehmen Nachmittag mit der immer noch ſehr liebenswürdigen Frau zu, indem wir uns gegenſeitig im Umriß mittheilten was wir ſeit unſerer Trennung erlebt und uns widerfahren war. Daß von beiden Seiten die Aufrichtigkeit dieſer Mittheilungen 'nicht vollkommen ſeyn konnte, iſt natürlich, doch erfuhr ich durch andere, was meine Couſine, welche, die Reiſen zur Prinzeß Wilhelm nach Berlin, nach Homburg und einige andere abgerechnet, ununterbrochen in Bremen gelebt hatte, für mancherlei Abenteuer gehabt. Ich blieb nicht nur den ganzen Nachmittag, ſondern auch zum Abendeſſen bei K's. Mit innigem Vergnügen hatten wir uns an die Kinderſpiele, Parthien und in Homburg genoſſenen Freuden erinnert, und erſt ſpät in der Nacht trennten wir uns, nachdem ich das Verſprechen den andern Tag zum Mittageſſen zu kommen, hatte geben müſſen. Vetter K. hatte die Güte, mich mit allem

was die alte Hanseſtadt Merkwürdiges enthielt, ſelbſt bekannt zu machen, wozu er als Sohn eines Bürgermeiſters und mit den Senatoren verwandt oder befreundet, allerdings ſehr geeignet war. Er beſtimmte den nächſten Sonntag dazu, wo er mich ſchon um 9 Uhr in der Frühe abholte, und zuerſt über den Markt, wo der große Roland ſteht, in den Keller des alten gothiſchen Rathhauſes führte, um daſelbſt ein wohlſtärkendes Frühſtück einzunehmen. Durch ſeine Vermittlung ward mir die hohe Gunſt zu Theil, die ſo berühmten Weine in der Roſe und in den 12 Apoſteln koſten zu dürfen, die der Stadt Bremen ſchon an 6000 Millionen Thaler koſten ſollen *); die Bremer, als ächte Kaufleute, berechnen nämlich zum Capital des Ankaufes die Zinſen vom Zins mit, wodurch in ein Paar Hundert Jahren freilich eine ſchöne Summe herauskommt. Dieſer koſtbare Wein hat folgenden Urſprung. Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, man ſagt 1620 oder 1624, kaufte die Stadt 6 Stückfäſſer Johannisberger und eben ſoviel Hochheimer Dompräſens, die in dieſem Keller eingelegt und ſeither immer mit guten Rheinweinen aufgefüllt wurden. Der in der Roſe ſoll der beſte ſeyn, und wird immer mit Wein aus dem Apoſtel Judas wieder aufgefüllt, in welchem ſich der zweitbeſte befindet, und Judas wird dann wieder durch die andern Apoſtel von geringerm Gehalt ergänzt. Ich habe von faſt all dieſen Weinen gekoſtet, aber ihnen durchaus keinen beſondern Wohlgeſchmack abgewinnen können, ein Glas Eremitage- oder Ungarwein iſt mir zehnmal lieber, er ſchmeckte mir etwas abgeſtanden; gerne geſtehe ich, daß ich um Urtheile über Weine, beſonders Rheinweine zu fällen, ganz incompetent bin. Wenn die Bremer einem hohen Herrn eine große Ehre anthun wollen, ſo ſchicken ſie ihm einige Flaſchen aus der Roſe. Ein kranker Bürger bekömmt aber auf ein ärztliches Zeugniß auch ein Gläschen gratis, wenn er arm, iſt er reich, eine Flaſche gegen Erlegung von fünf Reichsthalern mit Bewilligung der Herren Bürgermeiſter. Dieſe regierenden Herrn haben außerdem das Recht, ſich ein Paar

*) Folgende Berechnung bekam ich deßhalb zu Geſicht. Das Stückfaß von dieſem Wein koſtete im Ankauf 1500 Thaler, die Zinſen und die Zinſen von den Zinſen bis zum Jahr 1820 betrugen, nebſt dem Kapital und den Unterhaltungskoſten, 2,500 Millionen Reichsthaler, alſo kömmt eine Flaſche weit über 2 Millionen Thaler zu ſtehen, und ein Glas über 200,000; nach dieſer Berechnung kömmt ein Tropfen auf 320 Thaler! —

Flaſchen zuzueignen, ein Recht, um das ich ſie eben nicht beneide. K. theilte mir auch im Vertrauen mit, daß die Franzoſen während ihrer Anweſenheit in Bremen dieſe Weine gewaltig angezapft hätten, und ſo oft aufgefüllt, daß ihr hohes Alter nur noch ſehr homöopathiſch, alſo ſo ziemlich imaginair ſeyn könne. Aus dem Weinkeller gingen wir frohen Muthes in den Bleikeller, der ſich unter dem Dom befindet, und ſahen die daſelbſt nicht faulenden Leichen, unter denen eine Lady Stanhope und ein Paar ſchwediſche Offiziere, auch einige Thierleichen ſich befinden. Den Keller nennt man bleiern, weil früher Orgelpfeifen in demſelben gegoſſen wurden. Wir machten noch einige Gänge in der Stadt, über die Weſer und zurück, und beſuchten dann die ſehr geſchmackvoll auf den Wällen angelegten Promenaden, welche ſie umgeben; ſie ſind viel großartiger und anmuthiger als die Frankfurter, indem man hier nicht nur das Glacis der Werke, wie zu Frankfurt, ſondern auch die Wälle, Courtinen, Baſtionen und Feſtungsgräben, die dort Stückweis an Privatleute verkauft und verbaut wurden, dazu verwendet hat. Außer dem Dom hat Bremen keine ſehr anſehnlichen Kirchen, in der Ansgarikirche machte mich K. auf Tiſchbeins ſchönes Altargemälde: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen,“ aufmerkſam. Die Häuſer mit ihren hohen Giebeldächern und langen Fenſtern geben der Stadt zum Theil noch ein ſehr alterthümliches und etwas niederländiſches Anſehen. Die Umgebungen Bremens, wenn man die Anlagen verlaſſen hat, ſind öde, kahl und traurig. Das in der Nähe des Oſterthors ſtehende Theater war ein unanſehnliches Gebäude. Den Namen Bremen wollen die Einwohner von den vielen Brombeerſträuchen, die früher hier geſtanden hätten, ableiten. Auf den Nachmittag lud mich K. in ſeinen Garten vor dem Thor ein, in welchem ſeine Frau jetzt gerade einen hübſchen Pavillon bauen ließ. Als ich daſelbſt ankam, öffnete mir, nachdem ich geklingelt, meine Couſine, in ihrer Begleitung befand ſich ein Mann von etwa 40 Jahren, den ſie mir als den Kaufmann K...p und einen intimen Hausfreund ihres Gemahls vorſtellte. Dieſer maß mich mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen, und ſchien eben kein großes Behagen an meinem Kommen zu finden, auch war die Unterhaltung recht reichsſtädtiſch-ſteif, und folglich hochlangweilig, Henriette ſchien verlegen, und ich fand mich unbehaglich. Glücklicherweiſe kam bald der Senator H.... hinzu, was die Unterhaltung weniger gezwungen machte, und als er den Haus-

freund K....p endlich in Geſchäftsangelegenheiten mit ſich fortnahm, bekam ſie eine andere und traulichere Wendung. Henriette wies mir das nach ihren Angaben neuerbaute und noch nicht ganz vollendete Gartenhaus, welches von ihrem guten Geſchmack zeigte, aber eine ſehr koſtbare Liebhaberei war, denn es war für ihre Verhältniſſe faſt zu prächtig. Wir verweilten eine gute Stunde in demſelben, frühere, ſehr glückliche Momente durch ſehr handgreifliche Erinnerungen wieder ins Gedächtniß rufend, wobei ich aber nicht das ſelige Entzücken wie früher, ſondern bald eine Art Ueberdruß empfand, den jedoch die hierauf folgende geiſtreichere Unterhaltung wieder verſcheuchte. Der Hauptinhalt unſers Geſprächs war die Prinzeſſin Wilhelm, von der ſie mir mich ſehr intereſſirende Dinge erzählte, ebenſo vom Prinzen Guſtav, deſſen Namen ſie nicht ohne einen unterdrückten Seufzer ausſprach. Wir waren noch recht eifrig im Geſpräch begriffen, als ſich auf einmal eine rauhe Baßſtimme mit den Worten: „Frau K., ſind Sie hier, wo zum Henker ſtecken Sie denn?“ vernehmen ließ. Es war die des Hausfreundes K....p, der zurückgekommen war, die Dame vom Haus aufſuchte, und als er ſie tête a tête mit mir fand, ihr einen vielbedeutenden, Zorn verrathenden Blick zuwarf. Ich that als bemerkte ich es nicht, und ſagte etwas malitiös: „Mein Herr, wir haben uns einſtweilen trefflich unterhalten,“ worauf er ein trockenes: „So,“ von ſich gab, und jetzt die vorige Verlegenheit und das gezwungene ſteife Weſen wieder zurückgekehrt war. Wir gingen höchſt einſylbig in den Gängen des Gartens ſpazieren, bis auch Henriettens Mann dazukam, der durch einige Neuigkeiten die er mitbrachte, der Sache wieder eine andere Wendung gab, und uns bald darauf zu dem, unſerer harrenden Veſpermahl einlud, wodurch wieder mehr Leben in Henrietten und auch in den Hausfreund kam.

Noch den nämlichen Abend als ich K.'s verließ, begegnete ich auf dem Markt einem Kaufmann Namens Kreibig, der die Reiſe von Hannover hierher im Poſtwagen mit mir gemacht, und mich einlud, ein Glas Punſch mit ihm in einer nahen Weinſtube zu nehmen, in der ſich ein allerliebſtes blutjunges Mädchen, das Töchterchen vom Haus, Geſina geheißen, befände. Mit Vergnügen nahm ich das Anerbieten an, und fand daß der Mann nicht zuviel geſagt. Mit einer unendlich freundlichen Grazie kredenzte uns das hübſche Kind den verlangten Punſch, antwortete auf unſere

Fragen mit der liebenswürdigſten Naivität, und wir verplauderten ein Paar Stunden auf das angenehmſte daſelbſt, ſo daß ich mir vornahm, der mir beim Weggehen gewordenen Einladung, recht bald wiederzukommen, Folge zu leiſten. Den andern Morgen um elf Uhr war ich ſchon wieder daſelbſt, um ein kleines Frühſtück einzunehmen, und wurde von dem allerliebſten Geſinchen recht herzlich empfangen. Bald war ich mit dem ſchönen Kind ſo vertraulich, daß, obgleich ich ihr geſagt daß ich ein naher Verwandter von K.... ſey, ſie mir dennoch alles was die Verhältniſſe Henriettens betraf, mittheilte, und meine Vermuthung, daß Hausfreund K.... ihr erklärter Liebhaber ſey, vollkommen beſtätigte, was übrigens ein ſtadtkundiges Geheimniß war. Sie erzählte mir nun eine Menge Anekdoten, mit denen man ſich in dem ziemlich kleinſtädtiſchen Bremen auf Koſten der Madame K.... unterhielt, unter denen auch die: daß als einſt Henriettens Knaben, ſie hatte deren zwei, ſich mit den Töchtern Minas baden wollten, deren Hofmeiſter ihnen geſagt: „das ſchickt ſich nicht daß ſich Jungen mit Mädchen baden,“ einer derſelben erwiedert habe: „Warum denn nicht, die Mutter badet ſich ja auch mit Herrn K....“ — In dem Haus Langenaus, wo ich nun täglich meine meiſten müßigen Stunden zubrachte, ich arbeitete jeden Morgen an dem Plan des mir von Carnot angegebenen Werkes, ohne jedoch noch ernſtlich an die mögliche Herausgabe deſſelben zu glauben, machte ich noch eine andere weibliche Bekanntſchaft, die aber, ohne daß ich es mir zu erklären vermochte, ein unheimliches Gefühl und eine Art Scheu einflößte; die obgleich junge und nicht häßliche Frau hatte doch für mich etwas ſehr Unangenehmes, ja faſt Abſtoßendes in ihren Geſichtszügen, und war außerdem ſchon deßhalb unausſtehlich, weil ſie ſich immer zwiſchen Geſina und mich drängte, unſer Verhältniß zu erforſchen ſuchte und eine widerliche Freundlichkeit gegen uns beide affectirte. Geſina war ganz einverſtanden mit mir hinſichtlich dieſer ſehr zudringlichen Perſon, die ſie aber fürchtete ſich zur Feindin zu machen, und deßhalb ihre viel zu häufigen Beſuche duldete. Wie ſehr meine Abneigung gegen dieſelbe, wenn auch nur inſtinktartig, gegründet war, bewies ſich ſpäter auf eine ſchreckliche Weiſe, denn dieſes weibliche Weſen war keine andere als die berüchtigte Giftmiſcherin Gottfried, welche, nachdem ihre ſchrecklichen Greuelthaten, ſie hatte damals ſchon ihre Mutter, ihren Vater, ihre drei Kinder, ihren erſten Gatten, ihren

Bruder und ihren Liebhaber Gottfried, den ſie aber noch auf dem Sterbebette zur Trauung mit ihr beredete, nach einander vergiftet, endlich an den Tag gekommen, auf dem Schaffot ihr abſcheuliches Leben endete. Ich beſuchte jetzt meine Verwandten weit ſeltener, und ſuchte bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit den wüthend eiferſüchtigen Hausfreund K.... wild zu machen, was mir auch zum großen Verdruß Henriettens ſo wohl gelang, daß er einmal den Garten, in dem er mich wieder mit ihr getroffen, höchſt aufgebracht verließ und ſchwur, er würde nie mehr wiederkommen, wenn ich nicht wegbliebe. Meine arme Couſine, welche das Verhältniß mit Herrn K...., wie es ſchien aus mehrern Gründen, nicht wohl aufgeben konnte und mochte, kam dadurch in eine große Verlegenheit und wußte ſich nicht zu rathen. Da ich ihre mißliche Lage ſah, ſo war ich ganz offen mit ihr, und bat ſie, ſich wegen mir keinen Unannehmlichkeiten mit ihrem Freund mehr auszuſetzen, ich wolle durchaus kein Störenfried ſeyn und habe ohnehin vor, dieſer Tage nach Frankfurt abzureiſen. Erſt war die arme Frau verlegen, dann wußte ſie mir es Dank daß ich ſo handelte, meinte aber, ich brauche deßhalb nicht abzureiſen, und ſie könnte es wohl veranſtalten daß wir uns von Zeit zu Zeit ohne Wiſſen des Herrn K.... ſehen könnten, wofür ich aber dankte. — Trotz der Liebenswürdigkeit der hübſchen Geſina, hatte ich dennoch beſchloſſen Bremen zu verlaſſen, als ein zufälliges Ereigniß mich noch drei Wochen länger daſelbſt zurückhielt. Signora Catalani hatte ihre Ankunft den Bremern ankündigen laſſen, und ſollte in wenigen Tagen dieſelben mit ihrem bezaubernden Geſang beglücken. Man kann ſich keine Vorſtellung machen, welches Aufſehen dieſe Neuigkeit in der guten Stadt erregte; ich glaube wenn Napoleon von St. Helena entwiſcht und in Vegeſack gelandet wäre, ſo hätte dies keine größere Senſation unter den Bremern hervorbringen können. In allen Häuſern, im Muſeum, ſogar in den Kirchen hörte man nur von der Catalani ſprechen. Wem ich erzählte, daß ich die berühmte Sängerin nicht nür ſchon gehört, ſondern perſönlich kenne, der gaffte mich wie einen Wundermann mit offenen Augen an. Henriette und ihr Mann, ſo wie Gräwe und Senator H.... baten mich, ſie doch bei ihnen einzuführen. — Wo, wann, was wird ſie ſingen? fragte man ſich auf allen Straßen, und der Schauſpieldirektor Ringelhard, deſſen Haus in der Regel ziemlich leer ſtand, wurde mit Logenbeſtellungen beſtürmt, bevor

man nur wußte ob ſie auch im Theater ſingen würde. Als es endlich hieß, die in ganz Europa gefeierte Sängerin ſey angekommen, war der Gaſthof, in dem ſie abgeſtiegen, von einer unermeßlichen Menge Volks belagert, und ganz Bremen auf den Straßen und wie von der Tarantel geſtochen. — Sie iſt da, hieß es, ſie iſt da, die berühmteſte Frau des Jahrhunderts, die Alles erwärmende Sonne des muſikaliſchen Horizonts, die Gefeierte Europas! Um zu ihr zu gelangen, mußte man ſich mit Rippenſtößen Bahn bis an die Thüre des Gaſthofs brechen, der vom frühen Morgen bis zur ſinkenden Nacht von Tauſenden umringt war. Die gefeierte Prima Donna empfing mich wie einen alten Bekannten, mit großer Herzlichkeit, und ſagte mir: „Ich bin ſehr froh Sie hier zu treffen, Sie werden ſich bequemen, ſo lange bis mein Mann kömmt, mein Cavalier ſervente zu ſeyn, denn ich bin ganz verlaſſen und habe auch keine Empfehlungen für hier mitgebracht.“ — Die bedürfen Sie nicht, verſetzte ich, übrigens wird es mir eine große Ehre ſeyn, Signora, den dienenden Ritter einer Dame zu machen, welche ſich die größten Monarchen zur Ehre rechnen am Arm zu führen. (Während dem Aachner Congreß hatte ſie Kaiſer Alexander, der König von Preußen und der Kaiſer von Oeſtreich auf den Bällen umhergeführt, von denen ſie die koſtbarſten Geſchenke in Schmuck erhalten hatte.) Ihre Begleitung beſtand aus ihrem Reiſekapellmeiſter Burgmüller aus Düſſeldorf und deſſen Gattin, nebſt dem dienenden Perſonale. Burgmüller, deſſen Bauch einen nicht viel geringern Umfang hatte, als der des alten Königs von Württemberg, machte durch ſeine außerordentliche Eßluſt faſt eben ſo viel Aufſehen als die Signora, deren Concerte er dirigirte, durch ihre Kehle. Sein Vorfrühſtück in Bremen beſtand oft in einem Kapaun, ein Paar Hummern, einer Schüſſel geräucherten Lachs, einer Gänſebruſt, ein Paar Dutzend Eiern, und ein Paar Flaſchen Portwein! was er alles mit einer Gier verſchlang, die mich in Erſtaunen ſetzte. Ich ſchlug der Catalani nun vor, ſie bei meinen Verwandten einzuführen, was ſie mit Freude annahm, worauf ich ein Paar Zeilen an meine Couſine ſchrieb und ihr meldete, daß ihr den andern Morgen um elf Uhr die Ehre des Beſuchs der Signora Catalani bevorſtehe, die ich ihr ſelbſt präſentiren würde. Als wir zu dieſem Zweck in den Wagen ſteigen wollten, war es kaum möglich durch das Gedränge zu kommen, und die polizeiliche Hülfe mußte uns Platz machen. Signora rief

aus: „sollte man nicht glauben, ich sey irgend ein wildes Wunderthier! una bestia curiosissima!“ — Daß des Gesanges Königin einen Besuch bei K. gemacht hatte, erregte Staunen und Neid bei der steifen Bremer Handelswelt, besonders bei den Damen die zum Singverein gehörten, wie eine Madame Sengstock, die selbst recht artig sang, und die italiänische Nachtigall gar zu gern bei sich gesehen hätte, woraus aber nichts wurde. Da meine Cousine ohnehin sehr wenig mit der Bremer Welt umging, sondern mehr in einem sehr kleinen Kreis für sich lebte, auch immer noch schön genug und reich war, so fehlte es ihr an Feinden und besonders Feindinnen nicht, welche alle mögliche Lügen auf ihre Kosten verbreiteten, wozu ihr Verhältniß mit K. freilich Stoff genug gab. Den andern Morgen machte sie schon ihren Gegenbesuch bei der Catalani, und zwar in einem von Kopf bis zu Fuß ziemlich phantastischen Rosa-Anzug, sogar Strümpfe, Schuhe und Handschuhe waren Rosa, manchmal kleidete sie sich auch ebenso in Himmelblau; dies paßte wenigstens nicht mehr ganz zu ihren Jahren, sie war in der Mitte der dreißiger, und hatte, wie gesagt, schon sehr marquirte Züge. Die Catalani konnte sich auch des Lächelns nicht erwehren als sie diese Rosagestalt erblickte, das Oberkleid war Rosa-Crep, das Unterkleid Rosa-Atlas, und ein Rosa-Flor hing als Shawl oder Schleier vom Kopf bis zu den Füßen herab; als 16jähriges Mädchen würde ihr ein solcher Anzug auf einem Ball ganz vortrefflich gelassen haben. Sie lud die Catalani zu einem Frühstück ein, was diese auf mein Zureden annahm, und wieder Veranlassung zu Neid und Mißgunst gab. Bei diesem Frühstück, wo die größten Leckerbissen, die aufzutreiben waren, und sogar Schiraswein servirt wurden, fand sich auch Burgmüller ein und that sich gütlich, doch mußte er schon durch ein solides Vorfrühstück einen guten Grund gelegt, sonst würde er für sich allein alles was aufgetragen, verzehrt haben.

Ich hatte es übernommen, die Arrangements der Concerte, Madame Catalani wollte deren drei geben, zu besorgen, und mich zu dem Direktor Ringelhard verfügt, um das Theater zu diesem Zweck zu miethen. Dieser aber stellte die Bedingung sine qua non, eine Tantième von der Einnahme für die Ueberlassung des Schauspielhauses zu erhalten, zu welcher sich die berühmte Sängerin durchaus nicht verstehen wollte, sondern, als ich ihr sagte daß in ganz Bremen kein anderes, für ihre Concerte passendes Lokal zu

finden ſey, äußerſt aufgebracht ausrief: „Wohlan, ſo beſtelle man ſogleich Poſtpferde, ich werde in Bremen nicht ſingen.“ — Nur mit der größten Mühe gelang es mir die Signora zu beſänftigen, indem ich ihr ſagte: warum wollen Sie die armen Bremer den Eigenſinn ihres Theaterdirektors entgelten laſſen, dieſe haben ja nichts verſchuldet, es wird ſich wohl ein Mittel ausfindig machen laſſen, dennoch zum Ziel zu kommen, laſſen Sie mich handeln. — Ich ging nochmals zu Ringelhard, fand dieſen aber ebenſo eigenſinnig wie meine Signora, und konnte ihm eines Theils nicht ganz Unrecht geben, denn er ſagte: Ich kenne meine Pappenheimer, d. h. meine Bremer, haben dieſe erſt einen oder gar ein Paar Dukaten für die Concerte der Signora Catalani ausgegeben, ſo kommen ſie mir 6 Monate lang nicht wieder ins Theater, ich muß mich entſchädigen, ſonſt kann ich nicht beſtehen. — Von hier begab ich mich zu meinem Couſin K.... und theilte ihm und noch einigen andern Kaufleuten die ſich gerade bei ihm befanden, die fatale Sache mit, aber keiner wußte zu rathen; Ringelhard, der das Theater auf mehrere Jahre gepachtet hatte, konnte man nicht zwingen es für die Concerte zu überlaſſen, und die Bemühungen einiger angeſehenen Einwohner, ihn nachgiebiger zu machen, waren ebenfalls geſcheitert. Endlich ſagte ich zu den Bremer Herren: wäre es denn nicht möglich, die Concerte in einer der Kirchen zu geben? — O das wird große Schwierigkeiten haben, meinte mein Couſin K...., mein Couſin G.... aber meinte, dieſe wären vielleicht doch zu überwinden, wir müſſen zum Senator H...., der muß alle Stricke anziehen. Um die Bigotten und Betſchweſtern zu beſchwichtigen, könnte man ja der Sache ein Mäntelchen umhängen, und die Concerte „geiſtliche“ nennen, und auch religiöſe Muſik in denſelben vortragen. Dieſer Plan wurde, wenn auch nicht ohne tüchtige Kämpfe, beſonders mit einigen geiſtlichen Herrn und Behörden, durchgeſetzt, ſo hatte ich auch nicht ohne Mühe die Signora beredet, ſich dazu zu verſtehen, in einer proteſtantiſchen! Kirche zu ſingen. Man hatte die Erlaubniß erwirkt, ein Concert spirituel in der Domkirche geben zu dürfen, wobei die Armen reichlich bedacht werden ſollten, da keine Saalmiethe bezahlt werden durfte. Indeſſen war das Bremer Publikum ſehr über Ringelhards Eigenſinn aufgebracht, da man nun fürchtete, keine Opernarien und andere weltliche Geſänge von der Catalani zu hören;

man verſchwor ſich, keinen Fuß mehr in ſein Theater zu ſetzen. Wegen der Kirche aber waren die Stimmen ſehr getheilt und die Frömmler ſchimpften gewaltig über dieſe Entheiligung, wie ſie es nannten. Man kehrte ſich indeſſen nicht daran, und der große Dom war trotz dem Eintrittspreis von einem Dukaten, dennoch zum Erſticken voll. Das Orcheſter und die Chöre des Singvereins trugen nur geiſtliche Tonſtücke vor, während Madame Catalani ihre Variationen von Rhode und ein Paar ernſtere Arien mit Recitativen ſang. Der Erfolg war, wie allenthalben, unermeßlich und der Beifall raſend, Ringelhard aber in Verzweiflung, denn jetzt ſtand ihm ſein Theater gänzlich leer, ſelbſt die Abonnenten wollten es nicht mehr beſuchen. Seinen Ruin vor Augen ſehend, ſuchte er mich auf, erbot ſich, der Signora Catalani das Theater um jeden Preis, ja umſonſt zu überlaſſen, und bat mich, doch die Sache vermitteln zu wollen. Da mich der Impreſſario in angustie wirklich dauerte, ſo verſprach ich ihm mein Möglichſtes zu thun, um die Sache zu arrangiren, was bei dem Eigenſinn der Prima Donna, ſo ſehr ich auch auf ſie influirte, der Bremer machte mich ſogar zu ihrem erklärten Liebhaber, doch nicht ſo leicht war, und nur durch die Vorſtellung, daß das hieſige Publikum ihren himmliſchen Geſang in einem andern Genre bewundern möchte, und ich ihr einen Triumph auf der Bühne bereiten wolle, der in keiner Kirche möglich, gelang es mir, ſie zu vermögen, Ringelhards Offerten anzunehmen. Ich eilte nun, dieſem die gute Nachricht zu überbringen, machte aber zur Bedingung, daß ich der großen Sängerin einen Empfang auf der Bühne ganz nach meinen Anordnungen bereiten dürfe, wozu er ſich nicht nur ſogleich verſtand, ſondern mir auch ſein ganzes Theaterperſonale zur Verfügung ſtellte, und die Miethe für das Haus ganz der Großmuth der Dame überließ, worauf ich ihm erwiederte, daß ich dafür ſorgen wolle, daß er ſich in derſelben nicht täuſche. Er erhielt die Einnahme eines überfüllten Hauſes bei gewöhnlichen Preiſen. Ich ließ ſie nun bei ihrem Erſcheinen durch das als Genien gekleidete weibliche Chorperſonale auf der Bühne empfangen, und die junge Schauſpielerin Demoiſelle Hauff überreichte ihr auf einem Sammetkiſſen ein italiäniſches Gedicht, das ich zu dieſer Feier verfaßt hatte, und welches: „al alto merito della Signora Angelica Catalani, l'unica,“ überſchrieben war. Es lautete:

T'anima un Nume; la fastosa aréna,
Freme di plausi al tuo leggiadro aspetto;
Giunge per te la melodia terréna
Della celeste ad uguagliar l'effetto.

Hai di Venere il cinto; in su la scena
Sei Tersichore ai moti, Erato al detto.
L'anima bella di virtude hai piena,
Di fuoco avvivator del nostro affetto.

Sciolse Saffo a 'suoi di canto armonioso,
E fama amor ne rumoreggia il vanto;
Ma non vinse Faon, non l'ebbe sposo.

Resister di tua voce al dolce incanto,
Or qual nuovo Faon puo baldanzoso
Se tu prima, tu sola imperi al canto!

Brema, ai 28 di Giunio 1819.

Von dieſem Gedicht ließ ich mehrere Tauſend Exemplare durch die Ventilatoren auf das Publikum herabwerfen, ſo wie Blumenbouquete und Kränze ohne Zahl auf die Bühne, während ein dreimaliger Tuſch von Pauken und Trompeten und das donnernde Vivatgeſchrei das Haus bis in ſeine Grundveſten erſchütterte.

Nachdem ſie eine Arie von Lafond geſungen, die mit dem ungeſtümſten Beifall applaudirt worden, fiel ſie mir mit thränenden Augen hinter den Couliſſen um den Hals, ohne ſich vor dem umſtehenden Theaterperſonal zu ſcheuen, das erſtaunt aufſchaute. Das Concert hatte nun ſeinen ungeſtörten Fortgang, Angelika ſang noch die ſchöne Polonaiſe Portogallos: **la placida Campagna**, eine Arie von Pucitta, und die Variationen von Pär über das Thema: **la Biondina.** Von Entzücken trunken und taumelnd, verließen die Bremer das Haus.

Die gefeierte Prima Donna gab, um ihren Dank für ſo viel erwieſene Ehre zu bezeigen, auch noch ein geiſtliches Concert zum Beſten der Armen in der Ansgarikirche, und machte außerdem der Demoiſelle Hauff, welche ihr das Gedicht überreicht hatte, ein werthvolles Geſchenk.

Der Herzog von Oldenburg hatte die berühmte Sängerin während ihres Aufenthaltes in Bremen einladen laſſen, an ſeinem Hof zu ſingen und ihr dafür 50 Friedrichsd'or geboten. Dem Kammerherrn der ihr dieſe Offerte gemacht, erwiederte ſie äußerſt

artig: er möge seinem Herrn sagen, er möchte die 50 Friedrichsd'or den Armen schenken, und könne sie weit billiger singen hören, wenn er sich nach Bremen bemühen wolle. Diesen Rath zu befolgen erachtete der Herr Herzog auch für gut, und fand sich mit seinem ganzen Hofgesinde bei einem Concert der Mad. Catalani ein. Man hat diese Sängerin sehr verkannt, sie besonders als äußerst habsüchtig und geizig verschrieen, sie war keines von beiden, eher freigebig und seelengut, aber aufbrausend, heftig und eigensinnig, wie es eine Italiänerin nur seyn kann, konnte keinen Widerspruch leiden, woher es dann kam, daß sie oft um nichts, um keinen Thaler Werth in Zorn gerieth, Zänkereien hatte und ihren Eigenwillen um jeden Preis durchsetzte, weßhalb sie so verschrieen war, während sie Tausende an Arme verschenkte, und viele arme Familien in verschiedenen Städten Frankreichs fortwährend unterstützte. Daß sie oft Launen hatte, brachte ihr Verhältniß und die übermenschliche Vergötterung mit sich, die ihr allenthalben ward. Ueber die Albernheiten und oft dummerfundenen Anekdoten der Zeitungsschreiber lachte sie jedoch von ganzem Herzen. Wahr ist es, daß einst ein Postillion das Trinkgeld von ihr anzunehmen sich weigerte, und dafür begehrte, sie solle ihm nur ein Liedchen vorsingen. Sie that ihm lachend den Gefallen und gab ihm vierfaches Trinkgeld obendrein.

Während des Aufenthaltes der Catalani ging mir die Zeit in Bremen auf das angenehmste hin, und zur Arbeit blieb mir wenig Muße übrig. Jeden Morgen fand ich mich um 11 Uhr bei ihr ein und verließ sie in der Regel erst nach Mitternacht wieder. Den ganzen Tag über ging es bei ihr ab und zu wie in einem Bienenkorb, nicht nur die Bremer Herrn, sondern auch die angesehensten Damen ließen sich der berühmtesten aller Sängerinnen vorstellen. Sie geizte dann auch nicht mit ihrem Talent, und trug gern eine Cavatine oder ein Duett mit mir vor, wenn man nur entfernt einen solchen Wunsch blicken ließ, auch sang sie mit einigen Dilettantinnen, namentlich der Madame Sengstock. Nach dem Mittagsfrühstück fuhren wir gewöhnlich aus, ein Paarmal machte sie auch eine Partie mit K.... und seiner Frau, die sehr gut ritt und ich ebenfalls zu Pferde begleitete, während die Signora Catalani in einer offenen Calesche mit dem dicken Kapellmeister und dessen Frau, ihrer Gesellschaftsdame, fuhr. So besuchten wir Vegesack und einige andere Orte. Am unterhaltendsten

aber waren die Abende, wo man theils muſicirte, theils Commerzſpiele machte, die aber ſo hoch geſpielt wurden (Whiſt zu einem Dukaten der Point), daß ſie wahre Hazardſpiele genannt werden konnten, während welchen en attendant der dicke Burgmüller das aus kalter Küche beſtehende Souper unter der Hand zur Hälfte zu ſich nahm, und dann, wenn man ſich zu Tiſche ſetzte und fand daß es nicht hinreichend ſey, ſagte: Ja mein Gott, ich habe doch kaum eine Brodrinde und ein Stückchen Wurſt gekoſtet! — Ihr zu Ehren hatten die Bremer Kaufleute auch ein großes Diner à fünf Reichsthaler pr. Couvert in einem nahen Wirthsgarten, deſſen Name mir entfallen iſt, veranſtaltet, ſie ließ ſich aber an dem Tag wo es ſtatthaben ſollte, unwohl melden, und die Bremer Herrn durften ihre Leckerbiſſen allein, jedoch in Geſellſchaft Burgmüllers verſchlingen, während wir eine Tour in den ſchönen Anlagen machten, was die Herrn Kaufleute ſehr übel nahmen. Kurz vor ihrer Abreiſe kam auch ihr Mann, der ehemalige Rittmeiſter Vallabregue, der Adjutant des Generals Moreau geweſen war, und jetzt einen großen Theil der Schätze ſeiner Frau durchs Spiel wieder unter die Leute, namentlich die Pariſer brachte, in Bremen an. Als ſie abreiste, begleitete ich ſie noch eine Station zu Pferde; wir hatten uns beiderſeitig das Verſprechen gegeben, uns bald wieder in Frankfurt zu ſehen; ihre Einnahmen in Bremen hatten über 6000 Thaler betragen. Auch ich dachte nun erſtlich an meine baldige Abreiſe von Bremen, wo ich unter andern in der letzten Zeit noch den berühmten Aſtronomen Olbers und einen Doctor Olbrig, ein wahres Curioſum von einem Original, kennen gelernt hatte, auch einen Arzt, der ein ſo wüthender Franzoſenhaſſer war, daß er dieſem Volk, wie Nero, nur einen Hals wünſchte um ihm denſelben mit einem Hieb abſchneiden zu können, faute de mieux bewies der Mann einſtweilen ſeinen Patriotismus dadurch, daß er eine altdeutſche Kleidung nebſt Federbarrett trug, und der einzige war, der in dieſem ſehr theatraliſchen Coſtüme durch die Straßen von Bremen ging. Bevor ich die Stadt verließ, machte ich noch einen Abſtecher in das nahe Hamburg, wo mich aber das durch und durch merkantiliſche Gewühl und Treiben nur ein Paar Tage raſten ließ, und ohne viel mehr als den Jungfernſteig, das Alſterbaſſin, den Hafen, die Michaeliskirche mit ihrem hohen Thurm, die Börſe und das Theater geſehen zu haben, wieder nach Bremen zurückkehrte, mir durch K.... noch das nöthige Reiſegeld geben

ließ, und dann nach gebräuchlichem Abschied die Reise nach meiner Vaterstadt antrat.

In Hannover verweilte ich mehrere Tage, um mich auch in der Umgegend umsehen zu können, in diese Zeit fiel gerade das dortige große Schützenfest. Die Stadt liegt an der Leine, hat herrliche Spaziergänge und ein stattliches Ansehen, ich besah das alte Schloß, dessen Schatzkammer einst die Schätze Heinrich des Löwen bewahrte; das Schauspielhaus hat nichts Ausgezeichnetes, auch der herzogliche Pallast, das Rathhaus bieten nichts Außerordentliches. Auf der Esplanade ist das Brustbild des berühmten Philosophen Leibnitz aufgestellt, dessen Philosophie viele Narren schuf, wofür freilich das große Genie nichts kann, das übrigens gleich allen Erdensöhnen in der Hauptsache im Dunkeln blieb. Auch nach dem eine kleine Stunde entfernten berühmten Herrnhausen ritt ich, wohin eine dreifache Pracht-Allee führt, die schönste die ich je zu Gesicht bekommen; dagegen konnte ich der dortigen Wasserkunst und dem Springbrunnen, der einen 120 Fuß hohen Strahl wirft, keinen großen Geschmack abgewinnen; wer die Wasserkünste zu Versailles, St. Cloud und Cassel gesehen, für den können die von Herrnhausen wenig Interesse haben. Auch den hochberühmten Marstall ließ ich mir zeigen, in welchem sich wirklich Prachtexemplare der edlen Pferdezucht befanden, namentlich 8 weißgeborne Schimmel, auch eine alte ganz vergoldete Krönungskutsche, an der aber sehr schöne Miniaturgemälde angebracht waren, wurde mir gezeigt. Das Schloß Montbrillant mit seinem Park, so wie den durch seine seltenen Pflanzen und seine Baumschule berühmten Walmodischen Garten besuchte ich ebenfalls, am meisten aber vergnügte ich mich bei dem Schützenfest, wo ich manch liebliches hannöversches Kind sich lustig herumtummeln sah. Von dem als dummstolz verrufenen Adel nahm ich keine Notiz, kam auch gar nicht mit diesen oft gar hochgeöhrten Herrn in Berührung, außer daß man mir auf ein Paar, Vogelscheuchen ähnliche Carrikaturen dieser gebornen Hirngespinnste lachend mit Fingern deutete.

Von Hannover reiste ich im Eilwagen weiter bis Hildesheim, und hatte diesmal ein allerliebstes Kammerzöfchen einer vierspännig reisenden Herrschaft zur Nachbarin, welche in dem Reisewagen des Herrn Barons und seiner Begleitung keinen Platz mehr fand und daher die Reise in dem Eilwagen mitmachen mußte. — „Sophiechen, hab' Acht auf dich," hatte ihr die Frau Baronin

noch beim Einſteigen zugerufen, und ſo hatte ich den Namen des holden Kindes erfahren. Es war eine holſteiniſche freiherrliche Familie, welche eine Rheinreiſe zu machen beabſichtigte, und daher auch nach Frankfurt fuhr. In Hildesheim trafen wir wieder zuſammen, und ich beſuchte in Geſellſchaft des Herrn Baron G...., ſeiner Frau und ſeiner 19jährigen Tochter ſammt Sophiechen die uralte Domkirche daſelbſt, in der man die Fremden beſonders auf die ſich in derſelben befindliche Irmenſäule, aus einem 17 Fuß hohen grünen Stein beſtehend, die Carl der Große 772 umgeſtürzt, aufmerkſam macht. Ich hatte das Vergnügen, den Damen zu erklären, was es für eine Bewandtniß damit habe: nämlich, daß einſt ſtatt der Jungfrau ein Götzenbild, eine Art Kriegsgott auf derſelben geſtanden, der in der Rechten eine Fahne mit einer Roſe, in der Linken eine Wage hielt, auf deſſen Bruſt aber ein Bär und in ſeinem Schild ein Löwe abgebildet war. Die Familie wollte von hier nach Goßlar, von da nach Göttingen u. ſ. w. und auch den Brocken vulgo Blocksberg beſteigen. Die Attractionskraft dieſer Damen, oder vielmehr der zierlichen Zofe, war ſo groß, daß auch ich ſogleich von meinem urſprünglichen Reiſeplan abwich, um auch nach Goßlar zu gehen. Ich nahm eine offene Poſtkaleſche, in der ich Sophien einen Platz anbot, den anzunehmen ihr aber die Baronin unterſagte, und das Mädchen lieber in ihren Wagen ſitzen ließ. In Goßlar ſtieg ich in demſelben Gaſthof, wie die Herrſchaften, dem Schleßleriſchen, ab. Wir waren die ganze Nacht durchgefahren und erſt gegen Morgen angekommen. Um Mittag hatte ich Gelegenheit das Kammermädchen zu ſprechen, die mir mittheilte, daß ſich ihre Damen ſehr angelegentlich nach meinem Stand und Charakter erkundigt, und als ſie ihnen geſagt, daß ich ein Offizier ſey, ſie dieſe Mittheilung wohlgefällig aufgenommen hätten. Das Mädchen war die Herzensvertraute des jungen Fräuleins, die ſie mir als den Männern gar nicht abgeneigt ſchilderte. Für dieſe Nachrichten dankte ich Sophien mit ein Paar Küſſen, ſie entzog ſich jedoch durch eilige Entfernung meinen weitern Gunſtbezeigungen, indem ſie davonlaufend rief: ach die Herrſchaft hat mich gerufen.

Die hochadelige Familie geruhte an der bürgerlichen Table d'Hôte des Gaſthofs zu ſpeiſen und mir mitzutheilen, daß ſie nach derſelben die Stadt zu beſehen beabſichtige; die Erlaubniß ſie begleiten zu dürfen, wurde mir freundlichſt gewährt, und die Par-

thie nach dem Harzgebirge und dem Blocksberg für den kommenden Tag festgesetzt.

Das uralte Goßlar liegt am Fuß des Harzgebirges und wird von der Goße, die ihm den Namen gab, durchströmt; es hat hohe Mauern und sehr enge und finstere Straßen. Noch sieht man einige Ueberreste der alten Kaiserburg, in der mehrere Kaiser residirten, auch stand noch der merkwürdige Dom, zu dessen Abbrechung aber schon Vorbereitungen gemacht wurden. Er wurde 1050 eingeweiht, aber schon 12 Jahre später durch einen abscheulichen Scandal entweiht, und zwar in Gegenwart Kaiser Heinrich IV., und noch dazu am heiligen Pfingstfest. Die Leute des Bischofs Heziat von Hildesheim und die des Abtes Widerabus von Fulda lieferten sich eine förmliche und blutige Schlacht in dem Gottestempel, wobei es viele Todte und Verwundete setzte. Die Ursache gab der Rangstreit dieses Pfaffengesindels, von denen jede Parthei behauptete, ihr stehe das Vorrecht zu, auf der rechten Seite des Churfürsten von Mainz Posto zu fassen. Der Abt berief sich auf ältere Rechte und der Bischof behauptete, daß weil Goßlar zu seiner Diöceſe gehöre, auch ihm der Ehrenplatz gebühre, und er und seine Leute vor Niemand zu weichen brauchten. Bald waren die Pfaffenknechte handgemein, und der Bischof rief seinen Leuten zu, „tüchtig drein zu schlagen,“ wobei das Blut in Strömen floß. Die Bischöflichen trugen den Sieg davon. Als den andern Tag die Kirche gereinigt werden sollte und der Pfaffe das: **Dominum, hunc diem fecisti gloriosum** *) anstimmte, da guckte plötzlich der Gottseybeiuns in seiner furchtbarsten Fratzengestalt mit Hörnern, Klauen und Schwanz durch ein Loch oben in die Kirche herab und brüllte: **et ego hunc diem feci bellicosum** **). Es muß ein lateinischer Teufel gewesen seyn. Viele Jahrhunderte konnte man dieses Loch nicht zumauern, alle daran gesetzten Steine fielen in die Kirche hinab, dies war Satans Werk. Als man aber im 18ten Jahrhundert die Kirche restaurirte, da fand man in diesem Loch ein Skelett mit noch ziemlich wohl erhaltenen Kleidern, nach deren Schnitt zu urtheilen dasselbe schon 700 Jahre zwischen einem Dachsparren und dem bleiernen Kirchendach gesteckt haben mochte. Vermuthlich war es einer der Kämpfer gewesen, der sich hierher geflüchtet hatte und erstickte; auch habe man eine Bibel

*) Den berühmten Tag hast du, o Gott, gemacht.

**) Und ich habe ihn recht kriegerisch gemacht.

in das Loch vermauert. Dies Alles erzählte uns der uns begleitende Kirchendiener mit gravitätischem Ernst.

Die alten Thürme und Thore geben Goßlar ein so antikes Ansehen, daß man sich in die finstern Zeiten des Mittelalters versetzt glaubt. Den durch seine Bergwerke berühmten, ganz nahe an der Stadt liegenden Rammelsberg besuchten wir auch, und erstaunten ob der ungeheuern Gewölbe, welche durch viele hundertjährige Ausgrabungen sich nach und nach gebildet haben.

Den Abend brachte ich mit der Familie traulich beim Thee zu, auch wollten wir die berühmte Gose, so wird das hier gebraute Bier genannt, kosten, aber Niemand fand sie nach seinem Geschmack. Nachdem wir die Parthie auf den Blocksberg für den andern Morgen noch ausführlich besprochen, trennten wir uns, alle ermüdet, ziemlich früh. Ich begab mich aber dennoch nicht zur Ruhe, sondern paßte Sophien ab, als sie zum Letztenmal das Zimmer ihrer Herrschaft verlassen, und empfing sie auf der Stiege. Nicht ohne Mühe und Sträuben beredete ich sie, noch ein Stündchen auf meinem Zimmer verplaudern zu wollen, und wir trennten uns erst in der Geisterstunde. Um 4 Uhr des Morgens weckte mich aber der Hausknecht, wie ihm anbefohlen war, schon wieder, und ich schickte mich zur Besteigung des Blocksberges an. Gegen 6 Uhr waren wir alle reisefertig, ausgenommen die Frau Baronin, welche, Migraine vorgebend, bedauerte, nicht mit auf den Hexenberg zu können. Wir fuhren über Neustadt, stiegen aber sehr oft aus, da der Weg schlecht und oft gefährlich war, wobei ich dann der jungen Baronesse meinen Arm zur Stütze bot, was auch freundlich angenommen wurde. Die letzte Strecke legten wir auf Rossen reitend, die der mitgenommene Führer besorgte, zurück. Das Fräulein, an dessen Rechten ich ritt, machte eine stattliche Figur zu Pferd, doch mußte ich ihr manchmal, wo die Stellen zu holprig waren, zu Hülfe kommen und sie in meinem Arm auffangen, wenn sie durch das Stolpern des Pferdes das Uebergewicht zu verlieren schien. Der Baron ritt mit Sophien vor uns her, und ein Bedienter hinten drein. So erreichten wir endlich den berüchtigten Riesen des Harzgebirgs, der alle andern Bergspitzen desselben weit überragt. Der Boden ist sehr steril und öde, große Granitblöcke liegen rings umher, und man glaubt sich wirklich mitten auf einem Hexenfeld, auf dem die Großsatanische Majestät sammt dem Hexen- und Teufelspack mit Steinblöcken gekriegt und geworfen.

Das im Jahr 1800 hier aus Stein erbaute Brockenhaus bietet Schutz, Bequemlichkeit und ſtärkende Erfriſchungen dem müden Wanderer, in der Mitte deſſelben iſt ein kleiner Thurm, man kann nöthigenfalls hier übernachten, und zwar in beſſern Betten als in manchem Gaſthaus kleiner Städte. Das Fräulein hatte auch große Luſt, ein nächtliches Abenteuer auf dem nicht geheuern Berg zu beſtehen, ich hatte nichts dawider, aber der alte Baron legte ſein Veto ein, und ſo wurde nichts daraus. Die Ausſicht von dem Brocken iſt großartig und verliert ſich in die Unendlichkeit, aber die ihn umgebenden Bergſpitzen verhindern daß man ſchöne Landſchaften ſehen kann. Man überblickt ungeheure Gebirgsmaſſen und große Länderſtrecken, welche ein einziges majeſtätiſches Panorama bilden. Wir hatten das Glück, einen recht heitern Julitag zu unſerer Reiſe gewählt zu haben. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Sage von dem Teufels- und Herenſpuk, der hier in der erſten Mainacht ſtatt haben ſoll, von alten heidniſchen Feſten, die hier Götzenbildern zu Ehren gefeiert wurden, herrührt, wahrſcheinlich brachten unſere guten Voreltern, mit großen Feuerbränden um ihre Götter tanzend und ihnen opfernd, die verrufene Nacht hier zu. Nachdem das Chriſtenthum ſchon ziemlich verbreitet war, wurde dieſes Feſt von den Pfaffen als ein Werk des Teufels verſchrieen, und ſo in den ſchlimmen Ruf gebracht. Noch werden einige der größten Granitblöcke: die Teufelskanzel, der Herentanzplatz ꝛc. genannt.

Wir nahmen vor dem gaſtfreundlichen Brockenhaus ein frugales aber doch ſehr wohlſchmeckendes Mahl ein, wobei dem Baron der Wein ſo mundete, daß er nach der Beendigung deſſelben durchaus eine Sieſta zu machen begehrte, wozu man ihm ein Stübchen mit einem Lager anwies, und mir die Aufgabe, das Fräulein unterdeſſen zu unterhalten, überließ, was ich denn auch nach beſten Kräften zu thun verſuchte, indem ich ſie, von der Walpurgisnacht erzählend, zwiſchen dem wilden Geſtein umherführte, und während ich ihr den Spuk recht fürchterlich ausmalte, ſie, um ihr bei holprigen Stellen über die Steine zu helfen, feſt in dem Arm hielt und die ſchlanke Geſtalt innig an mich drückte, wobei ſogar unſere Wangen in Berührung kamen, ſich rötheten, glühten, und unverſehens ſich unſere Lippen zu minutenlangen Küſſen zuſammen fanden. Wir verirrten uns nun immer weiter von dem Gaſthaus, ich lud Wallfriede, ſo hieß das Fräulein, ein, ſich niederzu-

ſetzen, während ich fortfuhr ſie mit ſchauerlichen Hexengeſchichten zu unterhalten, ruhte ihr Köpfchen an meiner klopfenden Bruſt, und bald fühlte meine Rechte das hochpochende Schlagen ihres Herzens unter ihrem wallenden elaſtiſchen Buſen. Beinahe zwei Stunden hatten wir ſo vertändelt, als uns die ſich immer mehr ſinkende Sonne und auch Sophiens, nach dem Fräulein rufende Stimme zur Rückkehr und zum Aufbruch mahnte. — Iſt Papa wach? fragte ſie die ſich nun lächelnd zeigende Zofe. — Noch nicht, aber man wird den gnädigen Herrn wohl wecken müſſen, ſonſt wird es zur Heimkehr zu ſpät. — Wir eilten jetzt, nachdem Fräulein Wallfriede ihre Toilette mit Hülfe des malitiös lächelnden Mädchens ein wenig ajuſtirt hatte, in das Haus zurück, wo der Papa noch vortrefflich ſchlief. Die Tochter übernahm es, ihn aus dem erquickenden Schlummer zu wecken; über Kopfſchmerzen klagend, richtete er ſich, die Augen reibend, auf, und ſchnell wurden die Anſtalten zur Heimkehr gemacht. Als wir Ilſenburg erreichten, fing es ſchon an ſehr dunkel zu werden. Nachdem wir in Neuſtadt ſoupirt, fuhren wir die halbe Nacht durch, Papa ſchlummerte auch in dem Wagen bald ein, das mir gegenüber ſitzende Fräulein aber verhinderte ich am Einſchlummern, indem ich auch eine Art Herenſpiel mit ihr trieb, bei dem ſie ſich recht wohl zu gefallen ſchien, während Sophie, die neben mir ſaß, ihr Köpfchen auf meine rechte Schulter legend, gleichfalls ſchlummerte, oder doch wenigſtens ſo that. Wir witterten ſchon Morgenluft als wir in Goßlar ankamen, wo wir trotz der Einſprache der alten Baroneſſe noch einen Tag verweilten, weil der Baron behauptete, durchaus einen Tag von den Strapatzen der Blocksbergreiſe ausruhen zu müſſen. Dies war uns allen recht, obgleich ſich keine Gelegenheit mehr zeigte, mit dem Fräulein allein zu ſeyn, wogegen mir aber wieder der nächtliche Beſuch der Zofe ward.

Von Goßlar fuhren wir über Clausthal nach Nordheim, wo ich für meine Perſon einen Ruhetag von 24 Stunden machte, weil ich mir vorgenommen, das nahe Daſſel zu beſuchen, wohin mich Crämers dramatiſirter Adolph der Kühne, Raugraf von Daſſel und Eimbeck, mein Lieblingsheld von Kindheit an, unwiderſtehlich zog. Ich fand ein ziemlich unbedeutendes Städtchen an der Spülig, das noch Mauern und Thore hatte, aber zu meinem Verdruß konnte ich keine Spur von einer Burg mehr entdecken, und Niemand vermochte mir nur Auskunft über den Platz zu geben, wo ſie einſt

gestanden. Ich ritt verdrüßlich über Eimbeck, wo ehedem die berühmte Wallfahrt zum heiligen Blut statt fand, nach Nordheim zurück. Von hier fuhr ich nach Göttingen, wo ich meine Reisegesellschaft, die daselbst einen Tag verweilt hatte, wieder traf, und mit Sophien im Eilwagen bis Cassel reiste, wo die Herrschaft mehrere Tage ausruhte und ich dasselbe that, wie es die Umstände eben gestatteten, dem Fräulein und der Kammerjungfer abwechselnd Beweise von meiner Zuneigung gebend, wobei aber die letztere die Vertraute der ersten war, ohne daß Wallfriede ahnte, wie sehr mich auch diese begünstigte und glaubte, die kleinen Geschenke, die ich ihr machte, seyen die Belohnung für die Gefälligkeiten, die sie ihrer jungen Herrin erzeigte. Die freiherrliche Familie fuhr den zweiten Tag nach Wilhelmshöhe, wohin ich sie zu Pferde begleitete, und dann in ihrer Gesellschaft den Park, die Löwenburg, die Danaidengruppe, das chinesische Dörfchen, die Teufelsbrücke ꝛc., im Grunde nur kostbare Spielereien, besah. Da der Baron und ich ein Paar Ducaten springen ließen, so sprangen auch die Wasser. Wir gingen längs der Caskade hinauf bis zum Octogon und zur Riesenbildsäule des Herkules, in dessen Keule ich mit den beiden Mädchen stieg, die Alten blieben unten, auch hier Wallfrieden die untrüglichsten Beweise meines Wohlwollens gebend, während Sophie durch die Oeffnung der Keule nach oben zu die mächtige Mannbarkeit des Colosses bewunderte, und dann lachend auch ihr erröthendes Fräulein darauf aufmerksam machte. Dies ist der höchste Punkt des Habichtswaldes, auf dem das dreistöckige Felsenschloß steht, das an und für sich schon ein kolossales Gebäude ist, und von seiner achteckigen Form das Octogon genannt wird, aber in Cassel das Riesenschloß heißt. Auf dessen Plattform steht noch eine an 100 Fuß hohe Pyramide und auf derselben der 30 Fuß hohe Herkules mit seiner ungeheuern Keule, in welcher acht Personen Platz haben. Durch die erwähnte, mit einer Klappe geschlossene Oeffnung hat man eine herrliche Aussicht. Noch immer rauschten und sprudelten die Wasser als wir hinabstiegen, der dicke Wasserstrahl erreicht hier eine Höhe von beinahe 200 Fuß. In einer Grotte durchnäßte uns unser malitiöser Führer, indem er durch den Druck einer in der Wand angebrachten Maschinerie einen feinen Staubregen auf uns ergoß, der uns schnell die Grotte verlassen machte. In der Löwenburg verweilten wir längere Zeit, die Gemächer, Kapellen, Säle, Rüstkammer ꝛc. besehend und den Burg-

garten durchwandernd. Das mehrere hundert Jahr alte Himmelbett, ich entsinne mich nicht mehr, welcher Landgräfin, sprach meine Damen am meisten als ein Curiosum an. Das schöne Schloß zu Wilhelmshöhe konnten wir nicht betreten, da Se. Königl. Hoheit, der Zopfheld Churfürst Wilhelm III., eigentlich mit dem Klumpgewächs, gerade dasselbe bewohnte. Als wir um das prächtige Bowlingreen an demselben herumgingen, hatten wir das Glück, die widerliche Mißgeburt hinter einem Fenster neben der famösen Gräfin Schlotheim stehen zu sehen, worauf uns unser Ciceroni aufmerksam gemacht. Ein Paar Tage zuvor hatte ein Engländer sich erlaubt, dem Churfürsten zum Trotz mitten über diesen prächtigen Rasen zu reiten, und zwar im Galopp; der freche Insulaner hatte sich geäußert, er wolle dem fürstlichen Seelenverkäufer, der seine Unterthanen für schnödes Geld an seine Regierung verkauft und von diesem Blutgeld solche Gelüste befriedigt habe, einen kleinen Aerger verursachen. Jedermann erwartete eine exemplarische Strafe des kühnen Britten, der alte Churfürst war aber so klug, als man bei ihm anfragte, was da zu thun sey, es bei einer polizeilichen Strafe von einem Thaler bewenden zu lassen. Er fürchtete die Engländer und wußte, wie sehr sie durch ihre Regierung allenthalben in Schutz genommen werden. Hätte sich aber ein Deutscher so etwas einfallen lassen, wie möchte es diesem wohl ergangen seyn? — Der Britte bezahlte zwar die Strafe, ließ es aber dabei noch nicht bewenden, sondern spazierte erst mit einem fast schenkeldicken Zopf, der bis an die Kniekehle hinabreichte, und dann sogar mit vier, fünf, bis beinahe zur Erde herabhängenden Zöpfen vor dem Schloß auf und nieder. Seine Hoheit waren aber so klug, auch hiervon keine weitere Notiz zu nehmen.

Die Zopfwuth dieses Fürsten war eine krankhafte Manie. Gleich bei seiner Zurückkunft aus England, wohin er sich vor den Franzosen geflüchtet, mußten alle seine Soldaten und Offiziere sich falsche Zöpfe anbinden, da ihre Haare längst abgeschnitten waren, gepuderte Locken tragen u. s. w. Einige banden die Zöpfe an ihre Haare, andere welche dieselben nicht lang genug hatten, befestigten sie an die Hüte. Als einst der Churfürst aus dem Schloß kam und die Wache schnell ins Gewehr treten mußte, sah er, daß der Offizier derselben zwei Zöpfe hatte. — Was der Teufel soll das heißen! kreischte Seine Hoheit, will man mich zum Besten haben? — Der Offizier konnte sich nicht erklären, was der Chur-

fürſt damit ſagen wolle. — Warum hat man zwei Zöpfe? donnerte die alte Hoheit. — Der Offizier griff mit der linken Hand an ſeinen Schopf und fühlte mit Entſetzen daß da zwei Zöpfe herabhingen. Die Sache klärte ſich dadurch auf, daß er den Hut eines Kameraden, der ihn gerade beſuchte und der ſeinen Zopf an demſelben angebracht, während er den ſeinigen an ſeinen Haaren befeſtigt hatte, in der Eile genommen. Nichts deſtoweniger erhielt er Arreſt und es kam ein Befehl heraus, daß Niemand die Zöpfe mehr an den Hüten befeſtigen dürfe, ſondern alle an die Haare gebunden ſeyn müßten, bis dieſe groß genug ſeyen, um ſelbſt ein ſo hochwichtiges Ding für die Kriegskunſt formiren zu können. Dieſe Zopfwuth des Churfürſten wurde in ganz Europa beſpöttelt, das half aber nichts, ſondern machte Seine Hoheit nur um ſo obſtinater, und er ſetzte ſogar eine Prämie auf eine den Haarwuchs ſchnell befördernde Salbe oder Pommade, um noch das Vergnügen zu haben, zu erleben, ſeine Soldaten keine falſchen Zöpfe mehr, ſondern ächte tragen zu ſehen. Dies Vergnügen ſollte ihm indeſſen nicht mehr zu Theil werden. Einige Offiziere jedoch, die das Glück hatten daß ihre Haare ſchneller, als wie es gewöhnlich iſt, wuchſen, und dem Fürſten daher mit ächten Zöpfen aufwarten konnten, was ſie wohlweislich anzubringen wußten, hatten ſich deſſen außerordentlicher Gnade, einer Zopfgratifikation und des Verſprechens eines ſchnellen Avancements zu erfreuen.

Ich ſchlenderte mit meiner Reiſegeſellſchaft auch in den Straßen Caſſels umher, wir fanden die franzöſiſche Neuſtadt und beſonders den Friedrichsplatz mit der Statüe des Landgrafen Friedrich II. und den Königsplatz ſchön und räumlich, die Altſtadt dagegen abſcheulich, und brachten einen Nachmittag in der zwiſchen der großen und kleinen Fulda liegenden Aue zu. Die letzte Nacht hatte Wallfriede die ſeltſame Idee, bei ihrem Kammermädchen zu ſchlafen, es ſchien mir als ſey ſie auf dieſen Einfall gekommen, weil ſie Sophien nicht recht traute. Man wußte uns in Caſſel noch viel von der tollen Regierung und Hofhaltung des Exkönigs von Weſtphalen, des Jammermännchens Hieronymus zu erzählen, das die armen Unterthanen bis aufs Blut ausſaugte und mit Abgaben erdrückte, und dann die ſo erpreßten Gelder mit feilen und nichtswürdigen Weibern in Weinbädern durchbrachte, auch ungeheure Summen nach Frankreich als Kriegskontributionen, an dotirte Günſtlinge ꝛc. ſchickte, wozu beſonders der berüchtigte Fi-

nanzkünstler Malchus, früher Bäckergeselle, der später in Württemberg mit einem Rechnungsfehler von einer Million Gulden debütirte, das seinige beitrug. Hessen-Cassel hatte das Unglück, fast immer in schlimmen Händen zu seyn. Den dritten Tag fuhren wir nach Marburg ab, wo wir die Elisabethenkirche besuchten, und dann die Reise über Gießen und Friedberg nach Frankfurt fortsetzten, wo wir spät in der Nacht ankamen und auf meine Veranlassung sämmtlich im englischen Hof abstiegen, da auch ich die Meinigen so spät nicht mehr beunruhigen mochte.

XII.

Frankfurter Zustände. — Schwierigkeiten bei einer Verheirathung. — Ich soll mich um eine Anstellung in Frankfurt bewerben, gebe es aber schnell wieder auf. — Senatorenstreiche. — Ich beabsichtige eine Zeitschrift herauszugeben. — Die Gräfin Sürvillier und ihre Töchter. — Napoleons beabsichtigte Befreiung. — Hausen. — Frau von Busch. — Homburg. — Ich schwinge etwas derb die Geißel der Satyre in meiner Zeitschrift; diverse Histörchen und Widerwärtigkeiten. — Signora Catalani in Frankfurt. — Napoleons Tod. — Fürst Y . . . . s trauriges Ende. — Müller-Broli. — Der Jude Dobrusky. — Ein Besuch von sieben Schauspielern. — Ich verwende mich für die griechische Befreiungssache. — Die Sängerin Canzi. — Verbot meiner Zeitschrift. — Eine lustig-romantische Rheinreise. — Die Schlangenmädchen. — Pittschaft-Diogenes. — Therese Peche. — Ich bilde sie für das Theater.

Den andern Morgen eilte ich um acht Uhr in das elterliche Haus, wo ich schon seit mehrern Tagen erwartet und wieder recht freudig aufgenommen wurde. Eine nicht unbedeutende Erbschaft hatte die Vermögensverhältnisse meiner Eltern, die nicht mehr die glänzendsten gewesen, wieder gehoben, und man hieß mich herzlich willkommen. — Ich machte abermals meine Rundbesuche bei der werthen Verwandtschaft, bei der ich jetzt zum Theil süße, zum Theil saure Gesichter zu sehen bekam, indem mehrere der guten Vettern

und Basen sich eine große Sorge um mein künftiges Fortkommen und was wohl noch aus mir werden solle, machten, während dies mein geringster Kummer, ob ich gleich darüber noch mit mir selbst nicht im Reinen war. In den ersten Tagen nach meiner Ankunft machte ich noch den Führer der freiherrlichen Familie und zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten meiner Vaterstadt, wobei ich auch nicht unterließ mit Wallfrieden und Sophien den alten verschwiegenen Pfarrthurm zu besteigen, um ihnen die herrliche Aussicht, die man von diesem genießt, und die Umgebung Frankfurts zu zeigen. Einige Tage nach ihrer Abreise unternahm auch ich eine Reise, und zwar nach Paris, denn es zogen mich die Erinnerungen meines ersten Dienstes wieder nach Frankreich, wo ich nach Umständen und wenn es anginge, eine Anstellung nehmen wollte. Hier fand ich aber Alles ganz verändert und sehr verschieden von den frühern Verhältnissen. Die mit Ludwig **XVIII.** zurückgekehrten Emigranten saßen am Ruder und regierten so, daß jedem Unbefangenen einleuchten mußte, dies könne nicht von Dauer seyn, und ich bekam gar keine Lust, nur den mindesten Versuch zu machen, um eine Anstellung zu erhalten, blieb deßhalb kaum acht Tage in Paris, während denen ich mich fast ausschließlich damit beschäftigte, mir die Werke, Broschüren und sonstige Hülfsquellen anzuschaffen, die mir Carnot zu der Herausgabe meines historischen Werkes über die französische Revolution als nothwendig empfohlen hatte, und es gelang mir, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten und Mühe, die meisten aufzutreiben, auch kaufte ich noch viele nicht bezeichnete Bücher, die mir bei dieser Gelegenheit in die Hände fielen, und ich zu meinem Zweck dienlich glaubte. Ich kehrte nun mit einer großen Kiste Bücher beladen nach Frankfurt zurück und machte mich ernstlich ans Werk, obgleich die wenigen Personen von meinen Verwandten, denen ich das Vorhaben mittheilte, und unter ihnen auch mein Oheim Weller und Franz Fahrtrapp, ein Nachkomme des alten Franz, den wir am Anfang dieser Memoiren kennen gelernt, welche eine Kunst- und Buchhandlung, große Druckereien ꝛc. hatten, sehr ernstlich von einem so schwierigen Unternehmen abriethen, wozu ich schwerlich einen Verleger finden würde, da schon Hunderte von Büchern über diesen Gegenstand auch in deutscher Sprache, zum Theil von sehr tiefgelehrten Leuten erschienen seyen, und keines ein großes Glück gemacht habe. Der Hauptgrund ihres Abrathens aber mochte wohl der seyn, daß sie mir

als einen der nicht auf Universitäten gewesen, also nicht systematisch studirt und die Perückenweisheit gelehrter Pedanten am Catheder in Collegia geschöpft habe, die Fähigkeit ein Buch zu schreiben nicht zutrauten. Gar viele Deutsche, und besonders grundlos tiefe Gelehrte und solche Buchhändler, von denen schon Voltaire sagt: „sie glauben Verstand zu haben, weil sie den anderer Leute in ihren Buden verkaufen," sind in diesem Köhlerglauben befangen, bei erstern ist es jedoch meistens nur schlecht versteckter Brodneid.

Ein erfreuliches Ereigniß hielt mich indessen für den Augenblick ab, mich dieser historischen Arbeit, die anfing mir Vergnügen zu machen, anhaltend zu widmen. — Meine Schwester wurde Braut mit einem angesehenen Beamten eines Nachbarstaates, und mir ward jetzt der Auftrag, alle die bei solchen Umständen in Frankfurt stattfindenden Schwierigkeiten, die mit viel Laufereien, allerlei Eingaben und Schreibereien, zum Theil unangenehmen Gängen und Mahnungen verknüpft sind, wobei man mehrere Monate hingehalten wird und es hauptsächlich auf Prellereien und Gelderpressungen abgesehen ist, zu beseitigen. Ich konnte mit den Herren vom Amte gar nicht fertig werden, da immer wieder neue Anfragen gemacht, allerlei Papiere und Atteſtate herbeigeschafft werden sollten und auf dem jüngern Bürgermeisteramt, dem die Heirathsangelegenheiten obliegen, dennoch nichts gefördert wurde. — „Ja, haben Sie sich denn schon mit dem Actuar Bingel verständigt?" fragte mich einer der hochweißen Senatoren. — Wie so, erwiederte ich, was habe ich denn mit diesem abzumachen? — „Mein Gott, das wissen Sie nicht? — das ist ja der rechte Arm auf dem Bürgermeisteramt, der eigentliche Bürgermeister, denn der wird nicht gewechselt, werfen Sie diesem ein Paar Ducaten in die Rippen, dann wird Ihre Sache weit schneller gehen; wenn man gut fahren will, so muß man auch gut schmieren," und dies war einer der Senatoren, ein Zweiundvierzigsttheil der Frankfurter Souveränität, der mir diesen freundschaftlichen Rath ertheilte! — Dieser Bingel wurde außerdem wegen seiner klassischen Grobheit, durch welche die große Mehrzahl der Frankfurter Beamten sich auszeichnet, in dem Wahn, dadurch am besten ihre amtliche Würde zu wahren, schlechtweg auch der Actuar Bengel genannt. Auf ein Paar Ducaten kam es hier natürlich nicht an, und ich warf ihm sechs Brabänter in die Rippen; als ich aber hörte, daß die Sache dennoch über sechs Wochen dauern könne, und dieß meinem zukünftigen Schwager

mittheilte, der ohnehin von dem Frankfurter Bürgerrecht, das jene Herren so hoch anschlagen, als könne es schon allein glücklich machen, und das man mit der Verheirathung einer Frankfurter Bürgerstochter in Anspruch nehmen kann, gar nichts wissen wollte, so beschlossen wir den hochweißen Herrn ein Schnippchen zu schlagen. Der Bräutigam ließ sich von seinem Souverän die Erlaubniß zur Trauung geben, und sodann in Offenbach vom Oberpfarrer Waldeck, demselben bei dem ich confirmirt worden war, trauen, und führte dann seine junge Frau vergnügt heim. — Unterdessen kamen noch fortwährend Schriften und Anordnungen vom Bürgermeisteramt, die da besagten, jetzt müsse noch Dieses und Jenes herbeigeschafft werden u. s. w., bis ich mir die Mühe gab noch einmal selbst auf den Römer zu gehen, und die Herren zu bitten, sie möchten sich doch keine vergebliche Mühe und Arbeit mehr machen, meine Schwester sey bereits schon seit länger als einer Woche verheirathet und mit ihrem Mann auf und davon. — Ich glaube, wenn ich den Leuten den Untergang der Stadt Frankfurt prophezeiht hätte, so hätten sie keine längern, verdutztern und einfältigern Gesichter machen können, sie stierten mich mit großen Kalbsaugen und sperrweit geöffneten Mäulern an, besonders aber schienen der Herr Bürgermeister ganz verblüfft, und als sie endlich etwas von ihrer Perplexität zurückgekommen waren, geruhten sie zu stottern: Wa—wa— was haben Sie gesagt? —

— Daß meine Schwester schon über acht Tage verheirathet ist, und mit ihrem Gatten die Stadt und deren Gebiet verlassen hat.

— Wie—wie—wie ist das möglich?

— Der Herr Pfarrer hat sie getraut.

— Wer hat sich das unterstanden?

— Der Herr Oberpfarrer in Offenbach, mit Ihrer gütigen Erlaubniß.

— Das muß sogleich an die Großherzogliche Regierung berichtet werden, diese Trauung darf nichts gelten.

— Geben sich der Herr Bürgermeister keine vergebliche Mühe, die Trauung ist mit der eigenhändigen schriftlichen Einwilligung seiner königlichen Hoheit geschehen, folglich vollkommen gültig.

— Wir sind eben so souverän als der Großherzog, und der darf nicht in unsere Rechte greifen.

— Das machen Sie gefälligst mit ihm ab.

— Auf jeden Fall verliert Ihr Schwager das Frankfurter Bürgerrecht.

— Darauf hat er ſchon im Voraus verzichtet.

— Der Unglückliche, er weiß nicht was er verliert!

— Wohl möglich.

Die Herren ſahen ſich gegenſeitig wieder eben ſo perpler an, denn wie man das Frankfurter Bürgerrecht ſo aufgeben konnte, ging über ihr Faſſungsvermögen. „Nein, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen, da ſteht einem der Verſtand ſtill,“ ließ ſich einer und der andere vernehmen, und ich fand für gut, lächelnd mich gehorſamſt zu empfehlen, damit der Verſtand wieder in Gang kommen möge. Aber . . .

Meine Eltern wünſchten ſehr daß ich mich doch in Frankfurt fixiren möge, und meinten, es würde mir wohl nicht ſchwer fallen eine paſſende Anſtellung in dieſer Republik zu erhalten, ja wenn mir das Glück wohlwolle, meinte ein Herr Vetter, könne ich wohl auch noch einmal Senator und Bürgermeiſter werden, da wir gute Connexionen in der Stadt hätten, mit denen man in Frankfurt, wie männiglich bekannt, alles durchſetze.

— So hoch verſteigen ſich meine Wünſche nicht, Herr Vetter, ich bin viel beſcheidener.

Der Mann meinte nun, wenn ich bei dem Frankfurter Militär ankäme, dann könne man auch noch einmal Stadtkommandant werden.

— Und nichts zu kommandiren haben, erwiederte ich. — Laſſen Sie mich überlegen was ſich am beſten für mich ſchickt, möglichſte Unabhängigkeit halte ich für die höchſte Würde, die man auf Erden erlangen kann. Ich habe ſo viel irdiſche Größe ſich in Nichts auflöſen ſehen, daß mich ſelbſt ein Thron nicht mehr reizen könnte. — Indeſſen drangen meine Eltern in mich, doch irgend einen Entſchluß zu faſſen, und beſonders meine Mutter wünſchte, daß ich nach ſo vielen Jahren mich endlich in meiner Vaterſtadt fixiren möchte, mich zugleich verſichernd, es würde mir gewiß an einer für mich paſſenden Anſtellung nicht fehlen, wenn ich mich nur im Geringſten darum bemühen wolle. Ein mit unſerer Familie befreundeter Schöffe, der ſchon zweimal einjähriger wohlregierender Bürgermeiſter geweſen, habe ihr im Vertrauen mitgetheilt, daß man eine Polizeidirektorſtelle zu creiren beabſichtige, und dem zu ernennenden Direktor zu gleicher Zeit der Auftrag würde, in den

Angelegenheiten der Stadt mit dem Bundestag zu verkehren, wozu sich keiner der dermaligen Senatoren wohl eigne, es müsse ein Mann seyn, der mehrere Sprachen, besonders auch das Französische geläufig spreche, mancherlei Kenntnisse und namentlich viel Welterfahrung habe ꝛc. und damit geendigt, daß er glaube, eine solche Stelle sey ganz für mich gemacht, ich möge mich nur einstweilen bei den Senatsmitgliedern präsentiren und empfehlen. Ob mir gleich ein solches Amt, das mich wieder von hunderterlei Dingen und Leuten abhängig machen mußte, durchaus nicht convenirte, so bequemte ich mich dennoch, meinen Eltern zu Liebe, die es überaus wünschten und meinten, es würde ihnen ein wahrer Trost im Alter seyn, mich durch eine solche Anstellung gesichert bei sich zu sehen, sogenannte Empfehlungsbesuche bei mehrern der hochweisen Herren und auch den beiden einjährig Wohlregierenden zu machen. Aber wie mir zu Muthe ward als ich von einem jeden derselben die besondern Ansichten und Meinungen anhören mußte, die er über ein solches Amt und überhaupt über Regierungsangelegenheiten und Verwaltungssachen bei mir auskramen zu müssen glaubte, das kann ich Niemand sagen. Ich wußte zwar längst, wie wenig Kenntnisse, Fähigkeit, Welterfahrung dazu gehörten, um in Frankfurt Senator zu werden, und hatte auch eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntniß von der tollen Wirthschaft, welche die Frankfurter Behörden in allen Zweigen führten, aber eine so krasse Unwissenheit, eine so totale Unbekanntschaft selbst mit den allergewöhnlichsten und untergeordnetsten Dingen einer auch nur mittelmäßigen Administration, wie ich sie bei den meisten dieser Herren fand und zu denen sich bei manchen noch die ungeheuerste Stupidität und furchtbarste Beschränktheit mit den klotzköpfigsten Vorurtheilen gesellte, war mir noch nicht vorgekommen. Auch verstummten die meisten sobald ich das Gespräch auf wissenschaftliche Dinge zu leiten suchte, oder von den Schwierigkeiten einer gut administrirten Polizei, von Administration und überhaupt Staatsangelegenheiten sprechen wollte. Die Fragen, die man an mich richtete, bezweckten durchaus nicht zu erforschen, ob ich wohl auch die nöthigen Fähigkeiten, Talente, Kenntnisse, die ein solches Amt erfordert, besäße, von dem allen war gar keine Sprache, wie denn überhaupt bei der Besetzung irgend einer Stelle die Capacität zu derselben in Frankfurt niemals in Anschlag gebracht oder auch nur darnach gefragt wird, sondern Protektion und Connexionen allein erwogen werden, man erkun-

digte ſich, ob ich auch ſchon dieſem oder jenem meine Aufwartung gemacht habe, ob ich mich auch recht erkenntlich zeigen würde, wenn man mir die Stelle gebe; einige Senatoren, an die ich beſonders empfohlen war, gaben mir den guten Rath, mich bei dieſer und jener Dame hauptſächlich beliebt zu machen, ja recht höflich gegen die Senatorsfrauen und Töchter und alle Anverwandte bis ins zehnte Glied zu ſeyn, denn ſchon gar mancher habe eine gute Stelle erhalten, weil die Frau Schöffin ſo und ſo zu ihrem Mann geſagt: „dem mußt du herzu helfe, dann es is doch gar ä höflicher Menſch, er grüßt mich allemal wann er mich ſieht, ſchon fünfzig Schritt weit, und nimmt den Hut tief herunner.“ Auch einige Köchinnen, welche großen Einfluß auf gewiſſe Senatoren hätten, da ſie vortrefflich kochten, wurde mir gerathen, mit kleinen Geſchenken zu bedenken. Eine Freundin meiner Mutter brachte dieſer ſogar eine Liſte, auf welcher an zweihundert Perſonen figurirten, faſt alle Verwandte, Vetter, Baſen, Schwäger, Schwiegermütter, Tanten ꝛc. von Senatoren, denen ich ja nicht vergeſſen dürfe ſämmtlich meine Aufwartung zu machen, denn man habe ſchon öfters das Beiſpiel gehabt, daß eine einzige Hintanſetzung einer ſolchen wichtigen Perſon das Nichterhalten der Stelle des Aſpiranten zur Folge gehabt, wie noch neulich mit dem Herrn S...., der es vergeſſen der Großtante des Senators B.... ſeine Aufwartung zu machen, und deßhalb bei aller Tüchtigkeit das Amt, als ein Menſch der nicht zu leben wiſſe, nicht erhalten habe. — Dies war mir denn doch ein wenig zu toll, und ich glaube daß ich unter ſolchen Umſtänden ſelbſt die Bewerbung um ein Fürſtenthum aufgegeben haben würde, wieviel weniger die um eine Frankfurter noch erſt zu creirende Polizeidirektorſtelle. In allen Staaten ſpielt bei der Aemterbeſetzung Protektion immer eine wichtige Rolle, aber in den meiſten, wenigſtens den monarchiſchen, wird heut zu Tage doch vor Allem und zuerſt nach den Fähigkeiten der ſich meldenden Individuen gefragt; das iſt aber in Frankfurt niemals der Fall, ſie machen dort den Blinden zum Richter über die Farben, und den Lahmen zum Laufer, wenn er nur die gehörige Protektion, beſonders die der Senatorsſchürzen hat. Daher kömmt es denn auch, daß alle Stellen daſelbſt in der Regel ganz ſo beſetzt ſind wie Schiller den Fiesko ſprechen läßt, nämlich daß Wölfe die Finanzen, Füchſe die Caſſen beſorgen, Tauben oder Schaafe im Kriminalgericht ſitzen, Böcke die Heirathsproceſſe ſchlichten, Haſen Soldaten, Tiger Frie-

densrichter, Esel Gesandte oder Polizeibeamte, Ochsen die Justiz handhaben und Maulwürfe die Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter sind, während Löwen, das edle Roß, die Elephanten bei der Bagage bleiben müssen, oder wie Klinger, Göthe, Börne u. s. w., auswandern. — Der geniale talentvolle Klinger konnte es, weil er von armen und niedern Eltern geboren war, zu seinem großen Glück nicht einmal zu einem Thorschreiberämtchen in Frankfurt bringen, ward dagegen Generallieutenant und eine der angesehensten und tüchtigsten Personen des russischen Reiches; Göthe, der den Frankfurter Unrath zu gut kannte, schickte den Herren sogar das Bürgerrecht heim, und Börne, der noch unter dem Fürsten Prima eine Stelle bei der Polizei erhalten, gab diese auf, da es ihm unmöglich war, in der Umgebung einer solchen Cloake zu athmen, und verließ endlich eine Stadt, wo ihn schon die Luft anekeln mußte. — — Nein, lieber Vater, und wenn man mir Millionen anböte, so würde ich eine solche Stelle nicht annehmen, nachdem ich die hiesigen Verhältnisse näher kennen gelernt und ziemlich durchschaut habe, sagte ich zu meinen Eltern, als wieder die Rede darauf kam, auch würde ich sie keine drei Wochen behalten, denn wer in dem faulen und stinkenden Sumpfpfuhl der Frankfurter Behördenwelt leben kann, der muß eine Lunge und ein Gewissen haben, weiter und durchlöcherter als das Danaidenfaß, denn hier heißt es mit Recht:

Der Dummkopf ward ein Mann im Staate,
Denn sein Herr Vetter sitzt im Rathe.

Ich werde aber dennoch in Frankfurt bleiben und mir eine unabhängige Existenz zu gründen suchen. — Darauf gingen nun meine Gedanken und meine Bemühungen vorerst aus, während ich unter der Hand täglich an meinem historischen Werk arbeitete und viel las. — Aber was beginnen? Darüber konnte ich eine Zeitlang nicht ins Reine kommen. — Eines Tages fielen mir unter meinen Papieren einige Nummern des Beobachters an der Spree in die Hand, die ich von Berlin mitgenommen, weil meine Aufsätze in denselben standen, und plötzlich sagte ich zu mir selbst: wie wäre es, wenn ich hier ein ähnliches Volksblatt herausgebe, an Stoff dazu fehlt es wahrlich nicht, ich habe durch das Projekt einer Anstellung den hiesigen Augiasstall zur Genüge kennen gelernt, und es wäre wohl noch ein Verdienst, zu versuchen, etwas zu sei-

ner Reinigung beizutragen, ob man gleich keine Mohren weiß wäſcht. Dieſe Idee bildete ſich immer mehr in meinem Kopf aus, und ich hatte damals wirklich noch den einfältigen Glauben, wenn ich auf die gräßlichen Uebelſtände der Verwaltung und Regierung Frankfurts aufmerkſam machte und den Leuten über gewiſſe Dinge die Augen öffnete, dies wohl etwas beſſern könnte.

Die Juſtiz liegt leider noch in faſt allen Staaten Europas, und namentlich in Deutſchland, ſchrecklich im Argen; aber ſo wie in meiner Vaterſtadt Frankfurt habe ich ſie ſelbſt in dem Kirchenſtaat und dem verrufenen Neapel nicht gefunden. Hier kann man mit vollem Recht mit dem mißmuthigen Dichter ſagen:

„Wo die kriechende Chikane
Einen armen Bürger drückt,
Aber unter Plutos Fahne
Einem Reichen alles glückt;
Wo ein ſchwelgeriſches Mahl
Einem Richter aufgetiſcht,
Seiner Göttin harten Stahl
In ein weiches Wachs verwandelt!“

Daß ich in ein furchtbares Wespenneſt ſtechen würde, wenn ich es wagte all dieſen ſtinkenden Koth von Niederträchtigkeiten, Infamien und Dummheiten aufzuwühlen und mit der Geißel der Satyre durchzupeitſchen, war mir zwar klar, doch dachte ich auf der andern Seite: was kann dir am Ende daran liegen, wenn du auch dies ganze Geſchmeiß der Schlechtigkeit über den Hals kriegſt, du haſt keine Rückſichten zu nehmen, da hat Luther noch ganz andern Gefahren getrotzt. Aber noch ein anderer Umſtand machte mich zweifelhaft: Börne, der geiſtreichſte, witzigſte Kopf der in ganz Deutſchland lebte, gab damals die Zeitſchwingen heraus, und ſchwang in denſelben eine Geißel, die kein Anderer ſo zu handhaben vermochte; dieſer, fürchtete ich, würde meinem Vorhaben im Wege ſtehen, ich machte ihm deßhalb einen Beſuch, theilte ihm mein Projekt mit, zu dem er mich nicht nur ermunterte, ſondern mir verſprach, was zu deſſen Förderung an ihm liege, würde er gerne thun, darauf könne ich mich verlaſſen; auch theilte er mir manche Dinge mit, die er als früher bei der Polizei angeſtellt in Erfahrung gebracht, und die zu benutzen er mir freiſtellte. Daß ich unter den erbärmlichen Frankfurter Cenſurver-

hältniſſen*) kein ſolches Blatt herausgeben konnte, war mir auch klar, ohne daß mich Börne darauf aufmerkſam gemacht hätte, und ich kam deßhalb bei der großherzoglich heſſiſchen Regierung um die Erlaubniß ein, eine Zeitſchrift in Offenbach herausgeben zu dürfen, die mir auch bald gewährt wurde. Mehrere Umſtände veranlaßten mich indeſſen, von der erhaltenen Bewilligung nicht ſogleich Gebrauch zu machen und die Herausgabe der Zeitſchrift vorerſt noch zu verſchieben. Mit mehrern Frankfurter Buchhändlern, namentlich mit Könitzer (dem Inhaber der Jäger'ſchen Buchhandlung) und mit Brönner hatte ich auch von der Herausgabe meines hiſtoriſchen Werkes geſprochen, Könitzer aber wies es von der Hand, indem er mir eine ganze Liſte von Büchern herzählte, die alle ſchon über dieſen Gegenſtand, und zum Theil von berühmten Namen, erſchienen ſeyen, von denen kein einziges ein ſonderliches Glück gemacht; ja wenn es ein Kalender, Almanach, Taſchenbuch und ſo etwas dergleichen wäre, meinte der gute Mann, damit haben wir ſchon manch gutes Geſchäft gemacht, aber ein großes hiſtoriſches Werk, wer kauft dieſes heut zu Tag. — Der alte Jäger, von dem Könitzer als Commis die Tochter geheirathet, war durch Kalender-Verlag und dergl. reich geworden. Brönner ſchien eher auf meine Vorſchläge deßhalb einzugehen, aber er hatte einen Aſſocié Namens Jügel, der ſich ebenfalls als Commis in deſſen Geſchäft eingeheirathet hatte und ihm von dieſem Unternehmen, bei dem durchaus nur Verluſt zu erwarten ſey, abrieth. Noch einige Frankfurter Buchhandlungen, unter denen auch mein Vetter Fahrtrapp, wieſen die Sache von ſich.

*) Man kann ſich einen Begriff davon machen, wie die Cenſur der freien Stadt Frankfurt gehandhabt wurde, wenn man erfährt, daß der Cenſor vom Bürgermeiſteramt die Inſtruction hatte, Alles zu ſtreichen was er nicht verſtünde. Dies kam daher, weil der gute Mann manche Artikel, die einen etwas verblümten Sinn gehabt, in aller Unſchuld hatte ſtehen laſſen, wodurch er dem hohen Senat mehr als einen Wiſcher vom Bundestag zuzog, wo er ſich dann mit Unwiſſenheit über deſſen Bedeutung entſchuldigt hatte. — So ſtreichen Sie ins Teufelsnamen was Sie nicht verſtehen, hatte ihm der jüngere Bürgermeiſter anbefohlen; da nun der gute Mann faſt gar nichts verſtand, ſo kann man denken wie er ſtrich. — Ueber Frankfurter Verhältniſſe durfte ein für allemal in den Frankfurter Blättern gar nichts gedruckt werden, nicht einmal die gehorſamſte Anfrage wegen irgend einem Uebelſtand, denn — im Dunkeln iſt am beſten munkeln.

Damals lebte die ehemalige Königin von Spanien, früher Königin von Neapel, wo ich ſie ſchon kennen gelernt hatte, unter dem Namen einer Gräfin Sürvilier mit ihren beiden Töchtern zu Frankfurt in dem Garten-Pavillon des rothen Hauſes, ſehr eingezogen; ſie war, wie bekannt, die Gattin Joſeph Bonapartes, der ſich in Amerika aufhielt. Dieſe Dame war eine der trefflichſten weiblichen Characteren die ich jemals kennen gelernt; die Tochter eines Marſeiller Kaufmanns, hatte ſie der Beſitz von Thron und Krone nicht im mindeſten hochmüthig, ja noch beſcheidener gemacht, ein unendliches Wohlwollen gegen alle Menſchen, die ſie ſo gerne glücklich gewußt und gemacht, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte, war ein Hauptzug im Charakter dieſer würdigen Frau, ein Engel an Sanftmuth, Güte, Tugend und Seelenreinheit, ihre Wohlthaten hatten keine Grenzen. Obgleich keine ausgezeichnete Schönheit, war ſie doch ſelbſt im vorgerückten Alter noch höchſt liebenswürdig. Sie beſchäftigte ſich in Frankfurt, ſo wie ſchon früher, faſt einzig mit der Erziehung und Ausbildung ihrer beiden Töchter, von denen die älteſte, Zenaïde, damals 19 und die jüngere, Charlotte, etwa 17 Jahre alt ſeyn mochte. Beide Mädchen waren durch ihren hohen Geiſt, ihre Talente, ihre treffliche Erziehung und ihre körperliche Bildung ausgezeichnet; Charlotte hatte beſonders in der Malerei kein gewöhnliches Talent, und in der Muſik waren beide ziemlich vorangeſchritten, Piano, Harfe und Geſang dienten zu ihrer Erholung, während ſie die meiſten Stunden den höhern wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen widmeten.

Ich ließ mich bei den Damen als ehemaligen franzöſiſchen Offizier melden, wurde an- und freundlich aufgenommen und gebeten, meine Beſuche recht oft zu wiederholen. Wie ungemein anziehend mir die Unterhaltung dieſer Damen war, die ſich meiſtens um Ereigniſſe und Begebenheiten Napoleons und ſeiner Angehörigen drehte, kann ich nicht ſagen. Ich erhielt über manche Verhältniſſe, namentlich über die Napoleons zu ſeinem Bruder Joſeph und anderer, Aufſchlüſſe, die von hohem Werth für das Werk waren, das ich herauszugeben beabſichtigte. Indeſſen waren nicht immer die Politik und Staatsangelegenheiten das Thema der Converſation, ſondern es wurde auch muſicirt, vorgeleſen ꝛc. Die einzige Perſon in Frankfurt, die außer mir noch Zutritt bei der Familie hatte, war die Tochter aus einem der erſten Banquiershäuſer daſelbſt, Fräulein M...., deren Haus die Geldan-

gelegenheiten der Gräfin Sürvilier beſorgte. Dieſes Mädchen hatte einen aufgeweckten, ſehr muntern und heitern Humor, liebte gern kleine Abenteuer und machte den Damen manche kleine Zerſtreuung durch die Stadthiſtörchen, die ſie ihnen auf die launigſte Weiſe und mit oft ſehr witzigen Bemerkungen erzählte. Es wurden von Zeit zu Zeit auch kleine Comödien aufgeführt, bei denen die Gräfin Mutter und ein Paar Kammerfrauen die einzigen Zuſchauer abgaben und ich der einzige männliche Acteur war, dennoch aber machten ſie uns allen viel Spaß. Fräulein M...., die bisweilen eine kleine Rolle übernahm, machte die erſte Liebhaberin ſo natürlich, obgleich mit einem etwas ſehr germaniſchen Accent, daß ſie mich bezauberte, und ſich bald auch außer der Bühne ein kleines Liebesverſtändniß unter uns entſpann, von dem die Familie Sürvilier aber nichts ahnte, da wir uns Rendez-vous außer dem rothen Haus, und meiſt im alten verſchwiegenen Pfarrthurm gaben. Da wir faſt nie Gelegenheit hatten, uns im rothen Haus nur ein Paar Worte allein zu ſagen, und deutſch zu ſprechen in Gegenwart der andern Damen unſchicklich geweſen wäre, ſo tauſchten wir gegenſeitig unbemerkt kleine Briefchen aus, in denen das weitere verabredet war. Eines Tages hatte Madame M...., die Mutter, das Töchterchen bei dem Leſen eines ſolchen überraſcht und wollte es ihr, da ſie ſich weigerte daſſelbe herauszugeben, mit Gewalt entreißen, aber das Mädchen lief ihr davon, die Mutter ihr nach und verfolgte ſie alle Treppen hinauf bis auf den oberſten Boden, wo erſtere, da ſie ſich nicht mehr zu helfen wußte, das Billet zerriß und es verſchluckte, ehe Mama noch bei ihr war, und beinahe daran erſtickt wäre. Es gab nun ein arges Donnerwetter zwiſchen Mutter und Tochter, und Madame M.... war einfältig genug, die Sache publik und alſo zum Stadtſcandal zu machen, ſo daß vier Wochen lang in allen Theeklatſchen die Begebenheit, reichlich verziert, Stoff zur Unterhaltung gab.

Zu jener Zeit kam auch der General Gourgaud von St. Helena zurück, wo er Napoleon, ſeinen Herrn, ſchon kränklich verlaſſen hatte, und hielt ſich eine Zeitlang in Frankfurt auf, nachdem er in Hamburg vom dortigen Senat wegen einer Damen-Intrigue, in deren Folge er ſich eine Herausforderung hatte zu Schulden kommen laſſen, ausgewieſen worden war. Auch in Frankfurt geſtattete man ihm nicht eine Privatwohnung zu beziehen, ſondern er mußte in einem Gaſthaus, dem Pariſer Hof, während

der Dauer ſeines Aufenthaltes wohnen bleiben. Dieſen lernte ich zuerſt bei der Gräfin Sürvilier kennen, die er oft beſuchte, und wo er äußerſt intereſſante Mittheilungen über das Leben des Exkaiſers auf St. Helena machte. Da er hörte, daß ich an einem großen Werk der Geſchichte unſerer Zeit arbeite, zu dem mir der General Carnot die erſte Anleitung gegeben, ſo erbot auch er ſich, mir wichtige Notizen mitzutheilen, die ich aber wenig benutzte, da ſie offenbar der Wahrheit nicht getreue Entſtellungen enthielten und höchſt partheiiſch waren.

Uebrigens kam jetzt ein ſehr ernſtes Thema bei den Abend-Unterhaltungen der Gräfin Sürvilier zur Sprache, deſſen Gegenſtand kein geringerer als ein Projekt zur Befreiung Napoleons aus der engliſchen Gefangenſchaft zu St. Helena war, welches aber die Krankheit und das bald darauf erfolgende Ableben des Gefangenen nicht zur Ausführung kommen ließ. Nachdem mancher abenteuerliche Vorſchlag gemacht, mancher Luftpallaſt erbaut und wieder niedergeriſſen oder als unausführbar verworfen worden war, blieb man bei folgendem, gewiß ſehr gut combinirten Plan ſtehen: Ich ſollte nach London reiſen und dort den Chef eines Handelshauſes, der als ein großer Verehrer Napoleons bekannt war, in das Geheimniß ziehen, um durch ihn und in ſeinem Namen ein Schiff nach Oſtindien ausrüſten zu laſſen, auf welchem ich mich als Privatſpekulant und mit guten Empfehlungsſchreiben an das dortige Gouvernement verſehen, dahin begeben ſollte. Nachdem ich mich daſelbſt einige Zeit aufgehalten, ſollte ich den Verluſt meines ganzen Vermögens angeben und möglichſt veröffentlichen, und mich dann auf einem andern, nach England zurückkehrenden Oſtindienfahrer, der in St. Helena anhielt, einſchiffen, bei dem dortigen Gouverneur Hudſon Lowe melden und ihm vom Oſtindiſchen Gouvernement mitgebrachte Empfehlungsſchreiben vorzeigen, die ich durch die aus England mitgebrachten Empfehlungen leicht erhalten könnte, und in denen von meinem angeblichen Verluſt die Rede ſey. All dieſe großen Weitläufigkeiten waren nöthig, um auch den leiſeſten Verdacht zu entfernen; auch noch andere Empfehlungen an einen in St. Jamestown etablirten Mann ſollte ich durch das Londoner Haus erhalten, dem ich jedoch nicht eher etwas von der beabſichtigten Unternehmung mittheilen dürfe, bevor ich mich von ſeiner Zuverläßigkeit vollkommen überzeugt habe. In St. Helena ſollte ich krank werden und

allerlei Mittel anwenden, damit mein Aussehen die angebliche Krankheit bestätige, namentlich Brustbeschwerden und Husten fingiren, unter diesem Vorwande auf der Insel zurückbleiben, und nachdem ich allmählig etwas besser geworden, um die Erlaubniß einkommen, eine Taverne in St. Jamestown errichten zu dürfen, die mir vermittelst der von Ostindien mitgebrachten Schreiben und unter der Aegide eines Bürgers der Stadt, wohl gewährt werden würde. Durch vorzüglich gute Qualität der Getränke und billige Preise, jedoch nicht zu auffallend, sollte ich mir, namentlich unter dem Militär, bald eine große Kundschaft verschaffen, mit gehöriger Vorsicht viel Credit geben, diejenigen Personen, von denen ich glaube daß nichts mit ihnen anzufangen sey, hauptsächlich Soldaten, gehörig ans Bezahlen mahnen, ohne sie jedoch gerade zu brüskiren, bei denen aber wo ich das Gegentheil merke, das Anschreiben von Zeit zu Zeit vergessen. Durch dieses Mittel sollte ich meine Leute kennen, die Brauchbaren unterscheiden lernen, und womöglich auch einige Offiziere zu gewinnen suchen, namentlich solche, die Mißvergnügen mit ihrer Lage bezeigten. Nachdem ich auf diese Art nach und nach dem Ziele näher gerückt, sollte ich bei den bereits Erprobten es weder an großen Versprechungen, Geschenken noch Versicherungen auf reichliche Versorgung für die Lebenszeit fehlen lassen. Wenn ich mir auf diese Weise nun einen kleinen Anhang verschafft, so sollte ich suchen Jemand von Napoleons Umgebungen mit dem Plan bekannt zu machen und am Tag der Ausführung durch die gewonnenen Offiziere alle Posten um Longwood von den ebenfalls gewonnenen Soldaten besetzen lassen, auch eine Fischerbarke an dem steilsten Ufer von St. Helena in der zur Ausführung des Planes bestimmten Nacht bereit halten, welche den Gefangenen, nachdem man ihn mit Stricken hinabgelassen, entführen und auf ein zu diesem Behuf so nahe als möglich kreuzendes amerikanisches Kauffahrtheischiff bringen müßte. Sollte ich indessen dies für unthunlich oder zu gewagt halten, so bliebe es meiner Einsicht überlassen, durch eine förmliche Revolte der Verschworenen diese Befreiung zu bewerkstelligen, wobei man viel auf die, wegen den mancherlei Beschränkungen höchst unzufriedenen Einwohner von St. Helena, so wie auf einen großen Theil der Garnison und der Neger zählen zu können glaubte, da diese über mancherlei Verationen und schlechte Behandlung, die ihnen zu Theil geworden seitdem man ihre Insel zu Napoleons Kerker

gemacht, ſehr aufgebracht waren. Auch dieſes ſollte in der Stille der Nacht vor ſich gehen, damit die nicht beſtochenen Signalpoſten verhindert würden zu früh Lärm zu ſchlagen, und ſo die Kreuzer aufmerkſam gemacht würden bevor die Barke glücklich durchgekommen. In dieſem Fall ſollte auch verſucht werden, ſich der Perſon des Gouverneurs zu bemächtigen, aber womöglich alles Blutvergießen vermieden werden. Unterdeſſen ſollte man auch dafür Sorge tragen, ſo viel wie möglich Leute, die man als große Verehrer Napoleons kenne, als Bediente, Handwerker, Köche ꝛc., in St. Helena unterzubringen, um ſich ihrer im Fall des Aufſtandes bedienen zu können, ohne ſie vorher in irgend etwas einzuweihen. Amerikaniſche Kauffahrtheiſchiffe ſollten ſich beſtändig in gehöriger Diſtanz von der Inſel aufhalten, aber keines länger als ein Paar Tage, um keinen Verdacht zu erregen und damit ſie als nur vorüberſegelnd betrachtet würden, auch ſollten ſie nur in Zwiſchenräumen von 8—14 Tagen ſichtbar werden, verſchiedene Flaggen aushängen und nie ſo nahe herankommen daß man ſie anrufen oder ihnen nur ſignaliſiren könne. Im Uebrigen ſollte es mir überlaſſen bleiben, einmal auf der Inſel, noch diejenigen Mittel anzuwenden und Vorkehrungen zu treffen, die ich für dienlich halten würde, den großen Zweck zu erreichen.

General Gourgaud hatte der Gräfin Sürvilier manche Details über die Bewachung Napoleons und das Innere der Inſel von St. Helena mitgetheilt, welche die großen Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens darthaten, die man jedoch nicht für unüberwindlich hielt. Es ſollte nun vorerſt die Sache mit dem Londoner Haus eingeleitet werden und wurde auch mit einem, als Napoleons außerordentlich großen Verehrer bekannten engliſchen Lord C.... deßhalb verhandelt. Dieſer ſchenkte zwar dem entworfenen Plan ſeinen Beifall, aber das Fortſchaffen Napoleons vermittelſt einer Barke ſchien ihm zu gefährlich. Ich ſelbſt hatte mehrere Conferenzen mit dieſem Engländer zu Paris, wohin ich auf wenige Tage reiste, wobei er mir ſagte, daß wenn man auch die Befreiung des Erkaiſers, es ſey durch Liſt und Beſtechung oder durch offene Gewalt, errungen habe, dennoch die Kreuzer, ſelbſt wenn die nächſten Signalpoſten gewonnen, zu wachſam und gefährlich ſeyen, als daß man hoffen könne, unangefochten durchzukommen; er rieth mir übrigens von offener Gewalt ganz ab, nur durch Liſt und Beſtechung ſey etwas zu hoffen. Jede Gewalt-

thätigkeit würde sogleich auf den Schiffen bekannt, und ein Aufstand sogleich eine förmliche Belagerung der Insel herbeiführen. Am sichersten wäre es freilich, wenn man einen oder ein Paar der die Kreuzer befehligenden Commandanten gewinnen könne, doch daran sey nicht zu denken. Außerdem war seine Meinung, man dürfe hier durchaus nichts übereilen, es müsse alles auf das reiflichste überlegt und geprüft werden, er hoffe noch ein Mittel zu finden, das unfehlbar zum Ziele führe. Mit diesen Vertröstungen kam ich nach Frankfurt zurück, und man kam überein, die fernern Berichte des Lords abzuwarten, bevor man in der Sache weitere Schritte thue.

Einstweilen arbeitete ich an meinem Werk fort, machte öfters Excursionen in das Taunusgebirg und die mir zum Theil noch sehr unbekannte Umgegend Frankfurts und hatte allerlei kleine, mehr oder minder unterhaltende Abenteuer, mitunter auch mit einigen Gespielinnen aus meiner Kindheit, wie die an einen reichen Kaufmann verheirathete Caroline Th..., Lili O. und Tinchen L., die sich alle noch gut conservirt hatten. Pikantere Bekanntschaften waren mir aber die einer jungen angehenden Schauspielerin, Betty U...., und eines allerliebsten und sehr geistreichen jungen Mädchens, Jeannette G...., beide sehr schön und letztere die Tochter einer Wittwe, die eine Kaffeewirthschaft hatte, und die Braut eines Hanauer wohlhabenden Holzhändlers war. Die Braut gestand mir aber bald nachdem ich sie kennen gelernt, daß sie wenig Neigung zu dem ihr bestimmten Mann habe, obgleich dessen Aeußeres durchaus nicht unangenehm war, dagegen hatte er in seinem Benehmen etwas so Tölpisches und Linkisches und so wenig Tact, daß er oft die albernsten Streiche machte und sogar die allergewöhnlichsten Rücksichten der Artigkeit und Convenienz außer Augen ließ, was auch der sonst nicht sehr empfindlichen Mutter mißfiel und Ursache war, daß schon während des Brautstandes öfters unangenehme Auftritte stattfanden. So war er bei einer Partie auf das Forsthaus, als man im Begriff war in den Wagen zu steigen, zuerst und vor den Damen, das Mädchen hatte noch eine ältere, aber nichts weniger als liebenswürdige oder hübsche Schwester, in denselben gesprungen, worüber die ganze, an den Fenstern liegende Nachbarschaft, die das Brautpaar einsteigen sehen wollte, fast laut lachte. Dieß versetzte die Mama so in Zorn, daß sie auf der Stelle ins Haus umkehrte, und nichts mehr von der durch

den Bräutigam veranſtalteten Partie wiſſen, ſondern zu Haus bleiben wollte. Die Mädchen mußten natürlich der Mutter folgen, der Bräutigam konnte wieder ausſteigen, und ſtatt der Spazierfahrt gab es einen gewitterähnlichen Hausſpektakel. Einige Tage darauf kam es bei Tiſche durch das plumpe Benehmen des Geliebten, der den Inhalt einer ganzen Saucière über das Tiſchtuch und das Kleid Jeannettens goß, zu einer noch weit heftigern Scene, die damit endigte, daß von Seiten der Braut und ihrer Mutter dem Herrn die Heirath gekündigt wurde und man ihn bat, das Haus ferner mit ſeinem Beſuch zu verſchonen. Er tobte und ſchrie zwar entſetzlich, aber es blieb dabei, die Damen waren unerbittlich. Ich trat gerade in das Zimmer als der Zank am heftigſten war. Herr H. ſprach meine Vermittlung an, die Mama ließ ihn kaum zu Worte kommen, und behauptete auch ſonſt allerlei gehört zu haben, was ihr beweiſe, daß ihr Kind mit dieſem Mann nicht glücklich werden könne, er ſah gerne tief ins Glas, und ich rieth ihm, unter ſolchen Umſtänden gutwillig von aller Bewerbung abzuſtehen und ſich zu empfehlen. Dieß that er endlich unter Fluchen und Schimpfen, und ſprengte dann in der Stadt aus, er habe ſeine Braut aufgegeben, weil er ſie mit mir in zu traulichem Verhältniß ertappt. Dies war nicht nur nicht wahr, ſondern nicht möglich, da ich erſt nach ſeiner Entfernung in ein ſolches mit ihr trat.

Ein Vorfall anderer Art, bei dem ich betheiligt war, machte noch mehr Lärm und Aufſehen in Frankfurt. Es war nämlich Feuer in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe ausgekommen, und da man in der engen Straße dem brennenden Haus nicht wohl mit den Spritzen beikommen konnte, ſo wollten die Führer derſelben in den Hof des Thurn- und Taxisſchen Palais, dem Sitz des Bundestags, in den man von der großen Eſchenheimer Gaſſe einfährt, um von da aus, wo man die Schläuche durch einige Fenſter leiten konnte, dem Feuer Einhalt zu thun. Dagegen ſtellte ſich aber ein Menſch, der, obgleich es noch ziemlich früh in den Vormittagsſtunden war, ſich doch ſchon ein artiges Räuſchchen angetrunken hatte und zu den Spritzenleuten in ächt öſtreichiſchem Dialekt ſagte: „Un Se dürfens halt nit rein, wir hobens hier alle Bundestags-Acten und Papier, und dürfen kane Spritzen rein, dos könnt' a ſaubere Geſchicht werden.“ — Ich kam gerade zu dieſer Diskuſſion und ſtellte dem Mann vor, daß wenn das Feuer mehr um ſich griffe, die Papiere des durchlauchtigen Bundestages weit mehr ge-

fährdet würden, als durch die Spritzen. — „Un 's geht halt ämol nit, un es kann halt nit seyn," lallte der Trunkene, und befahl dem Portier das Thor zuzumachen. Als ich nochmals Vorstellungen dagegen machte, sagte er zu mir: „und Sie, wem seyn's? Sie sinn jetzt hier im Arrest im Palais." — Ich lachte dem Menschen ins Gesicht, der aber nun in höchsten Zorn gerieth, und laut schrie: „Corporal von der Wacht, doß er's weiß, der Mensch hier is im Arrest, und lassen's en net raus." — Dieser erwiederte: ganz wohl, Herr Cassier. — Ich erfuhr nun, daß der Trunkenbold der östreichische Cassier beim Bundestag sey und sich Horrak nenne. Ich begab mich jetzt zum östreichischen Präsidialgesandten, Buol Schauenstein selbst, und theilte ihm den Vorfall mit, dieser gab natürlich gleich Ordre zu meiner Freilassung, indem er sagte: es ist doch kein Auskommen mit dem Trunkenbold, er macht einen Eselsstreich nach dem andern. Als ich durch den Hof kam, in welchem ich den Horrak noch traf, sagte ich im Vorübergehen: Sie sollen zu Ihrem Herrn kommen, der sich Ihre Eselsstreiche verbittet. — „Wos sagen's da, i mach halt kane Eselsstreich, das will i mir verbeten haben." — Mit einem: schlafen Sie Ihren Rausch aus, Sie werden das Weitere von mir hören, ließ ich den Kerl stehen und entfernte mich nun ungehindert, schrieb ihm aber noch denselben Tag ein Paar Zeilen, durch welche ich Genugthuung von ihm wegen dem verübten Gewaltstreich und so unbefugten als lächerlich angebotenen Arrest begehrte. Horrak aber lief mit dem Brief auf das Frankfurter Polizeiamt, dem er mit der Ungnade des östreichischen Gesandten drohte, wenn es mich wegen dieser Herausforderung nicht vornehme. — „Schauen's, meine Herrn, sprach er, was soll i mi dann mit dem Menschen schlagen? i bin ja gar nit ämol Soldat, und z'dem habens unser gnädigster Kaser an= für allmol verboten, daß wir uns duelliren dürfen, das is ä Narrethei." — Ich wurde nun auf das Polizeiamt, das gleich allen Frankfurter Behörden, gewaltig Respekt und Furcht vor den Bundestagsgesandten hatte, und besonders wenn der östreichische, russische oder preußische Gesandte nur ungnädig hustete, schon ein Angstfieber bekam und nicht schnell genug ein Loch finden konnte, sich zu verkriechen, gefordert, wo mir der damals demselben vorstehende Senator Wüstefeld ankündigte: „daß ich mich nicht unterstehen dürfe, in Frankfurt an irgend Jemand eine Herausforderung ergehen zu lassen, und am allerwenigsten

an Perſonen von dem durchlauchtigſten Geſandtſchaftsperſonal, ſonſt könne es mir ſchlimm ergehen, und es ſey nicht ſchön von mir, daß ich die Frankfurter Behörden mit dem Bundestag, der ihnen ohnehin ſo viel zu ſchaffen mache, in ſolche Conflikte bringe u. ſ. w. Meine ganze Antwort war: Herr Senator, wir werden uns doch am Ende nicht noch von den Schuhputzern des Bundestags auf der Naſe herumtanzen, oder von Trunkenbolden, wie dieſer Horrak, inſultiren laſſen ſollen? — Das nicht, aber Duelle können hier nicht geſtattet werden, das iſt gegen unſere Geſetze, und Sie würden ſich großen Unannehmlichkeiten ausſetzen, wenn Sie wieder Jemand herausforderten.

Außer den Beſuchen bei der Gräfin Sürvilier, war es das Theater und in deſſen Folge das von dem Perſonale deſſelben ſehr beſuchte Dörfchen Hauſen, was mir die angenehmſte Unterhaltung und meiſte Zerſtreuung in Frankfurt gewährte. Der Umgang mit den zur Geldariſtokratie gehörigen Familien, die meiſten meiner Verwandten mit einbegriffen, ſo wie deren Geſellſchaften, ſind für jeden Fremden, zu denen ich mich eigentlich wohl zählen konnte, da ich in meiner Vaterſtadt fremd genug war, ſo wie für jeden Mann von Geiſt, unausſtehlich, ja zum Verzweifeln langweilig. Spricht man mit dieſen Kaufleuten, die ſich unter ſich die „großen Häuſer“ tituliren, von Literatur, Kunſt, Muſik, Poeſie, Geſchichte, ja ſogar von Politik, ſo wird man mit ſtupiden Augen angeſtarrt, und erhält höchſtens zur Antwort, daß ihre wichtigen Geſchäfte ihnen nicht erlauben an ſolche Nebendinge zu denken; Klinger, Schloſſer, Börne, ja ſelbſt Göthe ſind ihnen theils fremde Namen oder doch die „Handlanger brodloſer Künſte.“ Dagegen ſind Courszettel, Zinſenberechnungen, Kaffee, Zucker, Spezereien, engliſche Waaren ꝛc. nebſt Stadtſcandale und Römerneuigkeiten Dinge, welche ihr Mundwerk gleich Mühlräder in Bewegung ſetzen. Dies kann indeſſen nicht anders ſeyn, da dieſe Herrn meiſt mit dem 14ten oder 15ten Jahre ſchon auf den Comptoiren ſitzen, wo ſie zum Zahlen- und Nullenmalen, zum Copiren merkantiliſcher Briefe ꝛc. verdammt ſind, und wo nie von etwas anderm als Gewinn und Verluſt die Rede iſt. Eine beſſere Erziehung genießen in der Regel die Mädchen, die zum Theil in guten Inſtituten bis zum 16ten und 18ten Jahr ausgebildet werden, daher es denn kömmt, daß ſie als Frauen ihre Männer, die ſelbſt den Eheſtand als ein merkantiliſches Geſchäft betrachten und vollziehen, meiſt überſehen, da

an eine wissenschaftliche oder den Geist nährende Unterhaltung nicht zu denken ist, und diese Ehen sich fast in der tödtlichsten Langeweile auflösen. Zu den Stunden der Essenszeit kömmt der Herr Gemahl abgestumpft und den Kopf voll Nullen, immer mißgelaunt an den Tisch, das Ehepaar sammt den Kindern und Tischgenossen machen die grießgrämlichsten Gesichter von der Welt und sind alle höchst einsylbig. An Tagen welche in andern Häusern Gelegenheiten zu fröhlichen Familienfesten geben, wie ein Geburtstag der Hausfrau, kömmt der Mann ganz trocken aus seinem Comptoir mit einer Rolle Brabänter in der Hand, legt sie der Frau auf den Tisch und spricht: „Da, da kannst du dir auch etwas zu deinem Geburtstag kaufen,“ und damit abgemacht. Eine reiche Bankiersfrau sagte mir bei einer solchen Gelegenheit einst: „wenn er sich (der Mann) doch nur die Mühe gäbe und mir etwas das sechs Kreuzer werth wäre selbst kaufte, so würde es mir einige Freude machen, aber so ein wie das anderemal 40 Brabänter und eine Brod- oder Mandeltorte vom Zuckerbäcker.“ — Daß auch die Frauen unter solchen Verhältnissen zuletzt sehr abgestumpft werden nnd höchstens noch Sinn für ihre Spielpartien, Boston, Whist oder L'Hombre wenns hoch kommt, und ihre etwas steife Toilette haben, ist sehr natürlich. Besser ist es wenigstens in einer Hinsicht unter der Mittelklasse als den Frankfurter Reichen bestellt, bei denen noch eine oft burleske Steifheit und lächerlich nachgeäffte Ceremonien das Unausstehliche vermehren, während bei den Reunionen jener doch immer eine gewisse Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, wenn auch bisweilen etwas derb, herrscht. Ich kenne übrigens keine Stadt in der Welt, wo sich die Menschen nach der Größe ihres Vermögens und ihres Einkommens so absondern, wie zu Frankfurt; jener paßt nicht in diesen Cirkel, denn er hat ein Paar Tausend Gulden weniger im Vermögen als die andern hier recipirten, und so geht es von Stufe zu Stufe ins Unendliche. — Ich schlug indessen all diesen Absurditäten ein Schnippchen, machte mich selbst über meine Anverwandten lustig, indem ich ihnen diese Albernheiten unverholen ins Gesicht sagte, und nach Hausen, Bornheim, auf das Forsthaus, Oberrad oder sonst wohin ritt wo es munter herzugehen pflegte. In Hausen im Garten Braumanns fanden sich namentlich alle Freitage die Frankfurter Theaterprinzessinnen, einige Literaten, Familien von dem Gesandtschaftspersonal des Bundestags, Offiziere von der Militärcommission und

andere joviale Leute ein, und dieſe Verſammlung nannte man das Hauſer Caſino. Das Theater war damals, wenigſtens was das Schauſpiel anbetrifft, gut beſetzt, beſonders hinſichtlich der Frauen. Demoiſelle Lindner, Frau von Buſch waren höchſt ausgezeichnete Künſtlerinnen, Weidner und Otto vollendete Schauſpieler. Dieſe fehlten, nebſt der Madame Urſpruch mit ihrer hübſchen Tochter Betty, eine vielverſprechende Anfängerin, Demoiſelle Bamberger, eine allerliebſte junge, ſehr talentvolle Sängerin, Hills ꝛc., nie. Unter allen war es Frau von Buſch, welche das meiſte Aufſehen erregte und eine Unzahl erhörter und nicht erhörter Liebhaber hatte, unter denen ſogar einige der reichſten, eben nicht mehr ſehr jugendlichen Kaufleute waren, deren Frauen darob verzweifeln wollten; eine Madame B..., deren Mann ganz in den Feſſeln der hübſchen Actrice lag, verließ aus Verdruß Frankfurt und ging nach Paris ſich zu zerſtreuen, von wo ſie jedoch bald wieder zurückkehrte. Nicht lange darauf hatte auch ein öffentlicher Scandal Frau von Buſch gezwungen, die Stadt zu verlaſſen. Dieſe ausgezeichnete Künſtlerin ſpielte ſowohl auf als außer dem Theater ganz vorzüglich Comödie, und war dabei mit nicht gewöhnlichen körperlichen Reizen begabt, hatte ein äußerſt angenehmes wohlklingendes Organ, und eine große Anmuth im Gang und allen ihren Bewegungen. Sie war außerdem eine abgefeimte und beſonders für unerfahrene Merkursdiener höchſt verführeriſche Coquette, die allgemein im Ruf ſtand, daß ihr kein Mann, den ſie an ihren Siegeswagen feſſeln wolle, widerſtehen könne. — Dieß ging ſo weit, daß einmal eine hübſche Malersfrau, ebenfalls eine Habituée in Hauſen, eine Wette mit mir einging: daß wenn es Frau von Buſch darauf anlege, ich mich ſterblich in ſie verlieben und in ihren Netzen fangen laſſen würde. — Dieſe, von der Malersfrau, welche ſie gut kannte, davon unterrichtet, ſetzte nun eine Ehre darein, mich zu ihrem ſchmachtenden Seladon zu machen, ich aber, der das allerliebſte Comödienſpiel der Frau von Buſch auf der Bühne wohl bewunderte, verlachte ihre mir viel zu bekannte, ja widerliche Coquetterie außerhalb derſelben, hatte ſie ein wenig zum Beſten und gewann die Wette, die mir durch eine Schäferſtunde mit der Malerin bezahlt wurde. — Frau von Buſch war eine geborene Großmann, und hatte, nachdem ſie ſchon einmal verheirathet geweſen, ihren jetzigen Gatten, einen hanövriſchen, nicht unbemittelten Edelmann, die Spröde ſpielend, vermocht, ſie zu ehelichen; als

ſie in kurzer Zeit deſſen Vermögen verſchwendet hatte, ward ihr der Mann bald zur Laſt, und ſie überließ ſich wie früher ihrem ausſchweifenden Leben wieder, ſammelte ein Heer von Liebhabern um ſich, mit denen ſie Orgien in der eigenen Wohnung feierte. Herr von Buſch, ein Schwachkopf, ſtatt den Herrn im Hauſe zu ſpielen, oder ſich wenigſtens von ihr zu trennen, zog ſich die Sache ſo zu Herzen, daß er ganz tiefſinnig wurde, ſich abſonderte, und meiſt in einem düſtern Zimmer auf einem Lehnſtuhl ſitzend, Tag und Nacht vor ſich hinſtarrend zubrachte. Seine Frau, wenn ſie überluſtig bei den Abendgelagen geworden, machte ſich manchmal das Vergnügen, zu ihrer Geſellſchaft zu ſagen: nun wollen wir auch meinem einfältigen Mann einen Beſuch abſtatten, öffnete ſodann die Thüre des Gemachs, in welchem der Unglückliche brütete, und ſprach: „da ſeht den Simpel, wie er da ſitzt!“ — Ihr erklärter Liebhaber war damals ein Baron von A..., früher Offizier in holländiſchen Dienſten, und ſehr reich. Dieſer fuhr jeden Tag mit der heilloſen Armide, zum großen Aerger der ehrbaren Frankfurter Frauen, in einer vierſpännigen offenen Caleſche ſpazieren. Eines Morgens aber verbreitete ſich plötzlich das Gerücht in der ganzen Stadt, Herr von Buſch habe ſich den Hals abgeſchnitten; doch war dies nicht der Fall, ſondern der arme Mann hatte ſich nur mit einem Raſiermeſſer die Adern an der Hand geöffnet, allerdings in der Abſicht, ſich um das Leben zu bringen, ſein Aufwärter hatte es aber gleich wahrgenommen, um Hülfe geſchrieen, und ein Chirurgus kam noch zeitig genug, um ihn vom Verbluten zu retten. Die Sache machte außerordentliches Aufſehen in der Stadt, und als den folgenden Abend Frau von Buſch im Theater, wenn ich nicht irre, als Lady Milford auftrat, wurde ſie mit einem ſo furchtbaren Geziſche, Pfeifen, Stampfen und Geſchrei empfangen, daß ſie durchaus nicht zu Wort kommen konnte. Sie ließ ſich aber nicht ſchrecken, ſondern ſtellte ſich mit der ſchamloſeſten Frechheit mit übereinander gekreuzten Armen vor das Parterre, ihre Blicke ringsumher werfend, als wollte ſie ſagen: Nun, und was wollt ihr von mir? — als der Lärm nachließ, wollte ſie wieder zu ſprechen anfangen, aber der Sturm erhob ſich von neuem und weit ärger als vorher, das Schreien artete in ein wahres Gebrüll aus, und man hörte deutlich die Worte: fort, hinaus mit der unverſchämten H... Nachdem ſie noch ein Paarmal vergeblich zu ſprechen verſucht hatte, war man gezwungen den Vorhang fallen

zu laſſen, und die Vorſtellung war für dieſen Abend beendigt. Den andern Tag fuhr Frau von Buſch vierſpännig mit ihrem primo amoroso, dem Baron von A.... in einem offenen Wagen und mit lächelnder Miene durch die Straßen der Stadt und um die Promenaden. Nun legte ſich die Polizei darein und ließ es ihr verbieten, ferner eine „ehrſame Bürgerſchaft durch ſolchen Scandal zu indigniren.“ — Ein Paar Tage darauf fuhr ſie mit ihrem Baron zum Stadtthor hinaus nach Mannheim, wo ſie ihre Reſidenz aufſchlug, ein Engagement erhielt und das Publikum durch ihre Kunſt entzückte.

Damals machte ich in der Befreiungsangelegenheit Napoleons wieder eine Reiſe nach Paris, von der ich jedoch wenig befriedigt zurückkam, da ich die Perſonen, an welche ich von der Gräfin Sürvilier empfohlen war, eben nicht ſehr empfänglich für unſer Projekt fand, dagegen hatte ich die Gelegenheit benutzt, um mit den bedeutendſten Pariſer Zeitungen Verbindungen anzuknüpfen, denen ich Artikel in franzöſiſcher Sprache über die damaligen Zuſtände Deutſchlands lieferte, und welche mir ſo gut honorirt wurden, daß ich oft 100 Franken und mehr für die Seite erhielt. Da ich nun in Frankfurt fortwährend einen ziemlichen Aufwand machte, wenigſtens keine Ausgaben ſcheute, und meine Eltern nicht mehr in den brillanteſten Vermögensumſtänden waren, mein Vater hatte ſich ſeit dem öſtreichiſchen Banquerout nie mehr recht erholen können, ſo ſagte die Frankfurter Welt: ich erhalte das Geld zu meinen Ausgaben von verſchiedenen Damen. Da mir daran gelegen war, daß Niemand erfuhr, daß ich in die franzöſiſchen Journale arbeite, ließ ich die Einfaltspinſel bei ihrem Glauben, und galoppirte, ſie auslachend, durch die Straßen.

Zu jener Zeit machte ich auch häufige Excurſionen nach meinem lieben Homburg und deſſen Umgegend, die mich immer mit einer gewiſſen Wehmuth an die Zeiten der daſelbſt ſo fröhlich verlebten Kinderjahre erinnerten. Mein guter Oheim Oberpfarrer war ſchon ſeit ein Paar Jahren geſtorben, Breitenſtein und ſeine Familie aber waren wohlauf. Von meinen frühern Amouretten daſelbſt waren die meiſten verheirathet, Eleonore von Brandenſtein aber war immer noch Hofdame, und zwar nicht nur verblüht, ſondern ſehr bruſtleidend, auch ſtarb ſie bald darauf im Bad Ems. Heimliche Sünden mochten dem Mädchen das frühe Grab bereitet haben, ihre Mutter war ihr nur ein Paar Jahre vorangegangen. Der

alte brave Landgraf Friedrich war erſt kürzlich geſtorben, und ſein Sohn Friedrich Joſeph ihm in der Regierung gefolgt. Dieſer hatte ſich noch als Erbprinz (1818) mit einer Tochter des Königs Georg III. von Großbritannien, der Prinzeſſin Eliſabeth, vermählt. Dieſe Heirath hatte man in Homburg als ein großes Glück für das kleine, ſehr arme Land gehalten, da die Prinzeſſin eine bedeutende Mitgift und anſehnliche Apanage hatte. Aber wie ich ſchon ſo oft erlebte, war auch hier, was man für ein Glück hielt, eher ein Unglück für das Land. Der neue Herr wollte nun à tout prix ein kleines London aus ſeiner kleinen Reſidenz machen; damit die Hauptſtraße breiter ſcheinen ſollte, mußten alle Wirthe ihre Schilder, welche die Arme in die Gaſſe ausſtreckten, einziehen und platt an den Häuſern anmachen, das alte Rathhaus wurde abgeriſſen, es ſollte ſpäter ein neues erbaut werden, was aber aus guten Gründen unterblieb; allerlei koſtſpielige Anlagen wurden in den herrſchaftlichen Gärten gemacht; über einen Bach, der die nach dem großen Tannenwald führende Allee durchſchnitt, und den man zur Noth mit einem Bein überſchreiten konnte, wurde eine Brücke aus Quaderſteinen erbaut, die über 30,000 Gulden koſtete; die Gärten und Luſtwäldchen wurden gewaltig gelichtet, obgleich ihr Herr eben kein großer Freund vom Licht war. Bei jeder Gelegenheit wollte der neue Landgraf den großen, großmüthigen und freigebigen Souverän ſpielen, allenthalben ruſſiſche Trinkgelder ſpendend; ward er zu irgend einer Taufe gebeten, ſo durfte das Pathengeſchenk nicht unter 500 Ducaten ſeyn; die Hofküche, aus der eine Unzahl Homburger Angeſtellter aller Art und andere geſpeist wurden, koſtete eine Unſumme Geldes, und ſo ging es durch alle Branchen, wobei ſich gewiſſe Leute ganz vortrefflich ſtanden und bereicherten, hauptſächlich diejenigen, welche die Einkäufe für den Hof in Frankfurt zu machen hatten, und ſich mit den dortigen Juden zu verſtändigen wußten. So kam es, daß nicht nur die engliſchen Gelder nicht ausreichten, ſondern da dieſe Heirath Urſache war, daß der Landgraf großen Credit erhielt, ſo ſtürzte er ſich bald in ein Schuldenmeer, das in gar keinen Verhältniſſen zu ſeinen Einkünften ſtand, und dem Land bald eine ſchwere Laſt werden mußte. Mehr als Gold aber regnete es mit Titeln auf die Homburger, von Geheimräthen bis ich weiß nicht auf was alles für Räthe ꝛc. herab. Ein alter Kammerdiener ſeines Vaters, Namens Walther, der zugleich Barbier war und eine Barbierſtube

gehabt hatte, in welcher die Soldaten barbiert wurden, ward zum Medicinalrath gestempelt u. s. w. — Meine Anhänglichkeit an Homburg machte, daß ich alles mögliche that, um mehr Leben in die kleine Stadt zu bringen. Wurden kleine Concerte veranstaltet, so brachte ich Dilettanten und Künstler mit, dieselben zu verherrlichen, und sang öfters selbst mit einigen Homburger jungen Damen, die hübsche Stimmen hatten. War ein Ball, so engagirte ich wenigstens ein Dutzend Tänzer, an denen in Homburg gänzlicher Mangel war, und nahm sie auf meine Kosten mit, ebenso ganze Kisten mit Orangen, Confekt und Körbe mit Champagner, womit ich die guten Leute in Homburg reichlich regalirte. Dies alles, verbunden damit, daß ich einigen Schönen daselbst den Hof und artige Geschenke machte, konnte man sich nicht zusammenräumen, und nicht glauben, daß ich es nur aus alter Liebe und Anhänglichkeit für Homburg selbst thue: nein, dahinter steckt was anders, zischelte man sich in die Ohren, der Mensch will gewiß eine gute Anstellung bei uns haben; besonders suchten ein Paar arme Advokaten sans causes, die nichts zu thun hatten und nach einem Stellchen seufzten, diese Meinung geltend zu machen, gegen mich intriguirend! — Wie habe ich nicht gelacht, als mir dies durch einige gute Freundinnen wieder hinterbracht wurde: Ich eine Anstellung in Homburg! wo der höchste Gehalt kaum 1500 Gulden war, soviel und mehr brauchte ich oft in einem Monat, und wo sogar die Geheimräthe noch in einer Art Taubenschlag oder schlimmer, ihre Wohnung aufgeschlagen hatten! Es war wirklich zum Zerplatzen; Homburg konnte mir wohl und hauptsächlich wegen den Erinnerungen an die früher hier verlebten Zeiten, ein angenehmer Aufenthalt auf ein Paar Tage seyn, aber in der Homburger Welt zu leben, in der selbst der früher so patriarchalisch gewesene Hof jetzt nur noch die Parodie eines größern Hoflebens war, und wo man einen wie den andern Abend ohne Ausnahme Lotto spielte und Nummern ausrief, dies wäre denn doch eine zu arge Zumuthung für mich gewesen, daher war ich fast außer mir vor Lachen, als mir gesteckt wurde, welche Absichten man mir zutraute. Den Hof besuchte ich gar nicht, zwar lebte die alte Frau Landgräfin noch, aber Prinzessin Auguste war an den Erbgroßherzog von Meklenburg-Schwerin verheirathet. — Dieß hinderte mich aber nicht, vor wie nach die guten Homburger und ihre kleinen Feste zu besuchen und, so viel als an mir lag, zu

verherrlichen. Außerdem war außer Breitenstein noch ein Haus da, welches mich anzog, und dieses war das des Homburger Generalissimus, Oberst F...., der das 60—80 Mann starke Heer, jedoch jetzt lauter junge Leute, kommandirte, und ein Paar liebenswürdige Töchter hatte, von denen die eine Bertha und die andere Emma hieß. Eines Tages, bevor ich noch die Namen der beiden Fräuleins gekannt, sang ich in einem Concert ein komisches Lied, in welchem eine Stelle vorkam, in der es heißt:

Verschmähet Bertha meine Liebe,
Schenk' ich Emma gleich mein Herz ꝛc.

Nun gab es ein Gezische und Geflüster in dem Saal, man sah auf die beiden Mädchen, die überroth wurden, und behauptete, ich habe es auf diese abgesehen u. s. w.

Da sich das Projekt der Befreiung Napoleons sehr in die Länge zog, auch immer beunruhigendere Nachrichten hinsichtlich seines Gesundheitszustandes von St. Helena eintrafen, so entschloß ich mich nun, einstweilen das Wochenblatt, für welches ich schon längst die Concession in der Tasche hatte, in Offenbach erscheinen zu lassen. Ich hatte mir vorgenommen, besonders die erbärmlichen und jämmerlichen Zustände Frankfurts in demselben tüchtig mitzunehmen und zu geißeln, und hatte zu dem Ende öfters Rücksprache mit dem genialen Börne gepflogen. Ich ließ eine Vignette mit einem Janiskopf und ein Paar, Steckenpferde geißelnde Satyre in Holz stechen, um sie an die Spitze des Blattes zu setzen. Börne lieferte mir ein kleines einleitendes Gedicht dazu, und in der Probenummer, von der ich 20,000 abziehen und in Frankfurt und der Umgegend vertheilen ließ, waren schon einige artige Histörchen, die in der guten Stadt kein geringes Aufsehen machten. Ich hatte nicht überlegt, daß Frankfurt nicht Berlin ist, daß in meiner guten Vaterstadt, wo Klatschsucht und Kleinstädterei eine so große Rolle spielen, daß sich Jedermann um das bekümmert was der andere zu Mittag speist, und wo, wenn man am Bockenheimer Thor nießt, man am Allenheiligen-Thor Prosit sagt, daß ein solches Blatt die ganze Stadt, in welcher alte eingeroſtete Vorurtheile die Herrschaft hatten, und die die meisten ihrer Einwohner, kaum aus ihren Mauern gekommen, für das non plus ultra, das Paradies der Welt hielten, in Aufruhr bringen müsse, während die

ohnehin witzigen und meist geistreichen Berliner, wie die Pariser, sich an solchen Dingen ergötzten, wenn sie auch noch so arg, sobald es nur mit Geist und Witz geschah, mitgenommen wurden. Freilich verloren sich in der Größe jener Städte persiflirende Anspielungen in der Volksmenge, während in Frankfurt, wenn etwas dergleichen in dem Blatt auch noch so verblümt enthalten war, doch Jedermann gleich mit Fingern auf die Personen deutete, denen es galt, oder von denen man auch nur vermuthete daß es ihnen gelten könnte, denn auch für solche Dinge, welche die Stadt durchaus nicht anfochten, ruhte man nicht bis man den Gegenstand, den sie betrafen, in Frankfurt aufgefunden haben wollte. — Manches wurde mir freilich eingesandt, dessen eigentliche Bedeutung mir selbst erst klar wurde nachdem es gedruckt erschienen, und ich hatte es nur aufgenommen, weil es mir für das Publikum unterhaltend schien. So war es mit Aufsätzen, wie: „die unterbrochene Hochzeit;“ „Nicht mehr als 7 Hausschlüssel“ und andern, die mir oft unter fingirten Namen zugeschickt wurden. Auch machte die Wochenschrift gleich nachdem ein Paar Nummern derselben erschienen waren, fast die halbe Stadt rebellisch, und die Geld- und Familienaristokratie, die ich arg mitgenommen, verschwor sich, nicht zu abonniren. Dagegen erhielt das Blatt um so mehr Abonnenten unter dem Mittelstand in Frankfurt und in der ganzen Umgegend, und die sogenannten Vornehmen Frankfurts brachten heimlich die Nummern einzeln an sich, welche ich durch die Buchhandlung, die die Expedition übernommen hatte, à 24 Kreuzer pr. Nr. verkaufen ließ, während das Abonnement nur wenige Gulden für das ganze Jahr betrug, und fand sich irgend ein Klatschgeschichtchen in einer Nummer, was fast jedesmal der Fall war, so wurden oft für ein Paar Hundert Gulden von dieser an einem Tag geholt, und das Blatt trug mir bald 6—7000 Gulden jährlich reinen Gewinn ein, doch ging es auch nicht ohne alle Unannehmlichkeiten ab, von denen mir die meisten die Theaterkritiken verursachten, da diese oft beißend waren, und besonders die hohe, aus Kaufleuten bestehende Oberdirektion in gewaltigen Harnisch brachten. Das Unverzeihlichste war dabei, daß ich immer Recht hatte, die argen Blößen der Direktion dieses Kunsttempels schonungslos aufdeckte und dem Gelächter des Publikums Preis gab. Zufälligerweise war damals ein naher Verwandter von mir, ein gewisser M..., durch Protektion als Gehilfe Ihlehs bei dem Theater angestellt worden, die-

ser glaubte nun seine Sporen verdienen zu müssen, indem er die Vertheidigung dieses Instituts übernahm, und in einem Frankfurter Blatt über mich herfiel. Keine unglücklichere Idee konnte der werthe Herr Vetter bekommen, der so zu sagen das fünfte Rad am Wagen bei dieser Bühne war, nicht die mindesten Kenntnisse vom Bühnenwesen hatte, und mich nun zwang ihn zu geißeln und als jämmerlichen Coulissenschiebungsaufseher hinzustellen. Hiedurch wurde der arme Mensch vollends wüthend gemacht, und als wir uns eines Tags ganz allein in dem Lesezimmer des Casinos befanden, schlich er sich um mich herum, hinter meinen Rücken und wollte mir mit einem dicken Knotenstock von hinten eines versetzen, ich hatte aber die Absicht des tapfern Patrons bemerkt, schielte auf die Seite, und als er eben den Arm aufhob, parirte ich den mir auf den Kopf zugedachten Hieb mit meiner in der Hand habenden Reitgerte und versetzte ihm ein Paar derbe Kreuzhiebe damit ins Gesicht. Pfarrer Kirchner und der Secretär der Gesellschaft traten gerade in diesem Augenblick ins Zimmer, und verhinderten mich, den guten Vetter noch weiter wegen seines meuchlerischen Anfalls nach Verdienst zu belohnen. Doch berichtete ich die Sache an die Direktion der Gesellschaft, aus der M... nun ausgestoßen wurde. Der Mensch brütete jetzt Rache und glaubte bald eine passende Gelegenheit gefunden zu haben, diese mit großem Eclat an mir vollziehen zu können. — Es hatte mir ein Frankfurter Bürger und Zahnarzt, Namens R..., bei dem die erste Liebhaberin und sehr beliebte Schauspielerin Demoiselle L... zur Miethe wohnte, mit der er sich überworfen hatte und vor dem Polizeigericht lag, einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Nicht mehr als sieben Hausschlüssel," zugesandt, der nicht ohne Witz die Geschichte einer keuschen Jungfrau erzählte, welche sieben Liebhaber gehabt und jedem derselben einen Hausschlüssel zu ihrer Wohnung und eine Nacht in der Woche zugestanden habe. Namen waren keine, oder doch nur ganz fremde genannt, und ich selbst ahnte den Zusammenhang der Sache nicht. Aber kaum war die Nummer, welche diesen Aufsatz enthielt, erschienen, so wußte die ganze Stadt auch schon, daß es der Demoiselle L... gelte; der Einsender, der die ganze Geschichte, die nur Verleumdung war, um sich zu rächen, erfunden, hatte gehörig dafür gesorgt es unter die Leute zu bringen, wer damit gemeint sey. Unglücklicherweise hatte sich Demoiselle L... so übel berathen lassen, daß sie die Sache auf sich bezog, und die Herren

vom Theater veranſtalteten eine Comödie in der Comödie, wozu mein Herr Vetter denn auch das ſeinige redlich beitrug. Es wurden nämlich einige achtzig Freibillette auf die Gallerien ausgetheilt, unter der Bedingung, daß die Inhaber derſelben den Abend für den ſie gültig waren, Demoiſelle L... herausrufen ſollten. Dieſe ſollte alsdann unter Thränen dem Publikum mittheilen, daß, ſo ſehr ſie auch daſſelbe zu achten und zu ſchätzen wiſſe, und ſo äußerſt lieb und theuer ihr der Aufenthalt in Frankfurt ſey, ſie doch unter ſolchen Umſtänden, da ihre Ehre ſo empfindlich in der Offenbacher Zeitung gekränkt ſey, unmöglich länger bei dieſer Bühne bleiben könne. Dieſe Worte ſprach ſie wirklich in einem weinerlichen Ton, ſchluchzend, und begleitete ſie mit einem Strom von Thränen. Kaum hatte ſie geendigt, als ſich auf den Gallerien ein furchtbarer Tumult erhob, die achtzig Freibillette thaten wie ihnen empfohlen worden, brüllten: Hier bleiben, hinaus mit dem Recenſenten! und andere machten Chorus, ohne zu wiſſen was dies zu bedeuten habe. Ich befand mich mit ein Paar Bekannten mitten im Parterre, und da ich vorher ſchon durch einige Mitglieder vom Theater mündlich und durch Briefe unterrichtet worden war, mit einem Paar der hübſcheſten damaligen Frankfurter Theaterprinzeſſinnen ſtand ich in einem ziemlich vertrauten Verhältniß, und erfuhr durch dieſe Alles was ſich bei demſelben zutrug, und ſogar was in den Comitées der Oberdirektion verhandelt wurde, ſo hatte ich mich auf den Fall eines etwaigen Angriffs gut vorgeſehen. Um mich herum blieb indeſſen Alles ſehr ruhig, ich ließ die gedungenen Lärmmacher ſich ausſchreien, verließ dann das Parterre, deſſen Reihen ſich vor uns öffneten, mit meinen Freunden, und man ließ uns unangetaſtet, ja ſogar ehrfurchtsvoll durch. Damit war indeſſen die Sache noch nicht abgemacht, ſondern zwei Tage darauf wurde ich vor das hochlöbliche Polizeigericht gefordert, wo ich die unterthänige Unterdirektion Ihleh und ſeinen Adjunctus M... vorfand, die mich im Namen der Oberdirektion als einen Ruheſtörer des Theaters verklagt hatten und Genugthuung und ſogar Entſchädigung für den großen Nachtheil, welchen die Recenſionen meines Blattes dem Theater ſchon gebracht hätte, begehrten. Ein Herr Senator Wüſtefeld, Vorſtand der Polizei, theilte mir mit polizeilicher Wichtigkeit dieſe Klagen der Direktion mit, und meinte, wenn ich dies Recenſiren nicht unterließ, ſo könne mich dies noch theuer zu ſtehen kommen, ja der hohe Senat der Stadt Frankfurt könne

ſich wohl veranlaßt finden, mein Blatt in der Stadt und deren Diſtrikt zu verbieten, und forderte mich auf, mich gegen die angebrachte Klage zu vertheidigen. Ich erwiederte ihm mit wenig Worten: daß, da die Zeitſchrift im Großherzogthum Heſſen und mit Großherzoglicher Cenſur erſcheine, ich mich in Frankfurt auf ſolche Klagen gar nicht einlaſſen könne, die Herren müßten ſich an die Großherzoglich Heſſiſchen Behörden deßhalb wenden. — Gut, dann wird man das Blatt verbieten, ſagte der Polizeiſenator. — Das kann ich nicht verhindern, aber dann könnte es der Großherzoglichen Regierung leicht einfallen, die in Frankfurt erſcheinenden Blätter ebenfalls zu verbieten, und dann, fügte ich lächelnd hinzu: ich kenne meine Frankfurter, verbieten Sie das Blatt, ſo mache ich bekannt, daß es im kurheſſiſchen Städtchen Bockenheim zu haben, das, wie Sie, als in der Geographie gut bewandert, wiſſen, nur zehn Minuten von den Thoren Frankfurts entfernt iſt, und ich bin überzeugt, es wird noch zweimal ſoviel davon abgeſetzt. — Nun fing man an mit mir zu unterhandeln, und die Theaterherren gaben den Wunſch zu erkennen, ich möchte doch wenigſtens erklären, daß mit den ſieben Hausſchlüſſeln die Demoiſelle L... nicht gemeint ſey, damit dieſe beruhigt, und die Frankfurter Bühne nicht eines ſo eminenten Talentes beraubt würde. Zu was die Erfüllung dieſes mehr als einfältigen Begehrens führen würde, ſah ich im Augenblick ein, und verſprach lächelnd dieſem, als beſcheidene Bitte vorgetragenen Wunſch nachzukommen. In der nächſten Nummer des Blattes las man: „Mit dem größten Erſtaunen haben wir vernommen, daß eine ſo tugendhafte Perſon und ausgezeichnete Künſtlerin, wie Demoiſelle L..., die Geſchichte mit den ſieben Hausſchlüſſeln auf ſich bezogen hat: wir erklären hiemit, daß es uns auch im Traum nicht einfallen konnte, Demoiſelle L... damit zu meinen, übrigens wurde uns das Hiſtörchen eingeſendet.“ — Ueber den Tumult im Theater hatte ich in der Recenſion über das an jenem Abend aufgeführte Stück, es waren zufällig die deutſchen Kleinſtädter von Kotzebue, geſagt: „Das Publikum und Demoiſelle L... fanden für gut, dieſer Vorſtellung noch einen fünften Act hinzuzufügen, in welchem die Künſtlerin L... abermals einen Beweis ihrer großen dramatiſchen Talente lieferte. Sie weinte dem Publikum eine gut einſtudirte Rede ſo natürlich vor, daß dieſes durch die Macht ihrer Kunſt hingeriſſen, ſich veranlaßt fand, Comödie mitzuſpielen, doch hätte es bedenken

ſollen, daß einer ſo ausgezeichneten Schauſpielerin, wie Demoiſelle L..., jederzeit ein Strom von Thränen zu Gebot ſtehen muß. — Dieſes Nachſpiel hätte man füglich auf dem Zettel, und zwar unter dem Titel: Die Comödie in der Comödie, anzeigen ſollen, dann hätte man gewiß ein volles Haus und ergo eine gute Einnahme gehabt.“ — War vorher der Lärm nur unter dem Theaterperſonale groß, ſo machte jetzt die Geſchichte in der Stadt und den benachbarten Orten, wo faſt Niemand wußte was es mit den ſieben Hausſchlüſſeln eigentlich für eine Bedeutung habe, ein ungeheures Aufſehen. Demoiſelle L... hatte viele Feinde und beſonders Neiderinnen, welche jetzt alle triumphirten, und zu ſpät ſah die Ober- und Unterdirektion des Stadttheaters ein, welche Dummheit ſie gemacht, dieſe Comödie in der Comödie aufführen zu laſſen und mich noch obendrein zu einer ſolchen Erklärung aufzufordern. — Vetter M... hielt ſich indeſſen immer noch nicht für geſchlagen, und da ich fortfuhr die Bühnenböcke gehörig mitzunehmen, ſo ſtieß er einigemal, wenn er ſich in Geſellſchaft von Helden ſeiner Gattung befand, verblümte aber laute Drohungen aus, wenn er mir wo begegnete. — Ich konnte zwar die Sache nicht auf mich beziehen, ohne mir Blößen zu geben und mich zu der in Deutſchland ſo häufigen Gattung von Schafsköpfen zu zählen, die, wenn das Wort Eſel irgendwo ausgeſprochen wird, ſogleich ſchreien: „damit war ich gemeint;“ da ſich indeſſen dieſe Geſellen, es waren ihrer drei, außer Vetter M... noch ein M... und ein kleiner Advokat N..., eines Morgens in der Stadtallee wieder mauſig machten und es keine Menſchen waren, mit denen auf eine ehrenvolle Weiſe eine Sache zu ſchlichten oder zu beendigen war, ſo ließ ich in einer Nummer meiner Zeitſchrift Folgendes abdrucken:

„Drei mehr als erwachſene Straßenjungen, die ſich ſchon einigemal mauſig machten, werden hiemit gewarnt, ſich ferner die mindeſte Unſchicklichkeit zu Schulden kommen zu laſſen, wenn ſie ſich nicht einer empfindlichen Ahndung ausſetzen wollen.“

Die drei Herren hatten ſelbſt dafür geſorgt, daß man ſchnell im Publikum wußte, wer mit den Straßenjungen gemeint war, und wurden nun allenthalben, wo ſie ſich ſehen ließen, deßhalb aufgezogen, ſo daß ſie ſich nicht anders helfen zu können glaubten, als durch eine gedruckte Erklärung in meiner Zeitſchrift, daß ſie nicht damit gemeint geweſen ſeyen. Eines Morgens beehrten ſie mich, drei Mann hoch, unangemeldet in meinem Arbeitszimmer und

erklärten mir rund heraus: sie seyen gekommen, um von mir zu verlangen, daß ich in meiner Zeitschrift abdrucke, sie seyen nicht mit den: „mehr als erwachsenen Straßenjungen“ gemeint; und da ich dagegen erklärte, sie hätten sich vergeblich bemüht, wollten sie grob werden und drohten mir mit aufgehobenen Stöcken. Ich ergriff nun ganz ruhig eine an der Wand hängende ungeladene Pistole, auf die noch obendrein nur ein hölzerner Stein geschraubt war, spannte den Hahn und rief ihnen zu: der erste der noch eine Miene verzieht, dem knalle ich vor den Kopf. Alle drei wurden nun leichenblaß, mein Vetter M... verkroch sich hinter den Kaufmann M..., eine vierschrötige breite Person, mit einer Art Cyclopenkopf, den man wegen seinen unförmlichen Zügen nur das Rasierspiegel-Gesicht nannte, und der kleine Advokat N... versteckte sich hinter meinen Vetter M...; kaum konnte ich das Lachen halten, als ich die drei Schmerzenssöhne mit ihren Jammergesichtern so nolens volens Gluckchens spielen, mich so wehmüthig wie keine Henne den Marder anblicken, und vor der ungeladenen Pistole zittern sah. — Es machte mir Spaß, die Gesellen so einige Minuten zappeln zu sehen, endlich sagte ich zu ihnen: „übrigens soll Euch Euer Gesuch gewährt seyn, in der nächsten Nummer werdet Ihr die gewünschte Erklärung finden, aber nun packt Euch.“ Ich machte ihnen die Thüre auf, nach der sie zu kommen sich beeilten, jeder wollte der erste seyn, und ebenso stürzten sie die Treppe hinab und zur Hausthüre hinaus. — In der nächsten Nummer der Zeitschrift las man: „Die Herren M..., M... und N... haben mich mit einem Besuch beehrt, um sich zu erkundigen, ob sie mit den „mehr als erwachsenen Straßenjungen“ gemeint seyen, und als ich ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, wie sie eine solche Frage an mich thun könnten, sagten sie mir: ja, man glaubt es in der ganzen Stadt, und baten mich, doch bekannt machen zu wollen, daß sie nicht damit gemeint seyen. Ich thue ihnen hiemit diesen Gefallen.“ — Dies war dieselbe Geschichte wie mit Demoiselle L..., hatte man vorher nur vermuthet, sie seyen mit den Straßenjungen gemeint, so deutete jetzt Jedermann mit Fingern auf sie. — So ging es noch mit mehrern Aufsätzen, namentlich der „Unterbrochenen Hochzeit,“ wo am Trauungstag die Braut ausblieb, während der Bräutigam und alle Zeugen und Geladenen am Altar vergeblich harrten; die Mutter der Braut, eine böse Sieben, hatte dieselbe mit Gewalt zurückgehalten, da der Bräu-

tigam nicht eingewilligt hatte die Mama mit zu heirathen, das heißt, ſich ein Hauskreuz aufzuladen, indem er auch ſie mit ins Haus nahm, obgleich der Mann, ein Simpler, noch lebte. Alle dieſe Geſchichten machten großes Aufſehen und ich ſtand mich, wie geſagt, in finanzieller Hinſicht vortrefflich dabei. Eine der komiſchſten war: der Lord-Weißbinder, ſo nennt man in Frankfurt die Tüncher. Dieſes Hiſtörchen war mir jedoch von der betreffenden Familie, mit der ich gut bekannt war, ſelbſt, und zwar mit der Bitte mitgetheilt worden, es in meiner Zeitſchrift abdrucken zu wollen. Die Sache war folgende: Ein Tünchergeſelle, der ſich außer den Arbeitsſtunden und beſonders an Sonn- und Feiertagen gewaltig herausputzte, nach engliſchen Moden kleidete, und ſo die Kirchen, Promenaden ꝛc. beſuchte, hatte ſich in ein recht hübſches Mädchen, Emilie T..., die Tochter eines banquerouten und durchgegangenen Kaufmanns, deſſen Gattin aber mit ihren Kindern in Frankfurt geblieben war, verliebt. Ich beſuchte bisweilen Madame T..., die mir eines Morgens ſagte: Stellen Sie ſich vor, lieber Herr Fröhlich, was ich da für eine Geſchichte mit meiner Emilie habe. — Nun? — Das Mädchen will mir einen Tünchergeſellen zum Schwiegerſohn bringen, ſo weit iſt es doch noch nicht mit uns gekommen, ſie hat ja noch ihr mütterliches Vermögen. — Aber wie geht das zu? — Laſſen Sie ſich erzählen: Seit einiger Zeit läuft ein Menſch, gekleidet wie ein Engländer, faſt jeden Abend wohl ein Dutzendmal an unſerer Wohnung vorüber, ſieht immer nach unſern Fenſtern und grüßt Emilie recht freundlich, die ihm auch ſo wie ich recht artig dankte. Wir hielten ihn in der That für einen reichen Engländer, und ich dachte, das könnte wohl eine gute Parthie für meine Tochter abgeben, bis ich den verwichenen Sonntag gräßlich enttäuſcht wurde. — Denken Sie ſich, als wir in der reformirten Kirche Platz in unſern Stühlen genommen hatten, der Kirchendiener meiner Emilie ihr Geſangbuch gibt und ſie daſſelbe öffnet, fällt ein Briefchen heraus, welches die allerzärtlichſte Liebeserklärung für meine Tochter, aber in einem ſehr unorthographiſchen Deutſch geſchrieben, enthielt. Ich meine der Schlag ſollte mich rühren, ſo etwas in einem Geſangbuch in der Kirche zu finden! — Aber Emilie lispelte mir zu: Still Mama, das iſt von unſerm Engländer, da drüben ſteht er und ſieht auf uns. — Er ſtand richtig da, machte ein Paar Augen, als wollte er uns verſchlingen, und verwendete während der ganzen erbaulichen

Predigt des Herrn Pfarrer Spieß kein Auge von uns. Als die Kirche aus war, ſtellte er ſich an die Thüre und grüßte uns im Hinausgehen wieder recht freundlich, ich aber ſagte zu meiner Tochter: der kann den Brief nicht geſchrieben haben, er iſt zu fehlervoll. — Mama, ein Engländer kann nie recht deutſch. — Ich will gleich im Klaren ſeyn, ob das Schreiben von ihm iſt. — Ich warte nun bis alle Leute aus der Kirche ſind, gehe dann zum Kirchendiener, halte ihm das Briefchen vor, und ſage ihm: wer hat dies in das Geſangbuch meiner Tochter gelegt? — Der Menſch wird leichenblaß und ſtottert zitternd: ach, liebe Madame, verrathen Sie mich nicht, ſonſt bin ich um meinen Dienſt, ich habe doch nur einen lumpigen Sechsbätzner dafür erhalten, den Wiſch in das Buch zu legen. — Wer hat ihm das Schreiben gegeben? — Der Sohn des Weißbinders Sch..., der Geſelle bei dem Weißbinder L... iſt. — Ich meine wieder der Schlag rührt mich. — Wie ſieht der Menſch aus? — Ach, liebe Madame, dort ſteht er noch gerade der Kirche gegenüber, an dem Heiberiſchen Haus auf dem großen Kornmarkt, und ſieht an einem weg hierher. — Es war unſer vermeintlicher Engländer, und jetzt war mir wirklich weh. Ich nehme meine Emilie beim Arm und eile mit ihr heim, indem ich ihr ſage: daß du dich nicht umſiehſt, ſonſt drehe ich dir den Hals um, du Hahlgans. — Der Menſch aber verfolgt uns bis an die Hausthüre, die ich hinter uns zuſchlage, und ſpaziert dann noch eine Stunde vor dem Haus auf und nieder. Ich laſſe aber meine Emilie um keinen Preis mehr an das Fenſter, und mache ſie mit der Qualität des vermeintlichen Engländers bekannt. Was denken Sie, was mir das gottvergeſſene Mädchen antwortete? — Liebe Mutter, hat ſie geſagt, es iſt immer noch beſſer einen Weißbinder, als gar keinen Mann. — Ich habe ihr aber tüchtig den Kopf gewaſchen, und geſtern habe ich ſie mit vor ein Haus genommen, welches ihr Liebhaber dermalen roth anſtreicht, und habe ihr denſelben, mit dem Schurzfell und dem Pinſel in der Hand auf dem Gerüſt ſtehend, gezeigt, wie er ſelbſt mit allen möglichen Farben befleckſt war. Ich hoffe das ſoll geholfen haben, aber Sie thun mir wohl den Gefallen und ſetzen die ganze Geſchichte in ihr Blatt. — Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, recht gern, nur fürchte ich, daß es viel Aufſehen und Scandal machen wird. — — Das thut nichts, das will ich eben, dann wird meine Emilie gewiß geheilt, es iſt ſo eine Romanheldin, die ihr Schäfchen im Nieder-

räder Wald immer an einem Rosabändchen spazieren führt, ihm und sich ein Schäferhütchen aufsetzt, dann Idyllen liest u. s. w. — Madame T... ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr versprochen, die Sache in meiner Zeitschrift abdrucken zu lassen, was dann, wie ich vorhersah, abermals der guten Stadt Frankfurt auf 14 Tage Stoff zur Unterhaltung lieferte. — Die hübsche Emilie zu trösten und von ihrer Leidenschaft völlig zu heilen, übernahm ich mit Erlaubniß der Mama selbst, und die Cur gelang mir ganz nach Wunsch. Später heirathete sie einen Herrn von Z..., einen Ausbund aller Liederlichkeit und Schlechtigkeit, von dem sie sich schon nach ein Paar Monaten wieder trennen mußte. Weit besser wäre sie mit dem ehrlichen Weißbinder gefahren.

Eine andere Sache, durch welche ich mir viele Feinde machte, unter denen auch die Mehrzahl meiner Anverwandten, die ich freilich nicht sehr schonend behandelte, war eine Kirchhofsgeschichte, welche die ganze Stadt in zwei Partheien theilte. Schon längst war die Rede davon gewesen, daß der einzige Kirchhof innerhalb der Stadt auf der Schäfergasse so sehr mit faulenden Leichen überfüllt, daß es gefährlich für die Gesundheit der Lebenden sey. Viele Aerzte und alle vernünftige Menschen hatten sich deßhalb ausgesprochen, und bei der immer mehr zunehmenden Bevölkerung die Anlegung eines neuen Friedhofs außerhalb der Stadt begehrt, konnten indessen mit ihrer so vernünftigen als billigen Forderung nicht durchdringen, da eine in Frankfurt sehr einflußreiche Familienaristokratie und die meisten Mitglieder des Senats, des gesetzgebenden Körpers und der Zweiundfünfziger schlechterdings dagegen waren. Da hieß es: »ich will da faulen, wo meine Väter, Großväter und Urgroßväter, alle meine Vettern, Basen und meine Urgroßmütter, Großtanten ꝛc. faulen. Nichts half es daß man den Leuten begreiflich zu machen suchte, daß wenn dieß so fort gehe, in wenigen Jahren eine gefährliche Epidemie in Frankfurt ausbrechen könne, sie beharrten steif und fest, auf dem alten Kirchhof begraben werden zu wollen. — Daß ich über diesen Gegenstand die Geißel der Satyre mit allen Kräften schwang, erboste die Altkirchhöfler nur noch mehr, die nun sämmtlich meine bittersten Feinde wurden, während sich die Neukirchhöfler freuten und jauchzten. Und als ich gar eine Carricatur, diesen Kirchhofsstreit darstellend, als Beilage zu der Zeitschrift herausgab, da war der Teufel in allen Ecken los. — Das ist ein gottloser, gottvergessener Höllenbraten, hieß

es, dem nichts heilig ist, nicht einmal die Erde, in der seine gottseligen Vorfahren ruhen, es ist eine Schande, daß der Unmensch ein Frankfurter Kind ist. Die am meisten gegen mich eiferten, waren meine eigenen Verwandten vom dritten bis ins zwanzigste Glied. — Aber er ist so gut wie kein Frankfurter, tröstete man sich wieder, denn er ist von Kindheit an in der ganzen Welt herumgefahren, drum moquirt er sich auch über Alles was bei uns vorgeht, ꝛc. Allerdings hatte ich genug Erfahrungen gemacht, um all die Vorurtheile der guten Reichsstädter abzuschütteln und lächerlich zu finden, die ich eigentlich nie gehabt. Möglich, daß wenn ich auch schon mit meinem vierzehnten Jahre, nachdem ich nur Frankfurter Schulen besucht, so ein Ziffern- und Nullenmaler auf einem finstern Comptoir geworden, dann ein oder zwei Jahre einen Ausflug in ein Paar andere Handelsstädte gemacht hätte, und eben so spießbürgerlich zurückgekommen wäre, wie es den meisten Söhnen der Frankfurter Handelsleute geboten wird, daß ich dann auch so ein Erzstubenhocker geworden wäre, für den Frankfurt die Welt ist; aber dieß hat nun einmal nicht seyn sollen, und selbst dann würde ich mich schwerlich darein gefunden haben, mich glücklich zu schätzen, Sonntags eine steife Forsthausfahrt, des Abends eine Parthie in einem Colleg oder dem Casino zu machen, von Zeit zu Zeit einer Abfütterungsmahlzeit beizuwohnen oder eine solche zu geben, und mich in den langweiligsten Theegesellschaften von der Welt herumzutreiben. Genug, ich war einmal zu einem ächten Frankfurter Erzmenschen verdorben. — Und das ist kein Wunder, hieß es allenthalben, er hat schon als Kind nichts getaugt und wollte mit aller Gewalt ein Comödiant werden, war nach Weimar zum Göthe durchgegangen, der auch nicht viel besser ist und unserer Stadt eben keine große Ehre bringt mit seiner Comödien- und Romanenschreiberei, und da haben ihn seine Eltern unter die Soldaten und gar unter die Franzosen stecken müssen, dann ist er wieder bei den Preußen gewesen, und ist so ä Franzos, ä Preuß, ä leichtsinniger Galgenstrick, aber kein ehrbarer Frankforter. Heirathen thut er auch nit, und keine Stell will er auch nit, damit er das lustige Leben recht fortführen kann, und steckt immer mit den Comödiantinnen zusammen. — Dies war ungefähr die Reputation, deren ich mich in meiner guten Vaterstadt nach zweijährigem Aufenthalt zu erfreuen hatte. Auch die Casinofähigkeiten hatte ich angegriffen, und mich über diese lustig gemacht. Nach den Gesetzen des

Frankfurter Casino durften nämlich keine Commis oder Buchhalter, keine Künstler die Schauspieler oder Musiker waren, keine Juden u. s. w., dasselbe betreten und noch weniger dessen Mitglieder werden. Casinofähig waren nur Kaufleute ersten Ranges, Senatoren, höhere Angestellte in Frankfurt, und dergleichen; wollte man Jemand als was Rechtes herausstreichen, so sagte man von ihm, statt es ist ein Ehrenmann: „er ist kasinofähig,“ und manche Personen die sich anmeldeten, fielen durch, weil man sie für nicht reich oder vornehm genug hielt; dies war auch kürzlich einem Ehrenmann geschehen, den mehrere Casinomitglieder vorgeschlagen hatten. Diese Gelegenheit hatte ich ergriffen, den casinofähigen Herren ihre Albernheiten recht derb unter die Nase zu reiben, indem ich erzählte, wie jüngst ein Kaufmann seine Aufnahme durchgesetzt, weil er durch die Acten eines Processes dargethan, daß sein Großvater wirklich schon mit Schwefelhölzern gehandelt habe. — Als Iffland das Letztemal in Frankfurt Gastrollen gab, war der Casinoausschuß in großer Verlegenheit was er zu thun habe, ob er dem großen Künstler eine Gastkarte schicken dürfe oder nicht, da die Casinogesetze jedem Comödianten den Zutritt verweigerten. Endlich fiel einer der berathenden Herrn auf folgenden Ausweg, und schrie: Wissen Sie was, meine theuern Collegen, in Ifflands Person finden sich zwei verschiedene Naturen vereinigt, nämlich der Comödiant und dann der Generaldirektor der königlichen Schauspiele zu Berlin, den ersten lassen wir daraus, dem Generaldirektor aber schicken wir eine Gastkarte. Bravo! rief man einstimmig, das war ein kluger Gedanke, der uns aus aller Verlegenheit zieht; man fertigte die Gastkarte aus und übersandte sie dem Herrn Generaldirektor, nachdem derselbe schon mehrere Tage in Frankfurt gewesen und schon einigemal aufgetreten war. Iffland, der die Frankfurter Casinogesetze kannte und von der Sache unterrichtet war, schickte den Herren die Karte mit dem Bemerken zurück: „er bedaure, keinen Gebrauch von derselben machen zu können, indem er keine Orte besuche, die seine Kameraden nicht betreten dürften, er sey auch Schauspieler; zwar habe er schon die Ehre gehabt, von fürstlichen Personen und selbst von seinem König zum Frühstück eingeladen worden zu seyn, aber er gebe gern zu, daß ihn dies Alles nicht berechtige, sich in Frankfurt für casinofähig zu halten.“ Was machten die casinofähigen Herren für Augen, als sie dies mit der zurückgeschickten Karte zu Gesicht bekamen, und welche, als

ſie die Geſchichte in meiner Zeitſchrift abgedruckt fanden! — Mit dem hohen Senat und der nicht minder hohen Polizei hatte ich es ohnehin ſchon längſt verdorben, die Albernheiten, Gewaltthätigkeiten und dummen Streiche derſelben geißelnd. — Eines Tages war ich mit ein Paar Damen nach Wiesbaden gefahren, und hörte, mit denſelben hinter dem Curſaal auf- und abſpazierend, wie ein daſelbſt ſich zur Cur befindlicher Senator, Namens Lucius, den andere Curgäſte gefragt hatten, wer wir ſeyen, denſelben antworten: „Wer werd's ſeyn, es ſin anige von unſern Unerthane, der än ſchreibt ä Zeitung.“ — Natürlich gab dies wieder Stoff für mein Blatt und zum Lachen für meine Leſer.

Es fehlte mir auch nicht an Mittheilungen der naiven Urtheile, die über die verſchiedenen Aufſätze in meiner Zeitſchrift gefällt wurden. Da der Kaſtengeiſt oft herhalten mußte, ſo fragte einſt ein junges Mädchen eine ihrer Bekannten, eine gewiſſe Jungfer Jacobine B..., die ſich in Bockenheim aufhielt und gerne die Gelehrte ſpielte: „Mei, ſag mer doch, Jacobinche, was is dann des, ä Kaſtegeiſt?“ — Dumm Os, erwiederte die Gefragte, was werd's ſey, ä Geſpenſt in ere Kiſt! — Dieſelbe (Jacobine) hatte einſt im Theater einer Vorſtellung von Schillers Kabale und Liebe beigewohnt, und bei der Stelle wo Ferdinand, von der Milford ſprechend, ſagt: „Ich will hin zu ihr, will ihr einen Spiegel vorhalten,“ gefragt: ei war ſe denn ſo garſtig? — Und als ihr Jemand das Lied: „Hebe, ſieh, in ſanfter Feier,“ gebracht, (ſie miaute ein wenig, was ſie ſingen nannte, und klimperte falſche Accorde auf der Guitarre dazu), ſagte ſie: „aber das Lied fängt doch dumm an, da ſteht: Hebe ſie, aber nit, wen mer hebe ſoll.“

Unterdeſſen vermehrte ſich die Zahl meiner Abnehmer ſo, daß mein Einkommen immer bedeutender wurde, denn die Zeitſchrift wurde auch ſehr viel in den umliegenden Städten, wie Darmſtadt, Mainz, Hanau, Wiesbaden, Heidelberg, Mannheim, Coblenz, Wetzlar ꝛc. geleſen, wohin ich von Zeit zu Zeit kleine Reiſen machte, um Stoff von dortigen Localitäten zu ſammeln. Nach Darmſtadt ritt ich jedesmal, wenn daſelbſt in dem eben erſt fertig gewordenen prächtigen Theater große Opern aufgeführt wurden, die mit außerordentlicher Pracht und großem Aufwand und auch in muſikaliſcher Hinſicht vortrefflich gegeben wurden, da bedeutende Talente, wie der Tenoriſt Wild ꝛc., ein vortreffliches Orcheſter und gut einſtudierter Chor zuſammenwirkten. Der Großherzog ſelbſt dirigirte

die Proben. Oft fuhren wohl über Hundert Wagen voll Schau- und Hörluſtiger, Sonntags von Frankfurt nach Darmſtadt, um einer ſolchen Vorſtellung beizuwohnen, über die ich dann berichtete. Ferdinand Cortez, die Veſtalin, Don Juan, der Freiſchütz ꝛc. wurden in jeder Hinſicht mit einer Vollendung wie auf keiner andern Bühne gegeben, und das Frankfurter Theater war im Vergleich mit dem Darmſtädter eine Marionettenbude.

Damals ließ mir die Frankfurter Direktion durch eine dritte Perſon freies Entrée auf jeden mir beliebigen Platz anbieten, was ich lachend mit den Worten zurückwies: eben weil ich frei und nach meiner Ueberzeugung ſchreiben will, kann ich von keinem freien Entrée Gebrauch machen. Die Herren meſſen einen jeden nach ſich, und wiſſen, daß man unter andern durch ein freies Diner in Frankfurt, ſelbſt bei den Herren Senatoren viel er- und bewirken kann, und meinen alle über einen Leiſten ſchlagen zu können; ich könnte mich über ein ſolches Anerbieten vielleicht ärgern, wenn ich nicht wüßte, was man ſolchen Leuten alles zu gut halten muß.

Meine Zeitſchrift hatte damals eine ſolche Furcht in Frankfurt und auch bei der vornehmen Frauenwelt erregt, daß manche derſelben, wenn ſie mich auf den Promenaden von ferne kommen oder reiten ſahen, ſchnell einen Seitenweg einſchlugen oder ſich hinter ein Gebüſch verſteckten, und wenn man ſie fragte: woher dieſe übertriebene Furcht? erwiederten ſie: „ja, wann mer ebbes Dummes ſchwäzt oder ebbes Albernes mächt, dann ſetzt der's gleich in ſein Blatt.“ — Da mir dies mehrmals wieder zu Ohren gekommen war, ſo ließ ich in einer Nummer deſſelben abdrucken: „dieſe Furcht ſey durchaus ungegründet, denn wenn ich all das dumme Zeug, das in Frankfurt geſchwazt oder gemacht wird, in meiner Zeitſchrift abdrucken laſſen wollte, ſo könnten mir alle Papiermühlen in ganz Deutſchland nicht Papier genug liefern.“

Zu jener Zeit erhielt ich ein Schreiben von der Signora Catalani, worin dieſe mir meldete, daß ſie zu der bevorſtehenden Herbſtmeſſe nach Frankfurt kommen und daſelbſt ein Paar Concerte geben wolle, ich möchte einſtweilen Zimmer in einem Hôtel für ſie beſtellen. Dies that ich im engliſchen Hof, und bald darauf kam die Signora mit ihren Kindern, aber ohne ihren Mann, auch ohne den dicken Burgmüller, nur ein alter adelicher franzöſiſcher Ehrencavalier, Monſieur le Baron de Weber, begleitete ſie. Da ſie ſchon früher in Frankfurt geweſen und daſelbſt geſungen hatte,

ſo gab ich ihr den Rath, jetzt die Eintrittskarten zu ihrem Concert von einem Dukaten auf vier Gulden herabzuſetzen, den ſie auch befolgte, doch wollte ſie deßhalb auch nicht mehr als vier Gulden für jedes mitwirkende Glied des Frankfurter Orcheſters bezahlen, die früher ebenfalls einen Dukaten erhalten hatten. Dies wollten ſich aber die Herren durchaus nicht gefallen laſſen, ſie beſtanden auf ihrem Dukaten, und der Kapellmeiſter der Frankfurter Oper, Guhr, rieth ihnen feſt darauf zu beharren. Signora Catalani, die ihrerſeits, wie wir wiſſen, ihr Köpfchen hatte, beſtand auf den vier Gulden, und wollte lieber kein Concert mehr in Frankfurt veranſtalten als nachgeben, und ungehört wieder abreiſen, da in der ganzen Stadt außer den bei dem Theater angeſtellten Virtuoſen, ſich keine andern Muſici befanden, fähig in einem Concert zu ſpielen. Ich dachte einen Augenblick über die Sache nach, und ſagte dann zu der aufgebrachten Prima Donna: Beruhigen Sie ſich, ich ſchaffe Ihnen ein treffliches Orcheſter. — Wie das? — Ich fahre nach Mainz und hole dort die für Ihr Concert nöthigen Virtuoſen. — Glauben Sie, daß ſie kommen werden? — Gewiß, nur muß man ſich es etwas koſten laſſen. — Gleichviel, es mag koſten was es will, das Doppelte, das Dreifache, wenn wir nur den Frankfurter Muſikern zeigen, daß wir auch ohne ſie ein Concert geben können, und ihrer nicht bedürfen. — Ich ritt nun ſogleich in vollem Trabe nach Mainz, nachdem ich der Catalani noch eingeſchärft, durchaus Niemand etwas von unſerm Vorhaben merken zu laſſen. — In Mainz begab ich mich zu dem Kapellmeiſter des dortigen Theaters, engagirte ihn nebſt fünfzehn Orcheſtermitgliedern für das beſtimmte Concert, und verſprach die Herren ſelbſt am feſtgeſetzten Tag früh genug abzuholen, um vorher noch die nöthige Probe mit Madame Catalani halten zu können. Das Concert war angekündigt, der Tag beſtimmt, und die Frankfurter Orcheſterherren glaubten ihre Dukaten ſchon in der Hand zu haben, denn ohne ſie war nach ihrer Meinung das Concert ſchlechterdings unmöglich; ſie erwarteten jede Stunde die Einladung zur Probe, die — nicht kam. Als der Tag herangekommen, ritt ich in aller Frühe wieder nach Mainz, miethete daſelbſt vier Wagen und fuhr um zwei Uhr Nachmittags mit meinen Virtuoſen und ihrem Kapellmeiſter in den engliſchen Hof ein, wo ihrer ein köſtliches Mittagsmahl harrte, worauf probirt wurde. Ganz unbemerkt war ein Wagen nach dem andern durch das Bockenheimer Thor und eben

ſo unbemerkt in den Gaſthof gefahren, was, da gerade Meſſe war, wo ſtündlich viele Fremde ankommen, um ſo weniger auffallen konnte. Niemand hatte alſo das Daſeyn der fremden Virtuoſen vermuthet. Guhr und ſein Orcheſter konnte ſich die Sache gar nicht erklären, ſchon war es vier Uhr Nachmittags, weder er noch Proben verlangt worden, und er behauptete, daß trotz den angeſchlagenen Concertzetteln und ſchon verkauften Billets, das Concert dennoch nicht ſtattfinden könne. — Zu demſelben hatte ich den Dickiſchen Saal im rothen Haus gemiethet, und ehe es ſechs Uhr war, die beſtimmte Stunde zum Anfang, fuhr ich mit meinen Mainzern in den Hof des rothen Hauſes und führte ſie in ein Nebenzimmer des Saales, ohne daß ſie Jemand bemerkte. Den Kapellmeiſter Guhr hatte die Neugierde, um zu erfahren wie ſich dies Räthſel löſen werde, mit noch ein Paar Virtuoſen von ſeinem Orcheſter in den bereits überfüllten Saal getrieben, und ſtatt die gehofften Dukaten zu erhalten, mußten auch ſie den Eintrittspreis von vier Gulden bezahlen. Jetzt ſchlug es ſechs Uhr, auf thaten ſich die Flügelthüren, welche in das Nebenzimmer führten, und aus demſelben traten zwanzig Mann hoch der Mainzer Kapellmeiſter mit ſeinen Muſici, ihre Inſtrumente in der Hand, und ſtellten ſich an ihre Notenpulte. Wie riſſen Guhr und ſeine Begleiter die Augen auf! — Den Streich hat uns wieder der verdammte Fröhlich geſpielt, rief erſterer aus. — Ja, wäre es nur nicht gerade Meſſe, wir ließen die Herren ſämmtlich durch die hochlöbliche Polizei abführen, ſagte ein anderer, aber ſo iſt Meßfreiheit, da darf jeder Landſtreicher mit ſeiner Fiedel frei in unſerer freien Stadt einziehen und den Leuten die Ohren voll geigen. — Das Concert hatte unter ungeheuerm, fortdonnernden Applaus ungeſtörten Fortgang, und nach demſelben gab ich den Mainzer Herren noch ein ſplendides Souper auf meine Koſten im engliſchen Hof, worauf ſie mit Sang und Klang noch dieſelbe Nacht zurückfuhren. Auf den andern Morgen hatte ich auf dem Forſthaus bei der Frau Oberförſterin ein Gabelfrühſtück beſtellt, zu dem ich Madame Catalani und die Ihrigen, nebſt mehrere meiner Bekannten und auch den Kapellmeiſter Guhr eingeladen, der jedoch, fürchtend *gehänſelt* zu werden, nicht erſchien. Die Signora ſang nach demſelben zur großen Freude der Geſellſchaft ein Paar Lieder. Ihren Ehrencavalier aber, den Baron von Weber, deſſen ganzes Verdienſt darin beſtand, daß er der Milchbruder der unglücklichen Maria Antoinette

gewesen, was ihn auch baronisirt hatte, und der sich in allen Dingen so ungeschickt als tölpelhaft benahm, zu gar nichts zu gebrauchen war, auch nichts repräsentirte, schickte sie noch denselben Tag, ihn verabschiedend, mit einem Tausendfranken-Billet nach Paris zurück. — Madame Catalani verweilte noch einige Tage in Frankfurt, und ich geleitete sie bei ihrer Abreise bis Mainz.

Unterdessen war das Projekt, Napoleons Befreiung zu bewirken, ziemlich vorgeschritten. Lord C... hatte zwei Mittel vorgeschlagen, den Exkaiser von St. Helena zu entführen. Das erste war vermittelst eines Luftballons, an den man ein Schiffchen befestigen müsse, das zu gleicher Zeit im Wasser zu gebrauchen sey und eine Last von zwei Menschen tragen könne; doch gab er diese Idee bald selbst wieder als unausführbar auf, da, wenn man auch die Unmöglichkeit den Ballon zu leiten nicht berücksichtigen wollte, und das Steigen desselben auch nur bei Nacht thunlich war, wo man dann in der Höhe Laternen angezündet, so hätte der Ballon vom Wind getrieben, ja leicht nach der entgegengesetzten Seite des zu seinem Empfang bereiten amerikanischen Schiffes steuern können, oder sich vielleicht gar wieder auf der Insel selbst niederlassen müssen. Das zweite Mittel bot keine dieser Schwierigkeiten, es bestand darin, ein Boot construiren zu lassen, das mehrere Schuh tief unter dem Wasser gehe, und Raum für acht bis zehn Menschen habe. Dieses war auch schon in Amerika bei einem geschickten Mechanikus, der zugleich Kenntnisse von der Schiffsbaukunst besaß, bestellt und in Arbeit, das Modell dazu aber schon in London angekommen, und man hatte damit vollkommen genügende Versuche gemacht. Vermittelst eines angebrachten Räderwerks konnte man die Maschine nach Belieben tiefer oder höher unter die Oberfläche des Wassers bringen und durch Einhaken das fernere Sinken oder Steigen des Bootes verhindern, so daß es in der sich befindlichen Tiefe vermittelst anderer ruderartiger Räder ohne große Anstrengung mit einer ziemlichen Schnelligkeit horizontal fortbewegt werden konnte. Die Sache war nun schon so weit gediehen, daß ich mich zur baldigen Abreise nach London anschicken konnte, wo ein Schiff mit solchen Waaren beladen werden sollte, die England nach Ostindien exportirt, wie Eisen, Zinn, Wollen- und Manufacturwaaren ꝛc. Lord C... hatte selbst eine Reise nach den Vereinigten Staaten gemacht, um daselbst einstweilen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und Schiffe von verschiedener Größe auf längere

Zeit zu miethen, die dann ſpäter in einer gewiſſen Entfernung von St. Helena kreuzen, ſich einander ablöſen und eine beſtändige Communikation mit Amerika unterhalten ſollten. Ehemalige franzöſiſche Marine-Offiziere, die ſich in den Vereinigten Staaten oder in dem ſogenannten Champ d'Aſyle befanden, ſollten ſie befehligen. Schon war alles ſo weit bereit, daß meine Abreiſe nach England und von da nach Oſtindien feſtgeſetzt war, als einige Wochen früher die officielle Nachricht von Napoleons erfolgtem Tod eintraf; mit ihr waren alle unſere Projekte, Pläne und Vorkehrungen zu Waſſer geworden, und ſchon ſehr bedeutende Summen vergebens verſchwendet.

So geht es nun einmal: der Menſch denkt, Gott lenkt. Der Herr hatte es anders beſchloſſen, und den Gefangenen nicht nur von St. Helena, ſondern von allen Qualen dieſes irdiſchen Jammerthals befreit. Wer weiß, wenn die beabſichtigte Befreiung dieſes Mannes gelungen wäre, welche Schickſale beiden Hemiſphären geworden. Die damals noch ſehr große Zahl ſeiner Anhänger und die noch weit größere aller Unzufriedenen und Mißvergnügten hätte wieder einen Vereinigungspunkt in dem Exkaiſer gefunden und die Welt abermals in Flammen geſetzt. Daß der Plan mit viel Umſicht, Klugheit und Vorausſicht angelegt war, wird Niemand in Abrede ſtellen können; das dazu erbaute Boot war noch lange ein Gegenſtand der Neugierde und wurde von vielen Reiſenden in Nordamerika beſichtigt.

Mit dem Frühling dieſes Jahres hatte ich mein Hauptquartier in Offenbach aufgeſchlagen, wo noch immer ein heiteres und geſelliges Leben herrſchte, wenn auch mehrere Häuſer, wie Bernhards und d'Orvilles, ſehr zurückgekommen waren; dieſe hatten gerade damals noch an dem Weinland'ſchen Proceß zu laboriren, der endlich durch einen Vergleich, bei welchem dieſe Tabaksfabrikanten für ihre jetzigen Verhältniſſe ſchwere Opfer bringen mußten, beſeitigt wurde. Dieſe Leute konnten aber noch immer nicht ihre frühern glänzenden Umſtände vergeſſen, lebten mehr in der Vergangenheit als in der Jetztzeit, und redeten unaufhörlich, gleich alten Jungfern die ſich mit Wohlgefallen an die Courmacher ihrer Jugend erinnern, von der Kapelle Bernhards, ſeinen Feſten u. ſ. w. Von dem allem war ihnen wenig mehr übrig geblieben, als ein lächerlicher Hochmuth und Dünkel, der ſie zum Geſpötte der übrigen Einwohner Offenbachs machte, von denen ſie mehrere in jeder

Hinsicht weit überflügelt hatten. Auch die Maskenbälle waren bei weitem nicht mehr das was sie früher, sondern sehr ins Gemeine ausgeartet, dagegen wurden mehrere geschlossene auf Subscription veranstaltet, die schön und glänzend waren. Auf einem derselben wechselte ich siebenmal das Costüme, um meine guten Frankfurter desto besser intriguiren zu können; aus einem Zuckerhut schlüpfte ich als Figaro, aus einem Eremiten verwandelte ich mich in Ritter Roland u. s. w. Auch einen Don Juans-Zug, fast so prächtig wie einst der in St. Carlo zu Neapel, veranstaltete ich, der nicht wenig Aufsehen machte und Stoff zu Gerede in Frankfurt gab, wobei ein wunderschönes Mädchen, die Tochter eines blinden Weinhändlers, Fanny M..., mein Zerlinchen war, mit der ich jedoch bald wieder zerfiel, als sie erfuhr daß ich Ursprungs öfters besuche und mit Betty Rollen durchgehe. Der Zahnausreißer Hofrath Meyer, wenn auch schon ziemlich cabuc, spielte indessen noch immer so gut es gehen wollte seine alte Rolle, die des Stadthanswurfts fort. — Noch früher als ich nach Offenbach gezogen war, hatte ich Sr. Durchlaucht dem Fürsten Y., der sich damals in Birstein aufhielt, einen Besuch daselbst gemacht, aber Höchstdieselbe in den allerpitoyabelsten Umständen gefunden, krank und schachmatt an Leib und Seele, und die Krankheit von so böser Art, daß es unmöglich war, länger als ein Paar Minuten in der verpesteten Stubenluft auszuhalten. Der Fürst war durch den Wiener Friedenskongreß mediatisirt worden, seine zahlreichen Gläubiger hatten sich jetzt alle gemeldet und hörten nicht auf ihn zu bestürmen. Mit einem jämmerlichen Armensünder-Gesicht geruhten Seine Durchlaucht mich von ihren schrecklich fatalen Umständen zu unterhalten, und endigten damit, daß ihm hoffentlich seine unbarmherzigen Gläubiger noch soviel lassen müßten, daß er wenigstens eine Suppe und ein Stückchen Rindfleisch essen könne. — Auch noch etwas mehr, tröstete ich den armen Mann, der mir in der That Mitleid einflößte, war aber doch froh als ich mich beurlaubend wieder entfernt hatte und frische Luft athmete. Wenig Monate darauf starb er, erst 55 Jahre alt.

In Offenbach hatte ich mich im Gasthaus zum Isenburger Hof eingemiethet, dessen Wirth Z.... noch eine junge hübsche Frau und zwei artige Töchter, Stiefkinder der letztern, hatte. Das Haus hatte früher der bekannten Schriftstellerin Sophie von La Roche gehört, und ich bewohnte die Zimmer, in welchen diese

Dame ihre meiſten Romane und Familiengeſchichten in Briefen ſchrieb. Sie war bald nachdem ich das Vaterhaus zum Erſtenmal verlaſſen, ſchon 1807 geſtorben. Ich hoffte, daß mich ihr Geiſt oder vielmehr der ihres geliebten Wieland bei meinen literariſchen Arbeiten umſchwebe. Eine Nacht glaubte ich wirklich Sophiens Geſtalt, und zwar mit einem ſehr zürnenden Geſicht, vor meinem Bett ſtehen zu ſehen, es mag aber wohl ein Gebilde meiner Phantaſie geweſen ſeyn, denn ich hatte den Abend vorher in einer Laube ihres ehemaligen Gartens einen Aufſatz für meine Zeitſchrift, die ich jetzt dreimal wöchentlich erſcheinen ließ, geſchrieben, in dem von ihr die Rede geweſen.

In Offenbach wohnte damals ein Menſch, der ſich Broli nannte und eine Art Caglioſtro im Kleinen war, er beſaß wie jener die Gabe und das Talent, alle Einfaltspinſel, Schwach- und Dummköpfe, beſonders weibliche, ſo von ſich einzunehmen, daß ſie einen von Gott geſandten Propheten in ihm ſahen, ihn als einen ſolchen verehrten und ihm den letzten Groſchen, das letzte Hemd vom Leibe gaben, wenn er es verlangte. Dieſer Menſch, deſſen eigentlicher Name Bernhard Müller war, hatte ſich in äußerſt dürftigen Umſtänden und in Geſellſchaft zweier feilen Dirnen in Offenbach niedergelaſſen, wo alle drei die Rollen frommer Schwärmer ſpielten. Müller hatte ſich früher in Aſchaffenburg, Regensburg und eine Zeitlang in England herumgetrieben, durch ſeine Heuchelei fromme Pietiſten und Pietiſtinnen gehörig zu prellen verſtanden und ſich den Namen Broli beigelegt, plötzlich aber hatte er das gaſtfreie England wegen ſeinen an den Tag gekommenen Betrügereien verlaſſen müſſen, ſich dann nach Stuttgart und Würzburg geflüchtet, von wo er wegen daſelbſt verübten Gaunereien wieder flüchtig werden mußte, ſich nach Offenbach begab, und arm wie Hiob daſelbſt ankam. Bald aber gelang es ihm, die Bekanntſchaft einiger ſehr reichen Pietiſten-Familien in Frankfurt, namentlich Häuſers und Zickwolfs, zu machen, welche den überfrommen Mann ſo reichlich mit Geld bedachten, daß derſelbe bald in Stand geſetzt wurde, ein wahrhaft ſardanapaliſches Leben in Offenbach zu führen. Wie es derſelbe verſtand, ſich bei dummen Frömmlingen einzuführen und als Propheten geltend zu machen, mag folgendes Pröbchen beweiſen. Als er der Madame Häuſer in deren Wohnung vorgeſtellt wurde und die Frau zum Erſtenmal erblickte, kreuzte er die Arme über die Bruſt, verdrehte die Augen,

gen Himmel blickend, und rief aus: „Großer Gott, was ſehe ich, dieß iſt das leibhaftige Geſicht das du mir ſo oft als reine Jungfrau, als himmliſchen Engel bei meinen mitternächtlichen Gebeten haſt erſcheinen laſſen;“ jetzt warf ſich der Mann Gottes vor der Dame auf die Knie und ſagte: „reiner Engel Gottes, ich bete dich an, du biſt eine der Gebenedeiten des Herrn, Heil und Segen iſt mit dir.“ Jede vernünftige Frau würde den Menſchen für einen Tollen gehalten und zur Thüre haben hinauswerfen laſſen, dieß that aber Madame Häuſer nicht, deren ſchwache Seite Müller längſt erforſcht hatte, ſondern ſie hob den Mann liebreich auf, war entzückt von ihm, händigte ihm noch in derſelben Stunde mehrere Tauſend Gulden zu frommen Zwecken ein, und vermochte alle ihre Verwandten und Bekannten, die Pietiſten waren, ſo wie die Familie Zickwolf, dem groben Betrüger ungeheure Summen, immer zu frommen Zwecken, zu geben, die derſelbe in Offenbach auf einem prächtigen Landgut, das er daſelbſt erſtanden, in den ſchamloſeſten Orgien verpraßte, bei denen ſeine eingeweihten Helfershelfer und liederliche Dirnen nackend allerlei Tänze u. ſ. w. aufführten. Aber mit großer Oſtentation ſpendete er viel Almoſen an die Offenbacher Armen, um ſich bei den Einwohnern beliebt zu machen und von den Behörden geduldet zu werden. Nichts vermochte den Betrogenen die Augen zu öffnen, nichts half es, ihnen die klarſten Beweiſe der Betrügereien des Gauners zu liefern, ſie waren und blieben ſo verblendet, daß ſie alles nur für Verleumdung gegen den von Gott zur Rettung der Menſchheit geſandten Mann hielten, und ihm, nachdem er es zu bunt gemacht, von der Darmſtädter Regierung gezwungen wurde auch Offenbach wieder zu verlaſſen, mit den Rudera ihres Vermögens nach Amerika folgten, wobei er ihnen verkündigt hatte, daß eines der mitreiſenden Mädchen, die bereits in der Hoffnung war, unterwegs einen neuen Sohn Gottes gebären würde! — Daß alle und er ſelbſt in Amerika ins größte Elend und Unglück kamen, und Broli auf dem Miſſiſſippi ſein Leben endete, iſt bekannt.

Noch hielten ſich mehrere Polakken in Offenbach auf, die mit dem ſogenannten Polakkenfürſten gekommen waren, und nun ein ſehr eingezogenes Leben daſelbſt führten. Das Myſteriöſe dieſer Fremdlinge hatte ſich jetzt auch ſo ziemlich aufgeklärt, und viel Aehnlichkeit mit Müllers Treiben gehabt. Der ſogenannte Polakkenfürſt, der im Jahr 1788 ſchon nach Offenbach mit einem gro-

ßen Gefolge prächtig gekleideter und bewaffneter Leute gekommen, er hatte sogar eine Leibwache von mehr als 70 Mann, in kostbare Uniformen gekleidet, mitgebracht, von denen immer zwei an seiner Wohnung Schildwache standen, und ihn zwölf in Roth, Grün und Gold gekleidete Uhlanen mit langen Piken begleiteten, wenn er in seiner reichen Carrosse mit vier schönen Schecken bespannt ausfuhr, war nichts als ein polnischer Jude Namens Dobrusky, der sich zuerst hatte taufen lassen, dann eine eigene Sekte stiftete, die da glaubte, daß Gott bald als Mensch verkörpert erscheinen würde, und ihn endlich selbst für den auf Erden verkörperten Gott hielt. Er hatte zuerst mit gleichem Prachtaufwand in Brünn und Wien gelebt, von wo er endlich ausgewiesen worden war und sich nach Offenbach begab, wohin ihm seine Gläubigen aus Polen, Böhmen, Mähren, der Lausitz ꝛc. fortwährend ungeheure Geldsummen übermachten, in schweren Fässern kam das Gold und Silber an; alle seine Umgebungen verehrten den Betrüger wie einen Gott und hielten ihn für unsterblich, auch er gab ungeheure Almosen an die Armen. Als er aber endlich doch starb, da war die Betrübniß groß unter seinen Zurückgebliebenen, dennoch wurde ihm ein fast königliches Leichenbegängniß zu Theil, und nahe an Tausend Personen, alle prächtig geschmückt, folgten seiner Leiche, heulten und jammerten, daß es hätte Steine erbarmen mögen. Diese Betrübniß mag sehr aufrichtig gewesen seyn, denn mit dem Aufhören seiner Unsterblichkeit hörten auch bald die Geldsendungen auf, und die Noth begann. — Offenbach war von jeher und bis auf die neueste Zeit ein von Schwärmern, Frömmlingen und ihren dummen Creaturen gesuchter Aufenthalt; das Warum? ist mir nie recht klar geworden, da im Allgemeinen die Einwohner ein ziemlich nüchterner und vernünftiger Menschenschlag sind, das nahe geldreiche Frankfurt aber mag wohl der Hauptmagnet seyn.

Da ich damals das Frankfurter Theater seltener besuchte und die Abende lieber im Freien, nach Bergen, Wilhelmsbad, Berkersheim, Seligenstadt ꝛc. reitend, zubrachte, als mich in dem immer mit einer verpesteten Luft geschwängerten Haus drei Stunden aufzuhalten, so hatte ich mit dem, das Orchester dirigirenden Kapellmeister abgemacht, daß er mir hauptsächlich die Opernkritiken für meine Zeitschrift liefern möge. Da diese nun mit außerordentlicher Sachkenntniß geschrieben waren und bis in die kleinsten Details der Execution gingen, auch

nicht ganz unpartheiisch waren und man mich oft nicht im Theater sah, so hatte das Theaterpersonal bald Verdacht hinsichtlich des wahren Verfassers, und fand es abscheulich, daß ein Mitglied des Instituts dasselbe so kritisire. Eines Morgens, nachdem sich wieder ein ausführlicher Artikel über die letzten Operndarstellungen in der Zeitschrift befunden hatte, vereinigte sich ein Theil der Sänger und Schauspieler während der Probe, um nach Beendigung derselben sogleich zu mir nach Offenbach zu fahren, um über den Namen des Verfassers dieser Kritiken von mir Gewißheit zu erlangen, und versicherten ehe sie abfuhren ihre Kameraden auf ihr Wort, sie würden nicht zurückkommen, ohne den Namen schwarz auf weiß mitzubringen. — Es war kurz vor der Essenszeit, als es an meinem Zimmer im Isenburger Hof klopfte, und auf mein „Herein“ trat der Schauspieler Henkel ein; kaum hatte ich diesen gefragt, was mir das Vergnügen seines Besuchs zuziehe, so trat auch der Sänger Dobler, nach diesem der Tenorist Kastner u. s. w., in allem sieben Mann, in das Zimmer, deren Sprecher mir nun rund heraus erklärte: sie seyen gekommen, um von mir den Namen des Verfassers der Opernrecensionen zu erfahren, und als ich ihnen darauf erwiederte, ich könne hierauf keine andere Antwort geben, als daß ich die ganze Verantwortlichkeit derselben auf mich nehme, sagte Herr Henkel: Damit können wir uns nicht begnügen, wir müssen durchaus wissen, wer sie schreibt, und werden nicht eher Offenbach verlassen, als bis wir dies schriftlich von Ihnen haben, denn wir gaben unsern Kameraden in Frankfurt das Wort, es schwarz auf weiß mitzubringen. — Das bedaure ich sehr, meine Herren, denn ich gebe Ihnen mein feierliches Ehrenwort, daß Sie ohne dieses Offenbach verlassen oder meinetwegen ewig hier bleiben werden. — Das wollen wir doch sehen, meinten die Herrn, da giebt es noch Mittel u. s. w., und nahmen nun eine drohende Haltung und Miene an. Ich aber griff nach meinem neben mir hängenden Jagdgewehr, und sagte mit starker Stimme: dies ist also auf einen meuchlerischen Ueberfall abgesehen, wo Nothwehr zur Pflicht wird; wer von Ihnen noch einen Schritt weiter thut, dem jage ich die Posten ins Gehirn (Notabene, das Gewehr war nicht geladen), und meine beiden Hunde schlugen an. Die Herren sahen sich jetzt bestürzt an, in demselben Augenblick ging meine Stubenthüre auf und mein Reitknecht und der Wirth, Herr Ziegler, traten ein, und fragten,

was es da gebe. — Nichts, erwiederte ich lachend, die Herren sind Schauspieler und haben hier nur so eine Art Probe halten wollen. — Alle standen nun ganz beschämt, wie ausgezischte Schauspieler da. Ich aber sagte zu Herrn Ziegler: belegen Sie noch sieben Couverte an der Tafel, die Herren sind sämmtlich meine Gäste; nicht wahr, meine Herrn, Sie nehmen doch die Einladung an, damit Sie sich nicht ganz umsonst nach Offenbach bemüht haben, erzeigen Sie mir die Ehre? — Sie murmelten nun ein allerlei unverständliches Durcheinander, von zuviel Ehre, nicht annehmen können u. s. w., dem ich ein Ende machte, indem ich sagte: Zu Tisch, meine Herrn, man hat bereits servirt, nicht wahr, Herr Ziegler? — Freilich, die Suppe steht schon auf dem Tisch. — Wohlan, so lassen Sie uns gehen. Ich öffnete nun die Thüre und bat sie, mich in den Speisesaal zu begleiten, wo wir noch einige Fremde fanden. Anfänglich war die Unterhaltung, so sehr ich sie auch zu animiren suchte, ziemlich einsylbig, nachdem jedoch einige Flaschen geleert waren und auch Champagner geperlt hatte, wurden die Herren gesprächiger, und endlich sehr munter. Nach Tisch bequemten sie sich bald zur Heimfahrt, baten mich aber dabei dringend und mit Armensündergesichtern, ich möchte doch ja nichts von diesem Vorfall in meiner Zeitschrift erwähnen, was ich ihnen auch versprach. Als sie nach Frankfurt zurückkamen, und von allen Kameraden gefragt wurden: Nun, habt Ihr's, wer ist's? heraus damit! standen sie wieder wie ausgezischte Comödianten da, und mußten noch oft bei den Proben hören: Nun, wenn fahren wir wieder nach Offenbach, den Namen des Opernrecensenten zu holen? — Dieser aber war zwei Stunden nachdem mich die Herren verlassen hatten, in aller Eile am Isenburger Hof angefahren und hatte mich bebend gefragt: Mein Gott, die ꝛc. waren bei Ihnen, Sie haben mich doch nicht verrathen, sonst bin ich ein verlorner Mann. — Sie müssen mich schlecht kennen, antwortete ich ihm, sonst würden Sie so nicht fragen. Mein Wirth Z... aber bedauerte, daß ich es nicht habe so weit kommen lassen, daß man Ursache gehabt, die sieben Herren arretiren und so vierzehn Tag lang einstecken zu lassen, wodurch die Frankfurter Theaterdirektion in die größte Klemme gekommen wäre, und das Haus hätte einige Zeit schließen müssen.

Der eben ausgebrochene Aufstand der Griechen machte zu jener Zeit außerordentliches Aufsehen in ganz Europa, und fand namentlich auch große Theilnahme in Deutschland. Ich interessirte

mich sehr für diese Sache und die Befreiung der armen Griechen von dem türkischen Joch, und hatte eine Zeitlang große Lust nach Griechenland zu ziehen, woran mich aber bald darauf eingetretene Familienverhältnisse, die meine Gegenwart in der Nähe meiner Eltern heischten, verhinderten. Doch that ich was in meinen Kräften stand, die Sache sowohl durch Geldbeiträge als Aufforderungen zu fördern, und berieth mich zu diesem Ende öfters mit dem zu Aschaffenburg wohnenden Freiherrn von Dalberg, der sich ebenfalls der Sache mit vielem Eifer annahm, den ich mehrmals in dieser Angelegenheit besuchte. Der Erfolg unserer gedruckten Aufforderungen war, daß sowohl Dalberg als ich von einer Menge Landstreicher überlaufen wurde, welche Geldmittel verlangten, sich für gewesene Offiziere aus allen möglichen Diensten ausgaben, und von denen öfters einige so unverschämt wurden, als man sie mit einer Marschroute und Anweisung auf Etapengelder ꝛc. abfertigen wollte, es waren nicht unbedeutende Geldbeiträge eingegangen, daß man sie nur durch die ernstesten Maßregeln zurecht zu weisen vermochte; manche verlangten nur Hundert Louisd'ors auf ihr ehrliches Gesicht u. s. w., wir aber gaben nur die nöthigen Marschgelder von fünf zu fünf Tagen, und dann in Marseille oder einem andern Hafen eingeschifft, noch eine kleine Summe. — Ein Darmstädter, in Offenbach garnisonirender Lieutenant, Namens K..., dessen sehr beschränkter Kopf ihn oft zum Stichblatt des Witzes der Damen machte, hatte sich einst im Schlosser'schen Wirthsgarten, wo sich die beau monde von Offenbach damals versammelte, als von der Griechensache die Rede war, geäußert: „Ich gebe keinen Heller dazu her, die Griechen haben uns ja 1813 und 1814 auch nicht geholfen, als wir die Franzosen haben fortjagen müssen!“ — Als mir dies von einigen Damen, mit denen ich auf sehr gutem Fuß stand, wieder hinterbracht wurde, gab ich diesen zur Antwort: Der Lieutenant K... ist besser als er sich stellt, ich weiß aus zuverläßiger Quelle, daß er jetzt an einem Werk über die gesunde Vernunft arbeitet, das er zum Besten der Griechen herausgeben will. — Dieß kam in ganz Offenbach herum und der arme Mensch wurde nun jeden Augenblick von den kecken Mädchen gefragt: „Nun, Herr Lieutenant, ist denn Ihr Werk von der gesunden Vernunft noch nicht bald fertig? — Er wurde über diese Neckereien so erbost, daß er mich deßhalb zur Rede stellte, und einst zu mir sagte: Herr Fröhlich, unterstehen Sie sich nicht mehr solche

Späße zu treiben, ſonſt ſprechen wir uns. — Mein Gott, das thun wir ja eben jetzt ſchon. — Ja, ich meine es aber anders. — Wie ſo, erklären Sie ſich, ich ſtehe Ihnen gerne Rede. — Jetzt mag's gut ſeyn, aber auf ein andersmal verbitte ich mir den Spaß, ich werd' alsfort nach dem Buch gefragt. — Lachend lud ich ihn zu einem Glas Wein ein, und verſprach ihm, wenn es ihm je einfallen ſollte eines zu ſchreiben, ſo wolle ich ihm helfen. — Er meinte aber, es ſey geſcheidter ein gut Glas Wein zu trinken, und leerte noch ein Paar Flaſchen auf mein Erſuchen, ohne ſich lange bitten zu laſſen.

Ungefähr um dieſelbe Zeit gaſtirte die Sängerin Canzi in Frankfurt, die bei einer ſilberreinen, glockenhellen Sopranſtimme eine außerordentliche Kehlenfertigkeit hatte, und mit ihrem Ziehvater, einem penſionirten öſtreichiſchen Major und deſſen Frau Kunſtreiſen machte, wo ſie überall außerordentlich gefiel. Der Major, welcher frühzeitig das Talent des jungen Mädchens wahrgenommen, hatte ihr ein Paar Jahre Geſangunterricht ertheilen laſſen, und ſich dann mit ihr auf Reiſen gemacht, um zu ernten was er geſäet, die Ernte fiel auch ſo reichlich aus, daß ſich der gute Mann nach einem Jahrzehend vollkommen mit dem Erworbenen in den Ruheſtand ſetzen konnte, und dann ſein Pflegekind, das bei dem Stuttgarter Hoftheater eine gute Anſtellung erhielt, ſeinem weitern Schickſal überließ. Damals war gerade ein großer Theil des Heſſen-Darmſtädtiſchen Städtchens Bensheim abgebrannt. Ich veranſtaltete eine muſikaliſche Abendunterhaltung zum Vortheil der armen Abgebrannten im Offenbacher Theater, welches der Wirth Schloſſer, der es im Pacht hatte, gratis dazu hergab, und bat Demoiſelle Canzi, dabei mitwirken zu wollen, was ſie mir auch ſogleich mit der größten Bereitwilligkeit zuſagte. Sodann hatte ich mehrere Dilettanten vermocht, ein zweiactiges Vaudeville, „der moderne Don Juan“ betitelt, das ich geſchrieben, zu dieſem Zweck einzuſtudieren. Das Ganze hatte den beſten Erfolg und brachte eine ſehr ergiebige Einnahme. Viele Frankfurter waren zu der Vorſtellung gekommen, von denen mehrere in der Abſicht um ſich zu rächen, dieſelbe ſtörend unterbrechen wollten. Als nun das Vaudeville begann, in dem ich die Titelrolle übernommen hatte, fingen ſie im Parterre an zu ſtampfen, zu treten und Lärm zu machen, mehrere Offenbacher aber verſtanden den Spaß übel und warfen die ungeſchliffenen Herren zur Thüre hinaus, worauf die Vorſtel-

lung ihren ungestörten Fortgang hatte und mit großem Beifall endigte. Ein fröhliches Bankett im Isenburger Hof machte den Beschluß.

Schon seit längerer Zeit war mir Metternichs kurzsichtige Politik und sein ganzes widersinniges System, das nimmermehr ein gutes Ende nehmen konnte, in hohem Grad zuwider. Weit entfernt ein unsinniger Demagog zu seyn, mochte ich eben so wenig ein solches Stockregiment, wie das östreichische war, leiden, während man in Preußen längst in hohem Grad liberal und human war. — Metternich war nur ein listiger Schafskopf, ein schlauer Einfaltspinsel, der keine zehn Schritte vor sich sah, und glaubte, daß wenn er die Augen schlösse, alle Welt blind sey, der immer nur ein Loch für den Augenblick stopfte, ohne zu ahnen, daß sich das ganze Terrain unter ihm aushöhlte, und seit 1814 keinen Schritt vorwärts gethan und auf demselben Fleck stehen geblieben war. — Die Bedingung, unter welcher mir die Concession zu meiner Zeitschrift gegeben worden, war, daß ich mich durchaus aller Politik enthalten müsse, ich durfte also nichts was einen politischen Anstrich haben konnte in derselben aufnehmen; dagegen gab ich öfters lithographirte Beilagen, meistens Carricaturen, die wohl an das Politische streiften. So hatte ich das unselige Papierwesen und die Anleihen, die Börsenspiele ꝛc. schon scharf genug auf diese Weise bezeichnet. Jetzt aber fiel es mir ein, den staatsklugen Metternich sammt seinen Helfershelfern mit unverkennbaren Attributen zu zeichnen, und alle auf einem großen Krebs reiten zu lassen, der rückwärts gehend, sich an dem Rand eines tiefen Morasts befand. — Dieß war denn doch zu toll, es kamen Reclamationen von Wien, der Bundestag mischte sich darein, und eines Morgens ward ich plötzlich auf das Amt in Offenbach beschieden, wo mir eröffnet wurde, daß meine Zeitschrift auf höhern Befehl verboten sey. Noch hatte ich von Glück zu sagen und es einer besondern Fürsprache zu verdanken, daß ich nicht wenigstens auf sechs Wochen die hessische Festung Rokenburg besuchen durfte. — Groß war der Jubel und die Freude, als dies Verbot in Frankfurt bekannt wurde, meine zahlreichen Feinde wünschten sich gegenseitig Glück, man begrüßte sich auf den Straßen, sich die große Neuigkeit zurufend, und wenig fehlte, daß nicht ein hoher Senat ein Festessen wegen diesem Ereigniß veranstaltet hätte. Aber die Freude sollte nicht von sehr langer Dauer seyn, wie wir bald sehen werden. Ich machte gleich nach dem Verbot eine Rheinreise bis Cöln mit

einer ſehr luſtigen Geſellſchaft von Offenbachern und mehrern Damen. Wir hatten zu dieſem Zweck in Mainz eine eigene Yacht gemiethet, einen Flügel und mehrere andere Inſtrumente, Feuerwerk und Fackeln, nebſt allerlei Mundvorrath eingeſchifft, ſo daß die Fahrt eine äußerſt unterhaltende werden ſollte. Ich hatte dafür geſorgt, daß ſich unter den Damen meine intimſten Bekannten in Offenbach, wie die Hofräthin M..., Annchen F..., Delphine A..., ſo wie Fanny M... aus Frankfurt ꝛc. befanden. Am Fahrthor zu Frankfurt beſtiegen wir die Yacht und brachten die erſte Nacht in den drei Reichskronen in Mainz zu, den andern Morgen fuhren wir weiter, landeten aber allenthalben wo es etwas zu ſehen gab, eine Ruine zu beſteigen, ein Ort oder ein Schloß zu beſuchen war, bei welcher Gelegenheit immer romantiſche Spaziergänge gemacht wurden, und ſich manches Pärchen, unter denen auch ich, über die Gebühr in den Felſen, Ruinen oder Gebüſchen verirrte. So kamen wir den erſten Tag, wo wir im Garten zu Bibrich und auf Schloß Johannisberg lange verweilt hatten, nicht weiter als bis Bingen, den zweiten bis St. Goar, den dritten noch nach Boppart, den vierten nach Coblenz, wo wir drei Tage verweilten, einen Abſtecher nach Ems machten, dann nach Neuwied, Andernach, Bonn ꝛc., und erſt den zwölften Tag in Köln an. Wir waren meiſtens vom ſchönſten Wetter begünſtigt, beſtiegen die Bergruinen Abends beim Mondſchein, ließen Sang und Hörnerklang bei Fackelſchein in denſelben erſchallen, die Geiſter ihrer modernden Bewohner zu erfreuen, und Raketen ſteigen. Unterwegs, in Coblenz, Bonn und Cöln, ſchrieb ich in den früheſten Morgenſtunden mehrere piquante und ſatyriſche Artikel über Frankfurter Zuſtände, die ich: „Aus dem Nachlaß der verblichenen Offenbacher Zeitung“ überſchrieb, welche vollkommen geeignet waren, die übermäßige Freude der guten Frankfurter über das Verbot derſelben zu mäßigen, da ich ſie in den am Rhein erſcheinenden Blättern abdrucken ließ und zu vielen Hunderten zur Vertheilung nach Frankfurt ſchickte. Nachdem wir uns auch in Cöln und ſeinen Kirchen, beſonders dem Dom gehörig umgeſehen, auch den 11,000 Jungfrauen in St. Urſula einen Beſuch gemacht hatten, traten wir vergnügt die Rückreiſe über die Taunusbäder an, und kamen nach einer Abweſenheit von ungefähr drei Wochen wieder glücklich nach Frankfurt und Offenbach. Hier war während derſelben zu meiner Verwunderung ein neues Blatt entſtanden, das den Titel: „Offenbacher Unterhaltungs-

blätter« führte, welches mein Buchdrucker, ein gewiſſer Hauch, auf ſeine eigene Fauſt herauszugeben ſich unterfangen und daſſelbe an alle Abonnenten meiner Zeitſchrift geſandt hatte, dieſe zu vertreten. Dieſer Hauch, der höchſtens ein mittelmäßiger Setzer war und in ſeiner Jugend in Offenbach Gänſe hütete, hatte den bekannten Doctor Pfeilſchifter gebeten, ihm bei der Redaction des Blattes zur Hand zu gehen; aber das ganze Unternehmen ging um ſo ſchneller den Krebsgang, meine Abonnenten wollten nichts davon wiſſen, und als ich mich mit dem Eigenthümer einer Frankfurter politiſchen Zeitung verband und dieſen vermochte, derſelben eine belletriſtiſche Beilage beizugeben, da fiel das Hauchiſche Unternehmen zuſammen. Um dieſe Zeitung und ihr Beiblatt ſchnell zu heben, machte ich eine Reiſe auf 40—50 Stunden im Umkreis, bis Carlsruhe auf der einen und Cöln auf der andern Seite, und als ich meine Tour geendet und nach Frankfurt zurückkam, fand ich zu meiner großen Satisfaction, daß ſich die Zahl der Abonnenten dieſer Zeitung während meiner Reiſe ſchon um 1200 vermehrt hatte. Von allen Orten wo ich hinkam, ſandte ich ſogleich möglichſt piquante Artikel über die neueſten Vorfälle in denſelben nach Frankfurt ein, die auf der Stelle abgedruckt werden mußten, und dann von der Nummer, in welcher ſie ſtanden, nach der Größe des Orts, aus welchem ſie datirt waren, viele Hundert Exemplare per Poſt dahin geſchickt wurden, die ich ſelbſt allda vertheilen ließ. Dieß Manoeuvre war über alle Erwartung geglückt, und die Zeitung nahm fortwährend außerordentlich an Abonnenten zu, deren ſie bald an 5000 zählte, was mir ſehr wohl zu ſtatten kam, da ich verhältnißmäßig dafür honorirt wurde, und als das Verbot meiner Zeitſchrift erſchien, meine Finanzen ſich eben nicht im beſten Zuſtand befanden, ich auch wenigſtens ein Paar Tauſend Gulden laufende Schulden hatte. Dieß war bei der Lebensart die ich geführt, und den Geſchenken die ich an viele Damen gemacht, kein Wunder, ob ich gleich noch bedeutende Honorare durch meine Arbeiten in franzöſiſche Journale nebenher erhielt. Ein guter Rechenmeiſter war ich nie geweſen, glücklicherweiſe wußte ich aber die Deficits durch gut berechnete Unternehmungen immer wieder zu decken. Ein ganz beſonderes Ereigniß machte, daß ſich damals meine Ausgaben noch gewaltig mehrten.

Es war in der Frankfurter Herbſtmeſſe, als ich die Buden auf dem Paradeplatz mit ihren Sehenswürdigkeiten beſuchte, um

Bericht über dieſelben abſtatten zu können. Unter dieſen befand ſich die Menagerie eines gewiſſen Tourniaire, ein Bruder des bekannten Kunſtreiters dieſes Namens, der auf ſeinem Anſchlagezettel angekündigt hatte: Zwei ganz junge, ſehr ſchöne Circaſſierinnen von 17 und 18 Jahren würden die Rieſenſchlangen ſeiner Menagerie dem Publikum vorzeigen. Nachdem ich eingetreten und alle die reißenden und gezähmten Thiere in Augenſchein genommen hatte, traten drei, in fleiſchfarbige Tricots gekleidete und mit Pantherfellen behangene Menſchen hinter einem grünen Vorhang hervor, von denen ein Jeder eine furchtbare Boa um den Hals und kreuzweis über die Bruſt gewunden hatte, den Kopf des Unthiers in der rechten, den Schweif in der linken Hand haltend. Die beiden jungen Mädchen, die auf beiden Seiten eines bärtigen, wildausſehenden Mannes ſtanden, waren wirklich ſchön und in der erſten Jugendblüthe, beſonders aber war die eine, welche die ältere ſchien, eine vollendete Schönheit, mit einem unvergleichlichen ſeelenvollen Ausdruck im Auge und Angeſicht, dabei fiel ihr ein rabenſchwarzes Seidenhaar auf die nackten Schultern bis zu den Knieen herab, ihr Körperbau war äußerſt zart und zierlich; die andere hingegen hatte, was die Franzoſen la beauté du diable nennen, Jugendfriſche, hochrothe Wangen und ziemlich derbe Glieder, war dunkelblond und manipulirte die Schlangen ganz ungenirt, während die ältere, ſo lange dieſe Thiere gezeigt wurden, ſichtbar zitterte und eine Art Fieberſchauer hatte, bis ſie abtrat. Wenn der Menagerie-Inhaber auch nur die mindeſte Kenntniß der Völkerkunde gehabt hätte, ſo würde er die Mädchen, ſie für Circaſſierinnen ausgebend, nicht als Wilde gekleidet und in Thierhäute gehüllt, und ſo ſelbſt ſeine Angabe auf das grellſte Lügen geſtraft haben. Als ich die Menagerie verlaſſend an der ſchon ziemlich bejahrten Frau, welche die Eintrittskarten in Empfang nahm, vorüber kam, fragte ich dieſe etwas ironiſch, ob die Mädchen wirklich Circaſſierinnen ſeyen? worauf ſie mir in gebrochenem Franzöſiſch-deutſch erwiederte: „mein Err, ſie ſind mein Kind.“ — Et vous Madame — je suis française. Als ich ſie hierauf fragte, warum man denn die Mädchen für Circaſſierinnen ausgebe, antwortete ſie mir mit einem tiefen Seufzer ein: helas! worauf ich ſie verließ. Da mich die Mädchen, beſonders die ältere, ſehr angeſprochen und intereſſirt, ſo erkundigte ich mich, wo die Leute wohnten, und nachdem ich erfahren hatte daß ſie bei Günther im Pariſer Hof logirten, traf ich ſie nach

mehrern vergeblichen Gängen endlich eines Abends sehr spät in dem allgemeinen Gastsaal, wo die Mutter mit ihren beiden Töchtern ganz europäisch ein sehr bescheidenes Abendbrod einnahm. Ich ließ mich mit den Leuten in ein Gespräch ein, sie schienen mir aber verlegen und ängstlich, die Kinder sprachen ganz geläufig östreichisches Deutsch, die Mutter französisch mit dem normännischen Accent. Während ich mich so mit ihnen unterhielt und sie schon anfingen zutraulicher zu werden, trat plötzlich der Menagerie-Besitzer Tourniaire in den Saal, worüber sie gewaltig zu erschrecken schienen und zusammenfuhren. Er ging sogleich auf den Tisch zu an dem wir saßen, und sagte zu der Frau: „**Madame, il est temps d'aller se coucher.**“ Sie machten auch sofort Anstalt diesem Befehl zu gehorchen, und als sie aufbrachen begleitete sie Tourniaire bis an die Thüre, im Vorübergehen flüsterte mir jedoch das älteste Mädchen halbleise und mit einem fast flehenden Blick zu: Mein Herr, werden wir Sie nicht wieder sehen? worauf ich ihr eine gute Nacht wünschend, ein bejahendes Zeichen zunickte. — Den andern Morgen ging ich gegen Mittag wieder in die Menagerie, wo ich indessen nur das jüngste Mädchen mit dem bärtigen Mann die Schlangen zeigen sah, und auf mein Befragen bei der Mutter, die wieder am Eingang saß, erfuhr, daß die ältere unwohl im Bette hätte bleiben müssen. Ich ließ mich mit der Frau tiefer in ein Gespräch ein, die mir jetzt mittheilte, daß sie die Wittwe eines östreichischen Hauptmanns, Namens Peche, sie selbst aber aus der Gegend von Rouen sey, wo ihr Vater Gutsbesitzer gewesen, aber in der Revolution alles verloren hätte, ihr Mann habe kurz vor seinem Tod seine Stelle verkauft, worauf sie mit den Kindern nach Prag gezogen und während den Sommermonaten einen Laden mit Modewaaren in Carlsbad gehabt, wo sie aber kein Fortune gemacht. Wie sie mit ihren Kindern an Tourniaire gekommen, wolle sie mir ein andersmal erzählen, da dies zu umständlich sey, nur soviel könne sie mir noch mittheilen, daß sie und die Kinder sich sehr unglücklich fühlten und in einer peinlichen Lage befänden. Ich bezeigte Theilnahme an ihrem Schicksal und versprach der Madame Peche, mich ihrer anzunehmen, worauf die Frau freundlich dankend einging und was sie zu trösten schien.

Noch immer wohnte ich in Offenbach im Isenburger Hof, wo mich Manches bisher gefesselt hatte, nun aber beschloß ich, da der Herbst gekommen, wieder nach Frankfurt zu ziehen. Kurz vorher

war ich noch Zeuge eines komisch-tragischen Vorfalls, welcher zwischen dem Halbnarren Pittschaft aus Mainz, der damals durchaus die Rolle eines Philosophen und zwar die des Diogenes spielen wollte, und einem Offenbacher proceßlosen Advokaten, Namens Gervinus, vorfiel. Einer der Grundsätze dieses modernen Diogenes, der sich in altdeutsche Tracht, einen Waffenrock von schwarzem Sammet kleidete, ein Barrett trug und einen langen Bart hatte wachsen lassen, war, kein Geld zu haben, da sich ein wahrer Philosoph mit so schmutzigem Metall nicht befasse. Auch kündigte Pittschaft sogleich in jedem Gasthof, den er mit seiner Gegenwart auf längere oder kürzere Zeit beehrte, an, daß er kein Geld habe und also nichts bezahlen werde. Die Wirthe in Mainz, Frankfurt und der Umgegend ließen sich dies längere Zeit gefallen, da die Neugierde, den modernen Diogenes kennen zu lernen, jedesmal sehr viele Gäste herbeizog, denen er dann etwas vordeklamirte oder vorschwatzte, einen Teller herumreichte, um angeblich für die Armen zu sammeln, das Vertheilen des oft nicht unbedeutenden Betrags aber sich vorbehielt. Böse Zungen behaupteten, er sey der einzige Arme, den er dabei bedenke. Als indessen sein Aufenthalt in Frankfurt zu häufig vorkam, und zu lange währte, fand die hochlöbliche Polizei für gut, ihn auszuweisen, wovon er aber keine Notiz nahm, sondern ruhig im Hôtel de Paris, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, blieb. Als er das Frankfurter Theater besuchen wollte und an der Kasse erklärt hatte, daß er als Philosoph kein Geld handhabe und man ihn frei eingehen lassen müsse, was ihm jedoch die Direktion verweigerte, brandmarkte er dieses Institut als ein ganz unphilosophisches Theater. — Die Polizei ließ indessen eines Morgens in aller Frühe einen Wagen vor den Pariser Hof fahren, Pittschaft, den man bereits den Viehlosophen nannte, aufpacken und unter Begleitung eines Polizeikommissärs nach Mainz bringen. Als beide daselbst angekommen und ausgestiegen waren, begab sich der Commissär in ein Wirthshaus, um sich gehörig zu restauriren, Pittschaft aber, den man natürlich frei lassen mußte, da er kein Verbrechen begangen hatte, setzte sich auf den Bedientenplatz einer nach Frankfurt fahrenden Retourchaise, wo er vier Stunden früher als der Commissär ankam, der ihn zu seiner großen Verwunderung wieder an einem Weintisch des Pariser Hofs antraf. — Von diesem Augenblick an nannte er sich: Pittschaft der Unaufhaltsame, fügte

etwas ſpäter noch den Beinamen: Beſchützer der Frauen, hinzu, und ließ dieſe Worte nebſt einer Frau, die er ſchützend umfing, auf ein Petſchaft ſtechen, mit dem er von jetzt an alle ſeine Schreiben beſiegelte.

Dieſer Unaufhaltſame hatte auch eines Tages den Weg nach Offenbach in das Gaſthaus zum Iſenburger Hof gefunden, wo er auf einige Tage ſein Weſen zu treiben Luſt hatte, und allerlei Schreiben an verſchiedene wohlhabende Einwohner der Stadt erließ, die alle mit der Phraſe: Pittſchaft der Unaufhaltſame, der Nachfolger Sokrates und Chriſtus, entbeut Euch ſeinen brüderlichen Gruß ꝛc., anfingen und worin er um mitleidige Gaben für arme Brüder bat. Da er auch hier wie überall eine philoſophiſche Freizeche in Anſpruch nahm, ſo kam es ihm nicht darauf an, andere Gäſte daran Theil nehmen zu laſſen und eine Flaſche Wein nach der andern zu beordern. So hatte er denn auch den Advokaten Gervinus, der kein Koſtverachter war, wo er ſeinen Durſt löſchen und ſeinen Magen unentgeldlich füllen konnte, eingeladen, eine Flaſche vom Beſten mit ihm zu leeren, aus der nach und nach ein halbes Dutzend und mehr wurde, wovon die große Mojorität Gervinus verſchlang, der den Philoſophen fortwährend zum Mehrbeſtellen aufforderte. Dieß war aber nicht die Meinung des Gaſtwirthes, Herrn Ziegler, der, als ſich der Advokat mit hochglühendem Geſicht entfernen wollte, zu dieſem ſagte: Halt, mein Herr, Sie müſſen Ihre Zeche bezahlen. — Der Rechtsfreund wollte ſich damit entſchuldigen, daß er der Gaſt des Philoſophen geweſen ſey, dieß nahm aber der Wirth nicht an und war taub gegen alle die Advokaten- und Rabuliſtenkniffe des Juſtizmenſchen, der ſich nun an den Philoſophen halten wollte, und dieſen aufforderte, die Sache zu vermitteln oder auszugleichen. Aber Pittſchaft wollte ebenfalls nichts davon wiſſen, wurde grob, der Advokat auch, und bald lagen ſich Juſtiz und Philoſophie in den Haaren, balgten ſich auf dem Boden herum, und der Wirth des Scandals müde, ließ beide zur Thüre hinauswerfen.

Noch einigemal beſuchte ich die Menagerie, in welcher die hübſchen Schlangenmädchen figurirten, bekam aber die ältere nicht mehr zu ſehen, die, wie mir Madame Peche ſagte, jetzt einen ſolchen Abſcheu vor den Thieren habe, daß, als man ihr die ungeheure Boa das letztemal um den Hals hängen wollte, ſie Convulſionen bekommen hätte. Morgen reiſen wir nach Cöln ab, ſagte Madame

Peche, wollen Sie Thereſe, ſo hieß das ſchöne Mädchen, noch einmal ſehen, ſo beſuchen Sie ſie auf ihrem Zimmer. — Ich ließ mir dies nicht zweimal ſagen, eilte zu ihr und fand ſie ſehr niedergeſchlagen und angegriffen. Ich unterhielt mich ziemlich lange mit ihr, und ſie ergänzte die mir von der Mutter ſchon gemachten Mittheilungen, indem ſie ſagte, daß nachdem das Carlsbader Geſchäft verunglückte, ſie und ihre Schweſter ein Paar Monate als Choriſtinnen bei der Bühne zu Prag geſtanden, wo ſie Tourniaire auf dem Theater geſehen, ſich nach ihnen erkundigt, und als er erfahren, daß die Mutter eine Franzöſin ſey, derſelben unter dem Vorwand der Landsmannſchaft einen Beſuch gemacht, und ihre dürftigen Umſtände kennen lernend, ihr endlich den Vorſchlag gethan habe, daß ſie ſammt den beiden Mädchen ihr reichliches Brod bei ihm finden ſollten, wenn ſie ſich bequemen würden mit ihm zu reiſen, ſie habe dann nur die Controle an der Caſſe ſeiner Menagerie zu führen und die Billets abzunehmen, für die Mädchen werde er auch ſorgen und ihnen eine paſſende Beſchäftigung geben. Madame Peche hatte dieſen Vorſchlag ſogleich mit Vergnügen angenommen, und verkaufte was ſie noch an Mobilien hatte; Tourniaire gab ihr einiges Geld, ſie folgte ihm wenige Tage nach ſeiner Abreiſe von Prag mit ihren Töchtern, und wurde anfänglich ſehr gut aufgenommen, als aber der ſchon ziemlich bejahrte grauköpfige Führer der wilden Beſtien allzuzärtliche Abſichten auf Thereſe blicken ließ, die einen wahren Abſcheu gegen ihn empfand, und von ihr verächtlich zurückgewieſen worden war, da zog er andere Saiten auf. Die Familie, die jetzt ganz in ſeinen Händen, ohne Schutz und Hülfe war, Madame Peche hatte zwar noch einen ältern Sohn von ungefähr 28 Jahren, der jedoch ein völliger Taugenichts und gemeiner öſtreichiſcher Soldat war, mußte thun was er wollte. Madame Peche wurde Billeteinnehmerin und ihre Töchter mußten als Pſeudo-Circaſſierinnen die Schlangen zeigen. — O Gott, wenn uns nur Jemand aus dieſer ſchrecklichen Lage befreien wollte, auf den Knieen würden wir es ihm danken, ſchloß Thereſe ihren traurigen Bericht.

— Leider hörte ich von Ihrer Mutter, daß Sie morgen ſchon abreiſen werden, verſetzte ich, die Zeit iſt zu kurz, um bis dahin noch etwas Entſcheidendes unternehmen zu können, aber ſeyn Sie ruhig, liebes Kind, ich werde Ihnen in wenig Tagen nach Cöln folgen und Sie dann aus dieſer Lage befreien. — Mit halb zweifelhaften, halb erkenntlichen Blicken ſah mich das ſchöne Mädchen

an, der ich nochmals versicherte, daß es keine leeren Worte seyen was ich sage, sie bat, sich vertrauensvoll auf mich zu verlassen, und ihr versprach, daß sie mich in möglichst kurzer Zeit wieder sehen werde. — Hiedurch getröstet, nahm sie mit Thränen in den Augen Abschied von mir, und nach einem langen Kuß entfernte ich mich.

Da ich im Interesse der von mir redigirten Zeitschrift abermals eine Rundreise zu machen vorhatte, um Stoff für dieselbe zu sammeln und einige Correspondenten zu gewinnen, da die erbärmliche Frankfurter Censur alles strich, was auch nur die entfernteste Beziehung auf Frankfurter Behörden, Verwaltung und die städtischen Zustände überhaupt haben konnte, so mußte ich wohl das Blatt ganz mit auswärtigen Berichten zu füllen suchen. Sogar an den Recensionen über die Frankfurter Bühne vergriff sich der erbärmliche Rothstift, und erst nachdem ich dem Censor gedroht, daß ich die von ihm gestrichenen Stellen in auswärtigen Blättern als von ihm gestrichen abdrucken lassen würde, unterließ es der Jammermann.

Die beabsichtigte Reise konnte ich nicht so schnell als ich es gewünscht unternehmen, da ich als Zeuge in eine polizeiliche Sache verwickelt war, die meine Gegenwart in Frankfurt erheischte. Bei dem Hepp-Hepp-Crawall gegen die Juden, der vor mehr als einem Jahr früher statt gefunden, waren ein Paar dieser Kinder Israels, als sie nach Offenbach flüchtend, nahe an dem Frankfurter Wald vorüber kamen, durch einige Frankfurter Hauderersknechte derb abgeprügelt worden, und wären vielleicht auf dem Platz liegen geblieben, wäre ich nicht zufällig dazu gekommen und hätte die Unglücklichen durch Bitten, Drohungen und Versprechungen aus den Händen der Barbaren befreit. Die Sache wurde erst jetzt verhandelt und untersucht, sobald ich aber abgehört war, machte ich mich auf die Reise und ging zuerst nach Mannheim und Speier; in der Nähe der letztern Stadt wohnte ich in einer Anlage: zum Freischütz genannt, einer in ihrer Art gewiß einzigen Theatervorstellung bei. Schillers Räuber wurden nämlich im Freien durch die Unteroffiziere eines baierischen Cavallerieregiments aufgeführt, etwas Aehnliches war mir noch nicht vorgekommen. Von dem ganzen Dialog verstand man fast keine Sylbe, desto mehr aber hörte man schießen, trommeln und trompeten, auch hatten sich die Künstler manche Freiheiten und Abänderungen zum Nachtheil des Verfassers

erlaubt. Die Schlacht der Räuber mit den böhmiſchen Reitern wurde vor den Augen des Publikums aufgeführt, Franz Moor ſprang zwei Stock hoch aus dem in Flammen ſtehenden papiernen Schloß u. ſ. w., die Pferde ſpielten eine große Rolle dabei. Ich hatte dieſe Vorſtellung von Mannheim aus mit der Familie des Gaſtwirths zum Pfälzer Hof, Herrn Reinhardt, wo ich jedesmal logirte, der mehrere Töchter, unter denen eine recht liebenswürdige, die ſich Katinka nannte, beſucht, und fuhr den Abend wieder dahin zurück, wo ein Ball in dem Schlößchen der Mühlau gegeben wurde, dem ich ebenfalls beiwohnte.

Als ich ein Paar Tage darauf in Bonn ankam, erblickte ich ſogleich an den Straßenecken die Anſchlagezettel von Tourniairs Menagerie. Ich eilte auf der Stelle dahin und fand Thereſe allein an der Kaſſe ſitzend; als ſie mich erblickte, ſprang ſie freudig in die Hände ſchlagend auf, und rief aus: Ach, ſo haben Sie doch Wort gehalten, das iſt ſchön von Ihnen. — Sie erzählte mir nun, daß ihre Mutter krank in Cöln ſey, wo ſich auch ihre Schweſter Toni und Tourniaire in dieſem Augenblick befänden, indem ſie alle drei mit dem Wagen umgeworfen worden ſeyen, wobei ihre Mutter durch die auf ſie fallende Geldkiſte ſtark an dem Schienbein verletzt wurde, in Cöln aber die kaum erbaute Menageriehütte zuſammengebrochen wäre, weßhalb Tourniaire, bis dort eine neue gezimmert, die Menagerie einſtweilen nach Bonn geſchickt, er ſelbſt ſey den vorhergehenden Tag, ihr die Caſſeneinnahme empfehlend, wieder nach Cöln zurückgereist. Dabei klagte ſie mir auf's Neue bitter ihren Kummer. — Wohlan, ſagte ich, wir müſſen der Sache ſchnell ein Ende machen, laſſen Sie die Caſſe Caſſe ſeyn, und kommen Sie mit mir eine Promenade machen. — Wo wohnen Sie? — Im Klotz. — Gut, ſo werde ich mich auch daſelbſt inſtalliren, warten Sie noch einen Augenblick, in einer Viertelſtunde bin ich wieder bei Ihnen. — Ich ging nun in den goldnen Klotz, wo ich zwei Zimmer in Beſchlag nahm, und kehrte dann zu Thereſen zurück, mit der ich eine Promenade in den Schloßgarten von Bonn machte, wo ich das Mädchen überredete, noch heute Tourniaire und ſeine Menagerie zu verlaſſen, ich habe bereits ein anderes Zimmer für ſie im Klotz neben dem meinigen genommen. — Sie war es zufrieden, und als wir gegen Abend heimkehrten, ließ ich ihre Sachen auf das für ſie beſtimmte Zimmer bringen, wir ſoupirten recht

vergnügt und brachten ebenso die halbe Nacht wachend miteinander zu. Den andern Morgen machten wir in aller Frühe eine Parthie nach den Ruinen des alten, eine gute Stunde von Bonn entfernten Godesberg. In den Trümmern dieser, auf den Ruinen eines Römercastells vom Erzbischof Theodorich vor mehr als 600 Jahren erbauten und im 16ten Jahrhundert wieder zerstörten Burg, brachten wir beinahe den ganzen Morgen zu. Purpurgolden war die frühe Beleuchtung und die Aussicht unbeschreiblich schön, die ganze Natur schien sich in Wonne zu wiegen. Auf einem Stein sitzend, schmiegte sich das schöne Mädchen an mich und ließ ihr Köpfchen an meiner Brust ruhen. In dieser Lage erzählte ich ihr rheinische Sagen und Burgmährchen, und daß dereinst ein gar mächtiger König mit gewaltig viel Kriegsvolk gekommen sey, der im Bund mit dem Bösen gewesen, dem zu liebe er hier Menschen geopfert habe. Mit des Teufels Hülfe habe er auch die ganze herrliche Gegend am Rhein beherrscht, bis endlich ein ehrwürdiger Eremit oder katholischer Priester den bösen Kaiser mit all seinem satanischen Blendwerk verjagt habe. Das später erbaute Schloß sey aber von den Kriegern des Bischofs Ernst zerstört worden. Mehrmals, wenn ich dem Mädchen solche Rittergeschichten erzählte, rief sie begeistert aus: O, ich möchte wohl auch so ein Ritterfräulein gewesen seyn. — Nachdem wir genugsam die prächtige Aussicht, gewiß eine der schönsten und großartigsten am Rhein, bewundert hatten, nahmen wir in dem am Fuß des Berges liegenden Dorf ein frugales Mittagessen ein, und fuhren gegen Abend nach Bonn zurück. Als wir an unserm Gasthof ausstiegen, erfuhren wir, daß Tourniaire schon diesen Morgen von Cöln gekommen sey, sogleich nach seiner Nichte, er gab sich überall für den Oheim der Mädchen aus, gefragt und in gewaltigen Zorn und große Wuth gerathen sey, als er gehört, daß sie schon in aller Frühe mit einem Fremden ausgefahren sey, und dann auch erfahren, daß sie den Abend vorher mit mir spazieren gegangen, und die Nacht in einem andern Zimmer als dem ihrigen zugebracht habe. Thereſe erschrak außerordentlich als sie dies hörte, und rief aus: ach, was wird dies geben! Ich redete ihr Muth ein, suchte sie zu beruhigen, nahm sie bei der Hand und führte sie auf mein Zimmer. Kaum waren wir daselbst und sie ein wenig ruhiger, als wir Tourniaire unten schreien hörten. Jetzt wurde das Mädchen wieder leichenblaß und zitterte, ich brachte sie schnell in das

zweite Zimmer, das ich abſchloß. In dieſem Augenblick klopfte es an die Thüre, und auf mein: wer iſt's? erfolgte ein barſches und rauhes: **c'est moi. — Mais qui êtes vous. — Tourniaire. — Ah Monsieur Tourniaire, un moment.** — Ich ſteckte meine Terzerolen auf jeden Fall zu mir, öffnete die Thüre, die ich auch verriegelt hatte, durch welche Tourniaire raſch mit zweien ſeiner Beſtienwärter eintrat. — Auf meine Frage: **que desirez vous Monsieur**, erwiederte er: **je veux ma nièce.** — Ihre Nichte? die kenne ich nicht, wer iſt dieſe? — Mademoiſelle Thereſe Peche. — Pardon, dieſe iſt nicht Ihre Nichte. — **Comment?** — Ich bin von Allem auf das genaueſte unterrichtet, und weiß wie Sie den Peches mitgeſpielt haben. Mademoiſelle Thereſe hat ſich jetzt unter meinen Schutz begeben und ich werde ſie zu ſchützen wiſſen; wenn Sie ſonſt nichts bei mir ſuchen, ſo können Sie wieder gehen. — Nicht ohne das Mädchen! — Doch, mein Herr. — Wo iſt ſie? — Darüber habe ich Ihnen keine Rechenſchaft zu geben. — Tourniaire ſah ſich nun allenthalben um und wollte endlich auf die Seitenthüre zugehen. — Zurück! donnerte ich ihm entgegen, ſtellte mich vor die Thüre, und ſagte: noch einen Schritt weiter, ſo knalle ich Ihnen eine Kugel vor den Kopf. Hier zeigte ich ihm eine Terzerole. Er prallte jetzt zurück ſammt ſeinen beiden Gehülfen, die ſich übrigens ſehr paſſiv verhalten hatten, rief aber im Abgehen: Wohlan, ich werde die Polizei zu Hülfe nehmen. — Sehr wohl, ſchrie ich ihm nach, Sie ſind ihr ohnehin ſchon verfallen. — Schimpfend und tobend ging er die Treppe hinab. Ich verriegelte wieder meine Thüre, eilte zu Thereſen, die ich halb ohnmächtig auf dem Bette liegend fand, und ſuchte ſie möglichſt zu beruhigen. Hierauf klingelte ich einem Aufwärter und fragte dieſen, was mit Tourniaire geworden. Er berichtete mir, daß derſelbe auf ſein Zimmer gegangen ſey und dort gewaltig mit ſeinen Leuten gewälſcht und geflucht habe, jetzt ſey er wieder ruhiger, und wolle das weitere auf den kommenden Tag verſchieben. — Ich begehrte nun meine Rechnung, ließ Thereſens und meine Effekten packen, und bat den Kellner, dem ich zwei Thaler Trinkgeld verſprach, mir ſogleich eine Extrapoſt zu beſtellen, dieſe aber, um Aufſehen und Scandal zu vermeiden, ein Paar hundert Schritte vom Gaſthof entfernt zu halten, und ſo auch die Effekten fortbringen zu laſſen. Dies alles war um ſo leichter zu bewerkſtelligen, da die Nacht bereits angebrochen war. — Als ich Nachricht hatte, daß der Wagen vor-

gefahren, eilte ich, die zitternde Thereſe im Arm, die Treppe hinab, gab dem Kellner das verſprochene Trinkgeld und mehr, und fuhr nach Köln ab, wo wir noch vor Mitternacht eintrafen, und ich mit meiner ſchönen Beute bei Merzenich im Wiener Hof, den ich ſchon von früher kannte, abſtieg. Den andern Morgen brachte ich Thereſe zu ihrer Mutter, die mit ihrer Tochter bei Lamberts auf dem Domplatz wohnte. Wir theilten der Mama, die ſehr erfreut war mich wiederzuſehen, alles mit, was vorgefallen, bis auf einige Nebenumſtände, die man beſſer verſchweigt, und ich ſagte ihr, daß ſie ſich nun völlig als von Tourniaire befreit anſehen könne, und ich für ihre fernere Exiſtenz Sorge tragen wolle. — Es wurde mir großer Dank, und die jüngere Schweſter, Toni, ſagte: „Nicht wahr, Mama, nun dürfen wir auch nicht mehr das Fleiſch mit den wilden Thieren theilen, die oft die beſten Stücke bekamen.“

Tourniaire hatte ihnen nämlich immer ein Stück von dem für die Menagerie beſtimmten Fleiſch geben laſſen, um ſich ſelbſt die Suppe zu kochen, während er an den Wirthstafeln ſich gütlich that. Ich erkundigte mich nun nach einem tüchtigen Sachwalter, als ein ſolcher wurde mir der Advokat B. empfohlen, den ich von allem gehörig in Kenntniß ſetzte, und der mir nicht nur verſprach, ſich dieſer Angelegenheit mit aller Thätigkeit anzunehmen, ſondern meinte, daß Tourniaire auch der Familie noch eine Entſchädigung ſchuldig ſey, und nicht ſo ungerupft davonkommen dürfe. Dieſer wurde erſt in 5 — 6 Tagen mit ſeiner Menagerie in Cöln, wo die neue Bude erbaut ſeyn würde, erwartet. Unter dieſer Zeit reiste ich noch in Thereſens Geſellſchaft nach Aachen, dort die Angelegenheit der Frankfurter Zeitſchrift auf das Beſte und ſo ſchnell wie möglich beſorgend, ſchickte ein Paar Artikel nach Frankfurt ab, in welchen ich die Prellerei, welche ſich die Aachner gern gegen Fremde erlauben, berührte, und eilte dann nach Cöln zurück, wo Tourniaire mit all ſeinen wilden und zahmen Beſtien ſchon einen Tag vor mir eingetroffen war. Mein erſter Gang war zu dem Advokaten, der mir ſagte, er wolle die Klage gegen Tourniaire damit beginnen, ſogleich Arreſt auf die ganze Menagerie, Pferde, Wagen ꝛc. deſſelben legen zu laſſen, welches das beſte Mittel ſey, ihn zu einem wenigſtens leidlichen Vergleich und zur Losgebung der Peches zu bringen. T. ſperrte ſich anfänglich zwar ganz gewaltig und meinte, er würde ſich auf Nichts einlaſſen, und ſollte es ihm alle ſeine Löwen, Panther, Tiger, Bären, Affen und Pferde

koſten, ein Paar Tage darauf ſpannte er jedoch gelindere Saiten auf, denn die Wache bei der Menagerie und den Pferden genirte ihn gewaltig; es kam endlich zu einem Vergleich, er gab Mutter und Tochter frei, und bezahlte die geringe Summe von Einhundert Thalern als Entſchädigung. Als er dieſes Geld an mich auszahlte, ſagte er: die ganze Rache die ich an Ihnen nehme, iſt, daß ich Ihnen die Mutter Peche überlaſſe, die wird hinlänglich dafür ſorgen, daß Sie für das was Sie an mir gethan, beſtraft werden. — Dies ſey meine Sorge, Herr Tourniaire, erwiederte ich, ſtrich das Geld ein, und brachte es der Madame Peche, die die Summe ſehr klein fand, ſich aber damit beruhigte, daß ich ihr meine noch ziemlich gefüllte Caſſe zur Dispoſition ſtellte. — Nun hatte ich die ganze Familie auf dem Hals, und mußte darauf denken, was mit ihr anzufangen ſey. Thereſe beſaß eine ſehr angenehme und reine, aber etwas ſchwache Stimme, ſang indeſſen mit Gefühl und hatte viel Ausdruck im Vortrag, auch erkannte ich bald, daß das Mädchen eine nicht unbedeutende Anlage zur Schauſpielkunſt habe, ihre Schweſter Toni hingegen hatte faſt für nichts anders Sinn als Eſſen und Trinken, ſie ſchlug in dieſem Stück ganz der Mutter nach. Die Erziehung der beiden Mädchen war aber im höchſten Grad vernachläſſigt, kaum daß ſie ein Paar Zeilen höchſt unorthographiſch und unzuſammenhängend kritzeln konnten. Ich beſchäftigte mich nun beſonders mit Thereſens wiſſenſchaftlicher Ausbildung, und ſie zeigte bei allem großen Eifer und den beſten Willen. Mit ihr um Cölns öde Mauer und Stadtgraben ſpazieren gehend, unterrichtete ich ſie erzählend mit dem was ihr zu wiſſen am nöthigſten war, und daheim ging ich Muſikſtücke mit ihr durch, ſtudierte Duette und endlich ganze Rollen mit ihr ein, wie die Suſanna im Figaro, Zerline im Don Juan u. ſ. w.; da ſie ein ſehr gutes Gehör hatte, ſo faßte ſie alles leicht auf, und konnte bald ganze Parthien auswendig ſingen. Auch in der Declamation gab ich ihr Unterricht und las beſonders die Schiller'ſchen Trauerſpiele, ſo wie Iffflands Schauſpiele und Kotzebues Luſtſpiele laut mit ihr, brachte ihr Engels Mimik und Leſſings Dramaturgie, ging dieſe Werke mit ihr durch, und ſo hatte das Mädchen bei ihrem ſonſt ſehr natürlichen Verſtand bald einen richtigen Begriff von der Schauſpielkunſt. — Damals hielt ſich in Cöln ein junger Breidenſtein auf, ein Neffe meines ehemaligen Lehrers, den ich ſchon früher in Homburg kennen

gelernt, welcher die Muſik zu ſeinem Brodſtudium gemacht, und ſchon mehrere gediegene Compoſitionen geliefert hatte. Dieſen bat ich öfters mit mir zu Peches zu gehen, wo er uns am Clavier accompagnirte, und wir des Abends in dem ſehr düſter beleuchteten Saal Lamberts kleine Proben von einzelnen Opernſcenen hielten, nach denen wir dann noch nach dem Clavier tanzten, auch die Polonaiſe aus Spohrs Fauſt mit Geſang und Action aufführten. Dieſe Abendunterhaltungen, zu denen noch ein Paar Mädchen und Freunde Breidenſteins kamen, hatten einen ganz beſondern Reiz, welchen das Chiaro scuro des düſtern Saales noch vermehrte, und auf Thereſens Phantaſie und ganzes Weſen eine eigene Wirkung hervorbrachte, ſo daß ſie die Suſanna, Zerline und Kunigunde mit einer mich entzückenden Vollendung und Hingebung ſpielte und ſang. Daß das reizende Geſchöpf ein eminentes Talent für die Bühne habe, davon war ich jetzt überzeugt, ſo wie Breidenſtein und andere, welche ſie bei dieſen Abendunterhaltungen geſehen hatten, ebenſo waren wir darüber einig, daß ihre ſo liebliche Stimme wohl ſchwerlich je die nöthige Kraft erlangen würde, um in der Oper großes Glück zu machen, daß ſie hingegen im Schauſpiel glänzen müſſe. Breidenſtein ſchlug mir vor, an Ringelhard, den er kenne, und der damals mit ſeiner Geſellſchaft im Sommer in Aachen und im Winter in Cöln ſpielte, ſchreiben zu wollen, was ich aber ablehnte, und vorzog, Peches mit nach Mainz zu nehmen, in der Hoffnung, die Mädchen bei der Frankfurter, Darmſtädter oder Mainzer Bühne, alſo möglichſt in meiner Nähe placiren zu können; auch ſtand ich, wegen der Geſchichte mit der Catalani in Bremen, nicht zum beſten mit Ringelhard. Da ich ohnedies Briefe über Briefe von Frankfurt erhielt, die meine ſchleunigſte Zurückkunft wegen der Redaction des belletriſtiſchen Blattes heiſchten, ich hatte mich ſchon über vier Wochen, Gott und die Welt über Thereſe und ihr Talent vergeſſend, in dem alten Cöln, ihr deſſen Merkwürdigkeiten zeigend, verweilt, ſo traf ich ſofort Anſtalten zur Abreiſe und fuhr über Coblenz, und von da über die Bäder Ems, Schwalbach, Wiesbaden, von wo wir noch einen Abſtecher nach Schlangenbad machten, und in dieſem von der Welt ſo abgeſchiedenen Ort mehrere Tage recht ſelig zubrachten, nach Mainz. Unterdeſſen hatte ich ſchon in Cöln, noch mehr aber auf der Reiſe Urſache genug gehabt, an Tourniaires Worte zu denken. Madame Peche benahm ſich ſelbſt an den Table d'Hôtes

faſt wie ein Dragoner, oder doch wie eine Marketenderin, und ließ die ſtärkſten Weine, gleich einem Cramer'ſchen Ritter, wie Waſſer die Gurgel hinabgleiten, dabei hatte ſie einen ſo guten Appetit, daß ſie ganze Schüſſeln, beſonders beim Deſſert, auf ihren Teller leerte, und wenn ich mit Thereſen, wie in Coblenz, Ems, Schwalbach u. ſ. w., romantiſche Spaziergänge machte, ſie zog es vor daheim zu bleiben, entſchädigte ſie ſich mit Toni einſtweilen bei einer guten Flaſche Bordeaux und allerlei Zuſpeiſen. Dabei blieb es indeſſen nicht, während unſerer Abweſenheit ließ die Mama Schuhmacher, Modiſtinnen, Juden ꝛc. durch die Kellner rufen, denen ſie allerlei Gegenſtände abkaufte, hierauf erſuchte ſie den Wirth, das Geld bis zu meiner Zurückkunft auszulegen, und ich fand ſchon in Coblenz auf meiner Rechnung nahe an 50 Thaler als baar ausgelegt. Madame Peche benahm ſich an der Table d'Hôte, wie geſagt, beſonders wenn ihr Antlitz durch den im Uebermaß genoſſenen Wein geröthet war, auf eine Weiſe, daß ich es vorzog, künftig auf dem Zimmer ſerviren zu laſſen, ob dies gleich um die Hälfte theurer kam. In Ems, wo wir nur 24 Stunden verweilten, waren die baaren Auslagen, während ich mit Thereſen romantiſche Eſelsritte in die nächſte Umgebung machte, über 70 Thaler, dagegen ſpielte das Mädchen den Abend ſo glücklich unter meiner Anleitung am Roulett, daß ſie über 100 Thaler gewann. In Naſſau übernachteten wir wieder, und ich beſtieg mit Thereſen, Toni war nie aus den Federn zu bringen, den Gipfel der Bergſpitze, auf welcher die Ruinen der Stammburg des Hauſes Naſſau liegen. Hier hatten wir eine wilde waldige Ausſicht, beſuchten dann noch die Ruinen der Burg Stein, das Stammſchloß des berühmten Freiherrn von Stein, der im Städtchen Naſſau ein ſchönes, von geſchmackvollen Gartenanlagen umgebenes Landhaus hatte. Der Morgen war entzückend, und in einem, auf einem Felſenvorſprung angebrachten kleinen Tempel ruhten wir Arm in Arm, das prächtige Naturſchauſpiel und die Ausſicht bewundernd. Drei Tage brachten wir noch in Schwalbach und Wiesbaden zu, und fuhren dann nach Mainz, wo wir in Caſtel im ſchwarzen Bären abſtiegen.

XIII.

Die Schlangenmädchen zuerſt bei der Mainzer, dann bei der Cölner Bühne engagirt. — Der Bruder von ungefähr. — Aufenthalt in Aachen. — Ich ſpiele den Don Juan in der Wirklichkeit ſtatt auf der Bühne. — Ringelhards Geſellſchaft. — Aufenthalt in Cöln. — Polizeidirektor Struenſee. — Trennung von Peches. — Der Schauſpieler Wolthers wird im Duell erſchoſſen. — Die Familie F.....ch. — Entführung einer Schauſpielerin. — Agnes F.....ch. — Ein Fehlſprung. — Noch ein Rouſſeau. — Der Cölner Carneval. — Ich werde demagogiſcher Umtriebe verdächtig gemacht. — Ich gehe nach Mainz. — Aufenthalt daſelbſt. — Ich redigire eine Mannheimer Zeitſchrift. — Die ſchwarze Commiſſion. — Ich werde aus Mainz verbannt, und gehe nach Mannheim. — Eine Reiſe nach Stuttgart. — Die ſchöne Unbekannte auf der Inſel. — Eine Saiſon in Baden-Baden. — Ich nehme meinen Aufenthalt in Stuttgart. — Buchhändler Frankh. — Das Theater. — Eine ſehr geheime Intrigue. — Die Stadtpoſt und ihr Redakteur. — Ich gebe mein erſtes hiſtoriſches Werk heraus. — Ich werde Spießbürger in Frankfurt am Main.

Den Tag nach unſerer Ankunft in Caſſel fuhr ich allein nach Frankfurt und verſuchte es, durch den Kapellmeiſter Guhr meinen Schützlingen bei dem dortigen Theater ein Engagement zu verſchaffen; dieß war indeſſen unmöglich, da die hohe Oberdirektion ſammt der unterthänigſten Unterdirektion viel zu feindſelig gegen mich geſinnt waren. Einen ähnlichen Verſuch machte ich in Darmſtadt, wo ſich Grüner zwar ſehr willfährig zeigte, aber Bedingungen vorſchlug, in die nicht wohl einzugehen war. Ich kehrte ſchon den dritten Tag nach Mainz zurück, wo mich Peches ängſtlich erwarteten, und bald darauf waren beide Mädchen bei der hieſigen Bühne, welche Cramer und Diehl dirigirten, engagirt, ſollten aber erſt ihr Engagement antreten, ſobald die Geſellſchaft von Wiesbaden zurückkehrte, wo ſie während der Sommermonate ſpielte. Ich drang auf ſofortige Ausfertigung der Contracte, womit mich jedoch Diehl, ich weiß nicht aus welchem Grunde, hinhielt. Unterdeſſen ſtudierte ich Thereſen Rollen und Parthien ein, und beſuchte faſt jeden Abend ein anderes Theater mit ihr. Da ich mich

verbindlich gemacht hatte, die Critiken über die Frankfurter, Darmstädter, Mainzer oder Wiesbadner Bühne zu liefern, so lagen wir faſt beſtändig auf der Landſtraße, manchmal fuhr auch Toni mit, die Mama aber einzuladen hütete ich mich wohl. In Mainz hatten wir den ſehr theuren Bären verlaſſen, und ich hatte zuerſt eine Wohnung bei dem Richter Schaaf gemiethet, dem aber geſteckt wurde, es ſeyen die Schlangenmädchen, die bei ihm wohnen würden; der Herr Richter weigerte ſich nun, Peches aufzunehmen, indem er behauptete, nur mir allein die Wohnung vermiethet zu haben, weßhalb ich genöthigt war, eine andere bei einem Friſeur Neugebauer auf dem Flachsmarkt zu nehmen. Von Mainz aus machten wir manchmal recht anmuthige Parthien in den Rheingau, auf einige Rheininſeln u. ſ. w. und verlebten ſo eine recht ſorgenloſe Zeit in den Tag hinein. Ungefähr ſechs Wochen mochten wir ſchon in Mainz ſeyn, als eines Morgens der Direktor Ringelhard mit dem Schauſpieler Freund, der mit mir bekannt und damals in Mainz engagirt war, in mein Zimmer trat. Ringelhard begrüßte mich freundlich, und nachdem wir von einigen gleichgültigen Dingen geſprochen, brachte er das Geſpräch auf die Peches, indem er ſagte, er habe gehört, daß dies ein Paar ſchöne und talentvolle Mädchen ſeyen, die er wohl einmal ſehen möchte. — Wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchieht, ſo kann ich Ihnen dienen, erwiederte ich, holte beide und ſtellte ſie ihm vor. Er fand ſie allerliebſt, ich ſang ein Duett mit Thereſen, und er empfahl ſich, ganz entzückt von meiner Schülerin. Eine halbe Stunde darauf kam er allein wieder, und ſagte eintretend: verzeihen Sie wenn ich Sie abermals ſtöre, aber ſagen Sie mir, ob es nicht möglich iſt, daß ich die Mädchen für meine Bühne engagire. — Es iſt zu ſpät, denn ſie ſind ſchon bei dem hieſigen Theater engagirt. — Iſt der Contract unterzeichnet? — Das nicht, Herr Diehl zögerte mit der Ausfertigung bis jetzt, ich weiß nicht warum, aber mündlich iſt alles abgemacht. — O, ſo lange noch kein Contract unterſchrieben iſt, hat das nichts zu ſagen; was hat Diehl Gage verſprochen? — Siebenzig Gulden für Thereſe und dreißig für Toni monatlich. — Wohlan, ich gebe das Doppelte. — Das geht nicht, Herr Direktor, Thereſe wird mich nicht verlaſſen wollen, und ich habe auch keine Luſt mich von ihr zu trennen. — So kommen Sie mit, ſeyn Sie Dramaturg meines Theaters. — Ich kann nicht, ich bin Redakteur einer Zeitſchrift in Frankfurt. — Sie kön-

nen eine andere in Cöln redigiren, die Colonia ſucht ſchon längſt einen tüchtigen Mann, ich werde die Sache vermitteln. Wiſſen Sie was, ſchenken Sie mir das Vergnügen, heute Abend bei mir in den drei Reichskronen, wo ich logire, zu ſoupiren, und bringen Sie Peches mit, da wollen wir die Sache weiter beſprechen. — Ich ſchlug die Einladung aus, bat aber Ringelhard, wenn es ihm Vergnügen mache, am Abend bei uns zu ſoupiren, obgleich ich ihm keine Hoffnung machen könne, daß ſein Wunſch erfüllt werde. Als er weg war, erzählte ich Peches, was er mir mitgetheilt, und als die Mama von der doppelten Gage hörte, war ſie entzückt und gleich für die Sache, indem ſie ſagte: warum haben die Mainzer Herrn die Contracte nicht gemacht.

Der Abend kam heran, Ringelhard mit ihm, wir ſoupirten, waren ſehr munter, es wurde Champagnerpunſch getrunken, Ringelhard war äußerſt geſprächig und artig, konnte das Cölner Theater, ſeine Geſellſchaft und ſein Publikum nicht genug rühmen, und als wir alle in der heiterſten Laune waren und auch wohl ein Gläschen über den Durſt getrunken hatten, nahm er plötzlich zwei Contracte aus der Taſche, mit den Worten: ſoweit iſt alles fertig, ich muß Sie alle bei meiner Bühne haben, unterſchreiben Sie. — Madame Peche und die Mädchen ſahen mich ſtaunend und fragend an, Ringelhard verſprach Himmel und Hölle, tauchte eine Feder in Tinte, reichte ſie der Mama hin, indem er zu ihr ſagte: Friſch unterſchrieben, es ſoll Sie nicht gereuen, auf ihr Wohl! nahm ein Glas Punſch, der Madame Peche ein zweites zum Anſtoßen reichend; dieſe trank, unterſchrieb, und Ringelhard warf hundert Thaler in Gold auf den Tiſch, indem er ſagte: hier iſt das Reiſegeld, das Madame Peche auch ſogleich einſteckte. — Kommen Sie nun je eher je lieber, ich erwarte Sie in Aachen, wo ich noch ſechs Wochen bleibe, und dann gehen wir nach Cöln. Er ſteckte nun ſeinen unterſchriebenen Contract ein, wünſchte uns allen eine gute Nacht, die uns auch ward, und den andern Morgen meinten wir geträumt zu haben, aber der zurückgelaſſene Contract und das Geld bezeugten die Wirklichkeit von dem was geſchehen war, und Madame Peche beſtand auf dem Cölner Engagement, das wohl nicht mehr rückgängig zu machen war. Ringelhard war dieſen Morgen ſchon in aller Frühe abgereist und hatte mir noch ein Briefchen zurückgelaſſen, in welchem er mir empfahl, ja recht bald mit den Mädchen nachzufolgen. Ich ſah keinen andern

Ausweg, fuhr mit Thereſen nach Frankfurt, wo ich meine Redaktion aufgab, die mir ohnehin wegen der erbärmlichen Frankfurter Cenſur, deren Rothſtift auch kein vernünftiges Wort ſtehen ließ, ſchon längſt zuwider war, und kehrte den andern Tag nach Mainz zurück. Vor meiner Abreiſe hatte ich Madame Peche und Toni empfohlen, ſich noch gegen Niemand etwas von der Sache merken zu laſſen, damit wir keine Unannehmlichkeiten mit der Mainzer Direktion bekämen, aber demungeachtet hatte Toni die Neuigkeit gleich nach unſerer Abfahrt der Tochter vom Haus mitgetheilt und deren Mutter hinterbrachte ſie eiligſt dem Direktor Cramer, mit dem ſie bekannt war. Diehl hatte ſich ſofort zur Madame Peche begeben, welche die Sache leugnete, und um ihn recht ſicher zu machen, hatte ihm Toni noch auf der Treppe nachgerufen: Herr Direktor, ſchicken Sie uns doch bald Parthien zum Einſtudieren. Ich war ſehr ärgerlich, als mir dieß Madame Peche mit triumphirender Miene erzählte, und ſagte ihr: daß es jetzt unangenehme Auftritte geben werde. In der That war ich noch keine zwei Stunden angekommen, als der Theaterſekretär die ſo lange vergeblich geforderten Contracte zum Unterſchreiben brachte. Ich behielt ſie zurück, indem ich ſagte, daß ich ſie ſelbſt den Herren Direktoren bringen würde. Ich begab mich dann zu Cramer und Diehl, denen ich reinen Wein einſchenkte, indem ich damit ſchloß: „dieß, meine Herren, haben Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben.“ Beide wurden nun aufgebracht und meinten, die Mädchen ſeyen dennoch bei ihnen engagirt, mündlich oder ſchriftlich, das ſey gleichviel, und ſie würden ſchon Mittel finden, ſie an der Abreiſe zu hindern. (Man hatte den Herren, als man erfuhr daß Peches, die ſchon angefangen hatten, einiges Aufſehen in Mainz zu erregen, für Cöln engagirt ſeyen, Vorwürfe gemacht, daß ſie ſich nicht beſſer vorgeſehen, um ſo ein Paar hübſche vielverſprechende Mädchen der Mainzer Bühne zu erhalten.) — „Wenn Sie glauben dies im Stande zu ſeyn, woran ich aber ſehr zweifle, ſo verſuchen Sie es,“ ſagte ich mich entfernend. Wirklich wurde der Madame Peche, als ich den andern Morgen in deren Namen auf die Polizei ſchickte, um ihren daſelbſt hinterlegten Paß zu verlangen, derſelbe verweigert, und zwar auf Antrag der Theaterdirektion. Ich ging nun ſelbſt auf die Polizei, wo ich, dem Polizeikommiſſär Mela die Sache gehörig auseinanderſetzend, abermals den Paß verlangte; da er mir denſelben nicht geben wollte, ſo verließ ich ihn mit den Worten:

wohlan, wenn wir den Paß gehörig viſirt bis heute Abend nicht erhalten, ſo reiſe ich mit Peches morgen früh ohne Paß ab, und werde dann dafür Sorge tragen, daß dieſe Geſchichte in öffentlichen Blättern zur Kenntniß des Publikums kömmt. — Mela, der mich kannte und wußte, daß ich der Mann ſey, der ſo etwas nicht in den Wind hinaus ſpreche, meinte, er wolle noch einmal mit den Herren vom Theater conferiren. — Dies ſteht bei Ihnen, ich aber thue was ich geſagt. Die Herren haben durchaus kein Recht an die Familie Peche. Damit empfahl ich mich, und um 4 Uhr Nachmittags war der wohlviſirte Paß in unſern Händen; den andern Morgen befanden wir uns in einer offenen Caleſche, mit vier Poſtpferden beſpannt, auf dem Wege nach Aachen.

Auf der zweiten Station dahin kam plötzlich ein Menſch, der völlig das Anſehen eines zerlumpten Vagabunden, aufgeriſſene Stiefeln, ein Bündelchen auf dem Rücken, eine ſchäbige Mütze und offene Ellenbogen hatte, an den Wagen gerannt und ſchrie: Mama! Mama! — Ich glaubte der Kerl ſey ein Narr, aber Madame Peche rief aus: **Ah mon dieu, mon fils!** — und Toni: der Bruder! und Thereſe erſchrocken: aber wie kömmt der hierher? — Ich war wie aus den Wolken gefallen, dieſen Herrn Sohn und Bruder zu erblicken, der ebenfalls wie aus den Wolken herabgeſchneiet ſchien. Aber was war da zu machen? wir mußten ſtillhalten, und der 28jährige Knabe ſetzte ſich neben den Poſtillon auf den Bock und erzählte, daß er ſchon über vier Wochen am ganzen Rhein die Kreuz und die Quere umherirre, ſeine theuren Verwandten aufzuſuchen, aber bis jetzt, wo ihm der Zufall dieſelben auf der Landſtraße begegnen laſſe, ſey ſeine Mühe vergeblich geweſen. Wir fuhren nun mit dieſer höchſt unwillkommenen Zugabe, der ich von meiner Garderobe mehreres mittheilte, um ſie wenigſtens etwas reputirlicher ausſehen zu machen, weiter, in Coblenz und Cöln übernachtend, nach Aachen, wo wir wohlbehalten eintrafen und Ringelhard ſchon für Wohnungen für uns geſorgt hatte. Auch ihm ſchien die brüderliche Zugabe, die außerdem ſo hölzern war, daß ſie kaum zu einem Statiſten zu gebrauchen, höchſt unerwünſcht. Der Menſch war ein ächter böhmiſcher Stockſoldat, ſteif wie ein ausgeſtopfter Strohmann, und dem Kalbfell entlaufen, die Mama aufzuſuchen. Indeſſen war er nun einmal da, und wollte doch auch leben, das heißt, eſſen und trinken.

In Aachen war es noch ſehr lebhaft durch die zahlreichen

Badgäſte, und wir machten häufige Spaziergänge nach Burſcheid und andern Umgebungen. Ringelhard hatte Thereſen mit mir das Duettino: „Reich' mir die Hand, mein Leben,“ ſingen hören und ihr die Parthie der Zerline zum Einſtudieren geſchickt, da aber für den Augenblick kein Sänger bei ſeiner Geſellſchaft war, der den Don Juan geben konnte, ſo fragte er mich, ob ich nicht aus Gefälligkeit für ihn und Thereſe dieſe Parthie übernehmen wolle, und da mich auch Thereſe auf das inſtändigſte bat, ſo willigte ich ein, jedoch nur für Aachen, da, wenn ich in Cöln eine Zeitſchrift redigiren wolle, wozu ich ſchon die nöthige Einleitung gemacht hatte, dies unmöglich ſey. Wir hielten nun Proben und alles ging vortrefflich; ſchon war der Tag der Aufführung beſtimmt, und es ſollte eine der letzten Vorſtellungen auf der Aachner Bühne ſeyn, da trat eines Morgens der Schauſpieler Wolthers in mein Zimmer und ſagte nach den gewöhnlichen Begrüßungen: Wenn Sie es nicht übel nehmen, ſo will ich Ihnen einen guten Rath ertheilen. — Und der wäre? — Treten Sie in Aachen nicht auf die Bühne. — Und warum? — Weil Sie, wenn Sie auch wie ein Gott ſpielten, dennoch ausgeziſcht würden. — Wie ſo, weßwegen? — Es hat ſich eine furchtbare Kabale unter den hieſigen Einwohnern gegen Sie gebildet, man weiß, daß Sie einen ominöſen Artikel in eine Frankfurter Zeitung gegen die Aachner eingeſchickt haben, und das will man Ihnen wett machen. — Gut, wenn dem ſo iſt, ſo werden die Aachner den Don Juan nicht auf der Bühne ſehen, und die Sache iſt abgemacht. — Ich ging nun zu Ringelhard, theilte ihm mit was mir Wolthers geſagt, und er war jetzt auch meiner Meinung, um ſo mehr, da auch er ſchon etwas von dieſen Intriguen vernommen hatte. Dagegen machte ich, ſo lange wir noch in Aachen verweilten, einigen hübſchen Aachner Damen recht emſig und nicht ohne glücklichen Erfolg den Hof, und bewies deren Männern, daß man beſſer daran gethan hätte, mich den Don Juan auf der Bühne als außerhalb derſelben ſpielen zu laſſen. Bald darauf wurde das Theater zu Aachen geſchloſſen und wir reisten ſammt und ſonders nach Cöln ab, eine recht luſtige, wenn auch ein wenig zigeunerartige Fahrt, jedoch in ſehr bequemen Kutſchen. Ich hatte indeſſen einen beſondern Wagen für Peches und mich beſtellt, und der Herr Bruder mußte wieder ſeinen Platz auf dem Bock einnehmen; unterwegs wurde mehrmals Halt gemacht und im Freien ein Imbiß genommen, und da ich mich mit

Victualien und gutem Wein reichlich verſehen hatte, ſo bekam ich vielen Zuſpruch von der Geſellſchaft. Dieſe war damals meiſt aus ſehr tüchtigen und talentvollen Künſtlern zuſammengeſetzt, unter denen hauptſächlich der bekannte Schauſpieler Kunſt, die Familie Lortzing, deren Sohn ein trefflicher Muſiker und Componiſt war, Senk und ſeine Gattin, Fabricius und ſeine Frau, Wolthers, der Baſſiſt Meixner u. ſ. w. Ringelhard ſelbſt war ein ſehr guter Schauſpieler aus der Iffland'ſchen Schule, und ſeine Frau, nicht ohne Talent, hatte es aber mit dem Cölner Publikum verdorben.

In Cöln bezog ich wieder eine Wohnung mit Peches, bei einer Madame F.....ch, die Wittwe eines verſtorbenen Beamten, die zwei recht artige Töchter, Agnes und Mimi geheißen, beſaß. Ich hatte indeſſen mein eigenes Schlaf- und Arbeitszimmer, auf welchem ich Thereſen fortwährend Unterricht ertheilte und Rollen einſtudierte. Zum erſtenmal trat ſie in Cöln in der Rolle des Benjamin, in Mehüls „Joſeph in Egypten,“ auf, die ich ihr einſtudiert hatte, und in der ſie durch ihr kindlich-gemüthvolles Spiel, wie durch ihre liebliche Stimme außerordentlich gefiel. Doch mußte ſie ſich von der Oper bald ganz zurückziehen und allein nur dem Schauſpiel widmen, da es ihr an hinlänglicher Kraft im Geſang gebrach, beſonders um in Enſembleſtücken durchgreifen zu können. Ich hatte unterdeſſen wirklich die Redaktion einer Cölner Zeitſchrift übernommen, welche den Titel: „der Verkündiger“ führte; da ich mich aber mit dem Eigenthümer derſelben nicht gehörig verſtändigen konnte, ſo trat ich bald wieder von derſelben ab, um eine andere und zwar bedeutendere, die „Colonia,“ zu redigiren. Auch hier hatte ich manchen Strauß mit der Cenſur zu beſtehen, die unter dem Einfluß eines gewiſſen Struenſee, der damals Polizeidirektor in Cöln war, ſtand. Dieſer Menſch war eine höchſt auffallende polizeiliche Carrikatur und von ſehr beſchränktem Verſtand; die Cölner, die ſich fortwährend über ihn luſtig machten, hatten ihm den Spottnamen „Spornſee“ gegeben, weil er ſtets fingerlange Cüraſſierſporen trug ohne je ein Pferd zu beſteigen. Dadurch, daß ich auch hier der Cenſur zu verſtehen gab, wenn ſie ihren Rothſtift nicht in gehörigen Schranken halte, ich die geſtrichenen Artikel in auswärtigen Blättern, und namentlich auch in Pariſern wiederbringen würde, ließ man mir Vieles durchgehen, aber Struenſee hatte mir deßhalb heimlich Rache geſchworen, und ſuchte

dieſe, wie wir bald ſehen werden, auf eine ſehr nichtswürdige Weiſe zu befriedigen.

Unterdeſſen war ich näher mit der Familie meiner Hauswirthin bekannt geworden und brachte manchen Nachmittag und Abend in ihrer Geſellſchaft zu, was Peches nicht ſehr angenehm war. Aber der Umgang mit dieſen, namentlich der Mama und dem Bruder, wurde mir täglich mehr zuwider, ſo daß ich, ich hatte den Tiſch bei ihnen genommen, faſt immer auswärts ſpeiste, um den unangenehmen Scenen, die meiſtens bei dem Eſſen ſtattfanden, zu entgehen. Die Anforderungen der Madame Peche an mich, beſonders das Mutterſöhnchen betreffend, nahmen kein Ende, und ich befand mich damals nicht in ſo glänzenden finanziellen Verhältniſſen, dieſe nach dem Wunſch der alten Dame befriedigen zu können, da ich ohnehin für die Haushaltung und Garderobe der Mädchen fortwährend bedeutende Opfer brachte, und den Bruder faſt neu gekleidet hatte. Madame Peche war auch auf Ringelhard ſehr ungehalten, da dieſer dem zu Nichts zu gebrauchenden Klotz keine Anſtellung hatte geben wollen. Eines Tages kam Madame Peche mit ihrem Herrn Sohn, der ſtark nach Branntwein roch, auf mein Zimmer und verlangten wieder fünfzig Thaler unter allerlei Vorwand von mir, die ich diesmal verweigerte und verweigern mußte, wollte ich mich nicht faſt ganz entblößen. Jetzt wurden Mutter und Sohn impertinent und endlich ſo grob, daß ich gezwungen war, beide zur Thüre hinauszuwerfen, wobei ich dem letztern noch ein Paar Fuchtelhiebe mit auf den Weg gab. Nun war der ſchon lange drohende Bruch eingetreten und eine Trennung unvermeidlich. Thereſe kam zwar auf mein Zimmer, weinte und bat, ich blieb jedoch ſtandhaft und unerbittlich, obgleich es mir leid that, mich von dem lieblichen und talentvollen Mädchen zu trennen, die ſchlechterdings bei mir bleiben wollte. Vielleicht würde ich dieß auch eingegangen ſeyn, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dann dennoch immer die Mama und das Söhnchen auf dem Hals zu haben. Andererſeits muß ich geſtehen, daß ich auch die nöthige Kraft zu dieſer Trennung in einem ſich eben entſpinnenden Verhältniß mit der ſehr feingebildeten Tochter des Hauſes, der hübſchen Agnes F., fand. Genug, ich brachte es dahin, daß Madame F. die Wohnung aufkündigte, einige Tage darauf zogen Peches aus, und ſtatt ihnen die ſehr achtbare Künſtler-Familie Lortzing in ihre Wohnung. Thereſe ſah ich jetzt nur noch bei den

Theaterproben, wo ich indeſſen nicht aufhörte, ihr mit Rath und That bei ihrer künſtleriſchen Ausbildung beizuſtehen. In der Familie F., bei der ich nun den mir angebotenen Tiſch hatte, brachte ich jetzt ſehr angenehme Tage zu, obgleich die Mama, die noch eine lebensluſtige Frau in den beſten Jahren war, auch ihre Eigenheiten hatte, die mir auf andere Art läſtig wurden.

Etwa ſechs Wochen nachdem ich mich von Peches getrennt hatte, wurde Thereſe die Veranlaſſung zu einer ſehr tragiſchen Begebenheit. Der Schauſpieler Kunſt hatte eine Abendgeſellſchaft gegeben, zu welcher er das ganze Perſonale der Ringelhard'ſchen Geſellſchaft und mehrere andere Perſonen, auch vom Militair eingeladen hatte. Nach der Beendigung derſelben kam es zu einem Wortwechſel zwiſchen dem Schauſpieler Wolthers und einem Portepée-Fähndrich des in Deutz liegenden Dragonerregiments, beide machten Anſprüche, Thereſe nach Hauſe begleiten zu dürfen, behauptend, zuerſt den Antrag gemacht zu haben. Der dieſerhalb ſtattfindende Wortwechſel hatte eine förmliche Herausforderung zur Folge, und den andern Morgen fand ein Piſtolenduell ſtatt, in welchem der Fähndrich den Schauſpieler Wolthers erſchoß. Dieſer, ein hübſcher junger Mann, war in der Blüthe ſeines Alters, kaum zählte er 26 Jahre, und gehörte einer ſehr guten ſchleſiſchen adeligen Familie an, ſein wirklicher Name war Julius von Dobrowolsky. Auch der Fähndrich war aus einer der beſten Familien Aachens und mußte nun flüchtig werden, er ſchiffte ſich nach Amerika ein. Dieſe unangenehme Geſchichte machte Thereſen, obgleich ſie nur die ſehr unſchuldige Urſache derſelben war, doch viele Feinde in Cöln und namentlich unter dem weiblichen Theaterperſonale, wo der Neid ſich ſchon zu regen begonnen hatte.

Ringelhard hatte damals die ſehr talentvolle junge Schauſpielerin Ahlerts, die bei der Elberfelder Bühne unter Deroſſis Direktion ſtand, und zugleich Braut des jungen Lortzing war, als erſte Liebhaberin für Cöln engagirt. Deroſſi, der dieſe Künſtlerin ungern entbehrte, that alles mögliche, deren Abgang von ſeiner Bühne zu verhindern, und ließ namentlich den jungen Lortzing bei ihr verleumden, indem er ihr durch Fremde allerlei rein erfundene Lügen und Abſcheulichkeiten von ihrem ganz unſchuldigen Bräutigam hinterbringen ließ; ſo daß ſich Demoiſelle Ahlerts weigerte, das bereits geſchloſſene Engagement anzutreten und nicht zu Cöln eintraf, wodurch Ringelhard in eine große Verlegenheit ge-

rieth und ſein Repertoir höchſt beſchränkt wurde. Er kam zu mir und klagte mir deßhalb ſeine Noth; nachdem wir die Sache hin und her überlegt hatten, kamen wir überein, zuſammen nach Elberfeld zu fahren, um Demoiſelle Ahlerts zu bewegen, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und ihr die gegen ihren Bräutigam erſonnenen Lügen auszureden. Wir fuhren eines Morgens dahin ab, und kaum angekommen, machte ich der Künſtlerin zuerſt allein einen Beſuch, ihr vorſtellend, daß ſie ſich in ſchlimme Händel verwickeln würde, wenn ſie ihren unterzeichneten Contrakt nicht erfülle, was auf jeden Fall einen für ſie ſehr unangenehmen Proceß herbeiführen würde. Ich eröffnete ihr auch, daß Ringelhard bereits in dieſer Angelegenheit in Elberfeld angekommen ſey, brachte dann das Geſpräch auf den jungen Lortzing, auf deſſen Talent als Künſtler, deſſen Achtbarkeit als Menſch, und es gelang mir, ihr alles was man Böſes von ihm hinterbracht, als ſchändliche Lügen darzuſtellen, und ſie glaubte mir um ſo eher, als ſie gar zu gerne ihren Geliebten unſchuldig zu finden wünſchte. — Aber wie den Deroſſi verlaſſen, meinte ſie endlich, dem ich habe feierlich verſprechen müſſen, bei ihm zu bleiben. — Ihr Contrakt mit Ringelhard enthebt ſie aller Verſprechungen. — Ich weiß nicht, wie ich von ihm los und hier wegkommen ſoll, ich fürchte .... Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, ſind Sie erſt entſchloſſen, dann laſſen Sie uns für das Uebrige ſorgen. — Ich verließ die Schauſpielerin, ſo ziemlich entſchloſſen meinen Rath zu befolgen, und ſagte ihr, daß ich in einer halben Stunde mit Ringelhard zurückkehren würde, um das Weitere mit ihr zu verabreden. Dieſem rapportirte ich, wie weit ich mit Demoiſelle Ahlerts gekommen, und wir kamen überein, daß wir alles verſuchen müßten, um ſie zu bewegen, gleich mit uns zu gehen, weil ſonſt Deroſſi das Mädchen leicht wieder andern Sinnes machen könnte. Wir gingen jetzt zuſammen zu ihr, und es gelang uns ihre Einwilligung zu erhalten, noch dieſen Abend während dem Theater, in dem ſie nicht beſchäftigt war, da eine Oper gegeben wurde, mit uns nach Cöln abzufahren. Deroſſi wußte zwar, daß Ringelhard in Elberfeld ſey, konnte ſich auch wohl denken in welcher Angelegenheit, um aber allen Verdacht einer heimlichen Flucht zu vermeiden, begab ſich Ringelhard halb ſechs Uhr in das Theater, wo er ſich an der Kaſſe mit Deroſſi unterhielt, und dann im Parterre Platz nahm. Während dieſer Zeit hatte Demoiſelle Ahlerts ihre Sachen gepackt,

wobei ich ihr behülflich war; als ſie bereit ſtand und die Pferde angeſpannt waren, ging ich ins Theater und ſagte leiſe zu Ringelhard: nun kommen Sie, es iſt alles im Reinen. Wir verließen unbemerkt das Schauſpielhaus, eilten zu dem bepackten Wagen, der in einiger Entfernung von der Wohnung der Demoiſelle Ahlerts hielt, die ſchon in demſelben ſaß, warfen uns auch hinein, jagten über Stock und Stein den Berg hinab, auf dem Elberfeld liegt, und kamen nach Mitternacht glücklich in Cöln an, wo wir die junge Braut ihren künftigen Schwiegereltern unverſehrt überlieferten, die ſie mit großer Freude bewillkommten und aufnahmen.

Mein Verhältniß mit der ſchönen Agnes wurde unterdeſſen immer inniger, aber auch bald getrübt. Die Mutter, gegen deren Reize, trotz manchen indirekten Anlockungen, ich völlig gleichgültig geblieben war, ahnte bald etwas von unſerm Einverſtändniß, und bewachte das Mädchen gleich einem Zauberdrachen, ſo daß es mir ganz unmöglich war, ſie auch nur einen Augenblick allein in dem Haus zu ſprechen; wir correſpondirten durch die Vermittlung einer von mir beſtochenen Magd, und gaben uns nun Rendez-Vous außer dem Haus, wenn Agnes unter dem Vorwand Commiſſionen zu beſorgen oder zu einer Freundin zu gehen, daſſelbe verließ. So ſprachen wir uns meiſtens in dem nahen Dom, der Marienkirche, der Gereonskirche, der Cunibertskirche, der Apoſtelkirche, zu St. Urſula u. ſ. w., bis ich ein Haus ausfindig gemacht hatte, das in einem ſehr entlegenen Theil der Stadt, zwiſchen öden Mauern und Krautfeldern lag, wo wir uns ungeſtört ſprechen konnten. Aber noch vorher hatten wir ein Rendez-Vous, das mir Agnes bei einer Freundin gab, zu der ich aber nicht durch das Haus kommen, ſondern über eine Gartenmauer ſpringend, ſie in einer Laube treffen ſollte. Sie hatte mir Garten und Mauer zwar genau bezeichnet, aber unglücklicherweiſe waren mehrere ganz ähnliche Mauern, andern Gärten angehörend, nebeneinander, ich verfehlte den rechten, ſprang über eine andere Mauer, und befand mich plötzlich wie aus den Wolken gefallen, unter einem ganzen Dutzend junger Mädchen und Frauen, die bei einer Kaffeepartie und Kuchen um einen Tiſch herum ſaßen, und über meine unerwartete Erſcheinung laut aufſchreiend, die Flucht ergriffen, wähnend, ein Raubmörder, oder doch wenigſtens ein Dieb habe ſie überfallen. Auch ich war im erſten Moment ein wenig verblüfft, faßte mich aber ſchnell und fand für das Gerathenſte, ſo eilig wie

möglich, ehe andere Leute kamen, mich wieder auf dem Weg den ich gekommen war zu entfernen. Kaum war ich auf der andern Seite, als ich auch schon fluchende und donnernde Männerstimmen in einiger Entfernung hörte. Ich lief schnell um eine Ecke, um hinter derselben das was ferner vorfallen würde, zu beobachten, da sich aber nach mehr als zehn Minuten Niemand außerhalb des Gartens zeigte, so schlich ich mich wieder an die bezeichneten Mauern, erspähte jedoch, mit großer Vorsicht an denselben hinaufkletternd, wer innerhalb seyn mochte, bevor ich eine überstieg, bis ich endlich die rechte mit Agnes und ihrer Freundin in der Laube entdeckt hatte, denen ich nun das gehabte Abenteuer erzählte, worüber sie sich halbtodt lachen wollten.

Madame F., die indessen des ewigen Aufpassens müde war, und einmal gesehen, wie ich ihre Tochter, ihr auf der Treppe begegnend, geküßt hatte, kündigte mir nicht nur den Tisch, sondern auch die Wohnung auf, und drohte mir, als ich erklärte nicht ausziehen zu wollen, mit dem Polizeikommissair. Da mir nun daran gelegen war, das Haus nicht zu verlassen, so stellte ich mich, mit Agnes einverstanden, als suche ich eine andere Wohnung, ließ aber die meinige, damit sie Madame F. nicht vermiethen möge, durch den Theaterdiener Blum *) angeblich für einen Schauspieler, der in vier Wochen ankomme, miethen. So lange mußte mich nun Madame F. noch in ihrem Hause dulden, wo ich indessen sicher war, nicht durch einen andern verdrängt zu werden; aber essen mußte ich anderwärts. Als der zum Ausziehen bestimmte Termin bis auf wenige Tage herangekommen war, kam Blum mit einer verdrießlichen Miene zu Madame F. und kündigte derselben an, daß der erwartete Schauspieler krank geworden sey und schwerlich vor sechs Wochen eintreffen würde. Die Dame war sehr ärgerlich deßhalb, und ich ging jetzt zu ihr und sagte: da ich vernommen, daß der neue Miether vorerst noch nicht kommen werde, so bäte ich sie, mich noch so lange zu behalten; da ich ohnehin noch kein passendes Quartier für mich habe ausfindig machen können. Da Madame F. immer mit ihren Finanzen brouillirt war und mit ihrer Pension nicht auskam, so verstand sie sich auch gerne dazu, und ich bezahlte sogleich 6 Wochen anticipando. Ja noch mehr: da ich ihr fast zu allen Vorstellungen Logenbillets schickte, die mich nichts kosteten, so war sie wieder recht artig und bot mir von selbst

*) Robert Blum! — Der Setzer.

wieder ihren Tisch an, den ich auch sogleich acceptirte, und es dahin brachte, daß so lange ich noch in Cöln war, ich keine andere Wohnung mehr bezog, obgleich ich noch mancherlei Abenteuer und Verhältnisse mit andern Frauen und Mädchen, worunter die liebenswürdige V.... war, anknüpfte, von denen ich die meisten in einem Singverein in der St. Johannisstraße hatte kennen lernen, und mit ihnen Sonntags im Dom auf der Emporkirche religiöse Gesänge vortrug.

Damals gab ein gewisser Rousseau eine Zeitschrift unter dem Titel: „Colonia-Agrippina“ heraus, und da er ein großer Vertheidiger und Verehrer der Jesuiten-Partei war, durch welche er eine Carriere und sein Glück zu machen hoffte, so wurde er durch diese sehr unterstützt und in Schutz genommen. Da er auch Theaterkritiken über die Cölner Bühne schrieb und sich in denselben arge Blößen gab, so nahm ich ihn in meinen Antikritiken öfters stark mit. Seine Schützlinge machten sich dieserhalb an Struensee und mutheten diesem zu, meine Antikritiken streichen zu lassen, dieser aber gab ihnen in seiner Einfalt zur Antwort: das lasse ich wohl bleiben, dann wäre Fröhlich im Stande gegen mich selbst zu schreiben; lieber soll er den Rousseau heruntermachen. — Dieser ergriff endlich das Mittel, mir in Gesellschaft des Dichter Schier einen Besuch zu machen, um mich zu fragen: was er mir denn gethan habe, daß ich ihn so vor dem Publikum hinstelle. — Mein Gott, ich habe gar nichts gegen Ihre Person, es sind nur allein Ihre mehr als lächerlichen Kritiken, die ich beleuchte; Sie können mir nicht eine Stelle aufweisen, in der ich persönlich geworden wäre. — Er fuhr noch fort, sich in einem sehr weinerlichen Ton gegen mich auszulassen, worauf ich, um ihn los zu werden, endlich zu ihm sagte: Mein Gott, wenden Sie sich an die Censur, die kann ja streichen was ihr beliebt. — Das haben wir schon gethan, platzte er heraus, indem er mir die oben angeführten Worte Struensees rapportirte. Kaum konnte ich es verhüten, nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Unterdessen war der Carneval herangekommen, der dieses Jahr (1824) mit einer ungewöhnlichen Pracht gefeiert werden sollte, wozu man ganz außerordentliche Vorkehrungen traf, eine eigene Casse errichtete, in welche sehr ansehnliche Beiträge flossen. Ueber sechs Wochen hatte man mit den Vorbereitungen zugebracht und eine ganze Compagnie Funken (so wurden die alten cölnischen Stadt-

Soldaten, wahrscheinlich wegen ihrem martialischen Aussehen und ihren niederschmetternden Blicken, genannt) angeworben und aus der gemeinschaftlichen Casse verköstigt, besoldet und uniformirt. Es waren lauter Leute aus der Classe der Taglöhner, die sich diesen Extraverdienst wohl gefallen lassen konnten. Bei dem Wirth Hennes in der Comödienstraße hatten sie ihr Hauptquartier. Diese Helden schienen aus dem verwichenen Jahrhundert, sammt Perrücken, Zöpfen und Haarbeuteln, wieder auferstanden zu seyn. Die Honoratioren hatten ihren Sitz in dem Weinhaus zur Hölle aufgeschlagen, wo die Berathungen und das Einstudieren der Gesänge stattfand. Man wußte aus den Carnevalszeitungen, daß die Prinzessin Venetia Italiens reizende Gefilde verlassen habe, um ihre Verlobung mit dem in der alten Colonia-Agrippina residirenden Helden Carneval zu feiern. Vierzehn Tage lang kamen täglich Courriere und Staffeten an, welche die allmählige Annäherung der Ersehnten verkündeten. Endlich kamen an einem Sonntag nicht weniger als 24 Courriere Schlag auf Schlag, welche die nahe Erscheinung des prächtigen Gestirnes anzeigten. Einige Tage vorher war schon ein Theil ihrer Suite in zwei- und vierspännigen Wagen angekommen, bestehend aus Küchen-, Keller-, Stallmeister, Mundschenken ꝛc.; zahllose Haufen des freudetrunkenen Volks hatten sich am kaiserlichen Hôtel, wo die Erlauchte absteigen sollte, und dessen Erleuchtung am hellen Tage den Glanz der Sonne verdunkelte, in solchen Massen eingefunden, daß nicht mehr durchzukommen war; hier hatten die Funken eine Ehrenwache, 24 Mann stark, bezogen. Der Donner der Kanonen verkündete endlich ihre Ankunft bei dem todten Juden (so wird ein Ort in geringer Entfernung von Cöln genannt). Die Begeisterung der ihr entgegen marschirenden Funken steigerte sich in so hohem Grad, daß sie wirklich Feuer zu sprühen schienen, ihre Zöpfe wackelten und ihre Bärenmützen freudig zitterten. Garde-Cürassiere mit goldstrahlenden Sonnen auf der Brust eröffneten den Zug, hinter ihnen kamen mehrere vierspännige und endlich ein wohlverschlossener sechsspänniger Wagen, in welchem die Gefeierte, der Menge unsichtbar, verweilte. Ihr zahlreiches Gefolge war eben so burlesk, als ächt wälsch und komisch prächtig, vorzüglich aber waren es die Küchen- und Speisewagen, die durch ihren reichhaltigen Inhalt von Riesenbretzeln, kolossalen Kuchen, Gänsen, wälschen Hahnen, Enten, Runkelrüben und Sauerkohl, Butter- und Mehl-

töpfen, Zwiebeln, Knoblauch und 10 Ellen langen Würsten alle Gaumen wässern, alle Zungen lüstern, alle Magen hungrig und alle Nasen schnüffelnd machten. Auch ihre silberne Klystierspritze von Pappe, von der Größe einer achtundvierzigpfündigen Kanone, erregte allgemeines Aufsehen, und häufig hörte man unter dem Volk: aber was muß die wälsche Prinzessin für ein ungeheures ... Loch haben! — Den Zug schloß abermals eine Abtheilung Sonnen-Cüraſſiere und Funken, und eine zahlloſe Menge zu Fuß, zu Pferd und in Wagen.

Den kommenden Morgen war mit Tagesanbruch schon die ganze Stadt in Allarm, alle Straßen wimmelten voll Volk, besonders aber war es der Neumarkt, wohin alles strömte. Auf den höchsten Giebeln der Dächer, auf den Schornsteinen, auf der Kuppel der Apostelkirche, sogar auf dem eine Ohm haltenden Knopf derselben saßen die Zuschauer, gleich Sperlingen, und auf den Zweigen der Bäume, welche den großen Platz umgaben, saßen so viel affenartige Jungen und Alte, daß man sich in die Mitte Afrikas hätte versetzt glauben können. Der ganze Platz, dessen innern Raum die Funkenpolizei gehörig frei erhielt, war von Carrossen und Wagen aller Art, voll maskirter und unmaskirter Herren, umgeben. Die Zahl der Fremden, von denen viele selbst aus Frankreich und den Niederlanden herzugeströmt kamen, war ungeheuer. Gegen elf Uhr deutete endlich eine allgemeine, dem durch Sturm aufgeregten Meere gleichende Bewegung die Annäherung des hochgefeierten Königs Carneval an, und im höchsten Glanz näherte sich dessen prächtiger Zug, den chinesische Mandarinen, musicirende Derwische zu Pferd, ein Reichsherold und der Funkengeneral mit seinem Adjutanten auf demselben Pferde und die heilige Schaar der Funken eröffneten, und wo vier Marketenderinnen auf einer Riesen-Gans, einem dito Hahn, Storch und Truthahn ritten. Sodann kam der Reichsfähndrich zu Pferd, eine ungeheure Fahne schwenkend, ihm folgte der Zigeunerhauptmann Bassamaberemsky mit seinem Gefolge, Pauker und Trompeter, nebst der königlichen, einige fünfzig Mann starken Hofkapelle, sammt und sonders in den heroischsten Costümen. Das tollste Durcheinander von theatralischen und Romanenperſonagen folgte nun im bunteſten Gewirre, Herr und Frau Papageno, Caspar Larifari, Fallstaff, Kasperle, Jungfrau Salomeh, Polischinellis, Pierrots, Harlequine und Colombinen, Scaramuzzis, Incroyables, Eulenspiegel, ein Herma-

phrodite, Hänneschen, Beſtevater und Marie-Sybillchen (permanente Perſonagen des Cölner Puppentheaters), Ritter in Gold- und Silberharniſchen, ungeheure Rieſen, Zwerge, bald himmellange, bald ſich auf wenige Schuh verkürzende Figuren, der ganze griechiſche Olymp, Ballengeks ꝛc. ꝛc. Held Carneval ſelbſt kam auf einem, einen goldnen Delphin vorſtellenden, mit acht Pferden beſpannten Wagen angefahren; er ſtrotzte von Gold und Edelſteinen, und die Pferde, ſo wie ſeine Ceremonienmeiſter, Hofnarren, Läufer ꝛc. waren alle auf das prächtigſte geſchmückt; in den vielen ihm folgenden ſechs- und vierſpännigen Wagen ſaßen ſeine Miniſter, Hofjunker, Pagen und anderes Hofgeſindel. In geſtrecktem Gallop fuhr er an den auf der Mitte des Platzes errichteten hohen und prachtvollen Thron und nahm Platz auf demſelben. Kaum war dies geſchehen, als ein neues Freudengeſchrei, Kanonendonner, bis zu den Sternen wirbelnde Pauken und Cimbeln, ſchmetternde Trompeten das Kommen der holdſeligen Prinzeſſin Venetia ankündigten, die in einem nicht minder prächtigen Zug und Gefolge, eine vom Kapellmeiſter Radicati angeführte Janitſcharenmuſik zu Pferde an der Spitze, an den Thron fuhr, und Platz neben dem König Carneval nahm. Ihre nächſten Umgebungen beſtanden faſt aus lauter gekrönten Häuptern; da ſah man Mohrenkönige, peruaniſche Inkas, merikaniſche und marokkaniſche Kaiſer, Dogen, venetianiſche Nobili, Geſandtſchaften ohne Zahl, aus allen Weltgegenden und Staaten, u. ſ. w. Ich ſelbſt, der bei dem Anordnungs-Comitée in der Hölle geweſen, befand mich als Fürſt Ypſilanti an der Spitze der griechiſchen Geſandtſchaft, welche Hilfe von König Carneval zu Befreiung der Griechen vom türkiſchen Joch verlangte. Prinzeſſin Venetia, die in einem achtſpännigen Wagen, welcher eine Gondel in Form eines blendend weißen Schwanes vorſtellte, angefahren, war mit Diamanten, Brillanten und Perlen überſäet, und der Ocean ſelbſt ruhte auf dem Rücken des Schwans, den er zum Heil der Erlauchten leitete. Carneval war bei ihrer Ankunft auf- und die Stufen des hohen Thrones herabgeſtiegen, und ihr huldreich die Hände küſſend, hieß er ſie neben ſich niederlaſſen. Jetzt wurden hohe Lieder angeſtimmt, alle Muſikbanden vereinigten ſich, die Kanonen donnerten wieder, Tauſend platzende Raketen beleuchteten die am hellen Tag nicht ſcheinende Sonne, und das Schmettern von hundert Trompeten verkündete der erſtaunten Welt die Vereinigung beider allerhöchſten Perſonagen.

Der Bannerrath von Cöln hatte die Ehre, ihnen den Ehrenwein zu präsentiren, die Hofnarren neckten weidlich und etwas derb die Hofdamen. Man stimmte das eigends zu dieser Feier componirte Lied: „Herbei, Ihr Cölner Leute ꝛc.“ an, und endlich gab der König das Zeichen zum Aufbruch. Er bestieg nun mit der Braut den goldnen Delphin, dem der Ocean auf dem Schwan folgte. Beide Züge vereinigten sich und setzten sich in Bewegung, um durch alle in italischer Weise mit Teppichen, Triumphbogen ꝛc. geschmückten Hauptstraßen zu ziehen. Erst als das Gestirn des Tages untergegangen, war der Umzug beendigt. Man ruhte nun wenige Stunden aus, um sich zu den neuen Strapatzen und Freuden, welche die kommende Nacht bringen sollte, zu stärken. Diese bestanden in einem Ball in dem ungeheuren Saal des Cölner Kaufhauses: der Gürzenich genannt, in dem schon Kaiser Maximilian große Feste gegeben, der an 4000 Personen faßt, und auf das prachtvollste eingerichtet und ausgeschmückt worden war. Auf beiden Seiten waren erhöhte Sitze angebracht, von denen man das bunte Gewühl übersehen konnte. Ein prächtiger Thron für das königliche Paar war an einer andern errichtet. Nach 10 Uhr kam der ganze Zug zu Fuß, in derselben Ordnung wie er am Tag durch die Stadt gezogen war. König Carneval eröffnete den Ball mit der Prinzessin Venetia, worauf er ohne Unterschied mit allen Ständen tanzte, um die Gleichheit des Tages zu ehren. Hymnen wurden angestimmt, Alle überließen sich der heitersten Laune und jubelten bis zum anbrechenden Tag. — Keine der italiänischen Carnevalsfeier, deren ich beigewohnt, hatte ein so imponirendes Ensemble, wie diese in Cöln. Ein Kaufmann Zanoli war der Held Carneval, und ein junger Oppenheimer, Sohn eines reichen Bankiers, machte die Prinzessin Venetia, und war mit allem Schmuck den er von seinen Verwandten und Bekannten entliehen, beladen.

Struensee, der mich fürchtete und dem ich deßhalb ein Dorn im Auge war, hatte mir Rache geschworen, und suchte sie auf folgende Weise auszuüben. Damals war die Demagogenriecherei in Deutschland in vollem Gang. Er berichtete nun an das Preußische Ministerium, daß ich mich in Cöln befände und er mich stark im Verdacht habe, mit den Häuptern der Umwälzungspartei in geheimen Verbindungen zu stehen. In der That waren mir schon einigemal Anträge gemacht worden, mich an solche mysteriöse Gesellschaften anzuschließen, die ich aber jedesmal sehr bestimmt

zurückgewieſen hatte, und zwar hauptſächlich aus dem Grund, weil ich mich nicht zum Inſtrument mir unbekannter Perſonen hergeben und zur Maſchine herabwürdigen laſſen wollte. Einem der zuletzt mit Anträgen an mich geſchickten Abgeſandten hatte ich geſagt: „Sehen Sie mich doch einmal recht an, ſehe ich denn wirklich ſo einfältig aus, daß man mir zumuthen kann, ich laſſe mich als Inſtrument und Hebel mir ganz unbekannter, vielleicht ſtupider Individuen gebrauchen? — Klar muß ich vor allem ſehen, ſowohl was den eigentlichen Zweck betrifft, als wer die Leiter ſind, und ſelbſt dann müßte mir nicht nur eine mitentſcheidende Stimme gegeben, ſondern nach Umſtänden ſogar die Leitung des Ganzen gegen gehörige Verantwortlichkeit überlaſſen werden, in welchem Fall ich den unbedingteſten Gehorſam, ja ſoldatiſche Subordination fordern würde. — Sie würden alſo zur Bedingung machen, diktatoriſche Gewalt zu haben? — Allerdings, es müßte denn ſeyn, daß ich mich von der größern Fähigkeit eines Andern überzeugte. Der Abgeordnete, ein gewiſſer K..., entfernte ſich, und ſeitdem blieb ich mit allen derartigen Anträgen verſchont. Wirklich konnte ich mir in der That nichts Jämmerlicheres denken, als ſich zum Werkzeug unbekannter, ſich in Nacht und Nebel verhüllender Menſchen, oft, wie die Folge gezeigt, einfältiger Schafsköpfe und feiger Schurken herzugeben, kaum daß man dieß bartloſen unerfahrenen Studenten und Knaben verzeihen kann.

Indeſſen wurde ich von dem ſaubern Bericht, den der Polizeidirektor Struenſee hinſichtlich meiner an das preußiſche Miniſterium eingeſandt hatte, bei Zeiten durch einen bei der Polizei zu Cöln angeſtellten Beamten, der früher in franzöſiſchen Militairdienſten geſtanden hatte, gehörig unterrichtet. Dieſer brave Mann hatte mich auch verſichert, daß er mich ſogleich wenn die Antwort von Berlin käme, von deren Inhalt, und zwar ehe ihn noch Struenſee erfahre, da er die Depeſchen zuerſt durchgehe, in Kenntniß ſetzen wolle, ich könne alſo deßhalb ganz ruhig ſeyn. In der That berichtete er mir 10—12 Tage ſpäter, daß das Miniſterium den Präſidenten beauftragt habe, ſich einige ſchriftliche Beweiſe, die ſeinen Verdacht beſſer begründeten, zu verſchaffen zu ſuchen, und wenn er dieſe habe, meine Papiere in Beſchlag zu nehmen, mich dann, wenn ſolche gegründete Veranlaſſung dazu gäben, verhaften und nach Umſtänden wohl eskortirt nach Berlin bringen zu laſſen. Als ich dies erfahren, packte ich alle meine Schriften, obgleich unter

ihnen auch keine Zeile war, die einen ſolchen Verdacht im mindeſten hätte rechtfertigen können, zuſammen, da ich nicht wußte, wie weit Struenſee gehen würde, und ich nicht gerne haben mochte daß eine hohe Polizei die Naſe in meine Briefe und Papiere ſtecken ſollte, wodurch ſehr viele Perſonen, namentlich Damen, und unter ihnen auch manche ſchöne Cölnerin und Berlinerin, hätten compromittirt werden können. Den ganzen großen Pack gab ich wohl verwahrt einſtweilen Agneſen in ſichere Verwahrung, die ihn ihrerſeits wieder an eine Freundin gab, weil wir uns nicht ſicher vor einer Hausſuchung hielten und mein Verhältniß mit dem Mädchen dank der Mutter ziemlich bekannt geworden war.

Unterdeſſen hatte Ringelhard beſchloſſen, während der Faſtenzeit mit ſeiner Geſellſchaft nach Bonn zu gehen, und da mir die Redaktion der Colonia viel zu wenig abwarf, ich auch durch noch andere literariſche Arbeiten in Cöln (ich war Mitarbeiter des von Spitz herausgegebenen rheiniſchen Converſationslexikons) nicht hinreichenden Verdienſt hatte, und mich die Struenſee'ſchen Intriguen doch auch beunruhigten, ſo beſchloß ich Cöln zu verlaſſen und vorerſt nach Mainz zu gehen. Dieſen Entſchluß führte ich aus bevor noch eine miniſterielle Antwort auf einen zweiten Bericht Struenſee's von Berlin gekommen war.

Die Unternehmer des rheiniſchen Converſationslexikons, unter denen ein ſehr vermögender Kaufmann war, baten mich vor meiner Abreiſe, das Werk ſo viel als möglich in deutſchen Zeitungen günſtig zu recenſiren und zu empfehlen, und verſprachen mir für meine Mühe ein gutes Honorar. — Ich verließ nun das alte Cöln, in dem ich manche angenehme Erinnerung zurückließ, nahm Abſchied von der betrübten Agnes, von Thereſen, einer Sch..., einer B... und einer V..., und fuhr ziemlich leichten Herzens nach Mainz, wo ich diesmal im Pariſer Hof bei Arnold abſtieg, der ein allerliebſtes Töchterchen hatte. Bald darauf machte ich eine kleine Reiſe, um, wie ich es verſprochen, in verſchiedenen Zeitſchriften für das rheiniſche Converſationslexikon günſtige Artikel einrücken zu laſſen, und hierdurch wurde ich in Mannheim mit dem Eigenthümer der dortigen Zeitung, einem Herrn C..., der früher Kaufmann geweſen, aber als ſolcher verunglückt war, bekannt. Dieſer bot mir die Redaktion eines belletriſtiſchen Blattes an, welches er um ſeiner politiſchen Zeitung mehr Aufnahme zu verſchaffen, herauszugeben willens war. Ich wurde bald einig mit ihm,

blieb aber vorerſt noch in Mainz wohnen, wo mich einige, erſt kürzlich gemachte intereſſante Bekanntſchaften von Damen feſſelten, unter denen namentlich die Frau eines Hauptmanns, ein ſehr lebhaftes, ſchönes, erſt 17jähriges Weibchen, das dieſen Mann faſt wider ihren Willen und nur auf Zureden ihrer Verwandten geheirathet hatte. Außerdem war mir Mainz von jeher ein gar lieber Aufenthalt geweſen, da ſeine freiſinnigen und lebensluſtigen Bewohner ein heiteres, munteres und gaſtfreies Völkchen ſind. — An der Table d'Hôte im Pariſer Hof, an der ich ſpeiste, und wohin ſelten einige Fremde kamen, war eine tägliche Tiſchgeſellſchaft, die, ſo ſeltſam ſie auch zuſammengeſetzt, doch äußerſt unterhaltend war. Sie beſtand aus dem Präſidenten der Unterſuchungscommiſſion der demagogiſchen Umtriebe (die ſogenannte ſchwarze Commiſſion), Herrn von Keiſenberg, ein ſehr wiſſenſchaftlich gebildeter, humaner und unterrichteter Mann, der in ſeiner äußerſt ſchwierigen Stellung viel Gutes wirkte, manches Böſe verhütete, und durchaus unpartheiiſch war; einem preußiſchen Auditor, gleichfalls ein vorzüglicher Kopf und trefflicher Charakter; Eikmeier, ein Sohn des bekannten Generals dieſes Namens, eigentlich des letzten Churfürſten von Mainz, dem er auch frappant ähnlich ſah, ein ſehr jovialer Geſellſchafter und heller vorurtheilsfreier Kopf; ein Hofrath Krieger, alter Hageſtolz, ſehr reich und ebenſo filzig; ein gewiſſer Amtmann, mauvais sujet, zwei öſtreichiſche Offiziere, Oberſt B.... und Oberſtlieutenant P.... von dem damals in Mainz garniſonirenden Regiment Langenau, ein Paar höchſt bornirte Köpfe und große Ignoranten, dabei aber ſo furchtbare Freſſer, daß jeder Gaſtwirth erſchrak, an deſſen Table d'Hôte ſie ſich einfanden. Der Wirth in den Reichskronen hatte ſie ſich deßhalb vermittelſt einiger andern Gäſte ſchon vom Halſe zu ſchaffen gewußt, jetzt aßen ſie den im Pariſer Hofe arm. Wenn ſie den letzten Biſſen vom Deſſert verſchluckt hatten, ſo ſagte gewöhnlich Einer zu dem Andern: „Nun, Herr Kam'rad, was werden wir dann halt heute Abend z'Nacht ſpeiſen?“ Beide waren gewöhnlich die Stichblätter der übrigen Tiſchgeſellſchaft ohne es zu ahnen, und ſchmarotzten gerne ein Glas guten Wein, wenn einer oder der andere Gaſt, was öfters der Fall war, in Folge einer verlornen Wette, einige Flaſchen zum Beſten geben mußte. P.... war erſt kürzlich vom Major zum Oberſtlieutenant avancirt, und da dieß nicht ſogleich Jedermann wußte und man ihn immer noch mit: Herr Major,

anredete, so ließ er sich einen Zettel, auf dem „Oberstlieutenant" mit Fractur geschrieben stand, in seinen Hut kleben, und so oft ihn Jemand mit einem „Herr Major" anredete, that er den Hut ab, deutete mit dem Finger auf den Zettel und sagte: „Können's lesen?" — Einst ging er an der Wohnung der Gräfin Lauer vorüber, die gerade am offenen Fenster saß und ihn mit einem: „Guten Tag, Herr Major!" bewillkommte. Zufälligerweise befand sich ganz nahe eine östreichische Schildwache, zu dieser sagte er nun: „Schildwach, wer bin ich? — „Ihr Gnaden sind's halt der Herr Oberstlieutenant P....." — „Haben's g'hört," rief er hierauf der lachenden Gräfin zu.

Ich redigirte den Mannheimer Phönix fortwährend von Mainz aus, und ließ ihm so reichliches und gewürztes Futter zukommen, daß der seltene Vogel bald in Frankfurt, Mainz, Darmstadt, Cöln und am ganzen Rhein heimisch wurde, und da er oft sehr satyrisch war, nicht wenig Aufsehen machte, manchmal aber auch ganz falsch verstanden wurde und ihm dann großes Unrecht geschah. — Folgendes war eines der komischsten Mißverständnisse, das viel zu lachen gab. In Mannheim hatte der Stadtdirektor die Wegnahme der Laternenpfähle befohlen, da künftig die Laternen an quer über die Straße laufende Eisenketten gehängt werden sollten. Nun hatte ein Mannheimer Einwohner der Redaktion einen Aufsatz eingesandt, der überschrieben war: „Die verabschiedeten Laternenpfosten." Dieser Aufsatz, behaupteten viele östreichische Offiziere, sey eine malitiöse, auf sie gemünzte Satyre, und blieben dabei, was ihnen auch die Preußen und andere vernünftige Leute dagegen sagen mochten. Sie beruhigten sich nicht eher, als bis sie von Mannheim aus erfahren hatten, daß man daselbst wirklich die bisherigen Laternenpfosten weggenommen und durch Ketten ersetzt habe! Besonders hatte sich ein gewisser Major W....., ein zweiter Rummelpuff, bei dieser Gelegenheit höchst lächerlich gemacht.

An unserm Tisch unterhielt ich mich hauptsächlich viel mit dem Präsidenten von Reisenberg, dem es Vergnügen machte, mich über Italien, Frankreich, Spanien und die jonischen Inseln auszufragen, dagegen erfuhr ich manches von ihm, das zu meinem Kram paßte, und ich zu Artikeln in Pariser Journale benutzte, für die ich noch immer ununterbrochen arbeitete. Herr v. K. las diese, und äußerte mehrmals bei Tische, er möchte wohl den Einsender derselben kennen, wobei er einen forschenden Seitenblick auf mich

warf. Da ſie indeſſen nichts weniger als revolutionär geſchrieben waren, ſondern nur eine leidenſchaftsloſe Beurtheilung der damaligen deutſchen Zuſtände enthielten, ſogar die Umtriebe der im Finſtern ſchleichenden Hetzer und die Einfalt der guten Studenten, die ſich zu deren Werkzeugen hergaben, öfters gegeißelt wurden, ſo las ſie auch Herr v. K. mit Befriedigung, und daß er mich für den Verfaſſer hielt, ging aus mancher ſeiner Aeußerungen hervor. Dieß kam mir ſehr zu ſtatten, denn nach einem Aufenthalt von mehrern Monaten in Mainz, hatte Struenſee in Cöln herausgebracht wo ich mich befand, und daher nichts Eiligeres zu thun, als einen Bericht hinſichtlich meiner, in welchem er mich abermals als der demagogiſchen Umtriebe verdächtig bezeichnete, an die Mainzer Unterſuchungscommiſſion, nebſt den Verfügungen des preußiſchen Miniſteriums einzuſchicken. Herr v. Keiſenberg, der Struenſee ſchon kannte, hatte deſſen Albernheit hinſichtlich meiner gehörig zurecht gewieſen und dem Miniſterium die völlig unbegründete Anklage Struenſees dargethan. Ich erfuhr dies alles durch die Frau eines Mitglieds der Commiſſion, mit der ich auf einem ziemlich vertrauten Fuß ſtand. Indeſſen nahm ich mir vor, den unermüdlichen Eifer des Cölner Polizeidirektors doch in die gehörigen Schranken zu verweiſen. In einem Correſpondenzartikel aus Cöln, wo die wirklich vortreffliche Adminiſtration der preußiſchen Rheinprovinzen gehörig zergliedert wurde, ſchloß ich mit den Worten: Nur eines vermag man ſich nicht zu enträthſeln, nämlich, wie eine ſo umſichtige Regierung, wie die preußiſche, einen ſo ganz untauglichen Menſchen, wie dieſen Struenſee, der noch obendrein das Geſpött der Einwohner Cölns iſt, daſelbſt als Polizeidirektor laſſen mag. — Bald darauf wurde dieſer auch abberufen.

Das heitere Leben in Mainz ſagte mir immer mehr zu, und die herrliche Lage dieſer Stadt und ihre Umgebungen ließen mich begreifen, woher es kam, daß ihre Bewohner ein ſo munteres, mit leichtem Sinn durch das Leben gleitendes Völkchen waren. Faſt keine Woche verging, wo nicht Ausflüge auf eine ſchöne Rheininſel, umliegende Ortſchaften, auf die Kirchweihen, beſonders auch nach Hochheim und in die nahen Bäder, Wiesbaden, Schwalbach ꝛc., gemacht wurden, und als der Winter kam, fehlte es nicht an muſikaliſchen Unterhaltungen, Concerten, Schlittenfahrten u. ſ. w., auch das Theater, noch immer unter Cramer, war gar nicht ſchlecht. Zu meinem großen Leidweſen mußte ich indeſſen Mainz plötzlich

verlaſſen, woran folgender Vorfall Urſache war. Im Theater beſuchte ich gewöhnlich eine Loge, die dicht neben der war, welche die öſtreichiſchen Stabsoffiziere gemiethet hatten und mit ihren Frauen einnahmen. Ein Major W..... hatte eine noch ſehr junge Frau geheirathet, die Tochter eines öſtreichiſchen Artilleriehauptmanns, mit der ich bisweilen ein Paar Worte in der Loge wechſelte, aber auch nicht die mindeſte Abſicht auf die Dame hatte, da ſie durchaus nichts beſaß was mich hätte anziehen können, und unſere Unterhaltung beſchränkte ſich auf ganz gleichgültige Dinge, ſie war auch, dank der geiſtigen Beſchränktheit der Mad. W....., ſehr einſylbig; dennoch ſah es der Major ungern wenn ich mit ſeiner Frau ſprach, was meiſtens in ſeiner Abweſenheit geſchah, da er öfter durch den Dienſt abgehalten, viel ſpäter als dieſelbe kam. Eines Abends, als dies wieder der Fall war, trat er gerade in die Loge, als mich ſeine Frau um Erklärung einer Scene fragte, die ſie nicht begriffen hatte. W.'s Geſicht ſchwoll hochroth an, und zornglühend ſagte er ſo laut daß es das ganze Publikum hörte, zu ſeiner Ehehälfte: Du ſetzt dich gleich hier herüber (auf die andere Seite der Loge); worauf mehrere Stimmen von den Gallerien ein: „Bravo, Herr Major!“ erſchallen ließen, und das ganze Publikum lachte. Als ich nun im Zwiſchenact die Loge verließ, begegnete mir W..... auf dem Corridor, und ſagte: Herr Fröhlich, wenn Sie noch einmal in Ihrer Loge ausſpeien, ſo ſchicke ich Ihnen ſechs Caporale auf das Zimmer! — Sie haben wohl ein Glas über den Durſt getrunken, antwortete ich ihm, ſchlafen Sie Ihren Rauſch aus, morgen ſollen Sie mehr von mir hören. — Hierauf drehte ich dem Major den Rücken und ließ ihn ganz verblüfft ſtehen. Den andern Morgen ſchickte ich ihm ein Schreiben, worin ich ihn um Erklärung der an mich gerichteten Worte bat, da ich aber keine Antwort erhielt, ihm eine förmliche Herausforderung zuſandte, und als auch dieſe eben ſo erfolglos war, ließ ich in dem Phönix abdrucken, daß ich den gewaltigen Helden W..... ſammt ſeinen ſechs Caporalen in meiner Wohnung erwarte, und ſie nach Verdienſt zu empfangen bereit ſey. Die Sache hatte bereits viel Aufſehen gemacht und war in der Stadt herum. Die preußiſchen Offiziere äußerten ſich öffentlich, daß ein ſolches Benehmen eines Stabsoffiziers unter ihnen nie geduldet würde u. ſ. w., dagegen hatte ſich ein öſtreichiſcher Artillerielieutenant, Namens Schneider, geäußert: W..... ſolle nicht ſo viel

Umſtände machen und mich bei der nächſten beſten öſtreichiſchen Wache, an der ich vorüberginge, feſtnehmen, in die Wachtſtube ſchleppen und gehörig durchhauen laſſen; eines Schneiders ganz würdige Geſinnungen, doch nein, dieſer edlen Zunft darf ich kein Unrecht thun, ich habe manchen Schneider kennen gelernt, dem dieſer Lieutenant Schneider noch nicht würdig geweſen wäre die Schuhe zu putzen. — Alles dies gab nun zu Reibereien unter der Garniſon Veranlaſſung, und eines Morgens wurde ich auf das Polizeiamt citirt, wo man mir ſehr artig und mit ſichtbarer und ſchonender Theilnahme eröffnete, daß ich auf Befehl des hohen Feſtungs-Gouvernements die Stadt und Feſtung Mainz binnen 24 Stunden verlaſſen müſſe. Ich wollte zwar dagegen Einwendungen machen, ging auch deßhalb zu dem Herrn Regierungs-Präſidenten von Lichtenberg, der mich mit der äußerſten Artigkeit aufnahm und mir ſein Bedauern ausdrückte, in dieſer Sache nichts für mich thun zu können, da das Feſtungs-Gouvernement das Recht habe, jeden Fremden aus der Stadt zu weiſen, ohne irgend eine Rechenſchaft deßhalb geben zu müſſen; ebenſo wenig half es mir, daß ich mich an den Gouverneur, den preußiſchen General von Carlowitz, ſelbſt wandte, der mir antwortete: er habe die Ausweiſung mehr in meinem eignen Intereſſe anordnen müſſen, da bei meinem längern Weilen dahier meine perſönliche Sicherheit leicht gefährdet werden könne, denn die öſtreichiſchen Offiziere der Garniſon ſeyen zum Theil ſehr rohe Subjekte u. ſ. w. Genug, es blieb bei der Verbannung und ich mußte mich darein fügen, bat mir jedoch dreimal vierundzwanzig Stunden aus, um meine Sachen zu ordnen, die mir auch bewilligt wurden, und fuhr dann von allen meinen Bekannten, die mir das Geleite gaben, in ſechs Wagen begleitet, nach Mannheim, wo man mich ſchon längſt erwartete, der Eigenthümer der dortigen Zeitung mich mit Briefen bombardirte und mir alle mögliche Offerten machte, worunter Wohnung und Tiſch bei ſeiner Familie, wenn ich bei ihm logiren wolle.

Als ich mit meinen Freunden in Oppenheim ankam, wo man ein Mittageſſen im wilden Mann für uns beſtellt hatte, fanden wir daſelbſt meinen jämmerlichen Gegner, den Major W....., der nebſt ſeiner Frau, ſeinen Schwiegervater, der in eine andere Garniſon verſetzt worden war, bis hierher begleitet hatte. Als uns dieſe guten Leute ankommen und ausſteigen ſahen, ließen ſie ſich ſchnell ein Zimmer im obern Stock des Hauſes geben, und Niemand

von ihnen verließ mehr die Stube oder ließ ſich nur am Fenſter blicken, bis wir weg waren. Ich aber hatte W..... geſehen und erkannt, ſchrieb ſogleich noch vor Tiſch einen Aufſatz für den Phönix (Titel des Mannheimer Blattes): „Gedanken eines Verbannten auf der Reiſe von Mainz nach Mannheim,“ in welchem ich die Gegenwart eines ſehr zahmen Mannes im wilden Mann zu Oppenheim meldete und den Helden W.....-Rummelpuff gehörig mitnahm. — Das Liedchen:

„Ueberall bin ich zu Hauſe,
Ueberall bin ich bekannt ꝛc.“

trillernd, fuhr ich in das freundliche Mannheim ein, wo ich von Herrn C...., dem ich ſchon meine nahe Ankunft gemeldet hatte, auf das willkommenſte empfangen wurde. Indeſſen hatte der Artikel im Phönix über meine Verbannung in Mainz großes Aufſehen erregt, und acht Tage darauf wurde C. zum Stadtdirektor in Mannheim gerufen und dieſem eröffnet, daß er Befehl erhalten habe, mich unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen, damit im Fall es für nöthig erachtet würde, man meiner ſogleich habhaft werden könne; den Grund dieſes Befehls, der ihm von Carlsruhe zugekommen, wußte er nicht. C., der von allem unterrichtet war, theilte ihm denſelben mit, und der Stadtdirektor ſagte zu ihm: ſo rathen Sie dem Herrn Fröhlich, in der Rheinſchanze in einem Wirthshaus zu logiren, dieſe iſt baieriſch, und dann geht mich die Sache nichts weiter an. — Ich befolgte dieſen Rath, da ich indeſſen daſelbſt kein ordentliches und reinliches Zimmer erhalten konnte, ſo miethete ich mir ein ſolches in dem nahen Frankenthal, von wo ich alle Morgen nach Mannheim ging und den Tag über daſelbſt zubrachte. — Von Mainz erfuhr ich, daß der Polizeikommiſſair Mela dort beauftragt ſey, alle möglichen deutſchen und franzöſiſchen (warum nicht auch die engliſchen, italiäniſchen und ſpaniſchen?) Zeitungen durchgehen und auf das genaueſte nachſehen müſſe, ob nicht irgend ein Artikel gegen das Mainzer Gouvernement, oder gegen die öſtreichiſchen Militairbehörden, in einer derſelben ſtünde. Eine herkuliſche Arbeit für den armen Mann, der mir deßhalb nicht wenig fluchte. Ich fand die ganze Sache, obgleich es ein höchſt ungerechter Gewaltſtreich war, den man zu Gunſten eines feigen erbärmlichen Subjekts gegen mich verübt hatte, gar nicht erheblich genug, um noch viel Tinte darüber zu

vergießen, und hatte in dem Mannheimer Leben das Mainzer bald vergeſſen. Nur in einem Parlſer Journal erwähnte ich ihrer als eines ächt öſtreichiſchen Verfahrens, ohne jedoch Namen zu nennen. Dies hatte aber Herr Mela überſehen; über ein halbes Jahr lang mußte er alle dieſe Blätter durchgehen. Indeſſen ſollte ich bald darauf über alle Erwartung glänzend, wenigſtens an dem Urheber meiner Verbannung gerächt werden, deſſen Poſition nach all dem Vorgefallenen in Mainz durchaus nicht mehr haltbar war, ſelbſt die Gaſſenjungen ſpotteten ſeiner und riefen ihm ein: „Rummelpuff“ nach. General Menzdorf trug nun in Wien auf ſeine Verſetzung an, und begründete dieſen Antrag gehörig. W..... wurde eines Morgens mit der Ordre, daß er in eine kleine polniſche Stadt verſetzt ſey, ſehr unangenehm überraſcht, und mußte bald nach mir Mainz verlaſſen, ſchwur aber, daß er ſich wegen dieſer himmelſchreienden Ungerechtigkeit an den Kaiſer ſelbſt wenden würde. Indeſſen hatte er auf der Reiſe nach ſeiner neuen Garniſon das Unglück, umgeworfen zu werden und ſogar ein Bein zu brechen, und wenige Tage nach ſeiner Ankunft brach ein Feuer in dem von ihm bewohnten Häuschen aus, ſo daß er nur mit genauer Noth dem Verbrennen entging und faſt all ſein Bischen Habe verlor. Es ſchien, als habe das Schickſal ſelbſt es übernommen, mich recht eclatant zu rächen.

In Mannheim wurde indeſſen auf Verwendung des königl. preußiſchen Geſandten, Herrn von Otterſtädt, der mit mehrern meiner Verwandten bekannt war, der Befehl der polizeilichen Aufſicht nach ein Paar Wochen wieder aufgehoben, und ich wohnte nun ungeſtört bei C..... Hier ſetzte ich mein Leben fort, wie ich es in Mainz und allenthalben verlaſſen hatte; bald hatte ich viele Bekannte und faſt noch mehr gute Freundinnen unter den ſchönen Mannheimerinnen, denen zu lieb ich die Mainzerinnen bald vergaß. Die Stadt war jedoch ſehr öde und ſtill, das Theater aber, wenigſtens was das Schauſpiel betraf, gut beſetzt und unterhaltend; die von Frankfurt ſich hierher geflüchtete Frau von Buſch war jetzt deſſen größte Zierde. Für Muſik hatten die Einwohner viel Sinn, und es wurden ſehr gute Concerte, in denen ſich ausgezeichnete Dilettanten hören ließen, von Zeit zu Zeit im Concertſaal des Theaters gegeben. Auch in manchen Privathäuſern fanden unterhaltende muſikaliſche Abende ſtatt. Auf dem Mühlauer Schlößchen wurden hübſche Bälle gegeben, die Tochter

des Hauſes war eine liebliche Sängerin, die ſich der Bühne widmete und während meiner Anweſenheit in Mannheim als Donna Anna mit Beifall debütirte. Auch der Schauſpieler Freund war jetzt in Mannheim engagirt und ſein Haus eines von denen, die ich am liebſten beſuchte, ſo wie die Abendverſammlungen im Pfälzer Hof, bei denen die hübſche Wirthstochter Catharina zugegen war. Die verwittwete Großherzogin Stephanie, Napoleons adoptirte und die wirkliche Tochter des Senator Beauharnois, eines Verwandten der Kaiſerin Joſephine, eine ſehr ſchöne und liebenswürdige Frau, von der man behauptete, daß ſie Napoleon noch etwas mehr als bloße Adoptivtochter geweſen ſey, lebte in Mannheim ſehr eingezogen in dem großen Schloß. Noch eine andere hübſche Frau, die man wegen ihren geringen Geiſtesfähigkeiten nur die Schloßgans nannte, bewohnte dies Gebäude; ſie war die Gattin des Schloßverwalters und hatte fortwährend viele Liebesintriguen. Ihren Liebhabern, die ſie in den Schloßgarten beſtellt hatte, gab ſie durch ein weißes Fähnchen, welches ſie an ihrem Fenſter heraushing wenn der Mann nicht daheim war, das Zeichen, daß ſie zu ihr kommen könnten. Auch Stephanie hatte ähnliche Intriguen zu Mannheim.

Nachdem das Frühjahr herangekommen war, machte ich häufige Ausflüge nach Heidelberg, wo noch unſer alter Familienfreund Wrede wohnte, und wo ich ganze Tage in dem Schloßgarten und deſſen Umgebungen zubrachte, auch den Wolfsbrunnen, den Königsſtuhl, den Heiligenberg, Stift Neuburg, den Rieſenſtein ꝛc. beſuchte. Das burſchikoſe Studentenweſen und der Pedantismus der Herren Gelehrten und Profeſſoren machten den Aufenthalt in dieſer Stadt den Fremden unangenehm, deren ſich ſonſt weit mehr hier niederlaſſen würden. Den zweiten Pfingſtfeiertag beſuchte ich den Schwetzinger Garten, der an dieſem Tag von Fremden aus einem Umkreis von vielen Meilen wimmelt, ſonſt aber noch weit öder als die Gärten zu Verſailles und Potsdam iſt. An den vielen Spielereien, die er enthält, fand ich keinen Gefallen, da ſie ſämmtlich nichts weniger als großartig ſind, und an das bekannte: „es iſt verboten, große Hunde mitzubringen, damit ſie die Seen nicht ausſaufen und die Berge nicht platt treten,“ erinnert. Nur die Moſchee, wenn auch nicht ſehr groß, giebt wenigſtens einen Begriff von einem ſolchen Gebäude. Die Waſſerkünſte ſind im Vergleich mit denen zu Verſailles, und ſelbſt Caſſel, unbedeutend.

Oefters ging ich auch auf ein Paar Tage nach Worms, wo ich bei Freund Eikmeier, der daſelbſt eine Beſitzung hatte, wohnte, und von da nach Niedesheim ſpazierte, wo einſt mein Oheim Scholze reſidirte. Von Worms machte ich ein Paarmal einen Abſtecher nach Mainz, wo ich mich heimlich in dem Quartier das ich zuletzt bewohnte, bei der Wittwe Kronebach am Eck der großen Bleiche aufhielt, was dennoch die Polizei ausſpürte, aber ſo klug war zu ignoriren.

Da ich einſah, daß mein Aufenthalt in Mannheim nicht von langer Dauer ſeyn konnte, indem C. ſich nicht in ſehr glänzenden Verhältniſſen befand, und obgleich ich den Phönix, der dreimal wöchentlich erſchien, faſt ganz allein durch meine Arbeiten füllte, er doch nicht im Stande war mich dafür gehörig zu honoriren, auch der politiſche Theil der Mannheimer Zeitung zu unwichtig und zu bedeutungslos war, als daß ſie jemals auf eine zum Beſtehen hinreichende Abonnentenzahl hätte zählen dürfen, ſo wandte ich mein Augenmerk nach Stuttgart, um ſo mehr, da ich auch in Mannheim keinen Verleger für mein großes hiſtoriſches Werk hatte finden können, wozu C. wohl den Willen, aber nicht die Mittel hatte, und an deſſen Herausgabe ich jetzt ernſtlich dachte. Ich machte deßhalb im Juni eine Reiſe nach Stuttgart, und daſelbſt die Bekanntſchaft des Herrn von Cotta und des ſich erſt kürzlich daſelbſt etablirten Buchhändler Frankh. Erſterem trug ich mein Werk, das ſchon ziemlich weit gediehen war, an, und er war geneigt auf deſſen Verlag einzugehen, verſchob jedoch einen definitiven Abſchluß deßhalb auf ſpäter, da er in demſelben Augenblick mit zu vielen andern Dingen beſchäftigt war und auch mehrere Reiſen vorhatte. Frankh war noch nicht in den Verhältniſſen, auf ein ſolches Unternehmen eingehen zu können, erſuchte mich aber, die Memoiren der Miß Henriette Wilſon für ihn zu überſetzen, was ich auch übernahm. — In Stuttgart und beſonders in deſſen Umgebung hatte es mir ſehr gefallen, namentlich auch in Ludwigsburg. Auf der kleinen Inſel zu Monrepos begegneten mir an der Kapelle daſelbſt zwei Damen, von denen die jüngere, die kaum 15 Jahre zählen mochte, einen hohen Anſtand und unendliche Anmuth verrieth, einen herrlichen Wuchs hatte, und einen Elfentritt zu haben ſchien, dabei das ſchönſte lieblichſte Geſichtchen das man ſich denken kann; die ältere ſchien eine Frau bei Jahren, die ich für die Mutter hielt, zeigte ebenfalls durch ihre Haltung und

Manieren, daß ſie einem Stand angehören müſſe, der ſich gewöhnlich durch die feinſte Bildung, eine edle Unbefangenheit und ungezwungenes Weſen verräth. Ehrerbietig grüßend ging ich an den Damen vorüber, die mir artig dankten, und in die Einſiedelei; als ich von derſelben zurückkam, ſaßen beide auf einer Ruhebank am Weg. Gar zu gerne hätte ich ſie angeſprochen, wagte es indeſſen nicht, da mich eine, mir nicht zu erklärende Scheu zurückhielt. Ich bemerkte jedoch, daß mir die Jüngere lange mit unverwandten Augen nachgeſehen, und als ich im Gebüſch verſchwand, hörte ich ſie einige mir unverſtändliche Worte zu ihrer Begleiterin ſprechen. In meinen Kahn geſtiegen, der mich wieder an das Schlößchen Monrepos bringen ſollte, fragte ich den Schiffer, ob er nicht wiſſe wer die beiden Damen ſeyen, die ſich jetzt auf der Inſel befänden. Er wußte es aber nicht zu ſagen, da er ſie nicht geſehen, auch keine übergefahren haben wollte. — Wer die romantiſchen Anlagen dieſer Inſel kennt, ihre Schlangenpfade zwiſchen dichten Gebüſchen, ihre Höhle der Templer, denen man die Mäntel geſtohlen, das gothiſche Kirchlein mit der Einſiedelei, deren Eremit den Fremdling begrüßt ſo wie er die Schwelle betritt, und dann die ganz abgeſchloſſene Lage und Todtenſtille dieſes heimlich einſamen Ortes, der wird mir nicht verargen, daß eine ſo feenhafte Schönheit hier zu treffen, einen ganz außerordentlichen, nicht zu beſchreibenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Auch wartete ich am jenſeitigen Ufer wohl über anderthalb Stunden, um die Damen die Inſel, auf der ſie doch nicht ewig bleiben konnten, verlaſſen zu ſehen. Endlich kamen ein Paar wohlgekleidete Leute, banden einen eleganten Kahn los, und fuhren nach der Inſel ab. Eine Viertelſtunde ſpäter kamen ſie mit den beiden Damen, von denen die ältere ein kleines zierliches Portefeuille in der Hand hatte, zurück. Beide waren jetzt verſchleiert. Ich richtete es ſo ein, daß ich ihnen noch einmal begegnete, grüßte wieder und erhielt von der jungen einen ſehr freundlichen Dank. Die Schiffer hatten ſich mit ihnen entfernt, und ich konnte wieder nicht erfahren wer ſie waren, ging ihnen zwar in bedeutender Ferne nach, aber ſie ſtiegen unfern Monrepos in einen Wagen, den ich bald aus dem Geſicht verlor, da ich von Ludwigsburg zu Fuß hierher gegangen war.

Den Reſt des Tages brachte ich faſt ganz in dem Park zu Ludwigsburg zu, auf einer Ruhebank unter der Emmrichsburg ſitzend und fortwährend über die zu Monrepos gehabte Erſcheinung

nachſinnend. Ich fuhr endlich den Abend nach Stuttgart zurück, wo ich dem Grafen Luſi, der Sohn des Geſandten Luſi zu Potsdam, der damals königl. Preußiſcher Geſchäftsträger am württembergiſchen Hof war, und dem ich einen Beſuch gemacht hatte, davon erzählte, der mir aber eben ſo wenig Auskunft geben konnte, wer die Damen wohl geweſen ſeyn mochten. Für den andern Tag hatte er mich zu Tiſch gebeten und nahm mich den Nachmittag mit in den Frößneriſchen Badgarten zu Cannſtadt, wo ich unter den vielen Schönen, die ſich daſelbſt befanden, vergeblich nach meiner Unbekannten forſchte, ebenſo erging es mir in dem Garten des Gaisburger Schlößchens, den wir bei der Rückkehr noch beſuchten, der auch mit Gäſten überfüllt war, und unter denen zwiſchen Tauſenden von Roſen recht hübſche ſchwäbiſche Schelmengeſichter hervorblickten. Zwei Tage darauf reiste ich über Pforzheim und Carlsruhe nach Mannheim zurück, immer noch das Bild der ſchönen Unbekannten von der Inſel im Gedächtniß habend, und obgleich ich in Mannheim nicht weniger als einem halben Dutzend Schönen, unter denen die Tochter eines Frankfurter Advokaten, Namens St...., der ſich damals hier aufhielt, Fräulein Mathilde, eine wahre Schönheit, und eine Namensverwandte, Fräulein F....., nicht minder liebenswürdig, ſo wie die Schweſter eines Rittmeiſters und die Frau eines Hauptmanns ꝛc., waren, ſehr ernſtlich den Hof machte, ſo hinderte mich dieß doch nicht, von Zeit zu Zeit voll Sehnſucht an die Unbekannte auf der Inſel zu denken. — Im Juli reiste ich nach Baden-Baden, um daſelbſt einen Theil der Sommerſaiſon zuzubringen. Bevor ich dahin abging, hatte ich mit C. eine Martingal für das Roulettſpiel berechnet, durch welche man einen Thaler oder Napoleon, gleichviel nachdem man ſetzte, bei jedem Coup gewinnen mußte, ſo lange man nicht geſprengt wurde, das Verhältniß war 1, 3, 7, 15, 36, 80 und 200, wobei vom dritten Coups an die Zeros jedesmal verhältnißmäßig gedeckt werden mußten. Wir hielten beide die Sache für unfehlbar und glaubten, daß man nicht öfter geſprengt werden könne, als bis man das Doppelte gewonnen. Ich reiste mit ungefähr 150 Napoleon ab, alles was ich noch hatte zuſammenſcharren können, in der Hoffnung, mit wenigſtens 50,000 Gulden zurückzukommen. In Baden angelangt, ſtieg ich in der goldnen Sonne ab, und nahm mir kaum die Zeit mich umzukleiden, um in den Spielſaal zu eilen und meine Operation zu beginnen. Im Anfang

ging die Sache auch vortrefflich, ich begann mit kleinen Thalern, und zog für jeden Coup, oft nachdem 4 bis 6 verloren waren, meinen kleinen Thaler. Nun ſetzte ich Brabänter und endlich Dukaten; bereits hatte ich deren ſchon über vierzig gewonnen, als ich das Erſtemal mit 200 geſprengt wurde; ich begann nun mit dem wenigen Geld das mir noch übrig blieb, wieder mit kleinen Thalern zu ſpielen, ward aber bald wieder geſprengt, und verlor endlich, Vierziger ſetzend; noch den Reſt meines Geldes bis auf ein Paar Gulden. So war ich denn auf einmal von allen meinen Himmeln herabgefallen, verließ die Spielſäle mit gewaltig hängenden Flügeln, um in den Anlagen friſche Luft zu ſchöpfen. Auf einer etwas abgelegenen Bank wurde mir erſt das Schreckliche meiner ganzen Lage recht klar. Nicht mehr ſo viel Geld in der Taſche daß ich an eine Rückreiſe hätte denken können, auch dem Wirth ſchon eine Zeche ſchuldig, wo ich mir zwei Zimmer auf einen Monat gemiethet hatte, war es mir doch nicht ſo ganz einerlei, und ich wußte nicht wie ich mich noch aus dieſer Klemme ziehen würde. An meine Eltern konnte ich, deren pecuniäre Lage kennend, unmöglich mehr Anſprüche machen. Ich ſchrieb an C., von dem ich aber die troſtloſe Antwort erhielt, daß er ſich ſelbſt in der hochnothpeinlichſten Geldverlegenheit befinde. Einſtweilen machte ich mich mit dem Grauen des Tages an die Ueberſetzungen für Frankh und arbeitete an einem fort bis zu Tiſch, worauf ich eine kleine Promenade nach dem Kloſter Lichtenthal oder auf das alte Schloß ꝛc. machte, dann wieder bis zum Abendeſſen überſetzte, eine Stunde in dem Curſaal oder der Allee, die zu demſelben führte, zubrachte, dann wieder bis nach Mitternacht arbeitete, und ſo binnen acht Tagen eine ſehr bedeutende Parthie Manuſcript nach Stuttgart abzuſchicken im Stande war, mit der ich zugleich bat, eine Anweiſung von ein Paar Hundert Gulden von mir honoriren zu wollen, was Frankh auch that, und ſo war ich wenigſtens aus der dringendſten Verlegenheit, aber während den 8—10 Tagen, wo ich faſt gar keinen Heller Geld mehr in der Taſche hatte, war es mir denn doch manchmal nicht ganz wohl. Mein Wirth konnte mir jeden Augenblick eine Rechnung bringen und Zahlung verlangen, die ich nicht zu leiſten im Stande war. Ich hatte Bekanntſchaft mit ein Paar reichen jungen Holländern gemacht, die mich häufig zu einer Spazierfahrt einluden, dabei wo wir einkehrten, frei hielten; um mich gegen dieſe generöſen Herrn

zu revanchiren, ließ ich zum Deſſert bei Tiſch immer ein Paar Flaſchen Champagner kommen, denkend, das geht jetzt auf eine Rechnung hin, und je mehr du Depenſen machſt und befiehlſt, deſto weniger wird der Wirth mißtrauiſch, und ſo war es auch. Als meine Anweiſung honorirt und ich dadurch wieder etwas bei Caſſe war, ſagte ich ganz barſch zum Wirth: aber mein Gott, warum machen Sie mir denn meine Rechnung nicht, ich verlange ſie wenigſtens alle acht Tage, länger will ich es nicht anſtehen laſſen! Der Wirth entſchuldigte ſich höflichſt, brachte ſie mir, ſie machte einige ſechzig Gulden, wovon die Hälfte beinahe für Champagner war; ich warf ihm das Geld auf den Tiſch und ging wieder in die Spielſäle, aber jetzt nur mit äußerſter Vorſicht ſpielend, und gewann wirklich ein Paar Hundert Thaler, mit denen ich mich freudig wegbegab, noch ein Paarmal war mir das Glück ſo günſtig, daß ich bald über 1000 Gulden hatte, und nun nie mehr als ein Paar Dukaten wagte, dabei arbeitete ich nach wie vor an meinen Ueberſetzungen, ſandte auch mehrere Artikel über die diesjährige Badeſaiſon an den Conſtitutionel nach Paris; ich ſchlief damals kaum 3 bis 4 Stunden alle Nacht. Nachdem ich ſo wieder über alle Berge war, ſah ich mich auch nach der hieſigen eleganten Damenwelt und ein Paar Badſchätzen um, die ich nicht lange zu ſuchen brauchte. Ein Paar Beamtentöchter aus Carlsruhe und die hübſche Frau eines holländiſchen Oberſten, die in einem Hôtel mit mir logirten, waren bald meine Auserkohrenen; etwas ſpäter machte ich einer ſchönen Engländerin den Hof, die außerdem noch ein allerliebſtes engliſches Kammerkätzchen hatte. — Herr von Cotta, der ſich auch in Baden eingefunden, wo er ein eigenes Hôtel beſaß, trug mir auf, einige Artikel ins Morgenblatt über die hieſige Saiſon zu ſchreiben. Da ich in denſelben den Spielpächter Chabert, der damals die dortige Spielhölle im Pacht hatte, und noch einige andere Dinge ein wenig ſtark mitnahm, ſo gab dies in der Badewelt zu Baden gewaltigen Rumor. Man glaubte, Robert, der als Correſpondent des Morgenblattes bekannt war, habe die Artikel geſchrieben, und wollte dieſem deßhalb zu Leibe, nur mit genauer Noth entging er einer Prügelei. — Was die Saiſon ſehr glänzend machte, war der Aufenthalt des Königs Maximilian von Baiern und ſeines Hofes. Es gab Feſte über Feſte, Parthien in das herrliche Murgthal, Beleuchtung des alten Schloſſes, Bälle, bei denen die baieriſchen Prinzeſſinnen die Haupt-

rolle spielten, u. s. w. Ich machte manche romantische Privatausflüge nach den Ruinen des Ybergs, nach Ebersteinburg, dem Schlößchen, dem Amalienberg, dem Schloß Neueberstein, beide im Murgthal, u. s. w. mit der einen oder andern meiner Badschönen und zeigte ihnen auch die unterirdischen Kerker mit ihren furchtbaren, sich auf dicken Eisenstöcken drehenden steinernen Thüren in dem Schloß zu Baden. Daß diese Kerker noch ein Werk der Römer seyn sollen, wie manche Gelehrte lächerlicherweise behaupten, ist sehr unwahrscheinlich; daß sie ein Sitz der Vehme oder sonst eines heimlichen Gerichts gewesen, weit glaubhafter. Ihren Ursprung und ihre Bestimmung mit Gewißheit anzugeben, ist unmöglich. — Dritthalb Monate hatte ich in Baden, die ersten vierzehn Tage abgerechnet, wo ich mich in Finanznöthen befand, recht vergnügt zugebracht, und reiste von hier nach Frankfurt, wo ich einige Tage bei den Meinigen verweilte, über Mainz und Worms nach Mannheim zurück, wo ich C.... mit seiner Familie in großer Traurigkeit fand, und mir derselbe erklärte, daß seine Position in Mannheim nicht lange mehr haltbar sey. Unter solchen Umständen fand ich es für passend, da er ohnehin eine sehr starke Familie, 6 Kinder hatte, unter denen das älteste Mädchen, Mathilde, etwa neun Jahre alt, einen für sein Alter sehr scharfen Verstand besaß und ein äußerst angenehmes und liebes Kind war, das mir jeden Morgen mein Frühstück auf mein Zimmer brachte und mich durch seine muntern, oft witzigen Einfälle erheiterte, eine andere Wohnung zu beziehen. Ich miethete nun bei der Schauspielerin Rüppel ein, einer Schwester der berühmten Lindner, wo ich auch den Tisch und eine recht unterhaltende Tischgesellschaft hatte, unter der ein Dragoneroffizier, Herr v. Schweizer, und ein junger Artaria waren. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete das Theater und dessen Direction, die damals ein Graf Luxemburg leitete, der eine Maitresse Napoleons geheirathet, die einen Sohn, Graf Leo genannt, der in Heidelberg studierte, von diesem hatte. Den Intendanten Luxemburg, ein arger Ignorant, wenigstens in allem was die Kunst und das Bühnenwesen betraf, nannte man wegen seinen burlesken Aufschneidereien nur den Grafen Lügenburg. Einer der tollsten Mißgriffe bei den Hoftheatern ist, daß man an die Direction eines solchen Instituts, zu welcher gerade die ausgebreitetsten Kenntnisse, da es in fast alle Wissenschaften eingreift, ungewöhnliche Fähigkeiten, Talente und große Charakter-

feſtigkeit gehören, in der Regel den erſten beſten hochadeligen Erbhohlſchädel nimmt, einen Hofmarſchall Kalb, während ein höchſt ausgezeichneter Kopf, ja ein Genie dazu nöthig iſt. Die Leitung einer Bühne iſt eines der ſchwierigſten Aemter die es giebt, wohl mit das ſchwierigſte. Das bekannte: „Da gerade keine Stelle mehr im königlichen Stalle frei war, ſo übertrug man ihm (dem Kammerherrn) die Direction der Hofbühne,“ charakteriſirt vollkommen die Begriffe, die man an Höfen von der Direction eines Theaters hat.

Indeſſen ließ es mich nicht lange mehr in Mannheim weilen, hier hatte ich, wie geſagt, keine Hoffnung, endlich mein großes hiſtoriſches Werk, an dem ich ſo oft ich Muße hatte, arbeitete, an das Tageslicht treten zu ſehen. Stuttgart, wohin mich die daſelbſt durch die Einſicht des ſehr rechtlichen und vernünftigen Königs ſehr freie Preſſe, und noch ein gewiſſes Etwas, das ich mir ſelbſt nicht zu erklären vermochte, zog, war der Ort, den ich am paſſendſten für meinen Zweck hielt. Ein zufälliger Umſtand beſchleunigte noch meine Abreiſe dahin. Eines Tages hatte ich mit meinem Pferde eine Lanzade über die Planken an der Allee gemacht, aber auf der Stelle den Sprung zurückgethan, indeſſen hatte es ein Polizeidiener geſehen und angezeigt, ich wurde vorgefordert, wo es zu einem verdrießlichen Wortwechſel kam, der damit endigte, daß ich der hohen Polizei die fünf Gulden Strafe, zu der ſie mich verurtheilt hatte, auf den Tiſch warf, meinen Paß viſiren ließ, und ſchon den kommenden Tag auf dem Weg nach Stuttgart war, wo ich wohlbehalten eintraf und im Gaſthof zum Waldhorn abſtieg, aber ſchon ein Paar Tage darauf eine Privatwohnung bei einem ehemaligen Hofgürtler, Herrn Sch.... bezog. C. hatte mir beim Abſchied geſagt, daß er mir bald nachfolgen würde, indem für ihn in Mannheim nichts mehr zu thun ſey.

Es iſt unglaublich, mit welchen unbedeutenden Dingen man ſo eine deutſche Reſidenzſtadt, wenn nicht in Aufruhr, doch in Bewegung ſetzen kann. Ich trug damals einen, hier noch nicht geſehenen ſogenannten Carbonari-Mantel, ſchwarz, mit rothem Sammet ausgeſchlagen und goldnen Quaſten, den ich mir kurz vorher in Paris hatte machen laſſen. Dieſes Kleidungsſtück, unter dem ich gewöhnlich einen polniſchen Rock trug, machte, daß ſich die ganze Stadt von meiner werthen Perſon unterhielt und die albernſten Mährchen über dieſelbe erfand. Bald ſollte ich der natürliche Sohn,

ich weiß nicht welches großen Herrn, bald gar ein engliſcher Reiter, wahrſcheinlich weil ich viel ritt, und die Götter mögen wiſſen was alles ſeyn. Ritt oder ging ich an einem Haus vorüber, huſch waren Geſichter an allen Fenſtern, das fremdartige Wunderthier zu begaffen, und dies dauerte eine geraume Zeit, bis man endlich dahinter kam, wer ich denn eigentlich ſey, nämlich ein literariſcher Vagabund, gebürtig aus Frankfurt am Main, den man in Mainz wegen demagogiſcher Umtriebe, ſo hieß es, ausgewieſen ꝛc. Ich hatte mir ſchon viel von den guten Schwaben erzählen laſſen, aber ſo arg es mir denn doch nicht gedacht, die Stuttgarter Kleinſtädterei übertraf faſt noch die meiner Vaterſtadt, und wahrhaftig, das will viel ſagen. Dieß alles hinderte mich indeſſen *nicht*, ein ganz ungenirtes und ungebundenes Leben zu führen, ich legte es im Gegentheil darauf an, den Leuten immer etwas zu reden zu geben, und machte ſchnell mehrere intereſſante Bekanntſchaften mit einigen ſchwäbiſchen Schönen, und da man mich zuerſt für ſehr reich verſchrie, obgleich ich damals eher ſehr arm war, ſo wurden mir Lockſpeiſen genug auf die Leimruthe gelegt. Ich amüſirte mich, lachte, und ſchlug den guten Leuten ein Schnippchen.

Herr von Cotta hatte ich wieder aufgeſucht und ihm von dem Verlag meines hiſtoriſchen Werks geſprochen, er war noch immer ganz dafür, machte aber fortwährend Geſchäftsreiſen, bald nach Paris, London, Berlin, und ſchob die Sache hinaus; die Metzler'ſche Buchhandlung lehnte den Verlag ab, nur Frankh zeigte ſich ſofort zur Unternehmung derſelben bereit, ſchien mir aber nicht zuverläſſig genug, nahm auch zu große Vortheile für ſich in Anſpruch, und wir brouillirten uns bald darauf, woran zum Theil C....., der nun von Mannheim angekommen war, und Frankh zu der Herausgabe einer franzöſiſchen Zeitung beredet hatte, ſchuld war. C..... war zwar ein ſehr fleißiger Arbeiter, aber durchaus einem ſolchen Unternehmen, wie überhaupt einer Zeitungsredaction nicht gewachſen. Es fehlte ihm gerade nicht an Kenntniſſen, aber er war nur ein mittelmäßiger Kopf, dem alle Ideen abgingen und bei dem an Selbſtſchöpfungen nicht zu denken war, eben ſo wenig waren ſeine politiſchen Anſichten klar, ſondern höchſt beſchränkt und oft verwirrt, auch mußte nach drei Monaten das Unternehmen ſchon wieder aufgegeben werden. Die Zeitung enthielt nur aus franzöſiſchen Blättern abgedruckte Artikel, und ſelbſt dieſe ohne alle Auswahl, ſo daß ſie ein wahres Potpourri war. Ich hatte Frankh

mehrmals meine Meinung deßhalb geäußert, was dieser, als sie sich entzweiten, dem C..... wiedersagte, der ohnehin wegen einem Artikel, den ich über das Rheinische Conversationslexikon noch in Mannheim, in dem Frankfurter Journal hatte abdrucken lassen, statt im Phönix, was er erst später durch andere erfuhr, aufgebracht über mich, nun einfältig genug war, einen Entschädigungsproceß deßhalb gegen mich in Stuttgart anhängig zu machen, dem ich schon in erster Instanz dadurch ein Ende setzte, daß ich ihm eine unbedeutende Summe anbot, die er mit Freuden annahm. Er arbeitete nun eine Zeitlang für den Abbé Mozin und gab auch Sprachunterricht. Ich hatte nach Beendigung der Uebersetzung der Memoiren der Miß Wilson, die der Denkschriften Riccis für Frankh übernommen, die in französischer Sprache, mit sehr vielen langen Anmerkungen und Dokumenten in der italiänischen, herausgekommen waren. Frankh, der jetzt schon, nachdem ihm einige Verlagsartikel geglückt waren, die Rolle eines Cotta spielen zu wollen anfing, der er bei seinen sehr beschränkten Geistesfähigkeiten so wenig gewachsen war, so daß ich ihn mit dem sich zum Ochsen aufblasen wollenden Frosch der Fabel verglich, und vornehm gelehrt that, wünschte, daß ich die gedruckten Correcturbogen der Uebersetzung mit ihm durchgehen möchte. Er empfing mich in einem bunten großbeblümten Schlafrock, aus einer langen türkischen Pfeife rauchend, und wir lasen zusammen, oft in Gegenwart eines andern Schriftstellers, unter andern auch Hauffs, den ich häufig bei ihm traf, da er ebenfalls die Correcturen seiner Werke, die er bei ihm verlegte, mit ihm las. Frankh, um sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, hatte sich angewöhnt, von Zeit zu Zeit mechanisch zu sagen: „Meinen Sie nicht, daß man dies doch anders hätte geben können?“ — Ich glaube nicht, war meine Antwort. — Das Komischste dabei war, daß er fast kein Wort französisch verstand, aber doch behauptete, obgleich ihm das Sprechen nicht geläufig sey, französische Werke mit derselben Leichtigkeit wie deutsche zu lesen. — Da ich nun von dem Gegentheil längst überzeugt war, so sagte ich eines Tages zu Hauff, als Frankh einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte: geben Sie Acht, jetzt will ich einmal unsern Herrn Verleger tüchtig auf das Eis führen. — Als Frankh nun wieder seine stereotype Phrase: „Meinen Sie nicht, daß man dies anders hätte geben können,“ anbrachte, reichte ich ihm das Original hin, auf eine ganz andere Stelle deutend, als die von der gerade die

Rede war, und ſagte ihm: da ſehen Sie ſelbſt, wie wäre dies anders zu geben geweſen. — Frankh murmelte ein Paar unverſtändliche Worte in den Bart, gab mir das Buch zurück und ſagte: Nein, Sie haben recht, man kann es nicht wohl anders geben. — Jetzt konnte ſich Hauff, der wußte daß die fragliche Stelle auf einer ganz andern Seite ſtand, kaum mehr des Lachens enthalten, und ebenſo erging es auch mir. Frankh fragte, was wir hätten, ohne jedoch den Streich noch zu ahnen, den ich ihm geſpielt. Er erfuhr es aber bald darauf durch die dritte Hand, da Hauff den Vorfall ſeinen Bekannten mitgetheilt hatte. Wir waren nun brouillirt, und ich ſandte ihm Riccis Werk, von dem ich erſt den erſten Band überſetzt hatte, zurück. — Ich gab jetzt einſtweilen ein belletriſtiſches Blatt in Stuttgart heraus, welches manche der daſigen Zuſtände, namentlich auch die Vorurtheile des Erbadels etwas ſtark mitnahm, ſo wie die Vorſtellungen der dortigen Bühne kritiſirte, die damals, Oper wie Schauſpiel, ganz vorzüglich beſetzt war, und Künſtler wie einen Seidelmann, einen Gnauth, einen Miedke, eine Stubenrauch, eine Canzi, einen Häſer, einen Pezold ꝛc. aufzuweiſen hatte, namentlich wurden die Iffland'ſchen Stücke mit einer Vollendung gegeben, wie faſt nirgends, ſelbſt Berlin nicht ausgenommen, wobei ich auch noch in auswärtige Blätter, namentlich die Frankfurter, Berichte über dieſen Gegenſtand ſandte. Nicht ſehr lange nach meiner Ankunft in Stuttgart, glaubte ich eines Abends in einer Loge im erſten Rang zu meiner größten Verwunderung die junge ſchöne Dame zu erkennen, die ich auf der Inſel zu Monrepos den vergangenen Sommer zuerſt geſehen und die einen ſo großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Um Gewißheit zu erlangen, daß es dieſelbe ſey, verfügte ich mich in eine Loge, die ſo nahe als ich ſie haben konnte, bei der war, in welcher ſich meine Unbekannte befand, und es blieb mir bald kein Zweifel mehr übrig, daß es ein und dieſelbe Perſon mit jener auf der Inſel ſey. Auch ſie hatte mich gleich bei meinem Eintritt in die Loge wieder erkannt, wie ich deutlich aus der zuſammenſchaudernden Bewegung wahrnehmen konnte, die ſie machte als ſie mich erblickte. Ich begab mich aber bald darauf wieder ins Parterre, nachdem ich zu meinem Mißvergnügen den Rang erfahren, den die Dame einnahm, und der mich an keine Annäherung derſelben denken ließ, denn ich war ja nicht mehr in Italien oder Frankreich, ſondern in Deutſchland, und zwar in Schwaben. — Doch

hatte ſich das ſchöne Bild von neuem mir eingeprägt und wich nicht von meinen Augen, trotz dem daß ich mich mit mehrern andern weiblichen Weſen recht ſinnlich zu zerſtreuen ſuchte. — Den dritten Tag nach jenem Theaterabend kam eines Vormittags ein ſchon etwas ältliches wohlgekleidetes Frauenzimmer zu mir, welches, nachdem es faſt verlegen allerlei Umſchweife gemacht, damit herausrückte, daß ſie mir geheimnißvoll mittheilte: ſie komme im Auftrag einer Dame, die mir unendlich wohlwolle und mich zu ſprechen wünſche. Sie rückte nun immer mehr mit der Sprache heraus, nannte mir endlich die Dame, nachdem ich ihr zuerſt auf das feierlichſte die tiefſte Verſchwiegenheit und Discretion hatte verſprechen müſſen, und beſtellte mich auf den nächſten Nachmittag gegen 4 Uhr in den Park zu Ludwigsburg, wo ich ſie wieder ſprechen und das Weitere von ihr hören würde. Lange glaubte ich zu träumen; nachdem ſie wieder weg war, war ich nicht im Stande fortzuarbeiten und konnte die kommende Nacht faſt kein Auge ſchließen, ſo ſehr beſchäftigte mich dieſe Sache. Den andern Tag ritt ich gleich nach Tiſch nach Ludwigsburg, begab mich, mein Pferd im Waldhorn laſſend, in den Park, den nicht mehr ſehr jugendlichen Poſtillion d'amour erwartend. Er fand ſich noch vor der beſtimmten Zeit an dem bezeichneten Platz ein, und flüſterte mir im Vorübergehen zu, ihm in einiger Entfernung zu folgen. Nachdem ich der Frau durch einige Baumgänge nachgegangen war, begegnete ich der ſchönen jungen holden Dame in Geſellſchaft der alten, mit der ich ſie zum Erſtenmal auf der Inſel geſehen hatte. Ehrerbietig grüßend, ging ich an beiden vorüber, und die jüngere mir erröthend dankend, ließ unvermerkt ein Blümchen, das ſie zuvor an den Mund gebracht, fallen, das ich, nachdem ſie ſich mehrere Schritte entfernt hatte, aufhob und in mein Portefeuille legte. Ich folgte nun meiner immer noch vorangehenden Führerin, die mich endlich an einen ſehr entlegenen Ort des Parks führte und mir eröffnete, daß ich mich noch dieſen Abend nach Mitternacht wieder daſelbſt einzufinden hätte, wo ſie mich dann an einen Ort führen wolle, wo ich Glücklichſter der Sterblichen, wie ſie meinte, die ſeligſten Stunden meines Lebens zubringen würde. Verſprechend daß ich nicht verfehlen würde mich einzuſtellen, entfernte ich mich, dankend Abſchied nehmend, und nachdem mir nochmals die größte Vorſicht und Achtſamkeit empfohlen wurde, damit ja Niemand etwas von dieſem Verhältniß auch nur ahnen könne, ritt ich nach Stutt-

gart zurück. — Als zehn Uhr vorüber, und in meinem Haus schon Jedermann in den Federn war, schlich ich mich leise die kleine, zu meinem Zimmer führende Hintertreppe hinab in den Stall, sattelte selbst mein Pferd, führte es hinaus und trabte ohne mich aufzuhalten nach Ludwigsburg, daselbst angekommen band ich das Pferd an einen Baum, und eilte an den Ort, wo ich die Führerin treffen sollte; kaum hatte die Thurmuhr Mitternacht verkündet, so erschien sie auch, und ihr folgend, führte sie mich an einen besonders abgeschlossenen Raum des Parks, dessen Thüre nur angelehnt war, zu einem kleinen Häuschen, in welchem eine weißgekleidete, in einen großen Shawl gehüllte Nymphengestalt auf einer Bank saß. Es war die junge Dame der Insel, die, als ich eintrat, aufsprang und die in meinen Armen liegend, mich glühend umfing. — Zwei Uhr nach Mitternacht war vorüber, als ich mich wieder auf dem Heimweg nach Stuttgart befand, wo ich mein Pferd eben so unbemerkt wieder in den Stall führte, absattelte, und mich dann eben so in meine Wohnung schlich; Niemand hatte diese Abwesenheit wahrgenommen. Nach Uebereinkommen wiederholte ich den folgenden Abend denselben Besuch ganz auf dieselbe Weise und eben so unbemerkt, und hatte so eine Reihe von seligen glücklichen Nächten, mich immer mit einem: „auf morgen Nacht mehr," verabschiedend. — Um aber noch mehr den mindesten Verdacht von diesem Verhältniß, dessen Entdeckung die größte Gefahr für uns Beide hätte bringen können, fern zu halten, und damit auch Niemand an so etwas nur denken konnte, machte ich der jungen Frau eines Kaufmanns F., Tochter eines Staatsdieners in Stuttgart, die zwar nicht gerade schön und nichts weniger als geistreich, dabei aber sehr kokett war, ganz im Einverständniß mit meiner geheimen Geliebten, auf das auffallendste den Hof, tanzte fast nur mit ihr auf den Museumsbällen, machte am Tage zu Pferd und zu Fuß Fensterparaden an ihrer Wohnung, kurz trieb es so, daß in wenig Tagen die ganze Stadt mich rasend verliebt in Madame F.... glaubte, und da die Dame die Güte hatte in die Falle zu gehen, und ihr die gemachte Eroberung zu schmeicheln schien, so waren wir bald das Stadtgespräch und mein Zweck erreicht. — Mad. F. aber mochte sich gar manches in meinem Benehmen nicht zu erklären wissen, denn da ich durchaus keine ernstlichen Absichten hatte in ihren Reizen zu schwelgen, die gerade nicht zu den verführerischsten gehörten, ohnehin ermüdeten mich diese nächtlichen Ritte

nicht wenig, so daß ich am Tage gerne möglichst der Ruhe pflegte, so ließ ich dieses Verhältniß nie weiter als bis zu einem sehr unschuldigen Handkuß kommen, schrieb aber dagegen die feurigsten Briefe. — Genug, die Comödie gelang mir vollkommen; von meinem geheimen Verständniß ahnte keine Seele etwas, und von dem öffentlichen, hinter dem gar nichts war, sprach Jedermann. — Doch auch jenes sollte mit der Zeit ein Ende nehmen, man hatte mir zwar eine Entführung nach Frankreich und England öfters und sehr dringend vorgeschlagen, aber das höchst Gefährliche des Unternehmens und den Weltscandal, welchen ein solches Ereigniß nothwendig hätte machen müssen, abgerechnet, so sah ich auch ein, daß eine Ehe unter solchen Verhältnissen später, wenn sich erst die Uebersättigung eingestellt haben würde, nimmermehr eine glückliche hätte seyn können. — Ich wohnte später den glänzenden Hochzeitsfeierlichkeiten meiner Geliebten bei, der ich selbst zu der für sie sonst ganz passenden Vermählung recht sehr gerathen hatte. Am Tage hatte ich manchmal das Vergnügen, meine schöne Dame, die auch eine vortreffliche Reiterin war, an meiner Wohnung vorüber galoppiren zu sehen. Es war dies eine gewiß sehr seltene umgekehrte Fensterparade.

„Und voran dem stolzen Zuge
Schwebt ein Weib auf stolzem Roß,
Wallend in des Windes Fluge
Weht ihr Purpurmantel los.
Eine goldne Strahlenkrone
Deckt ihr Haupt, der Locken Pracht;
Nach! winkt sie mit kühnem Hohne,
Und es folgt dem Wink die Jagd!"

Das Ballet war damals in Stuttgart auf einem so hohen Glanzpunkt, daß es mit dem der großen Opern zu Paris hätte rivalisiren können. Die Familie Taglioni war dabei angestellt, und die junge Taglioni, gerade im Aufblühen begriffen, doch schon eine vollendete Künstlerin, schien auf der Bühne eine wahrhaft ätherische Gestalt. Der Abend eines Rajah, Joko, Aglaë, Zemire und Azor ꝛc. waren Ballette, wie ich sie nicht schöner und glänzender auf einer andern Bühne gesehen hatte. Taglioni Vater wußte sie sehr geschmackvoll in Scene zu setzen, und die eigends dazu vom Kapellmeister Lindpaintner componirte treffliche Musik

verlieh ihnen noch einen eignen Reiz. Auch die Opern dieses ausgezeichneten Componisten, namentlich sein Vampyr u. s. w. waren herrliche, sehr genußreiche Darstellungen. — Als Taglionis nach der ersten Wintersaison, die sie in Stuttgart zugebracht, die Stadt verließen, hatten mehrere Personen, unter denen ein Lieutenant W. und ein Lieutenant Sch...., der Buchhändler Frankh und noch Andere waren, beschlossen, der ausgezeichneten Tänzerin eine Abschiedsfeier und Krönung auf dem Theater zu veranstalten, aber die Sache so linkisch angegriffen, daß die ganze Feierlichkeit zu einer großen Lächerlichkeit wurde. Da ich dies nun in meinem Blatt rügte, so fanden sich die genannten Offiziere, von denen W. ein Adjutant des Platzkommandanten und großer Liebhaber von Spirituosen war, wie Figura zeigte, Sch.... aber einer von jenen beschränkten Bramarbassen, welche leider den Militärstand herabsetzen und die Uniform lächerlich machen, gewaltig beleidigt, und versuchten es, sich an mir deßhalb reiben zu wollen; ich verstand es jedoch, diese Helden so heimzuschicken, daß ihnen alle fernere derartige Versuche vergingen. Der Letztere, Sch...., wurde später ein eben so jämmerlicher Buchhändler als er Offizier gewesen. — Frankh hatte damals ein Wochenblatt unter dem Titel: die Stadtpost, unternommen, zu dessen Redacteur er einen verunglückten Studenten, den Sohn des Rector Z...., engagirt hatte. Dieses Blatt enthielt fast nur die allergemeinsten Stadtklatschereien, war in dem Styl der Hökerweiber geschrieben, und unterfing sich sogar, die Leistungen der Künstler der Stuttgarter Bühne in Afterkritiken beurtheilen zu wollen, die natürlich nicht anders als höchst burlesk ausfallen konnten und von der crassesten Ignoranz zeigten. Ich hatte eines Tages auf einem Maskenball im Redoutensaal einen unbedeutenden Wortwechsel mit einem Schauspieler D....; nun kam der Redacteur der Stadtpost auf den unglücklichen Einfall, diese Sache ganz entstellt in sein Blatt zu bringen und dazu noch einige andere, mich betreffende Klatschereien, die auf Wachtstuben oder in Kneipen erfunden worden, aufzunehmen. Ich nahm mir die Mühe nicht, diese Albernheiten zu widerlegen, sondern das Getriebe des Redacteurs in einigen Artikeln zu beleuchten, namentlich auch die seynsollenden Theaterkritiken dieses Blattes, und schloß mit den Worten: „Eines Morgens werden wir hören, daß der Redacteur der Stadtpost sein Bündel geschnürt habe und, den Wanderstab in der Hand, zum Thor hinaus marschirt ist.“

Ich hatte gut prophezeiht, schon den nächsten Tag hatte Frankh dem unglücklichen Redacteur die Redaction des Blattes abgenommen, und zwei Tage darauf war derselbe, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, auf dem Weg nach Augsburg. Aber das Komischste und Unterhaltendste bei der Sache war, daß in einer Vorstellung von „Nummer 777“ Z., dem ich in meiner Berichtigung den Namen Pfeffer, weil der Erstudiosus gleich diesem vor Neid fast platzen wollte, sammt dem Buchhändler Frankh, von zwei darstellenden Künstlern so trefflich in Figur und Manieren copirt waren, daß man beide auf den ersten Blick erkannte und das Publikum in einen wahren Enthusiasmus deßhalb gerieth. Der Rector Z. war außer sich, daß man seinem Sohn auch noch die Schande angethan, ihn auf dem Theater darzustellen. Meiner Ansicht nach war es eher eine Ehre, die man ihm erwiesen. — Ein anderer komischer Vorfall gab den guten Stuttgartern abermals Stoff zu mehrwöchentlicher Unterhaltung. Ich hatte nämlich ein Reitpferd, das anfing auf den Vorderfüßen etwas schwach zu werden, an einen Juden Namens W... gegen Battist zu Hemden vertauscht und noch eine Summe darauf bezahlt. Als der Handel geschlossen war, nahm der Jude das Pferd aus dem Stall und setzte sich darauf, um es heimzureiten. Auf dem Charlottenplatz angekommen, wo ich an einem gewissen Haus das Pferd fast immer einige Capriolen hatte machen und traversiren lassen, war dasselbe dies so gewöhnt, daß es, ohne dazu angefeuert zu werden, allerlei Sprünge machte, und da der Jude nicht reiten konnte, so hielt er sich an den Zügeln und klemmte sich mit den Beinen fest, so daß das Thier nun noch weit größere Sätze machte, endlich seinen ungeschickten Reiter abwarf und in gestrecktem Galopp wieder in seinen alten Stall rannte. Der Jude kam hintendrein gehinkt, behauptete, der Handel sey nicht gültig, das Thier könne Niemand reiten, er müsse sich im Innern des Leibes einen Schaden gethan haben, und ich müsse ihm wenigstens noch ein Schmerzensgeld von einigen Dukaten nachzahlen. Lachend erwiederte ich, daß ich ihm mit dem Pferd nicht auch die Kunst des Reitens verkauft habe, mich habe es noch nie abgeworfen. Er drohte, mich verklagen zu wollen, worauf ich ihm sagte, daß ich dies nicht hindern könne, und lächelnd hinzufügte, daß ich ihm noch zwei Dukaten zahlen würde, wenn er sie durch seine Tochter, eine ausgezeichnete orientalische Schönheit, abholen lassen wolle. — A Männ ä Wort, rief der

Jude vergnügt aus, ich ſchicke ſe Ihne morge früh. — Ich war es zufrieden, und W... holte abermals das Roß aus dem Stall, führte es aber diesmal hübſch am Zaum, ſtatt ſich darauf zu ſetzen, und hinkte mit ihm fort. Den andern Morgen kam das ſchöne Rebekkchen wirklich auf mein Zimmer, um die 2 Dukaten in Empfang zu nehmen, aber — in Begleitung ihrer Mutter, die ich indeſſen unter dem Vorwand, mir doch Zeug zu Beinkleidern holen zu wollen, zu entfernen ſuchte, wozu ſie in der Hoffnung eines nochmaligen kleinen Gewinnſtes, ſich auch gleich bereitwillig fand. Unterdeſſen mußte mir Rebekkchen für jeden Dukaten wenigſtens ein Dutzend Küſſe geben und noch obendrein einen Empfangſchein ſchreiben, wogegen ich ihre Küſſe ebenfalls ſchriftlich und mündlich quittirte, und der nach einer guten Viertelſtunde zurückkehrenden Mama wirklich ein Paar Hoſen, und zwar ohne zu handeln, abkaufte. Beide verließen mich indem die Mutter ſagte: „es iſt doch ein generöſer Herr,“ und die Tochter: „ja, er hat mer auch noch än Quittung geſchrieben.“ Das einfältige Mädchen zeigte ſie ſogar ihren Bekanntinnen und wurde dann natürlich ausgelacht. Auch dieſe Geſchichte kam mit allen möglichen Zuſätzen unter das nach Neuigkeiten begierige Publikum.

Mein Hauswirth, Herr Sch...., beſuchte mich regelmäßig jeden Morgen und blieb oft 1—2 Stunden bei mir, mich mit allerlei Stadt- und politiſchen Neuigkeiten unterhaltend, was mir, beſonders ſpäter, als ich von meinen nächtlichen Ritten ſehr ermüdet war, läſtig genug wurde. Eines Tages theilte ich ihm geſprächsweiſe mit, daß ich ſchon längſt an einem hiſtoriſchen Werk arbeite, wozu ich bis jetzt noch keinen Verleger hätte finden können; Herr von Cotta ſey zwar entſchloſſen, ſchiebe aber die Sache ſo lange hinaus; Frankh wolle es auch herausgeben, aber mit dieſem könne ich mich nicht vereinigen, er ſey mir zu unzuverläßig, und Herr Erhardt, der Inhaber der Metzler'ſchen Buchhandlung, habe es ganz abgelehnt, ich wolle daher einen Verſuch in München machen. — Aber können Sie es denn nicht ſelbſt herausgeben? fragte mich jetzt Sch. — Nicht wohl, denn erſtens bin ich kein Buchhändler, und dann wenn ich mir auch wohl den Selbſtverlag und die Expedition zutraute, ſo habe ich die Mittel nicht dazu. — Bedarf es denn ſo viel Geld? — Immer einer Summe von 4—5000 Gulden, um es in Gang zu bringen. — Nun, das wäre ja die Welt noch nicht und das Geld wohl noch aufzutreiben; und

Sie glauben, daß etwas damit zu verdienen wäre? — Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht wenigstens einige Tausend Gulden dabei herauskämen. — Nun, wissen Sie was, wir wollen es zusammen anfangen, ich schieße das Geld vor. — Sie scherzen. — Nein, in allem Ernst. — Sch. verließ mich nun und kam ein Paar Minuten darauf mit einem Sack Geld wieder zurück, indem er sagte: Hier sind einstweilen 500 Gulden, fangen Sie an. — Ich lachte, und erwiederte: wohlan, wenn es Ihnen Ernst ist, so sehen wir uns vor allem nach einem guten Drucker um; ich schlug den alten Wolters vor, der meine Zeitschrift druckte, mit dem ich auch noch den nämlichen Tag die Bedingungen abmachte. — Ich ließ nun sogleich den Druck des Werks beginnen und beeilte ihn, damit so bald als möglich die erste Lieferung verschickt werden konnte, schrieb auch eine sehr einladende Anzeige dazu, die ich in einigen vierzig Zeitschriften abdrucken ließ. Nachdem 2 bis 3 Lieferungen erschienen waren, zeigte sich schon der Erfolg, der über alle Erwartung war, die Bestellungen kamen in solcher Menge, daß schon bei der 4ten Lieferung eine zweite Auflage der drei ersten, die auch 2000 stark war, gemacht werden mußte, und ich ließ nun 4000 drucken, aber in weniger als sechs Wochen reichte auch diese nicht mehr hin, es mußte eine dritte Auflage veranstaltet werden, und nun wurden 6000 aufgelegt, die in wenig Monaten auf das doppelte erhöht werden mußten; so daß das Werk einen ganz ungewöhnlichen Ertrag versprach und auch wirklich abwarf. — Als dasselbe einen so ungeheuren Erfolg hatte, gab sich Frankh alle mögliche, aber, wie man wohl denken kann, vergebliche Mühe, es an sich zu bringen. Auch C..... suchte dabei beschäftigt zu werden, und durch des Abbé Mozins Verwendung wurden ihm die Correcturen übertragen; da er aber öfters ganz verkehrte Abänderungen machte, so war ich genöthigt, ihm dieselben wieder abzunehmen, doch erhielt er, seine noch immer sehr mißliche Lage berücksichtigend, eine Abfindungssumme. — Später zog ich mich mit einer Aversional-Summe von 40,000 Gulden, das Unternehmen hatte weit über 100,000 Gulden eingetragen, von dem Geschäft zurück.

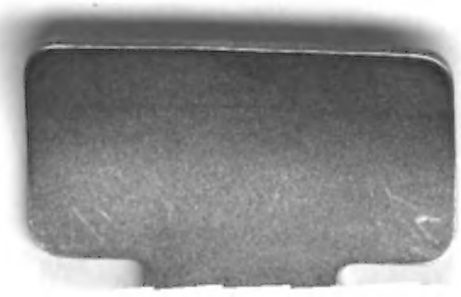
Da ich eigentlich noch nirgends Bürger war, denn in Frankfurt ist man als Sohn eines Bürgers noch nicht Bürger, sondern wird es erst, nachdem man sich förmlich dazu gemeldet, unzählige, zum Theil sehr lächerliche, aber auch sehr kostspielige Formalitäten erfüllt hat, und doch eine Heimath als Bürger haben mußte, wie

Digitized by Google

mir bei mehrern Vorfällen in Stuttgart und anderswo klar geworden, so kam ich nun in Frankfurt, wie es die dortigen Gesetze wollen, bei dem hohen Senat vermittelst eines Sachwalters um das Bürgerrecht daselbst ein. Aber sollte man es wohl glauben, die Dummheit dieser Väter des Vaterlandes ging so weit, daß es mir rund abgeschlagen wurde, man hatte in der Senatssitzung, in welcher die Sache vorkam, geäußert: „ich sey ein zu gefährlicher Mensch!“ — Als ich aber dennoch auf meiner Annahme beharrte, auch all die erbärmliche, lächerliche und kostspielige Umstandskrämerei, bei der es hauptsächlich auf Prellereien abgesehen ist, endlich geordnet und ich hierauf in Frankfurt erschienen war, begab ich mich an dem festgesetzten Tag, zur bestimmten Zeit, 11 Uhr Vormittags, zur Eidesleistung auf den Römer; ich mußte über eine halbe Stunde auf die Ankunft des Bürgermeisters warten, endlich ungeduldig, fragte ich nach demselben, worauf man mir erwiederte: daß der Herr Bürgermeister im Begriff seyen, ein Paar fremden Herrn den Kaisersaal und andere Merkwürdigkeiten des Römers zu zeigen. — Da riß mir der Faden der Geduld, und ich sagte zu einer der Ordonnanzen: Gehen Sie und sagen Sie dem Herrn Bürgermeister, daß ich schon über eine halbe Stunde auf ihn warte, um den Eid zu leisten, und wenn er nicht gleich komme, ich unbeeidigt wieder weggehe. Die Bürgermeister werden nicht dafür bezahlt, um den Lohnlakey zu machen, und die Bürger die sie bezahlen, so ungebührlich warten zu lassen. — Das letztere hatte zwar die Ordonnanz nicht ausrichten sollen, that es aber dennoch ungeheißen. Wenige Minuten darauf trat der Bürgermeister, mit einem Gesicht so roth wie der Kamm eines Hahnes, in das Kanzleizimmer und redete mich zornentbrannt mit den Worten an: „Wissen Sie, daß ich Sie kann arretiren lassen?“ — Wenn Sie das Recht dazu zu haben glauben, so probieren Sie es, Herr Bürgermeister. — Den Eid! rief nun die bürgermeisterliche Herrlichkeit wuthentbrannt, stotterte mir denselben vor, ich sprach ihn ruhig nach, und empfahl mich dann. — So war ich nun mit allem Fug und Recht ein Frankforter Borjer, also eine sehr respectable, und wie die Frankfurter glauben, auch höchst wichtige Person geworden. — Ja wenn ich nur was davon hätt'! sagt glaub' ich Staberl. — Ich eilte jetzt nach Stuttgart zurück, wohin mich meine literarischen und andere Beschäftigungen riefen, und blieb bis zur Beendigung meines historischen Werkes (1830) daselbst.

So weit reichte das in den Händen des Herausgebers sich befindende Manuscript der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten.“ Es ist uns seitdem noch eine Parthie mit der Aufschrift: „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Todten“ zugekommen, das nicht minder interessant, ja zum Theil noch interessanter als das der „40 Jahre“ seyn dürfte, zu dessen Herausgabe wir uns vielleicht später noch entscheiden könnten.

Digitized by Google



ALOIS SC
Buchbind
Schreib- u. Büro
MÜNCHEN Lud
Digitized

Digitized by Google